Feldmarschall Moltke

Max Jähns

Digitized by Google

INDIANA
UNIVERSITY
LIBRARY

g.154164

Digitized by Google

Feldmarschall Moltke

Feldmarschall Moltke

Von

Max Jähns

Mit 14 Abbildungen, 2 Kartenskizzen,
Moltkes Wappen und Handschrift

3013. Ex. 16.

Zweite Auflage

Berlin
Ernst Hofmann & Co.
1906

DD219
.M7 J2

INDIANA UNIVERSITY LIBRARY

Fünftes und ſechſtes Tauſend

(Das erſte bis vierte Tauſend erſchien in der Biographen-Sammlung „Geiſteshelden“)

Nachdruck verboten
Überſetzungsrecht vorbehalten

Vorwort

zur ersten Auflage ersten Teils

Ein altes tüchtiges Wahrwort lautet ‚Viel Feind, viel Ehr!‘ und oftmals trifft es zu. Weit seltener darf man von einem großen Manne sagen: ‚Viel Ehr und keinen Feind!‘ Dies Seltenste, Schönste gilt, obgleich er ein Kriegsmann war, von jenem Geisteshelden, dem dieses Buch gewidmet ist, von dem Feldmarschall Grafen Helmuth von Moltke, den alle Deutschen liebten und verehrten, den das Ausland staunend oder scheu bewunderte und der zu den edelsten Geistern unsres Volks und aller Zeiten zählt. — Es war der berechtigte Wunsch der Zeitgenossen, sich vom Wesen und Wirken dieses herrlichen Mannes ein deutliches Bild zu machen; doch bis zu seinem Dahinscheiden erwiesen die für einen solchen Zweck vorhandenen Mittel sich als spärlich und unzureichend. Sie bestanden in einer ganz kurzen Selbstbiographie, welche der Feldmarschall bald nach Beendigung des Feldzugs 1866 für das Familienblatt ‚Daheim‘ geschrieben hatte, in den kleinen Schriften Moltkes über Belgien und Polen aus dem Beginne der dreißiger Jahre, in den ‚Briefen über Begebenheiten und Zustände in der Türkei‘, die er im Jahre 1841 veröffentlicht hatte, in den ‚Wanderungen um Rom‘, welche Georg von Bunsen in der ‚Deutschen Rundschau‘ 1879 herausgegeben und bald darauf mit ‚Tagebuchsblättern aus Spanien‘ und ‚Briefen

2-27-68

aus Paris' zu einem ‚Wanderbuch' vereinigt hatte, in den 1877 erschienenen ‚Briefen aus Rußland' und endlich in der zehn Jahre später von Gustav Karpeles veranstalteten Sammlung von Moltkes Reden. Aus diesen Quellen sowie aus den Äußerungen, die sich in den Werken des Generalstabs auf Moltke bezogen oder die darin mit mehr oder minderem Rechte ihm persönlich zugeschrieben wurden, hatten diejenigen Schriftsteller zu schöpfen, welche bei Moltkes Lebzeiten eine Darstellung seiner Persönlichkeit und seines Wirkens unternommen haben. Es sind dies, meines Wissens:

Wilhelm Müller: General-Feldmarschall Graf Moltke. (Stuttgart 1878.)

W. Buchner: Graf Moltke. (Lahr o. J.)

A. Freiherr von Fircks: Feldmarschall Graf Moltke und der Generalstab. (Berlin 1880.)

Christian Belger: Graf Moltkes Verdienste um die Kenntnis des Altertums. (Preußische Jahrbücher. 1883. I.)

Brachvogel: Graf Moltke. In ‚Unsere obersten Heerführer'. (Berlin 1884.)

G. Karpeles: Einleitung zu der Sammelschrift ‚Graf Moltke als Redner'.

Hermann Müller-Bohn: Graf Moltke. (Berlin 1890.)

Adolf Kohut: Moltke als Denker. Goldene Worte aus seinen Werken, Reden und Briefen. (Berlin 1890.)

So wertvoll nun auch die eine oder die andere dieser Schriften sein mochte, so sind sie doch ganz eigentlich veraltet, seitdem, unmittelbar nach dem Dahinscheiden unseres Helden, auf Veranlassung des Grafen Wilhelm Moltke, in rascher Folge des Feldmarschalls ‚Gesammelte Schriften und Denkwürdigkeiten' bei E. S. Mittler & Sohn erschienen sind (Berlin 1891—1893). Dies große Sammelwerk, dessen Herstellung der Oberstleutnant von Leszczynski übernommen hatte, birgt in acht stattlichen Bänden folgenden Inhalt:

I. Zur Lebensgeſchichte. (Nebſt einer Novelle und den ‚Troſtgedanken‘ Moltkes.)
II. Vermiſchte Schriften des Grafen Moltke. (Nicht militäriſchen Inhalts.)
III. Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges von 1870—1871 vom Grafen von Moltke.
IV. Briefe Moltkes an ſeine Mutter und an ſeine Brüder.
V. Briefe Moltkes an die Familie, Gönner, Freunde uſw. und Erinnerungen an ihn.
VI. Briefe Moltkes an ſeine Braut und Frau.
VII. Reden Moltkes. (Nebſt Regiſter zu den 7 Bänden.)
VIII. Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei. 6. Aufl. Eingeleitet und mit Anmerkungen verſehen von Dr. Guſtav Hirſchfeld.

Seitdem erſchienen noch:

Unſer Moltke. Von einem ſeiner dankbaren Schüler. (Berlin 1890.) Würdigung von hohem militäriſchen Geſichtspunkt aus.

Ch. Malo: M. de Moltke. (Paris-Nancy 1891.) Unbillig doch nicht gedankenlos.

Ed. Lockroy: M. de Moltke et la guerre future. (Paris 1891.) Ebenſo unwiſſend als böswillig.

Moltkes neunzigſte Geburtstagsfeier. (Berlin 1891.)

Reinhold Wagner: Moltke und Mühlbach zuſammen unter dem Halbmonde 1837—1839. (Berlin 1893.) Vom höchſten Wert für die in Frage kommende Zeit.

F. v. Brockdorff: Marie von Moltke. Ein Lebens- und Charakterbild. (Leipzig 1893.)

Moltkes Briefe an ſeine Braut und Frau und an andere Anverwandte. 2 Bände.) Deutſche Verlags-Anſtalt 1894.) Bringt wenig mehr als der VI. Band der ‚Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten‘.

*) Fr. A. Dreßler: Moltke in seiner Häuslichkeit. Mit Illustrationen. (Berlin.)

*) Arnold Kowalewski: Moltke als Philosoph. (Bonn 1905.)

*) Moltke in der Vorbereitung und Durchführung der Operationen. Zur Enthüllung des Moltke-Denkmals hrsg. vom Großen Generalstab. (Berlin 1905.)

Den ‚Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten' Moltkes treten nun neuerdings dessen ‚Kriegswissenschaftliche Arbeiten' zur Seite, die von der ‚Abteilung für Kriegsgeschichte' im Großen Generalstabe herausgegeben werden. Sie sollen in drei Gruppen zerfallen: 1. Die militärische Korrespondenz während der Kriege 1864, 1866 und 1870/71; 2. Die Tätigkeit als Chef des Generalstabs im Frieden; 3. Kriegsgeschichtliche Arbeiten. Bisher ist von jeder Gruppe nur ein Teil erschienen.

Überblickt man diesen Stoff, so erhellt, daß er wohl ausreicht, um eine Schilderung von Moltkes Leben und Wirken zu geben bis zu dem Zeitpunkte, da er als Chef an die Spitze des Generalstabs der Armee trat, daß jedoch für die Darstellung seiner Tätigkeit in dieser hohen Stellung selbst die Vollendung der Herausgabe der ‚Kriegswissenschaftlichen Arbeiten' abzuwarten bleibt. — Und so übergebe ich denn hiermit der deutschen Lesewelt ein schlichtes volkstümliches Bild von ‚Moltkes Lehr- und Wanderjahren', eine Schilderung der Entfaltung seines Geistes und Charakters und des Stufenganges, der ihn zur Höhe seines Lebens führte.

Berlin, Mai 1894.

*) Zusatz des Verlegers.

Vorwort

zur ersten Auflage zweiten und dritten Teils

Als ich vor sechs Jahren in Aussicht stellte, meiner Schilderung von ‚Moltkes Lehr- und Wanderjahren' eine solche von ‚Moltkes Meisterjahren und Lebensabend' folgen zu lassen, machte ich den Zeitpunkt dafür von dem Erscheinen der kriegswissenschaftlichen Arbeiten des Feldmarschalls abhängig, die der Große Generalstab zu veröffentlichen begonnen hatte und die man damals bald vollendet vor sich zu sehen hoffte. Indessen darin hatte man sich getäuscht; noch heut ist das große Werk nicht abgeschlossen. Zurzeit liegen vor:

Gruppe I. Militärische Korrespondenz.
- Erster Teil: Krieg 1864.
- Zweiter Teil: Aus den Dienstschriften des Krieges 1866.
- Dritter Teil: Aus den Dienstschriften des Krieges 1870/71.

Gruppe II. Die Tätigkeit des Chefs des Generalstabs im Frieden.
- Erster Teil: Moltkes taktische Aufgaben 1858—1882.

Gruppe III. Kriegsgeschichtliche Arbeiten.
- Erster Teil: Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848/49.
- Zweiter Teil: Kritische Aufsätze zur Geschichte der Feldzüge von 1809, 1859, 1864, 1866 und 1870/71.

Ist nun damit auch die Veröffentlichung noch keineswegs erschöpft, so erfreut man sich doch des Besitzes der bei weitem wichtigsten Gabe, nämlich der militärischen Korrespondenz der drei Kriege. Dieser günstige Umstand sowie der Wunsch, meine Darstellung noch vor dem hundertsten Geburtstage des Feldmarschalls, den wir in diesem Herbste feiern, erscheinen zu lassen, ließen mich davon absehen, die Vollendung des vom Generalstabe unternommenen Werkes abzuwarten, und veranlaßten mich, meine Arbeit schon jetzt abzuschließen. Die

‚Meisterjahre‘ stellen unseren Helden auf der Höhe seines Wirkens dar, die zusammenfiel mit der großartigsten Lebensäußerung des Deutschen Volkes im 19. Jahrhundert; der ‚Lebensabend‘ läßt vorzugsweise die Stellung des Helden zu den Fragen der Zeit und der Ewigkeit erkennen.

Ich habe mich bestrebt, den Feldmarschall selbst, seine Mitarbeiter und die Augenzeugen seines Schaffens, so viel als irgend möglich, unmittelbar zu Worte kommen zu lassen. Möge dieses Lebensbild eines vorbildlichen Deutschen Freunde finden und sie mit dem Entschluß erfüllen, dem großen Manne nachzueifern.

Berlin, Januar 1900.

Dr. **Max Jähns**
Oberstleutnant a. D.

Vorwort
zur zweiten Auflage

Am 19. September 1900 ist Max Jähns verstorben. Der Chef des Generalstabs der Armee, Graf von Schlieffen, hat in einem ehrenden Nachruf auf den Verfasser sein Moltke-Buch als „eine glänzend geschriebene Biographie“ gerühmt.

Vorliegende Neuauflage ist — abgesehen von einigen durch die veränderten Zeitumstände bedingten redaktionellen Änderungen — ein unveränderter Abdruck der ersten Auflage, zu der die gesamte uns vorliegende Kritik keinerlei Tadel geäußert hat. Die zweite Auflage ist durch einige Abbildungen bereichert worden.

Berlin, März 1906.

Die Verlagsbuchhandlung.

Inhaltsübersicht

I.

Die Herkunft Moltkes

1160—1800

Seite

Vorfahren und Geschlechtsgenossen Moltkes 1
Die Eltern Moltkes 4

II.

Moltkes erste Jugend

1800—1821

1. Im Elternhause und beim Landpfarrer. 1800—1810 . . . 9
2. Im Kopenhagener Kadettenkorps und im dänischen Dienste. 1811—1821 13

III.

Moltke als preußischer Leutnant

1822—1835

1. Beim Leibregiment und auf Kriegsschule. 1822—1826 . . 19
2. Beim Leibregiment und Lehrer an der Divisionsschule. 1826 bis 1828 23
‚Die Freunde. Eine Erzählung von Helmuth‘. 1827 . 23
3. Im topographischen Bureau. 1828—1832 28
‚Holland und Belgien in gegenseitiger Beziehung‘. 1831 35
‚Darstellung der inneren Verhältnisse Polens‘. 1832 . . 36
Verdeutschung von Gibbons Römischer Geschichte. 1832 bis 1835 38
4. Leutnant im Generalstabe. 1832—1835 39
Ritter des Johanniterordens. 1835 41
Zusammenfassung 41

IV.

Hauptmann von Moltke im Morgenlande

1835—1839

Seite

1. Urlaubsreiſe nach Konſtantinopel. 1835 47
   - Moltke als Lehrer des Kriegsſpiels in Stambul . . . 49
2. Die politiſche Lage der Türkei 50
3. Moltke kommandiert in Stambul. 1835—1837 54
   - Denkſchrift über Einführung des preußiſchen Landwehrweſens. 1836 54
   - Erkundungsreiſen an den Dardanellen und um Varna . 56
   - In Bruſſa, Nicäa und Smyrna. 1836 56
   - Aufnahme des nördlichen Bosporus. 1836 57
   - Aufnahme von Konſtantinopel. 1837 59
   - Reiſe mit dem Sultan durch Bulgarien und Rumelien. 1837 59
   - Der Mutter Tod. 1837 60
   - Stilleben in Bujukdere. 1837 60
4. Die preußiſchen Kameraden von Vincke, von Mühlbach und Fiſcher 61
5. Erkundungsreiſen. 1837—1838 63
   - In Bulgarien. 1837 63
   - Die Dardanellen und Troja 63
   - San Stefano 64
   - Die Denkſchriften 64
   - ‚Mémoire sur l'organisation d'un bataillon d'instruction' 64
   - Moltke, Müſteſchar von Hafiß Paſcha. 1838 65
   - Reiſe nach Karput 66
   - Über Malatia nach Rum Kaleh 68
   - Über Biredſchik nach Diarbekir 69
6. Moltke gegen Araber und Kurden. 1838 70
   - Auf dem Tigris nach Moſſul 70
   - Belagerung von Sayd-Bey-Kaleſſi 71
   - In den Lagern von Goh und Karput 73
7. Ruhe vor dem Sturme. 1838—1839 74
   - Erſte Euphratfahrt 75

Seite

An den kilikiſchen Päſſen 76
Kartenzeichnen und Truppenübungen 77
Zweite Euphratfahrt. 1839 81
8. Der ſyriſche Feldzug. 1839 82
Im Lager von Birebſchik 83
Die Schlacht bei Niſib 84
9. Die Heimkehr. 1839 98
Reiſe nach Konſtantinopel 99
Moltkes Bericht über die Vorgänge beim Heere . . . 99
Reiſe nach Wien 101
‚Darſtellung des türkiſch-ägyptiſchen Feldzuges‘ 101
Zuſammenfaſſung 102

V.

Moltke in Berlin

1840—1845

1. Moltke beim Generalſtabe des IV. Armee-Korps 104
‚Briefe über Begebenheiten und Zuſtände in der Türkei‘. 106
2. Die Brautzeit. 1840—1842 111
Marie Burt 112
Moltke Direktionsmitglied der Berlin-Hamburger Eiſenbahn 115
Helgoland und Harz 117
‚Die deutſche Grenzfrage‘ 1841 119
Aufſätze in der Augsburger Allg. Zeitung. (1841—1844) 121
Selbſtbekenntniſſe. 1842 122
Beſchäftigung mit der Dichtkunſt 125
Beförderung zum Major und Vermählung 126
3. Die Zeit der jungen Ehe 126
Marie von Moltke. 1842—1845 126
‚Karte von Konſtantinopel und dem Bosporus‘. 1842 . 128
‚Über die Wahl der Richtung von Eiſenbahnen‘. 1843 . 128
‚Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Feldzugs 1828/9‘. 1844 129
Zuſammenfaſſung 132

VI.

Moltke in Rom

1845—1846

Seite

1. Moltke als Adjutant des Prinzen Heinrich von Preußen . . 133
   - Prinz Heinrich 133
   - Die Aufnahme der Umgebungen von Rom 136
   - Der dafür geplante ‚Wegweiser‘ 140
   - Der Tod des Prinzen und die Eilfahrt nach Berlin . . 145
   - Rückkehr und Vollendung des Planes von Rom . . . 145
2. Moltkes Heimkehr 146
   - Meerfahrt mit der Leiche des Prinzen 147
   - Reise durch Spanien 147
   - Bestattung des Prinzen Heinrich 151
   - ‚Karte des nördlichen Teiles des Bosporus‘ 151
   - ‚Plan-Atlas von Kleinasien‘ 151

Zusammenfassung 152

VII.

Moltke in Coblenz, Berlin und Magdeburg

1847—1854

1. Moltke in Coblenz. 1847—1848 153
   - Wohlbefinden am Rhein 153
   - Der Aufstand in den Elbherzogtümern 155
   - Die Staatsumwälzung von 1848 157
2. Moltke vorübergehend in Berlin. 1848 159
   - Abteilungsvorsteher im Großen Generalstabe 159
   - Aussicht auf eine Stellung im holsteinischen Heere . . . 160
3. Moltke als Chef des Generalstabs IV. Armee-Korps in Magdeburg 162
   - Politische Erörterungen 163
   - Humboldt legt Moltkes römische Aufnahme dem Könige vor 165

Digitized by Google

Seite

Politiſche Erörterungen 165
Die Zuſtände in Schleswig-Holſtein 170
Die Mobilmachung und Olmütz 174
Moltkes Bild von Lauchert 176
Mr. Burt und die Frage der Sklaverei 177
Der Prinz von Preußen in Magdeburg 178
4. Der Oberſt von Moltke. 1852—1854 178
‚Carta topografica di Roma‘ 178
Über den ruſſiſch-türkiſchen Krieg 179
Führung der Übungsreiſe des Großen Generalſtabs. 1854 180
‚Memoir über die Konſtruktion der Karte von Kleinaſien‘ 1854 182
Zuſammenfaſſung 183

VIII.

Moltke als Adjutant des preußiſchen Thronfolgers

1855—1857

1. Die Ernennung und ihre Bedeutung 186
Geſpräch mit König Friedrich Wilhelm IV. in Sansſouci 187
Reiſen in Preußen und im Harze 189
Moltke in Balmoral 191
Äußerungen Moltkes über ſeine neue Stellung 192
Überſiedlung nach Berlin 194
2. Moltke in England 194
Mangel an Quellen über ſeine Wirkſamkeit beim Prinzen Friedrich Wilhelm 195
Moltke in London 196
3. Moltke in Rußland 201
Kronſtadt und Peterhof 202
St. Petersburg 205
Moskau 209
Geſchichtliche und politiſche Betrachtungen 210
4. Moltke in Paris 216
Der Hof Napoleons III. 216

Seite

5. Moltke in Schlesien 220
Gespräch mit Theodor von Bernhardi 221
Ausflug nach Windsor Castle 223
Besuch schlesischer Schlachtfelder 223
6. Moltke wird Chef des Generalstabs der Armee 224
Mit der Führung der Geschäfte des Chefs beauftragt . . 225
Hochzeitsreise des Prinzen Friedrich Wilhelm nach England 226
Endgültige Ernennung zum Chef des Generalstabs . . 227
Schluß 227

IX.

Zur Geschichte des Generalstabs

1. Der Generalstab früherer Zeiten 233
2. Der preußische Generalstab im 19. Jahrhundert 241

X.

Moltke im Zeitalter des lombardischen Krieges

1858—1859.

1. Moltkes Behausung und Dienststellung 255
2. Denkschriften über einen Krieg mit Frankreich 261
‚Über die Bedeutung der oberrheinischen Festungen.‘ (Nov. 57) 262
‚Aufmarsch der deutschen Heere gegen Frankreich.‘ (Okt. 58) 265
3. Der lombardische Krieg 271
Beginn des Krieges 272
Gespräche Moltkes mit Theodor von Bernhardi 274
Fortgang und Abschluß des Krieges 279
Moltkes Urteil über die militärpolitische Lage 282
Das ‚Generalstabswerk‘ über den italienischen Feldzug. (1861/62) 287

XI.

Moltke im Zeitalter der preußischen Heereserneuerung

1860—1862

Seite

1. Moltke als Vorsitzender der Küstenbefestigungskommission . 290
2. Denkschriften über etwaige Kriege mit den Nachbarstaaten
   Aufmarsch gegen Frankreich (Frühjahr 1860) 292
   Aufmarsch gegen Österreich (Frühjahr 1860) 293
   Aufmarsch gegen Rußland (Frühjahr 1860) 298
3. Moltke als Minister des Auswärtigen von einigen in Aussicht genommen (Gespräch mit Bernhardi) 301
4. Das Königsmanöver am Rhein 1861 302
5. Denkschrift über die Bedeutung der Festungen gegen Frankreich (Nov. 1861) 304
   Moltke mit dem Kronprinzen in England 307
6. Denkschrift über ein Vorgehen gegen den deutschen Bund, Österreich und Frankreich 309
   Gespräch mit Bernhardi 311
7. Moltkes Beurteilungen der taktischen Übungsarbeiten . . . 313

XII.

Moltke im Zeitalter des Dänenkrieges

1863—1864

1. Moltkes ‚Geschichte des Krieges gegen Dänemark in den Jahren 1848/49‘ 316
2. Denkschrift über einen Krieg mit Dänemark. (6. Dez. 1862) 319
3. Die Bundesexekution in Holstein 322
   Beratungen in Frankfurt 324
4. Die Aufstellung eines preußisch-österreichischen Bundesheeres unter dem Feldmarschall v. Wrangel 326
   ‚Gesichtspunkte für die Kriegführung‘ (Jan. 1863) . . 326
   Die Ereignisse auf dem Kriegsschauplatze 329
5. Moltke zum Chef des Stabes beim Oberkommando ernannt 340
   Zeit des Waffenstillstandes 340
   Übergang nach Alsen 343

Seite

6. Zeit der Friedensunterhandlungen 349
Gnadenbezeigung des Königs 349
Moltke erwägt den Gedanken, den Abschied zu nehmen . 350
Seine Gesamtansicht über den dänischen Krieg 352
Abmeldung beim Kaiser Franz Josef in Wien 356
Gespräch mit Bernhardi 357
‚Kurze Übersicht des Feldzuges gegen Dänemark‘ . . . 360

XIII.

Moltke im Zeitalter des österreichischen Krieges

1865—1866

1. Die Entstehung des Krieges 361
Ministerrat vom 29. Mai 1865 362
2. ‚Vorarbeit‘ für den Krieg vom Winter 1865/66 364
3. Die Zeit des Harrens und Wartens 369
Ministerrat vom 28. März 1866 370
Gespräch mit Bernhardi 374
4. Denkschrift über den Aufmarsch vom 14. April 376
Zögern des Königs 379
Sorge in Volk und Heer 380
Moltkes Stellung im Hauptquartier 385
5. Schwankungen im Kabinett und Änderungen des Aufmarsches 389
6. Die Unterwerfung Norddeutschlands 394
7. Einmarsch in Böhmen 396
Wissenschaftlicher Streit über das Vorgehen in getrennten Heeressäulen 401
8. Befehlsführung Moltkes während der Anmarschkämpfe . . 405
9. Königgrätz 408
10. Vormarsch auf Wien und Präliminarfrieden 420
11. Wieder in Berlin 427
Denkschrift vom 8. August 427
Jahresausgang 433
‚Der alte Moltke‘ 434

XIV.

Moltke im Zeitalter des französischen Krieges

1867—1871

Seite

1. Das Jahr 1867 439
   - Änderungen in der Zusammensetzung des Generalstabs . 440
   - Die Luxemburger Frage 441
     - Moltke anderer Ansicht als Bismarck 442
   - Beratungen über das Bundeskriegswesen 443
   - Silberne Hochzeit 444
   - Verhandlungen mit Süddeutschland 446
   - Strategische Erwägungen. (Bahnbauten) 446
   - Besuch der Pariser Weltausstellung 447
   - Moltke Ehrendoktor der Philosophie 448
   - Über die Befestigung von Saarlouis 449
   - Generalstabsreise in Schlesien und Erwerbung von Creisau 449
   - Fortgang der französischen Rüstungen 451
   - Geschichte des Krieges 1866 452
   - Die Einrichtung von Creisau 453
   - Plan zum ersten Aufmarsch gegen Frankreich 454
2. Das Jahr 1868 455
   - Bau des neuen Generalstabsgebäudes 455
   - Erwägung eines strategischen Überfalls durch die Franzosen 456
   - Entwürfe für Reden im Zollparlament 457
   - Reisen in Deutschland 458
   - Tod der Frau von Moltke 459
3. Das Jahr 1869 461
   - Fünfzigjähriges Dienstjubiläum 461
   - Entwurf zur ersten Versammlung der deutschen Heere
     - a) gegen Frankreich allein 462
     - b) gegen Frankreich und Österreich 464
   - Aufenthalt in Creisau 467
   - Generalstabsreise in Sachsen 468
4. Die erste Hälfte des Jahres 1870 469
   - Moltke für den Reichstag als Leiter der Konservativen ins Auge gefaßt 469

Seite

Kriegsankündigung in Creisau 470
Die Emser Depesche 472
Der Kriegsausbruch 474
5. Die Einleitung des Feldzuges gegen Frankreich 475
Moltke Chef des Generalstabs im Großen Hauptquartier 475
Aufmarsch und Einleitungskämpfe 477
6. Der Kampf gegen die Rheinarmee 481
Gravelotte-St. Privat 490
7. Der Kampf gegen die Armee von Châlons 504
Sedan 508
8. Der Kampf um Paris 523
Das Leben in Versailles 526
Moltkes 70. Geburtstag und Fall von Metz 533
Erhebung in den Grafenstand 535
Die Frage der Beschießung von Paris 536
Die Direktiven vom 17. Dezember 1870 544
Weiteres zur Beschießungsfrage 545
Die Januarkämpfe 551
Verkündigung des deutschen Kaisertums und Übergabe von Paris. Waffenstillstand 554
Der Präliminarfriede und der Einzug in Paris . . . 558
Großkreuz des Eisernen Kreuzes 561
Die Lage gegenüber der Kommune 562
Friede, Einzug in Berlin, Moltke Generalfeldmarschall . 565
9. Moltke als Feldherr 567

XV.

Der Chef des Generalstabs im Frieden

1871—1881

1. Das Jahrfünft von 1871—1876 580
Auflösung des Großen Hauptquartiers 582
Felddienstordnung 583
Das Generalstabswerk über 1870/71 583

Seite

Moltke im neuen Generalstabsgebäude 583
In St. Petersburg 585
Berufung ins Herrenhaus 585
Die militärische Aufrichtung Frankreichs 585
Das Zentraldirektorium der Vermessungen 586
Stilleben in Creisau 587
Wieder in St. Petersburg 588
Der Nordostsee-Kanal 588
Reichsmilitärgesetz von 1872 589
Die Phantasie im Leben Moltkes 591
Moltke Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste 592
Ablehnung der Mitgliedschaft der Universal Alliance . 592
Aufenthalt in Ragaz 593
Verhältnis zu Frankreich 593
Besuch des italienischen Hofes 595
Großkomtur des Hohenzollernordens 596
Aufenthalt in Rom und Neapel 596
Der Park von Creisau 597
Moltke-Denkmal in Parchim 599
2. Das Jahrfünft von 1877—1881 600
Parlamentarische Tätigkeit Moltkes 600
In den Reichslanden 602
Die ‚Taktischen Aufgaben‘ 602
Über das Völkerrecht (an General v. Hartmann) . . . 603
Moltke als echter Protestant 604
Moltke über das Sozialistengesetz 605
Wilhelmspende 607
60jähriges Dienstjubiläum 607
Stern zum Orden pour le mérite 607
Wilhelm-Denkmal für Creisau 608
Moltke für das Staatsbahnsystem 610
Zum Reichsmilitärgesetz 611
Kinderspielschule in Creisau 613
Frömmigkeit Moltkes 614
Über Völkerrecht (an Bluntschli und Goubareff) . . . 614

Seite

Vollendung des Generalstabswerkes über 1870/71 . . . 617
Moltke in Kiel 618
Moltkes Tischreden 619
Moltkedenkmal in Köln 619
Abschiedsgesuch Moltkes 619
Seine Entlastung durch Zuweisung eines Generalquartiermeisters 620

XVI.

Moltkes Lebensabend

1882—1891

1. Der entlastete Chef des Generalstabs 625
Moltkes Stellung zu seinem schriftlichen Nachlasse . . . 626
Die Kanalfragen Norddeutschlands 626
Kanzler des Schwarzen Adlerordens 628
Leben in Creisau 628
Wieder an der Riviera 631
Die Musik 632
Rede für die Erhöhung der Friedensstärke 633
Großkreuz des Hohenzollernordens in Brillanten . . . 635
Moltkes Geschichte des deutsch-französischen Krieges . . 635
Das Trauerjahr 1888 638
Kaiser Wilhelms Tod 639
Kaiser Friedrich 640
Moltkes Abschiedsgesuch 641
2. Moltke als Präses der Landesverteidigungs-Kommission . . 643
Siebzigjähriges militärisches Dienstjubiläum (1889) . . 643
Der 90. Geburtstag 647
Moltkes Lieblingsbücher 654
Die ‚Trostgedanken‘ 655
A la suite des Seebataillons 662
Rede über die Einheitszeit 662
Der letzte Tag 664
Die Bestattung 666

Digitized by Google

Seite

Schluß.

Der moderne Feldherr 669

Moltke und Napoleon 672

Moltke ein Vollmensch 675

Quellen und Anmerkungen 677

Personen- und Sachverzeichnis 707

Verzeichnis der Abbildungen

Seite

Moltke. Nach einer Photographie . . . . . Titelbild

Moltkes Geburtshaus 10

Moltkes Vater 12

Moltke als Leutnant 25

Skizze vom mittleren Kleinasien 67

Gegend bei Birebschik (Skizze) 86

Marie Burt 116

Moltke als fünfzigjähriger Generalstabschef 177

Moltkes gräfliches Wappen 312

Landsitz Creisau 453

Moltke in persönlicher Gefahr 496

Moltke der Schlachtendenker 509

Kapitulationsverhandlungen in Donchery bei Sedan (Von G. Bleibtreu) 515

Moltke, Bismarck, Roon. (Von Jos. Kossack) 581

Moltke procul negotiis 593

Moltke in seinem Arbeitszimmer auf Schloß Creisau 614

Moltkes Handschrift 622

Denkmal in Berlin (Von J. Uphues) 670

I.

Die Herkunft Moltkes. Das Geschlecht der Moltke

Gewiß haben die deutschen Sprüchwörter Recht, wenn sie sagen: „Selbst ist der Mann!“ oder „Jeder ist seines Glückes Schmied!“ Aber gleichgiltig ist doch das Herkommen eines Menschen keineswegs, und gerade zu unserer Zeit, welche im Bereiche der Wissenschaft, ja sogar in dem der Dichtung so großen Nachdruck auf den Begriff der ‚Vererbung‘ legt, erscheint es angemessen, auch einen Blick auf die Vorfahren und Geschlechtsgenossen des großen Mannes zu werfen, dem diese Blätter gewidmet sind.[1])

Als Heinrich der Löwe um das Jahr 1160 eifrig die Eindeutschung der abodritischen Wendenlande betrieb, das Bistum Mecklenburg wiederherstellte und eine Reihe fester Plätze mit seinen Sachsen besetzte, da befanden sich unter den kriegerischen Ansiedlern auch die Moltke. Urkundlich wird zuerst (1246) ein ‚Ritter‘ Matthäus Moltke erwähnt. Vermutlich saß er auch schon im Gebiete der Recknitz auf dem Stammhause Stridfeld, welches zwanzig Jahre später nebst zwei anderen Gütern dem Ritter Eberhard Moltke gehörte und ein halbes Jahrtausend lang ununterbrochen im Besitze der Familie geblieben ist. Einer ihrer Zweige verbreitete sich von dort aus nach Schweden, wo er im Mannesstamme allerdings schon 1413 erlosch,

jedoch mit einer Tochter, Margarete Moltke, welche 1414 Nielsen Wasa heiratete, dem königlichen Hause Wasa eine Stammutter gab. — Auch in Dänemark und Norwegen gelangten die Moltke früh zu Besitz und Ansehen; aber um die Mitte des 16. Jahrhunderts starben diese nordischen Moltke aus, und von den deutschen hinterließ damals nur einer, Gebhard, zwei Söhne, deren älterer Stammvater aller späteren deutschen Moltke wurde, während von dem jüngeren eine neue dänische Familie Moltke ausging.

Zur Zeit des dreißigjährigen Krieges traten besonders zwei Angehörige der deutschen Linie hervor. Der eine, Gebhard, nutzte seinem Vaterlande außerordentlich, indem er, der Ermahnung seines vertriebenen Herzogs folgend, auch unter der Zwischenregierung Wallensteins im Dienste blieb, den Zusammenhang der Geschäfte als Präsident des geheimen Rates wahrte und das Volk von vergeblicher Auflehnung zurückhielt. Der plötzliche Sturz des Friedländers gereichte ihm jedoch zum Verderben; sein Landbesitz ward eingezogen, er selbst verbannt; erst 1643 durfte er heimkehren. — Der andere war ein glücklicher Parteiführer der Schweden: Joachim Christof von Moltke, den König Gustav Adolf gern seinen ‚Vetter' hieß. Ruhmvoll focht er in Polen und bei Lützen, warb später ein Reiterregiment und kaufte, als er sich aus dem Dienst zurückgezogen, vom Eutiner Bischof das Gut Schorsow in Mecklenburg.

Nach 1665 teilten sich die deutschen Freiherrn von Moltke (denn allgemein wird der Familie die Baronswürde zuerkannt) in die Linien Samow und Schorsow. Beider Wappenschild zeigte drei schwarze Birkhühner im silbernen Felde und als Helmzier sieben Pfauenfedern. Der Wahlspruch lautete ‚Candide et caute!' (Aufrichtig und vor-

sichtig!) Glieder der Linie Schorsow verbreiteten sich in Süddeutschland und Österreich. Zu ihnen zählte Friedrich Detlev Moltke (geb. 1750), welcher sich mit einer Prinzessin von Holstein-Beck (Großmutter König Christians IX.) vermählte, in den deutschen Reichsgrafenstand erhoben ward, seine mecklenburgischen Güter mit der Herrschaft Behle in Posen vertauschte und als preußischer Oberjägermeister starb. — Die dänischen Moltke nahmen schon seit der Mitte des 17. Jahrhunderts bedeutende Stellungen ein. Adam Gottlob, der Freund Christians V. und Klopstocks, wurde 1750 zum Lehnsgrafen auf Bregentved erhoben, und seine zahlreiche Nachkommenschaft, die sich über Dänemark und die Elbherzogtümer verbreitete, weist eine Reihe hervorragender Männer in den vornehmsten Staatsämtern auf. Nur einer der merkwürdigsten von ihnen, Graf Detlev, lebte, ohne je Dienst zu nehmen, ‚ein wahrer Freiherr' auf seinen Gütern. Er war eng befreundet mit Niebuhr, der 1806 über ihn sagte: „Moltke ist zur Vollendung seiner Natur gediehen; er hat den Löwen in sich gezähmt und sein morgenländisches Feuer zur Belebung griechischer Gestalten gewendet." Und Perthes kennzeichnet ihn mit den Worten[2]): „Eine herrliche Männergestalt mit edler Stirn und blitzenden Augen. Überbrausend an Kraft und reicher Phantasie, war er mächtig ergriffen von den ersten Eindrücken der französischen Revolution und gehörte jahrelang zu den feurigsten, aber auch reinsten ihrer Anhänger." Zugleich war er ein eifriger Vertreter des Verfassungsrechtes der Elbherzogtümer, für deren Ritterschaft er auf dem Wiener Kongresse das Wort und bis zum Ausgange der dreißiger Jahre die Feder führte. Als Dichter gehörte er der Schule Klopstocks an.

Während so die Söhne der jüngeren Deutschen wie

die der däniſchen Linie reich waren an Beſitz, Würden und Einfluß, ſtand es minder gut mit dem älteren deutſchen Hauſe, dem von Samow. Allerdings war aus ihm in der Zeit der ſchleſiſchen Kriege ein öſterreichiſcher Feldmarſchall hervorgegangen, Ludwig Wilhelm von Moltke, der ſich auch willens erwies, ſeinen Geſchlechtsvettern zu helfen. Den jungen Friedrich Kaſimir von Moltke, der, einer Notwehr wegen, aus dem Pagendienſt am württembergiſchen Hofe zu ihm geflüchtet war, förderte er dermaßen, daß der kaum Fünfundzwanzigjährige Hauptmann in Wien ward, ja er bot ihm ſeine Tochter zur Gemahlin; da er jedoch zugleich verlangte, daß der junge Mann katholiſch würde, ſo verzichtete dieſer auf ſo hohe Gunſt, nahm den Abſchied, zog ſich auf ſein mecklenburgiſches Gut zurück und heiratete Sophie Charlotte d'Olivet, den ſchönen Sprößling einer Hugenottenfamilie. Sie iſt die Großmutter unſeres Helden.

Der neunte Sohn Friedrich Kaſimirs und der Sophie Charlotte, Friedrich von Moltke, verwaiſte früh, trat ganz jung in das preußiſche Regiment Möllendorf und wurde 1789 Offizier. „Das kleine von den Eltern ererbte Vermögen," ſo berichtet er ſelbſt, „war bald verzehrt, und meine ökonomiſche Lage verſchlechterte ſich mit jedem Jahr; denn ich hatte nicht die Kraft, mich nach der Decke zu ſtrecken. Da ich aber fortwährend ſittlich und ordentlich lebte, ſo erfreute ich mich blühender Geſundheit und ward wohl mit Recht unter die ſchönen jungen Männer gerechnet. Ich hatte ein frohes Gemüt, und ſo konnte es nicht fehlen, daß ich allerorts gern geſehen wurde." Dieſen Eigenſchaften verdankte er die Liebe eines reizenden, ausgezeichnet erzogenen jungen Mädchens, der Henriette Paſchen, die er auf ihrem väterlichen Gute Rackow in Mecklenburg kennen lernte. Ihr Vater, der

einer Lübecker Patrizierfamilie entſtammte und den Titel eines preußiſchen Geheimen Finanzrates führte, war ein reicher Kaufherr mit ausgebreiteten Verbindungen, welche ihm und den Seinen einen freien weiten Geſichtskreis öffneten. Er widerſtrebte zunächſt der ſchnellen Wahl ſeiner Tochter; doch was dieſe einmal ergriffen hatte, das hielt ſie feſt, und ſo gab der Vater denn nach. Moltke nahm auf ſeinen Wunſch den Abſchied, heiratete 1797 und bezog mit ſeiner Gattin das Erbzinsgut Liebenthal in in der Priegnitz, wo ihm zwei Söhne geboren wurden. Im Jahre 1800 verkaufte Friedrich Liebenthal und zog nach Parchim a. d. Elde, wo ſein Bruder Helmuth Kommandant war und wo am 26. Oktober 1800 der Held unſerer Geſchichte das Licht der Welt erblickte.

Es iſt ja ein Zufall, aber doch bemerkenswert, daß Blücher und Moltke in ein und demſelben Kleinſtaat geboren worden ſind. Erſtreckt die Ähnlichkeit der Verhältniſſe ſich doch noch weiter! Dieſe beiden volkstümlichſten Feldherren des vorigen Jahrhunderts gehörten weitverzweigten mecklenburgiſchen Adelsgeſchlechtern an; beide verließen ſchon als Knaben ihre engere Heimat; beide traten zunächſt in ſkandinaviſchen Dienſt: Blücher bei den ſchwediſchen Huſaren, Moltke beim däniſchen Fußvolk; beide aber vertauſchten dann noch als Jünglinge die fremden Fahnen mit dem Banner Preußens, als habe es ihnen eine innere Stimme geſagt, daß ſie unter dieſem Zeichen ſiegen würden.

Moltkes Lehrjahre

1800—1835

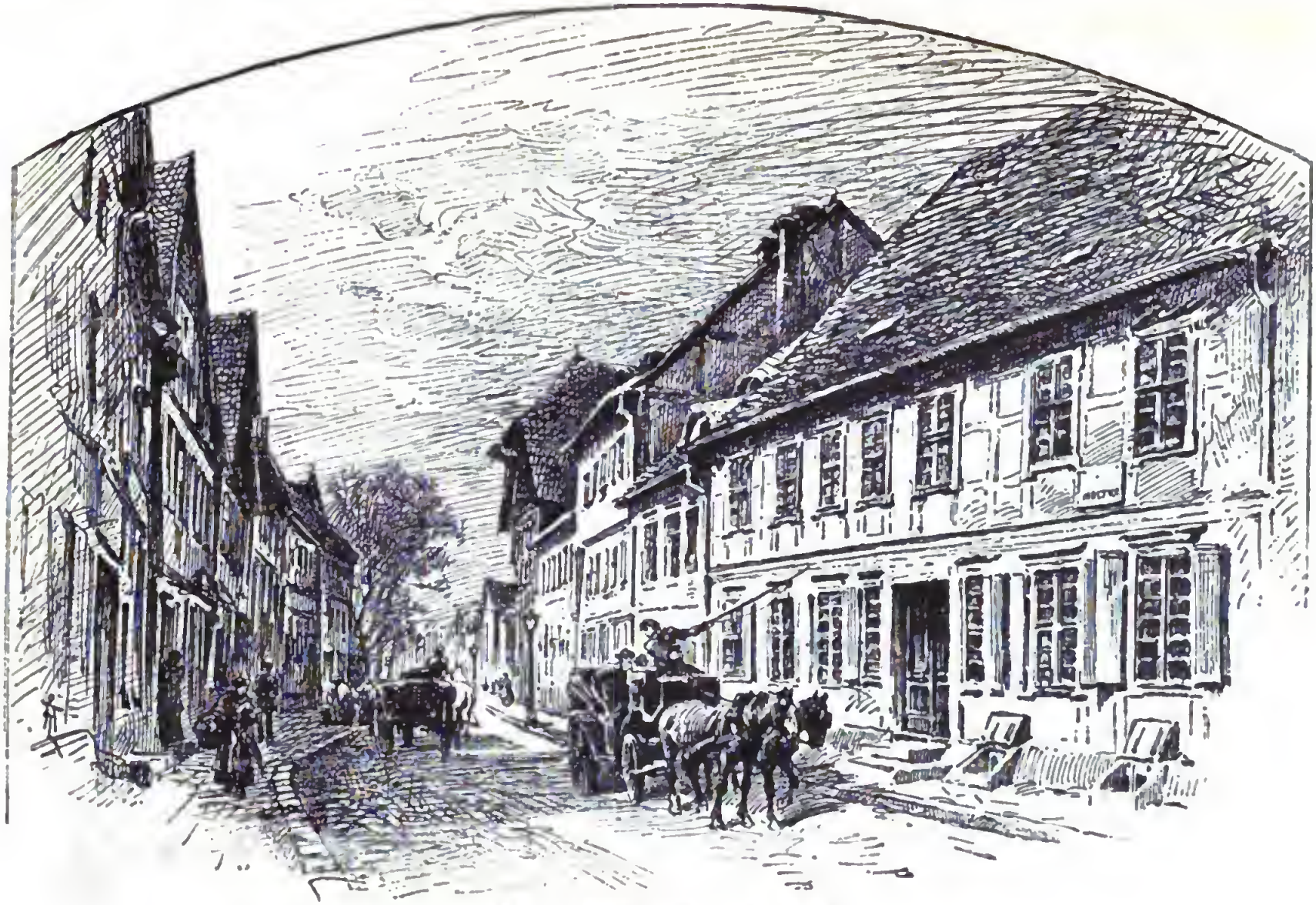
Digitized by Google

II.

Moltkes erste Jugend

1.

Helmuth Karl Bernhard Freiherr von Moltke wurde am 2. November 1800 zu Parchim getauft. Den Rufnamen erhielt er nach des Vaters Bruder, dem Hauptmann, welcher später an der Beresina fiel, und dieser Name erscheint wie eine kurze Zusammenfassung seines ganzen künftigen Wesens; denn er bedeutet den vom Helm geschützten Mut,[3]) entspricht also durchaus seinem dereinstigen Wahlspruche ‚Erst wägen, dann wagen'! — Es wird berichtet, daß die Mutter das Kind volle drei Vierteljahre selbst gestillt habe, und in der Tat ist sehr viel von dem Wesen dieser ausgezeichneten Frau auf ihn übergegangen, mit der ihn, so lange sie lebte, die innigste treueste Liebe verband. Henriette wird als eine Dame von schöner mittelgroßer Gestalt und stolzer Haltung geschildert[4]); ernste geistvolle Augen, die gebogene Nase, der festgeschlossene Mund und das lockige weißgepuderte Haar gaben ihrem Antlitz den eigenartigsten Ausdruck. Nach außen hin ernst, fast streng, war sie eine leidenschaftliche Natur mit liebeglühendem treuem Herzen. Neben bedeutendem Verstande lebte in ihrer Seele tiefgläubiges Christentum; sie beherrschte mehrere



Moltkes Geburtshaus in Parchim

Digitized by Google

Sprachen und vermochte ſich auch ſchriftlich, ſogar in Augenblicken ſtarker Gemütsbewegung, ebenſo klar wie kurz auszudrücken. Selbſt mit ſchöner Stimme begabt, liebte ſie Muſik und Poeſie und ein ſonniges Leben, das ihr jedoch nur kurze Zeit beſchieden war.

Nach den erſten ruhigen Jahren ihrer Ehe begannen die Unglücksfälle, Vermögensverluſte und Sorgen, die Trennungen vom Gatten. Dieſem konnte es begreiflicherweiſe nicht behagen, untätig in dem kleinen Parchim zu leben. Nach einem vergeblichen Anlauf, ſich wieder in Mecklenburg landgeſeſſen zu machen, zog er nach Lübeck, deſſen bewegteres Treiben Friedrichs lebhaftem, ja unruhigen Weſen beſſer zuſagte. „An Lübeck, ſeine alten Tore und Türme," ſo ſchrieb der Feldmarſchall ſpäter[5]), „knüpfen ſich meine früheſten Erinnerungen, und ich habe unſer Haus am ‚Schragen', trotz der veränderten Umgebung, nach langen Jahren ſofort wieder erkannt." In Lübeck wurden ihm auch zwei jüngere Brüder geboren: Adolf und Ludwig. Der Vater kaufte im Jahre 1805 das holſteinſche Rittergut Auguſtenhof; aber er vermochte ſich dort nicht zu halten; denn es traf ihn eine Reihe von Unglücksſchlägen. Der erſte war die plötzliche Aufhebung der Hörigkeit, infolge deren ihm die Gutsleute ausſtändig wurden. Dann ward im Oktober 1806 nach der Einnahme Lübecks durch die Franzoſen ſein dortiges Haus geplündert, wobei er große Verluſte hatte und der kleine Helmuth zum erſtenmal die Feinde ſah. Endlich verzehrte eine Feuersbrunſt am 1. November 1806 Auguſtenhof mit der geſamten Ernte.

Die Zerrüttung ſeiner Wirtſchaft veranlaßte Friedrich von Moltke, wieder Dienſt zu nehmen, und zwar wählte er, als nunmehriger holſteinſcher Unterthan, den däniſchen. Er wurde als Major der Landwehr angeſtellt und zeichnete

ſich durch die Art, wie er in ſeiner mangelhaften, ja zur Meuterei geneigten Truppe die Mannszucht herzu-

Moltkes Vater

ſtellen und aufrecht zu erhalten verſtand, dermaßen aus, daß der König verſprach, er werde ihm das nie vergeſſen.

Um dieſe Zeit ſtarb Moltkes Schwiegervater; aber obgleich er ſeine Tochter zur Geſamterbin erklärt hatte, brachte dies doch keine Verbeſſerung der Vermögenslage. Wohl hatte Herr Paſchen ein großes Vermögen beſeſſen; allein er hatte die ſchweren Verluſte nicht überſehen, welche es während des Krieges erlitten, und hatte es in ſeinem letzten Willen mit ſo zahlreichen und bedeutenden Vermächtniſſen belaſtet, daß ſeine Tochter faſt leer ausging. Man entſchloß ſich, Auguſtenhof zu verkaufen; doch auf lange Zeit hinaus fand ſich in jenen wilden Zeiten kein Käufer. Frau Henriette mußte dort ausharren, und Friedrich brachte, des notwendigen Unterrichtes wegen, ſeine drei älteſten Söhne: Wilhelm, Fritz und Helmuth im Jahre 1809 zum Paſtor Knickebein nach Hohenfelde in Holſtein. Es ging ihnen da gut, und noch nach 30 Jahren hat der ſpätere Feldmarſchall dem Pfarrer Zeichen ſeiner Anhänglichkeit und Dankbarkeit gegeben. Der Vater erzählt, wie Helmuth damals eifrig daran arbeitete, ſich im Garten eine Feſtung zu bauen, und wie er ihm dazu zwei kleine Kanonen geſchenkt. — Aber dieſe guten Tage dauerten nicht lange. Früh berührte der Ernſt des Lebens Helmuths Stirn.

2.

Im Jahre 1811 übergab Friedrich ſeinen Sohn Wilhelm der Kadettenanſtalt in Chriſtiania, ſeine Söhne Fritz und Helmuth der in Kopenhagen. Letztere kamen zuerſt zu einem verabſchiedeten General Lorenz in Koſt und Pflege; d. h. ſie ſchliefen in einem kleinen Gelaß über dem Torwege, froren und hungerten; denn der geizige Alte kümmerte ſich nicht um ihr Wohl und Wehe, und ſeine keifende Haushälterin ließ ſie den Frieden des holſteinſchen Pfarrhofes wie die vornehme Haltung ihres

elterlichen Hauses schmerzlich vermissen. Nach einiger Zeit erhielten sie Freistellen in der Landkadettenkaserne. Moltke hat ihr keine freundliche Erinnerung bewahrt. Nach mehr als einem halben Jahrhundert bemerkt er über die dort verlebte Zeit: „Ohne Verwandte und Bekannte in einer fremden Stadt, brachten wir eine recht freudlose Kindheit zu. Die Behandlung war streng, selbst hart, und heute, wo mein Urteil darüber doch unparteiisch geworden ist, muß ich sagen, sie war zu streng, zu hart. Das einzige Gute, was sie mit sich brachte, war, daß wir uns früh an Entbehrungen gewöhnen mußten, und vielleicht auch dies, daß sie mich mit unvergänglicher Dankbarkeit für eine Familie erfüllte, die uns liebreich aufnahm. Der General Hegermann-Lindencrone besaß einen hübschen Landsitz nahe der Stadt, welcher Sonntags der Tummelplatz unserer Spiele wurde mit den drei Söhnen des Hauses, die sich später sämtlich in der dänischen Armee hervorgetan haben. Der Verkehr mit den edlen feingebildeten Mitgliedern dieser Familie hat höchst wohltätig auf meine ganze Entwickelung gewirkt." Die Spiele und Beschäftigungen der Knaben, zu denen sich oft auch noch der gescheite Kadett Scheel, der spätere Justizminister, gesellte, trugen natürlich meist das Gepräge der Lebensstellung, für die sie bestimmt waren.[6]) Man warf Bälle und hölzerne Disken, ersann ein Kriegsspiel, das unter der Arbeit beständig an Anziehungskraft zunahm und endlich in einer Art Festungsspiel um den „Tempel des Ruhms" gipfelte. Moltke und Fritz v. Hegermann verfaßten unter dem Titel „Tidens Ström" (Zeitenstrom) kriegsgeschichtliche Übersichten, und ersterer erwies schon damals seine Begabung, mit fester Hand scharf kennzeichnende Bilder solcher Gegenstände zu entwerfen, die ihn anzogen. Auf

der Inſel Saltholm übten die Knaben ſich im Reiten, und namentlich Helmuth tat ſich bald als gewandter, dreiſter Reiter in dem von vielen Gräben durchſchnittenen Gelände hervor. Im Hegermannſchen Hauſe verkehrte eine Reihe bedeutender Perſönlichkeiten: der Biſchof Münſter, der Generalprokurator Örſted, der Philoſoph Sibbern, der Profeſſor Oehlenſchläger; mit geſpannter Aufmerkſamkeit folgte Moltke den Geſprächen dieſer Männer und gewann namentlich Vorliebe für Oehlenſchlägers Gedichte, Sagen und Trauerſpiele. Doch neben lebhaftem Drang nach Erweiterung ſeines Wiſſens, neben klarer Auffaſſung alles deſſen, was ihm begegnete, bewies er ein hohes Maß von Beſcheidenheit; falls er einmal Fragen oder gar Meinungen äußerte, ſo erweckten ſie ſtets die Aufmerkſamkeit. — Indeſſen die glücklichen Stunden, welche der Knabe Sonntags oder während der Ferien in jenem edlen Hauſe verlebte, waren Ausnahmen; daneben ging das harte Alltagstreiben ſeinen unerbittlichen Gang. Am ſchwerſten fiel den Brüdern die Anfangszeit; mußten ſie ſich doch erſt die Kenntnis der däniſchen Sprache aneignen, in welcher aller Unterricht erteilt wurde; doch auch nachdem dies gelungen war, litten ſie unbeſchreiblich. Nicht das war die ſchlimmſte Seite der ſpartaniſchen Erziehung der Kadettenanſtalt, daß ihr jede Liebe und Teilnahme abging, ja nicht einmal der Umſtand, daß brutale Mißhandlungen vorkamen, ſondern am ärgſten wirkte in moraliſcher Hinſicht das beſtändig zu Tage tretende beleidigende Mißtrauen. „Da ich keine Erziehung, ſondern nur Prügel erhalten," äußert Helmuth einmal gegen ſeinen Bruder Ludwig, „ſo habe ich bei mir keinen Charakter ausbilden können."[7]) Endlich erkrankte der Knabe am Typhus und kam ins Lazareth, das ihm — wie ein Paradies erſchien. Das Beſte bei alledem blieb

ein unter den Kadetten herrschendes Gefühl der Kameradschaft, jene unverbrüchliche tiefinnerliche Treue, die sie sich bewahrten und die keine Härte zu brechen vermochte.[8]) — Im Jahre 1813 kam der Vater nach Kopenhagen und nahm die Brüder auf einige Wochen nach Holstein zurück. Auf dem großen Belt kreuzten damals die mit Dänemark Krieg führenden Engländer, und einmal, als die Reisenden dicht unter einer feindlichen Brigg vorbeikamen, liefen sie große Gefahr, gefangen zu werden; das Dunkel gestattete ihnen, zu entschlüpfen, und die Knaben gelangten wohlbehalten nach Augustenhof zur Mutter. Ein kurzer Sonnenblick! Bald genug kehrten sie zurück in ihr Sklavenleben. — Die sieben Jahre, während welcher Moltke in dem liebeleeren dänischen Kadettenhause das bittere Brot der Fremde aß und noch dankbar dafür zu sein hatte, daß man es ihm überhaupt reichte, diese schwere Zeit hat offenbar sehr ernste Nachwirkungen gehabt. Noch nach einem Vierteljahrhundert schrieb er seiner Braut:[9]) „Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachsen, hat meinem Charakter unheilbare Wunden geschlagen, mein Gemüt niedergedrückt, den guten edlen Stolz geknickt. Spät erst habe ich angefangen, aus mir selbst wieder aufzubauen, was umgerissen war."

Ausdauernd und pflichtgetreu überwand Moltke doch alle Schwierigkeiten. Im Jahre 1817 ward er Page des Königs, und endlich am 1. Januar 1819 wurde er mit dem „besten Charakter" (Prüfungszeugnis) und einem Leutnantspatent vom 22. Januar 1818 im Oldenburgischen Infanterie-Regiment zu Rendsburg angestellt. Der Herzog von Holstein, welcher es befehligte, wurde bald auf seinen jungen Offizier aufmerksam und versetzte ihn 1820 zur Jägerkompagnie, was als Auszeichnung galt. Ein damaliger Jugendgenosse schildert ihn

mit folgenden Worten: „Er war ein ſchlanker junger Menſch mit vollem blonden Haar und gutmütigen blauen Augen, von ſtillem aber freundlich entgegenkommendem Weſen und offenen Antlitzes, über deſſen ernſte Mienen in unbewachten Augenblicken zuweilen ein Zug verhaltener Wehmut flog. Sein eiſerner Fleiß und energiſcher Wille ſchreckten vor keiner Aufgabe zurück und wußten ſie ſicher zu löſen. Bei ſeinen Kameraden ſtand er in einem gewiſſen Reſpekte; er wußte dies auch; niemals aber machte er von ſeinem Übergewichte und Anſehen den geringſten Gebrauch. Geſprächig und mitteilſam im Verkehr, ernſt und zurückhaltend im Dienſt und bei der Arbeit, beſeelten ihn unermüdlicher Pflichteifer und faſt beiſpielloſe Gewiſſenhaftigkeit.“[10])

Zu der wehmütigen Grundſtimmung in Helmuths Weſen trug vermutlich der Umſtand bei, daß das Verhältnis zwiſchen ſeinen Eltern ſich lockerte. Immer weniger verſtanden ſich die beiden Gatten. Der Vater, welcher als Bataillonskommandeur in Schleswig ſtand, behielt die 1804 und 1805 geborenen Söhne bei ſich; die Mutter zog mit den Töchtern Magdalene und Auguſte (geb. 1807 bezügl. 1809) ſowie mit dem jüngſten Sohne Victor (geb. 1812) nach Eutin, ſpäter nach dem Kloſter Preetz. Der energiſche Geiſt Frau Henriettens gewann aber gerade aus der Trennung vom Gatten neuen Antrieb, ſich ihren Kindern mit äußerſter Hingabe zu widmen. Obſchon in der Jugend an Reichtum und Bequemlichkeit gewöhnt, entſagte ſie jetzt allem, um das möglichſte für die Erziehung der Kinder zu tun. Und es bedurfte ſolcher Opfer; denn inzwiſchen war Auguſtenhof unter Bedingungen verkauft worden, die den Verluſt des bei weitem größten Teils ihres Vermögensreſtes zur Folge hatten.

Im Jahre 1821 reiſte Helmuth mit ſeinem Vater nach Berlin und ſah hier zum erſten Male preußiſche Truppen. Der Eindruck, den er von ihnen empfing, das tiefe Gefühl ſeiner Zugehörigkeit zu Deutſchland, der Wunſch, ſeine Kraft, deren Wert er gewiß mit ahnungsvollem Stolz empfand, dem aufblühenden Großſtaate zu widmen, der in den napoleoniſchen Kriegen die Fahne der Befreiung dem deutſchen Volk vorangetragen — alles das kam wohl der Aufforderung eines im preußiſchen Dienſte hochſtehenden Verwandten entgegen, ſtatt unter dem Danebrog künftig unter dem Schwarzen Adler zu fechten.[11]) Der General von Hegermann, Helmuths väterlicher Freund, den er in Kopenhagen aufſuchte, beſtätigte ihn in ſeinem Wunſche; denn die Ausſichten, welche der däniſche Dienſt bot, waren damals allerdings höchſt ungünſtig. Seitdem Norwegen verloren gegangen, hatte man das Heer weſentlich verkleinert, das bisherige Offizierkorps aber beibehalten, und demgemäß war der Gang der Beförderung gar langſam. Auch der Herzog von Holſtein, ſo ungern er Moltke aus ſeinem Regimente ſcheiden ſah, unterſtützte den Plan, gerade weil er dem ſtrebſamen Jünglinge von Herzen wohlwollte. So erbat dieſer denn ſeinen Abſchied und erhielt ihn in Gnaden am 5. Januar 1822. Damit war Helmuths däniſche Laufbahn beendet, und das deutſche Vaterland hatte einen ſeiner edelſten Söhne wiedergewonnen.

III.

Moltke als preußischer Leutnant

1.

Obgleich General von Witzleben, Generaladjutant Friedrich Wilhelms III., dem Übertritt des jungen Moltke wohlgeneigt war, so wurde diesem jener Schritt doch keineswegs erleichtert. Seit vier Jahren war er dänischer Offizier; trotzdem verlangte man von ihm, daß er das preußische Offiziersexamen ablege und sich mit einem Patent vom Tage seiner Anstellung begnüge. Nach nur vierzehntägiger Vorbereitung bestand Moltke die Prüfung, welche er selbst als „streng" bezeichnet, sehr ehrenvoll, und am 12. März 1822 wurde er als 29. Sekondleutnant im Leibinfanterie-Regiment (Nr. 8) angestellt und kam in Garnison zu Frankfurt a. O. Da fand er im Hause des Generals v. d. Marwitz, dessen Gattin eine Gräfin Moltke war, wohlwollende Aufnahme. Aus dem Juni des folgenden Jahres rührt der älteste Brief her, den die ‚Denkwürdigkeiten' aufbewahrt haben. Er ist an die Mutter in Preetz gerichtet und trägt ein ganz kindliches Gepräge. Über sein eigenes Leben berichtet Helmuth: „Wir exerzieren täglich wenigstens einmal. Abends gehe ich mit einigen Kameraden baden. Die besten

Schwimmer ſchwimmen durch die jetzt ſtark angeſchwollene Oder. Dann gehen wir in die Kirſchberge und eſſen Kirſchen oder ſauere Milch, oftmals beides. Haſt Du ſchon Kirſchen in Deinem Garten? — Ob ich im Herbſt auf die Kriegsſchule komme, iſt noch nicht entſchieden; es kommt darauf an, ob meine Arbeiten unter 68 zu den 50 beſten gezählt werden.“[12]) — Offenbar war es die Rückſichtnahme auf Moltkes däniſche Dienſtzeit, daß ihm ſchon jetzt, ganz ausnahmsweiſe früh, geſtattet wurde, ſich an dem Wettbewerb um einen Platz auf der militäriſchen Hochſchule zu beteiligen; er ging ſiegreich daraus hervor; gerade als er ſich im Spätſommer auf Urlaub bei ſeinem Vater zu Schleswig befand, erhielt er die Einberufung, und ſo erſchien er denn im Herbſte im Hörſaal der nun ſeit Mitte der ſiebziger Jahre verſchwundenen ehemaligen Académie des Nobles in der Burgſtraße zu Berlin.

Helmuth fand zu Berlin ſehr freundliche Aufnahme im Hauſe des Geheimrats Ballhorn, welcher mit der Schweſter ſeines Vaters verheiratet war und ihm in jeder Hinſicht ein gütiger Ratgeber und Helfer wurde. — Nur kurz hat Moltke ſich in der von ihm entworfenen Skizze ſeines Lebens über die Zeit auf der Kriegsſchule ausgeſprochen. Er bemerkt: „die Vorträge des damaligen Majors von Canitz über Kriegsgeſchichte, Profeſſor Ritters Geographie und Profeſſor Ermans Phyſik beſchäftigten mich hauptſächlich. Da das Vermögen meiner Eltern verloren gegangen, war ich ohne alle Zulage und mußte mich ſehr einſchränken. Doch gelang es mir, einigen Sprachunterricht zu nehmen.“ — Es könnte auffallen, daß unter den hier genannten Namen der des Generals von Clauſewitz fehlt, des großen Kriegsphiloſophen, welcher eben zu jener Zeit Direktor der Kriegsſchule war. Aber eben deshalb hielt er keine Vorträge, und was Moltke von

ihm gelernt hat — und er hat sich tief mit dem Geiste des Clausewitz durchdrungen — das verdankt er den hinterlassenen Schriften dieses früh dahin geschiedenen Denkers, die jedoch erst fast ein Jahrzehnt später erschienen. — Ein Kriegsschulgenosse Moltkes berichtet über jene Zeit:[13]) „Da wir Kameraden auf der Kriegsschule täglich mehrere Stunden zusammenlebten, vielerlei gemeinschaftliche Interessen hatten, auch ziemlich in gleichem Lebens- und Dienstalter standen sowie auf nahezu gleichem Punkte geselliger und wissenschaftlicher Bildung, so rückten wir einander nahe wie genaue Bekannte, etwa ähnlich wie Studenten auf der Universität. Keiner von allen ist mir fremd geblieben; wenn schon ein eigentliches Freundschaftsbündnis nur mit wenigen geschlossen worden ist. Hier leuchten die Namen Moltke und Roon hervor. Dieser war schon im Kadettenkorps mir nah befreundet; Moltke lernte ich erst auf der Kriegsschule im Oktober 1823 kennen. Da wir in einem und demselben Cötus uns befanden, so bin ich drei volle Jahre täglich mit ihm zusammengekommen. Er sah damals ganz so aus wie später und war auch ungefähr derselbe. Nie habe ich einen Mann wieder getroffen, der zeitlebens sich so wenig geändert hat wie Moltke. Mit ihm gemeinschaftlich habe ich die schwierigen mathematischen Aufgaben bearbeitet und oft guten Rat von ihm empfangen. Sonst ist er mir nicht überlegen erschienen, wie er sich auch vor andern Kameraden nicht weiter hervortat. Desto größer ist der Unterschied später geworden. Er hat angestrengt und mit Ernst weiter studiert; ich habe Jahre lang gar nichts getan, vielmehr von dem Erworbenen manches wieder vergessen."

Im Jahre 1825 geriet Moltkes Gesundheit ins Schwanken, und zu ihrer Wiederherstellung begab er sich im Sommer nach Ober-Salzbrunn. Von dort schrieb

er an seine Mutter: „... Gewiß, Du hast Recht, daß die innere Ruhe das einzige wahre Glück ist, wonach man ringen soll. Und wie oft habe ich mich schon danach mit wundem Herzen gesehnt, wenn vereitelte Wünsche, Kränkungen und Feindschaft allen Lebensmut in mir niederdrücken. Aber in meinen Jahren ist dies Krankheit. Erst nach überstandenem Sturm kann die Ruhe beglücken, und erst dann ist sie erlaubt. — Ich schöpfe hier frische Lebenskraft. Mir hat das Schicksal noch so wenig Anlaß zur Klage gegeben, daß Klagen von mir unverzeihlich sein würden, wenn nicht körperliche Disposition mich besonders empfänglich für traurige Eindrücke machte.[14]) Ich darf aber, nach dem bisherigen Erfolge zu rechnen, hoffen, daß mir der Brunnen sehr gute Dienste leisten wird. Und so will ich mich denn mit neuem Mute auf die dornige Rennbahn wagen, auf der ich, entfernt von Euch allen und einsam, das Glück zu erjagen strebe. Möchte ich es für Euch alle gewinnen! — Hier ist ein Mädchen, das recht verdient, Deine Schwiegertochter zu sein. Es ist eine Gräfin Reichenbach. Sie ist bildschön und erzogen. Du würdest sie auf Händen tragen. Aber leider ist sie unvermögend. — Genau der Gegensatz sind einige polnische, sehr reiche und sehr vornehme Bekanntschaften. Ich weiß nicht, ob Du früher Gelegenheit gehabt hast, mit Polen umzugehen. Nichts kann angenehmer sein. Man ist gleich eingeführt, gleich vertraut. Dabei sind sie äußerst feingebildet, unterhaltend und lustig; aber eine polnische Schwiegertochter möchte ich Dir doch nicht verschaffen." Immerhin nahm er die Einladung einer alten Dame, der Staroſtin Obrocziewska, sie nach dem Ablauf der Kur auf ihrem Gute Rusko bei Krotoschin zu besuchen, dankbar an. — Mitte September machte er mit dem Grafen Reichenbach einen Ausflug nach Steinhof zum

Prinzen Reuß und bestieg von da aus die Schneekoppe. Er ist ganz entzückt von diesen ersten Gebirgseindrücken, und fast leichtsinnig schreibt er der Mutter: „Ich unternehme meine Reise nach Polen mit dreizehn Talern; allein ich hoffe, damit wieder bis Glatz zu kommen, wo ich bei meinem Freunde von Frobel alles frei habe und das Geld zu meiner Rückreise geborgt bekommen werde. Wenn ich mich dann in Berlin auch noch so einschränken muß, so wird es mich doch niemals gereuen, da ich für wenig Geld so viel Sehenswürdiges gesehen habe. Wenn ich hoffen darf, daß ich so gesund und wohl bleibe wie ich jetzt bin, so habe ich nicht zu teuer gekauft!"

2.

Im Sommer 1826 vollendete Moltke seine Studien auf der Berliner Kriegsschule und kehrte zu seinem Regiment und in den praktischen Dienst zurück. Dieser nahm damals seinen Mann nur mäßig in Anspruch, gewährte vielmehr jedem, der die Zeit zu nutzen verstand, bequeme Muße. Solche verwertete Moltke u. a. zur Herstellung einer Dichtung: „Die beiden Freunde. Eine Erzählung von Helmuth." Sie spielt an den Ufern der Elbe im letzten Jahre des siebenjährigen Krieges; aber unzweifelhaft haben eigene holde Erinnerungen, Wünsche und Träume dem Dichter die Feder geführt. Die Schloßfamilie „Eichenbach" seiner Erzählung führt diesen Namen offenbar im Gedanken an die junge Gräfin Reichenbach, die ihn in Obersalzbrunn so tief entzückt hatte; in dem schweigsamen verhaltenen Holm erkennt man Moltke, in Holms Kameraden, dem Grafen Warten, einen in den Briefen mehrfach erwähnten Jugendfreund, Grafen Wartensleben, deutlich wieder. Die Erzählung verherr-

licht Freundſchaft und Liebe. Indem dieſe beiden heiligen Mächte in Widerſtreit zu geraten ſcheinen, die Pflicht aber als Pfadfinder ſiegreich durch die Wirrnis führt, zeichnet der Dichter in dem Weſen ſeines Helden mit ſicheren, feſten Strichen ſich ſelbſt. Die Handlung ſchreitet außerordentlich ſchnell vor; Begebenheit reiht ſich an Begebenheit; die ganze Lage erſcheint höchſt phantaſtiſch, und die Behandlungsweiſe iſt durchaus die der Romantik, welche ja gegen Ende der zwanziger Jahre in voller Blüte ſtand. — Die Erzählung erſchien im März 1827 in dem Berliner Unterhaltungsblatte „Der Freimütige", und es iſt ein Zug in Moltkes Weſen, der pſychologiſch wichtig erſcheint, daß dieſer große Mann, wenn auch ungenannt, zuerſt als Dichter, ſtille Herzensgeſtändniſſe auf den Lippen, vor die Öffentlichkeit getreten iſt. — Zu jeder Zeit war die Einbildungskraft die Mutter alles Großen, und wer ihrer Gunſt entbehrt, wird das Höchſte niemals erreichen; aber auch die volle Hoheit eines harmoniſchen Geiſtes vermag ſich nimmer zu geſtalten, wo jener tiefe Schlag des Herzens mangelt, der den Empfindenden zwingt und befähigt, in künſtleriſchen Formen zu ſagen, wie er liebe, was er leide, was er hoffe.

In demſelben Monat, als ‚Die beiden Freunde' gedruckt wurden, tat Moltke zum letzten Male Dienſt in der Front, in der er alſo nur eine kurze Spanne ſeines langen Lebens geſtanden hat. Es iſt das etwas höchſt ungewöhnliches in unſerem Heere; denn im allgemeinen geht man, und zwar gewiß mit Recht, von der Anſchauung aus, daß die Wahrnehmung beſtimmter Dienſtzweige in der militäriſchen Verwaltung und die Löſung höherer ſtrategiſcher und wiſſenſchaftlicher Aufgaben immer wieder unterbrochen werden müſſe durch die Betätigung im praktiſchen Dienſte, um die ‚Befehls-

gewohnheit' nicht zu verlieren. Denn ohne dieſe iſt auch der geſcheiteſte Mann hilflos vor der Front einer Truppe.

Moltke als Leutnant

Gegen dieſen Grundſatz Moltkes Beiſpiel anführen zu wollen, wäre durchaus fehlerhaft; denn es iſt eine Aus-

nahme in doppelter Hinsicht: erstlich, weil er eben Moltke war, was doch nicht jeder von sich behaupten kann; dann aber auch, weil es sich so gefügt hat, daß er niemals in die Lage kam, eine ‚Truppe' führen zu müssen. Von dem Tage an, da er zum letzten Male seinen Zug exerziert, sind fast nur wissenschaftliche oder strategische Aufgaben an ihn herangetreten. ‚Heerführung' ist aber etwas andres als ‚Truppenführung'; da der Staat jedoch nur sehr weniger Heerführer bedarf, während er eine große Zahl auch höherer Truppenführer braucht, so tut er wohl daran, auf jene praktische Betätigung den höchsten Wert zu legen, und darf wohl erwarten, daß sich unter der Schar der Truppenführer immer auch einige Heerführer finden werden.

Im März 1827 wurde Moltke mit der Leitung der ‚etwas verwilderten' Divisionsschule zu Frankfurt an der Oder betraut. Die damaligen Divisionsschulen entsprachen unsern jetzigen Kriegsschulen insofern, als ihnen oblag, die Fähnriche zum Offiziereramen vorzubereiten. Allein die Auswahl der Lehrer, die Handhabung des Dienstes und die gesamte Ausstattung dieser Anstalten waren zu jener Zeit, ja noch bis in die fünfziger Jahre, recht ungenügend, und man durfte es als Glücksfall betrachten, wenn man an jeder Schule auch nur Einen Offizier hatte, der seiner Aufgabe nach Wissen und Haltung wirklich gewachsen war. Als ein solcher bewährte sich Moltke, und daher wurde ihm auch je länger je mehr auf die Schultern gelegt. Er erteilte im zweiten Kursus wöchentlich 14 Lehr- und 8 Inspektionsstunden und hatte zugleich die polizeiliche Aufsicht über 31 junge Leute, welche, wie er sagte, mit ihm zufrieden waren, weil er sie in gehörigem Respekt und guter Ordnung hielt.

Moltkes Hoffnung, daß die Kur in Salzbrunn seine Gesundheit auf die Dauer herstellen werde, erwies sich

als trügeriſch. Er kränkelte im Winter von 1826 auf 27 und litt namentlich an beängſtigendem Herzklopfen. Daher gebrauchte er, als der erſte Diviſionsſchulkurſus vorüber war, die Seebäder auf Föhr und beſuchte ſeine Eltern. So rein die Freude des Wiederſehens mit ſeiner Mutter in Preetz war, ſo beſorgniserregend zeigte ſich die unruhige Stimmung des Vaters, der 1823 Oberſt im Schleswigſchen Infanterie-Regiment geworden, aber gründlich unzufrieden und veränderungsluſtig war. Er behauptete, den Dienſt verlaſſen zu müſſen, weil die Sehnen ſeiner Hände ſich zuſammenzögen, erbat endlich wirklich den Abſchied und erhielt ihn im Februar 1828 mit dem Charakter als Generalmajor. — Helmuth ſchrieb darüber der Mutter: „Die Nachrichten über Vater betrüben mich ſehr; indeß kommen ſie mir nicht unerwartet. Noch vor ſechs Wochen habe ich ihm geſchrieben und ihm abgeraten, aus ſeinem Wirkungskreiſe und zugleich von ſeiner einzigen Hoffnung zu ſcheiden, da er doch wirklich ſo nahe daran war, Regimentschef zu werden. Ich habe ihm auch meine Remuneration von 60 bis 80 Thalern angeboten,[15]) wenn es ihm an einer Summe zur erſten Equipierung fehlen ſollte. Allein die Idee war in ihm zu feſt geworden; er fühlte ſich zu unglücklich in ſeiner militäriſchen Lage, als daß er bedacht hätte, daß jede andere ohne alle Tätigkeit und bei noch geringerer Einnahme ihm noch weniger Glück verſpricht. Wenn Vater wenigſtens könnte eine Bauernhufe pachten und bewirtſchaften! Das Schlimmſte iſt nur, daß das Unglück nicht ſowohl in Vaters Verhältniſſen, ſondern in ihm ſelbſt liegt. Wir müſſen die nächſten Begebenheiten abwarten. Etwas wird gewiß der König für ihn tun.“ Dieſe Hoffnung erfüllte ſich. Im Jahre 1833 wurde General von Moltke als Kommandant von Kiel wieder angeſtellt.

Im Winter 1827 auf 28 hatte Helmuth für seine Schüler ein Kompendium über die militärischen Aufnahmen ausgearbeitet, das im März gedruckt wurde.[16]) Dem überaus vorteilhaften Bericht des Divisionskommandos über seine Wirksamkeit an der Schule hatte er es dann zu danken, daß er im Mai 1828 zum topographischen Bureau des großen Generalstabs kommandiert wurde.

Das topographische Bureau war die Vorhalle des Generalstabs, dem Moltke von nun an, also länger als 60 Jahre, angehört hat: als Topograph, als Kriegsgeschichtschreiber, als Mitarbeiter auf den Forschungsgebieten der ‚drei Kriegstheater', in besonderen Sendungen als Hilfskraft osmanischer Kriegsminister und Feldherrn, oder als persönlicher Adjutant preußischer Prinzen, als Mitglied oder Chef von Truppenstäben und endlich drei Jahrzehnte lang als Chef des Generalstabes der Armee.

Schon 1828 gliederte sich der Generalstab in den sog. ‚Großen Generalstab' zu Berlin, welchem die Beratung des Chefs des Generalstabs der Armee, das Nachrichten- und Kartenwesen, die trigonometrischen und topographischen Aufnahmen, sowie die wissenschaftlichen Arbeiten zufielen, und in den ‚Truppengeneralstab', der aus Persönlichkeiten bestand, welche den kommandierenden Generalen der Armeekorps und den Befehlshabern der Divisionen als Berater und Hilfsarbeiter zugewiesen waren.[17])

Bei der Auswahl der Offiziere für den Generalstab sind im Laufe der Zeit sehr verschiedene Ideen maßgebend gewesen. Bis zum Abschlusse des siebenjährigen Krieges ergänzte man ihn vorzugsweise durch Männer, welche Kriegserfahrung und diplomatische Gewandtheit auszeichneten. Von da an bis zu den traurigen Fehl-

ſchlägen, welche ſo ‚gelehrten‘ Kriegsleuten wie Mack und Maſſenbach zuzurechnen waren, gereichten die Mannigfaltigkeit militäriſcher Kenntniſſe und Federgewandtheit zu beſonderer Empfehlung. Als Moltke jung war, betrachtete man dagegen das topographiſche Bureau als natürliche Ergänzungsquelle des Generalſtabs. Denn da man in der richtigen Würdigung des Geländes die vielleicht wichtigſte Vorausſetzung für ſachgemäßen Truppengebrauch erblickte und der Meinung war, zu jener Würdigung gelange der am ſicherſten, welcher Landſtrecken verſchiedener Natur aufnehme und zeichneriſch darſtelle, ſo wurde ein geſchickter Topograph, falls er nur ſeine taktiſchen Aufgaben befriedigend gelöſt hatte, nach einigen Jahren entweder unmittelbar in den Generalſtab aufgenommen, oder er trat als Vermeſſungsdirigent mittelbar, jedoch faſt eben ſo gewiß in den Kreis der für die höhere Führung beſtimmten Offiziere ein. Unzweifelhaft war dies ein ziemlich einſeitiges Wahlverfahren, das inzwiſchen längſt aufgegeben worden und ſogar einer nun vielleicht wieder etwas übertriebenen Geringſchätzung der topographiſchen Vorbereitung für den Generalſtabsdienſt gewichen iſt.[18])

Als Moltke zum topographiſchen Bureau kommandiert wurde, ſtand als Chef an der Spitze des Generalſtabes der aus den Befreiungskriegen wohlbekannte General-Quartiermeiſter des ſchleſiſchen Heeres, General-Leutnant Freiherr von Müffling, gen. Weiß. Es war eine nüchterne, mathematiſche, im Grunde der alten Kriegsweiſe zugetane, vielleicht auch ſelbſtiſche und ſelbſtgefällige Natur, die aber Scharnhorſt wegen ihrer Arbeitskraft, leichten Auffaſſung und der Gabe, die Gedanken Anderer weiter zu denken, ſehr ſchätzte.[19]) Jedenfalls war er ein ebenſo formgewandter wie kriegs-

erfahrener Mann, der, seit er 1821 Chef des Generalstabs geworden, das dem Verfalle nahe Vermessungswesen hergestellt und die Übungsreisen des Großen Generalstabs eingeführt hatte, einer derjenigen Offiziere, deren man sich, wie Moltke sagt, sein Lebenlang mit aufrichtigster Hochachtung erinnert.

Im Sommer 1828 nahm Moltke die Blätter Schmollen und Ols der Generalstabskarte auf. Drei durch ihren Farbenreichtum und Humor tief anmutende Briefe an die Mutter schildern diese Zeit, und nur mit lebhaftem Bedauern, das sich an andern Stellen gewiß mit gleicher Stärke wiederholen wird, verzichtet der Verfasser dieser auf einen engen Rahmen angewiesenen Lebensbeschreibung darauf, Näheres aus jenen Briefen mitzuteilen. Der junge Offizier verlebte eine glückliche Zeit in Schön-Briese, dem Schloß der gräflichen Familie Kospoth, das er als Hauptquartier seiner Aufnahmen gewählt. „Mein Aufenthalt," so sagt er, „verlängerte sich zu zehn Wochen, und ich wäre am Ende zehn Jahre dageblieben, wenn mir nicht eingefallen, daß ich meine Zeichnungen abgeben müsse. Du weißt es, wie ich, früh schon aus dem elterlichen Hause entfernt und Deiner Sorgfalt entrissen, mich bald gewöhnen mußte, überall ein Fremder zu sein. Seitdem nun ist mir nirgends so wohl und so einheimisch geworden als bei Kospoths. Ach, es ist eine schöne Sache für so einen armen Teufel, der sich zwischen Geldmangel, Vorgesetzten, Dienstpflicht, Gehorsam und wie die Übel alle heißen, die je der Büchse Pandorens entflohen, herumdrängen muß, so in eine Lage zu kommen, wo alle die kleinlichen Verdrießlichkeiten des Lebens, die zusammen das Unglück des Lebens ausmachen können, aufhören, wo alles schön gefällig reich und edel ist und das Vergnügen

Zweck ſein darf, weil ſelbſt die Arbeit ein Vergnügen iſt, wo die Kunſt nicht die ſpärlichſte Würze des Lebens, ſondern das Leben ſelbſt iſt und wo man, ſelbſt gefallend, ſich gefällt.“ Unzweifelhaft ſind es die Jugendeindrücke dieſes Aufenthaltes in Schön-Brieſe wie die des früheren in Salzbrunn, welche Moltke das ſchleſiſche Land ſo lieb gewinnen ließen, daß er ſich dort im Alter durch den Ankauf von Creiſau heimiſch machte. — Am 1. November traf er wieder in Berlin ein, wo er ſich anfangs unter ſo vielen Menſchen einſam fühlte, bald aber vom Kreiſe ſeiner Kameraden freundlich angemutet fand. „Da ſich unter ihnen viele recht ſehr helle Köpfe befinden, alle aber den Grad ſeiner Bildung haben, welcher den geſelligen Verkehr allein angenehm macht, ſo iſt das Geſpräch oft ebenſo vielſeitig als belebt.“ Mit außerordentlichem Eifer warf er ſich auf die Studien. Er hörte ein Kollegium über neuere Geſchichte, eins über Goethe, einen cours de littérature française, und nahm außerdem Unterricht im Ruſſiſchen, Reiten und Tanzen. „Rußland iſt jetzt das merkwürdigſte Land für Preußen und ſeine Sprache nur ganz wenigen bekannt. In den Konduitenliſten iſt ausdrücklich eine Rubrik für die Sprachen, welche ein Offizier verſteht; bei mir wird das Ruſſiſche die fünfte.“ — Bei alledem war unſer Held ein eifriger Beſucher des Theaters, zumal der Oper, und mit der innigſten Begeiſterung wendete er ſich Mozart zu. Eine Aufführung des ‚Don Juan‘ mit Blume in der Titelrolle, Bader als Octavio, der „königlichen Milder“ als Elvire und der Schätzel als Zerline reißt ihn in einem Briefe an ſeinen Bruder Ludwig zu einem wahren Dithyrambus hin. — Über die Tätigkeit im Generalſtabe hat Moltke ſich an andrer Stelle kurz geäußert[20]): „Der General von Müffling pflegte die Aufnahme ſelbſt ſehr

sorgfältig durchzumustern. Als er eines Tages einen unmöglichen Berg entdeckte, der Offizier aber behauptete, daß er in der Wirklichkeit doch so sei, strafte er diesen Widerspruch, indem er, ruhig und höflich wie immer, nur bemerkte: „Bereicherung für die Wissenschaft!" In lebhafte Stimmung versetzten uns die taktischen Aufgaben als Schlußprüfungen. Wir wußten, daß es dabei nicht nur auf eine richtige, sondern auch kurze und präzise Lösung ankam. Die gedrungene und logische Schreibweise des Chefs selbst wurde gefordert." In dieser Hinsicht hat Moltke später Müffling vielleicht noch übertroffen, und wen er es wissen ließ, daß er seine Arbeiten gern läse, der durfte sich sagen, daß er damit den Beifall eines der größesten Meister deutschen Stils errungen habe.

Der Sommer 1829 führte Moltke zu neuen Aufnahmen durch glücklichen Zufall in die Gegend von Krotoschin, so daß er seinen Sitz in Rusko aufschlagen konnte, bei dessen Besitzern, Herrn und Frau von Obrocziewski, er vor vier Jahren schon einmal so angenehme Tage verlebt. Sein Wirt hatte in der polnischen Revolution eine Rolle unter Kosziusko gespielt, vereinte jedoch mit dem eingewurzelten Haß gegen die neue Regierung die größte Güte gegen deren Diener. Moltke bezeichnet die Art und Weise der Polen als fast genau das Gegenteil seines eigenen Wesens. „Allein," so fügt er hinzu, „man muß zur Beurteilung dieser Leute den nationalen Maßstab anlegen, sonst wird man sie sehr falsch schätzen, und wenn sie uns leichtsinnig und prahlerisch erscheinen, so können wir ihnen nicht anders als höchst pedantisch und selbst etwas heuchlerisch vorkommen." Hatte Moltke sich in Schön-Briese als Bildniszeichner und geschickter Maler-Kopist hervorgetan, so nützte er in Rusko dem Hausherrn unmittelbar durch den Entwurf von Bauplänen.

Als Topograph ſtellte er in dieſem Jahre die Sektion Gora und Teile der Sektionen Zerkow und Grab her. Zu Weihnachten beſuchte er ſeine Mutter und ſeine Geſchwiſter.

Im Mai 1830 tauchte Moltke auf ganz kurze Zeit noch einmal in den ſogenannten ‚Kommißdienſt' unter; er wurde beauftragt, den Landwehr-Erſatz für das 8. Landwehr-Bataillon in Frankfurt auszuexerzieren. „Da wurden Elegants mit Regenſchirmen und Strohhüten und Bauerbengel in blaue Jacken geſteckt und binnen vier Wochen ſo zugeſtutzt, daß ſie ausſahen wie Soldaten." Er machte ſeine Sache ſo gut, daß er mit einer Belobigung zu den Aufnahmen in Poſen entlaſſen wurde. In dieſem Jahre nahm er die Sektionen Schwerſenz und Miloslaw auf, obgleich ſeine Topographentätigkeit durch die Teilnahme an der Generalſtabsreiſe unterbrochen wurde, bei der er auf dem Schlachtfelde von Kulm einen Bericht über die dortigen Kämpfe zu erſtatten hatte. — Seit dem November 1829 ſtand an der Spitze des Generalſtabs der General von Krauſeneck, der ihm ſeit 1796 angehörte und 1807 an den Feldzügen in Preußen, 1813 bis 1815 an denen in Deutſchland und Frankreich mit hoher Auszeichnung teilgenommen hatte. Er förderte namentlich die taktiſche Ausbildung der Generalſtabsoffiziere, und ſeine bei Manövern oder Generalſtabsreiſen geäußerten Bemerkungen, die immer treffend und körnig waren, trugen um ſo mehr zur Belehrung bei, als er ſelbſt bei der Truppenführung ſich ſtets durch geſunde Einfachheit und natürliche Praxis hervortat. Gelegentlich der Aufgaben, an denen Moltke damals beteiligt wurde, mag es geweſen ſein, daß der ſpätere Kaiſer Wilhelm ihn (wie er ſich ſcherzend ausdrückte) eigentlich „entdeckte". „Unter den Arbeiten," ſo ſagte er, „die

mir vorgelegt wurden, war ich erstaunt über einen Plan, den ein junger Moltke gemacht hatte, und ich sagte zu den Generalen: „Ich bitte auf diesen Offizier, der so dünn ist wie ein Bleistift, ein Auge zu haben; aus diesem Menschen kann gewiß etwas werden!“[21])

In eben jene Zeit fallen die Juli-Revolution, der Abfall Belgiens von den Niederlanden und der Aufstand Polens. Alles das schien Preußen mit kriegerischen Verwickelungen zu bedrohen. „Indessen,“ so schrieb Moltke zu Weihnachten seiner Mutter, „die Meinung der höheren Offiziere des Generalstabs geht dahin, daß wir Friede behalten, wenn das französische Gouvernement Stabilität genug hat, um dem Andrang einer doppelten Partei zu widerstehen, welche, Royalisten wie Republikaner, den Krieg wollen, um in Frankreich emporzukommen. . . . Mit einer Weisheit, die man einem insurgierten Volke kaum zutrauen sollte, enthält sich Polen aller Angriffe auf Posen, in der Tat das Vernünftigste, was es bisher getan. In dieser Provinz stehen jetzt etwa 30,000 Mann; es können aber binnen drei Wochen 150,000 Mann da sein, ohne von der Rheinprovinz ein Bataillon fortzuziehen. Kein Staat in Europa (vielleicht außer Österreich) disponiert in diesem Augenblick über schlagfertige Armeen wie Preußen. Preußen ist, ohne allen Dünkel und Übertreibung, die einzige Macht, welche bei einer Armee, die mit dem ganzen Material bis ins geringste Detail versehen ist, der Stimmung ihrer Untertanen so gewiß ist, daß sie einen Offensivkrieg führen könnte, so daß unser König in diesem Augenblick das Schicksal Europens in seiner Hand hält.“ — In Bezug auf Belgien bemerkt Moltke: „Das Prinzip, welches in Frankreich die Regierung umstürzte, saß in Belgien auf dem Thron, und Klerus und Adel, gegen die dort rebelliert wurde, sind

es, die hier gegen Freiheit und Konſtitution ankämpfen. Bei einer Umwälzung, an der Haß und Leidenſchaft unſtreitig größeren Anteil haben als Vernunft und Notwendigkeit, iſt es mir immer rätſelhaft geweſen, was zwei Völker, wie Belgier und Holländer, die eines Urſprungs und eines Landes ſind und die ein ſchreckliches Schickſal ſo lange miteinander geteilt haben, dann ſo gegen einander erbitterte, daß ſie nicht wieder zu verſchmelzen vermochten. Ich habe die Erklärung in der Geſchichte beider Länder geſucht und meine Ergebniſſe in einer Broſchüre niedergelegt. Dieſe Arbeit hat mich ſehr in Anſpruch genommen; denn da ich vormittags im Bureau beſchäftigt bin, erſt um 4 Uhr vom Tiſch komme und abends viel aus bin, ſo blieb mir faſt nur die Nacht." Um Mitte Februar 1831 erſchien die nur 3½ Bogen ſtarke Schrift bei E. S. Mittler und Sohn zu Berlin unter dem Titel „Holland und Belgien in gegenſeitiger Beziehung ſeit ihrer Trennung unter Philipp II. bis zu ihrer Wiedervereinigung unter Wilhelm I.[22]) „Wenn ein Volk," ſo beginnt ſie, „aus eigenem Antriebe die Segnungen des Friedens verſchmäht und, indem es ſeine Verbindlichkeiten aufhebt, auch ſeinen Rechten entſagt . . . dann forſchen wir nach den Urſachen, welche ſo außerordentliche Erſcheinungen hervorgehen ließen." Als ſolche Urſachen kennzeichnet er nun die Verſchiedenheit des Glaubens, „dieſe unerſchöpfliche Quelle des Zwieſpalts", dann den Mangel einer gemeinſamen Landesſprache, den handelspolitiſchen Gegenſatz und endlich den Umſtand, daß bei der Vereinigung Belgien einen König hinnehmen mußte, den die Holländer ſich aus ihrer Mitte gewählt hatten. Die Studie iſt knapp und klar geſchrieben, vortrefflich angeordnet, die Sprache jedesmal dem Gegenſtande angemeſſen. Man hat auf einen unmittelbaren Einfluß Rankes und

Macaulays auf Moltke geschlossen[23]), um sich die Eigentümlichkeit seiner Schreibweise wie seiner sachlichen Auffassung zu erklären; aber dieser Einfluß ist unwahrscheinlich, weil Moltke beider Historiker nirgends in seinen Briefen erwähnt, und seine Annahme ist zudem überflüssig, da die Eigenschaften der Darstellung Moltkes so vollkommen denen seines eigensten Wesens entsprechen, daß man nicht nötig hat, nach Vorbildern zu suchen. Seinen Scharfblick kennzeichnet es, daß er schon damals erkannte, wie durch die Einwirkung, welche in Frankreich und den Niederlanden die Völker selbst auf die Kabinette ausübten, ein neues Element in die Politik hineingebracht sei, das freilich außer aller Berechnung liege.

Der Absatz der Broschüre war befriedigend, wenngleich er den Hoffnungen des Verfassers kaum entsprach; da ihm aber daran gelegen sein mußte, Geld zu verdienen, so veröffentlichte er im Oktober eine Karte mit der neuen Grenze zwischen Holland und Belgien und verfaßte, von demselben zeitgenössischen Interesse erfüllt, das ihm die erste Broschüre eingegeben hatte, eine „Darstellung der inneren Verhältnisse und des gesellschaftlichen Zustandes in Polen", welche 1832 bei G. Fincke in Berlin erschien[24]). — Hier treten, kräftiger noch als in der Schrift über die Niederlande, die kulturellen und völkerpsychologischen Momente in den Vordergrund, was wohl darin seine Begründung hat, daß hinsichtlich Polens persönliche Erfahrungen und Eindrücke mitsprechen, wie deren dem Verfasser für seine erste Schrift fehlten. Immerhin ist die Beibringung des tatsächlichen Stoffes auch hier nicht das Ergebnis eigener Forschung, sondern verständigen Sammelfleißes; aber die hellsichtige Kritik, mit der der übernommene Stoff gewählt und beurteilt wurde, die Sicherheit des Vortrags, namentlich

aber der vornehm-vorurteilslose Standpunkt lassen gerade diese Arbeit auch heut noch als beherzigenswert erscheinen. Denn sie hält sich gleich weit entfernt von jener Gehässigkeit gegen Polen, welche damals die meisten leitenden Persönlichkeiten beseelte, wie von jener lächerlichen, ja läppischen Überschwänglichkeit, mit welcher der deutsche Liberalismus seine natürlichen Todfeinde, die sarmatischen Pfaffen und Junker, zudringlich feierte. Ruhigen Blickes verfolgt Moltke die Geschichte des Landes, und Schritt für Schritt geht er den geographischen und ethnographischen Gründen nach, die das Schicksal Polens und sein Verhältnis zu Preußen bestimmt haben. Herzerfreuend wirkt endlich das sichere Zutrauen, mit dem der Verfasser zu dem aufsteigenden Stern dieses seines selbstgewählten Vaterlandes emporschaut. — Die Arbeit erweckte lebhaftes Interesse; als sie der Censor las, wollte er, wie Moltke mit Stolz der Mutter schreibt, „gar nicht glauben, daß der Verfasser ein bescheidener Sekond-Leutnant sei; er habe geglaubt, es sei ein Mann, der sich so schon seine fünfzig Jahre in der Welt umgesehen." Natürlich mangelte es auch dieser Arbeit, zumal bei ihrem ersten Erscheinen, keineswegs an Irrtümern und kleinen Unrichtigkeiten; auf die Hauptpunkte war um so sicherer der weisende Finger gerichtet. Scharf ist der Widerstreit der Elemente hervorgehoben, „welche in ihrer Verbindung den polnischen Staat bildeten: ein kraftloser König, ein übermächtiger demokratischer Adel, der in seinen Interessen und religiösen Meinungen unter sich zerfallen war, ein Mittelstand (die Judenschaft), welcher im Staate wucherte, ohne dem Staate anzugehören, und endlich der die Masse der Nation bildende Landmann, ohne politische, fast ohne Menschenrechte, im tiefsten Elend versunken." In der Schöpfung eines gesunden tatkräftigen Bauernstandes, der, unab-

hängig von dem verkommenen Adel, auf eigener Scholle sein Brot erwirbt und so einen wahrhaft konservativen Kern der Nation abgibt, erblickt der Verfasser das beste, ja das einzige Mittel zu einer freilich nur wirtschaftlichen Herstellung des Polentums.

Um diese Zeit stand Moltke in vertraulichen Beziehungen zu einem ebenfalls zum topographischen Bureau kommandierten Leutnant von Kameke. Dieser berichtet darüber[25]): „Moltke hatte sonst gar keinen kameradschaftlichen Umgang, lebte sehr eingezogen und war eigentlich wenig zugänglich. Er galt für stolz, war aber sonst wenig beachtet. Wir kamen damals fast täglich zusammen und spielten regelmäßig unsere Partie Schach, er sehr gut und fast stets Sieger. Wenn ich nachmittags in sein Zimmer trat, so fand ich ihn stehend am Arbeitspult, wo er Gibbons Geschichte des Verfalls des Römerreiches für eine Buchhandlung aus dem Englischen ins Deutsche übersetzte." Es handelte sich dabei um ein Werk von fast 6000 Seiten Großoktav. „Diese herkulische Arbeit," so schrieb Helmuth der Mutter, „wird mir mit 500 Talern honoriert, sobald das Werk gedruckt ist, und mit 250 Talern, nachdem 500 Exemplare verkauft sein werden. Die Arbeit macht mir nicht die geringste Schwierigkeit und selbst Vergnügen; aber sie kostet so viel Zeit, daß mir für mich fast keine mehr bleibt, um so mehr, als man mich jetzt (Januar 1832) auch zu allen Arbeiten des Generalstabs zuzieht." Noch oft kommen in seinen Briefen Äußerungen über die Last dieses Unternehmens vor; er versucht, seinen Bruder Ludwig daran zu beteiligen, und am Ende war doch die ganze Qual umsonst; denn nachdem er im Juni 1834 bereits mit der Verdeutschung des 11. Bandes beschäftigt war, ergab sich, daß der Verleger (Fincke) geschäftlich gar nicht fähig zur Herausgabe war,

ſo daß es 1835 zu einem Rechtsſtreite kam, der durch Vergleich dahin entſchieden wurde, daß der Buchhändler ein für allemal 166 Taler zahlte und Moltke dafür von der Vollendung der Überſetzung entbunden wurde.

4.

Was den Fleißigen zu ſo großen Anſtrengungen bewog, war die Notwendigkeit, einige Schulden zu tilgen und dann, ſeiner bevorſtehenden Einrangierung in den Generalſtab wegen, zwei Pferde anzuſchaffen, was übrigens, auch ohne daß die Gibbon-Überſetzung bezahlt wurde, mit Beihilfe der Verwandten und eines Vorſchuſſes aus der Kaſſe des Generalſtabes gelang; denn deſſen Chef, General von Krauſeneck, erkannte mit richtigem Blick die hervorragende Bedeutung Moltkes. Am 30. März 1832 ſah dieſer ſich zu ſeiner großen Freude zunächſt zum Generalſtab ‚kommandiert' und machte in dieſer Stellung das Manöver mit; genau ein Jahr ſpäter aber wurde er zum Premierleutnant befördert und endgültig in den Generalſtab verſetzt. Moltke zählte nun faſt 33 Jahre, d. h., menſchlicher Vorausſicht nach lag ungefähr die Hälfte ſeines Lebens hinter ihm, und er war doch immer noch Leutnant. Wer ihm damals vorausgeſagt hätte, daß er einmal Feldmarſchall werden und dann noch zwanzig Jahre leben würde, dem dürfte er das ſchwerlich geglaubt haben. Übrigens war er, all ſeiner Arbeitſamkeit ungeachtet, keineswegs ein Stubenhocker. „Faſt ohne es zu wollen," ſo berichtet er, „bin ich in den Strudel der großen Geſellſchaft geraten, der einen ſo leicht nicht wieder losläßt. Die verſchiedenartigſte Tätigkeit erfüllt den Tag. Morgens arbeite ich an einer Beurteilung der ſtrategiſchen Verhältniſſe des Thüringer Waldes oder an der Geſchichte

des Feldzugs 1762; der Vormittag ist den Bureaugeschäften gewidmet; mittags gilt es, sein Pferd auf der Promenade zu produzieren, welche während der schönen Tage, die wir jetzt haben, wirklich glänzend und unterhaltend ist. Nach Tische (von Zeit zu Zeit schlafe ich aber darüber ein) treibe ich das Studium der Nationalökonomie, obwohl meine eigene mir schon genug zu schaffen macht. Abends stellt sich der Friseur ein, der mir das Haar in die geschmackvollsten Formen bringt, und um 8 Uhr ist Ball bei diesem Prinzen oder jenem Minister. Hier bleibe ich nur gerade so lange, als ich angenehme Engagements finde, und oft werden vor dem Schlafengehen noch einige Seiten aus dem Gibbon übersetzt. In den letzten 14 Tagen bin ich auf elf Bällen gewesen, habe auf jedem, so lange ich da war, alle Tänze getanzt und befinde mich gut dabei. Vorigen Sonnabend war ich zum König zum déjeuner dansant befohlen. Diese Gesellschaften sind klein und erlesen; man darf sich's als Auszeichnung schätzen, dazu gezogen zu werden. Es ist übrigens eine seltsame Mode . . ."

Im Mai 1834 vermählte sich Moltkes jüngste Schwester Auguste mit John Heyliger Burt, Gutsherr auf Colton bei Lichfield in England und auf St. Johns in Santa-Cruz (Westindien). Burt hatte bereits längere Zeit in Deutschland gelebt und besaß aus einer ersten Ehe mit Ernestine von Staffeldt drei Kinder. Er war, nachdem jene virginische Insel von England an Dänemark zurückgegeben worden, nach Holstein gezogen. Das Paar nahm seinen Wohnsitz zuerst in Schleswig, wohin ihnen Augustes Mutter, Frau Henriette, folgte. Dort besuchte sie Helmuth im Herbst, nachdem er während des Sommers eine Reise nach Ober-Italien gemacht, über deren Veranlassung und Verlauf gar nichts bekannt ist,

und dann dienſtliche Aufträge in Kopenhagen erfüllt hatte. Seinen kranken Bruder Wilhelm, den er von der däniſchen Hauptſtadt nach Kiel herüberführte, ſollte er nicht wiederſehen; er ſtarb im Dezember desſelben Jahres.

Der Krönungstag des Januars 1835 brachte Moltke den erſten Gnadenbeweis ſeines Kriegsherrn: er wurde mit dem Johanniterkreuz geſchmückt, welches damals als Ehrenzeichen an Edelleute verliehen wurde, während es jetzt ein „Orden" im älteren eigentlichen Wortſinn, d. h. das Abzeichen einer Genoſſenſchaft, iſt. Am 30. März, alſo gerade ein Jahr nach ſeiner Verſetzung in den Generalſtab, wurde Moltke bereits Kapitän, und am 15. April richtete der König eine Kabinettsordre an den General von Krauſeneck, in welcher er ſich ſehr gnädig über eine von Moltke angefertigte dienſtliche Arbeit über die Däniſche Land- und Seemacht ausſprach. Durch ſeine frühzeitige Beförderung zum Hauptmann hatte Moltke die vier Jahre, welche er an ſeinem däniſchen Patent verloren, wieder eingebracht.

Überſchaut man die dreizehn Jahre, welche Moltke als preußiſcher Leutnant gedient, ſo ergibt ſich, daß er während dieſer Zeit kaum 3 Jahre Frontdienſt getan hat; 2¼ Jahre beſuchte er die Kriegsſchule in Berlin; 1 Jahr wirkte er an der Diviſionsſchule; 3 Jahre lang gehörte er dem topographiſchen Bureau an, zu deſſen Arbeiten er ſich bereits durch ſeine Lehrertätigkeit in Frankfurt trefflich vorbereitet hatte; 2 weitere Jahre wurde er zu eigentlichen Generalſtabsdienſten herangezogen, und der Reſt der Zeit fällt auf Urlaub und Reiſen. — Mit 27 Jahren begann Moltke ſeine literariſche Laufbahn, und zwar als Dichter.[26]) Drei Jahre ſpäter tritt er mit geſchichtlich-ethnographiſchen Arbeiten auf. Außer-

ordentlich erscheint sein Fleiß in der Aneignung von Sprachen; dem militärischen Fachstudium räumt er dagegen offenbar nicht mehr Zeit ein, als durch die dienstliche Tätigkeit im Generalstabe geboten war; irgend eine in dieser Richtung aus eigenem Antriebe geschaffene Arbeit liegt nicht vor. So gehalten Moltkes Wesen und so wählerisch er in seinem Umgang ist, so wenig erscheint er doch als eine ablehnende Natur; mit außerordentlicher Zärtlichkeit hängt er an seiner Familie; er entwickelt denen gegenüber, denen er sein Herz öffnet, einen glücklichen Humor, eine freundliche warme Hingabe, wie sich das besonders in seinem Verhältnisse zum Kospothschen Hause offenbart. Seine tiefe Freude an der Natur verträgt sich sehr wohl mit dem Behagen an eleganter Erscheinung und vornehmen Formen. — So steht denn ein Mann vor uns, der in die Umrisse, welche ihm dereinst Geburt und Erziehung flüchtig vorgezeichnet, völlig hineingewachsen und mit all den Mitteln ausgerüstet ist, die notwendig sind, um eine Rolle im Leben zu spielen, welche von ihrem Träger weites Wissen, lebendige Einbildungskraft und sicheren Willen verlangt.

Als Hauptmann blieb Moltke nur noch eine kurze Zeit in Deutschland. Von der Mitte des Juli bis zu der des August führte er eine Dienstreise in der Lausitz aus, bei der er längeren Aufenthalt in Görlitz nahm. Seine Skizzenbücher legen Zeugnis ab von der Weltfreude und seinen Empfänglichkeit, mit denen er jedem Eindruck entgegenkam.[27]) Am 15. August stellte er sich zu Schweidnitz ein, um an einer Generalstabsreise im Vorlande des Eulengebirges teilzunehmen, und vierzehn Tage später wurde er nebst dem Major von Brandt dem Prinzen von Holstein-Glücksburg zugewiesen, der den großen

Königsmanövern in der Liegnitzer Gegend beiwohnte und den Moltke bis an die russische Grenze begleitete, um dann selbst an dem berühmten Lager von Kalisch teilzunehmen, welches bekanntlich preußische und russische Truppen vereinigte.

Inzwischen hatte der junge Hauptmann, von drängender Sehnsucht erfüllt, die Welt kennen zu lernen, um einen halbjährigen Urlaub nach der Türkei gebeten. Dieser wurde ihm bewilligt, die zugleich nachgesuchte Fortgewährung des halben Gehalts jedoch gestrichen. Dessen ungeachtet gab der Reiselustige, welcher darauf brannte, die damals noch so wenig gekannte Wunderwelt des Ostens mit Augen zu schauen, den für seine beschränkten Mittel sehr kühnen Plan nicht auf. Er beabsichtigte, einige Wochen in Konstantinopel und an der kleinasiatischen Küste zuzubringen, Weihnachten in Athen oder Alexandrien zu feiern und im März über Italien heimzukehren. Nicht entfernt ahnte er, daß er der Heimat vier Jahre lang fern bleiben und einen großen Wirkungskreis im Oriente finden werde. Ohne es zu wissen, stand er am Ausgangspunkte eines ganz neuen Lebensabschnittes; wie einer höheren Führung folgend überschritt er die Schwelle, welche die zurückgelegten Lehrjahre von seinen Wanderjahren trennte.

Moltkes Wanderjahre

1835—1858

IV.

Moltke im Morgenlande[28])

1.

Moltke hatte ſich zu ſeiner Reiſe mit dem Leutnant Baron von Bergh, Bataillonsadjutanten im 1. Garde-Regiment zu Fuß, verbunden.[29]) Da dieſer Gefährte jedoch etwas länger als er ſelbſt dienſtlich zurückgehalten war, ſo benutzte Moltke die Friſt zu einem Beſuch auf dem geliebten Schön-Brieſe. Am 10. Oktober traf er mit Bergh in Wien ein, das ihm einen ſehr bedeutenden Eindruck machte. „Wien iſt ſchon deshalb ſchöner als Berlin," ſo bemerkt er, „weil es krumme Straßen hat. Krumme Straßen ſind ſtets ſchöner als gerade. In jenen ſieht man doch immer einige Häuſer in Front, in dieſen alle in der ungünſtigſten Verkürzung. Die längſte gerade Straße in der Welt iſt vielleicht die Berliner Friedrichſtraße; aber wieviel ſchöner iſt der Blick auf die Zeil in Frankfurt, die Strada Balbi in Genua, den Breiten Weg in Magdeburg, die Herrenſtraße in Wien. Solche von rechtwinkligen Straßen durchſchnittenen Städte ſind von dem Willen eines Mächtigen hervorgerufen, nach ſeiner Laune uniformiert. In den Städten, welche eine geſchichtliche Vorzeit haben, zeichnete das Bedürfnis den Umriß...." Über-

trifft nun noch heute die Donauresidenz unser Berlin an malerischem Reiz, so war es diesem zur Zeit von Moltkes und Berghs Besuch auch in Bezug auf großstädtische Ausstattung, großstädtisches Treiben überlegen. Von dort ging es nach Budapest, dessen Lage und Lebensweise Moltke lebhaft fesselte und zu geistvollen Betrachtungen über die in Ungarn allein noch bestehende Adelsherrschaft anregte. Auf der Donaufahrt überraschte ihn besonders der Anblick der alten Serbenfestung Golubacz, „bei der der hl. Georg den Drachen erlegte". Das Ausbleiben eines Dampfschiffes gab Gelegenheit, einen Ausflug nach dem Herkulesbade zu machen, und ein Besuch bei dem Pascha von Orsowa bot die erste Berührung mit der türkischen Welt.[30]) Sobald man das Dampfschiff verlassen, wurde die Reise überaus beschwerlich. Zu Bukarest empfing der regierende Fürst Ghika die preußischen Offiziere, und Moltke nahm Gelegenheit, sich nach Kräften über den Zustand der Wallachei zu unterrichten. Er erkennt die Spuren langer Knechtschaft, würdigt die eigentümliche Stellung der europäischen Konsulate im Lande, die geringe Einwirkung der Regierung und vergleicht die Wallachei mit dem Serbien des Miloſch Obrenowitsch. Deutlich empfindet er das ‚Provisorische' dieser Zustände. Nach achttägigem Aufenthalte in Bukarest setzten die Reisenden ihre Fahrt fort und zwar in elenden, nur einen Fuß hohen Schlitten, mit denen jedoch rücksichtslos auch durch drei Fuß tiefe Bäche oder Überschwemmungen hindurchgejagt wurde. In Rustschuk betraten sie türkischen Boden und hatten nun zu Pferde unter Führung eines Tataren den Balkan zu überschreiten. Es war ein furchtbar anstrengendes, halsbrecherisches und langwieriges Reiten auf den gefrorenen Wegen. In Schumla stellte ein türkisches Bad die Zerschlagenen und Erstarrten wieder leidlich her.

Am 23. November, dem zehnten Morgen seit sie Rustschuk verlassen, sahen sie die Sonne hinter einem fernen Gebirge emporsteigen, an dessen Fuß ein Silberstreifen hinzog — es war Asien, die Wiege der Völker; es waren der schneebedeckte Olymp und der klare Propontis, auf dessen tiefem Blau einzelne Segel wie Schwäne schimmerten. Bald leuchtete aus dem Meer ein Wald von Minarets, von Masten und Cypressen empor — es war Konstantinopel.

Am Tage nach der Ankunft in Pera stellten Moltke und Bergh sich in Bujukdere am Bosporus dem preußischen Gesandten, Grafen Königsmark, vor, der sie mit ausgezeichneter Freundlichkeit aufnahm und ihnen sogar eine Wohnung in seinem schön gelegenen Hause einräumte. Sie verwendeten einige Wochen auf die Besichtigung Stambuls und seiner Umgebungen, wobei Moltke eine Anzahl trefflicher Zeichnungen machte; am 15. Dezember aber geleitete der Gesandte sie zu dem damals allgewaltigen Seraskier, dem greisen Mehemet Chosref Pascha, „der es gern hörte, wenn man fand, daß er Diebitsch ähnele, der aber auch Falstaff ähnlich sah". Dieser führte die Unterhaltung mittels eines Dragomans heiter und ungezwungen, wies ein aus dem Französischen übersetztes Felddienstreglement vor, erkundigte sich lebhaft nach dem Lager von Kalisch und richtete an Moltke einige Fragen über das preußische Landwehrwesen, welche offenbarten, daß er sich mit diesem Gegenstande ernstlich beschäftigt hatte. Dann kam auch die Rede auf das Kriegsspiel, von welchem der Pascha ein Exemplar besaß. Sehr erfreut war er, zu erfahren, daß Moltke im Stande sein würde, ihm dessen Gebrauch zu erklären, und bat ihn, zu diesem Zwecke zwei Tage später wiederzukommen. Da galt es denn, nicht sowohl dem Seraskier als zunächst zwei

Diviſionsgeneralen eine Anſchauung vom Spiele beizubringen. Der eine, Selim Paſcha, ſprach etwas franzöſiſch; der andere, Mehemet Paſcha, hatte „gar keine Vorſtellung von irgend taktiſchen Begriffen, war aber nichtsdeſtoweniger der deſignierte Chef des Generalſtabs des Seraskiers“. Moltke „gab eine kurze Erklärung, improviſierte eine Generalidee, arrangierte ein kleines Gefecht von Kavallerie gegen Infanterie vor einem Defilee und machte wie Squenz, der Rollenfreſſer, ſo ziemlich den Vertrauten der beiden Parteien zugleich.“ Er muß dabei ſehr gefallen haben; denn als wenige Tage nachher (am 22. Dezember) Moltke ſoeben mit ſeinem Reiſegefährten das Schiff beſteigen wollte, das ſie nach Smyrna führen ſollte, erſchien der Dragoman der Geſandtſchaft und bat ihn in des Seraskiers Namen dringend, zu bleiben, um dieſem das Kriegsſpiel zu lehren. Es galt ganz augenblickliche Entſcheidung, und Moltke ſpricht es in ſeinem Tagebuche aus, daß es vornehmlich wirtſchaftliche Gründe geweſen, welche ihn bewogen, das Anerbieten anzunehmen, obgleich er ſehr viel lieber dem warmen Süden zugeeilt wäre. „Ungern, betrübt und halb zerfallen mit mir ſelbſt, ließ ich Bergh allein ziehen! — —“ Um die Bedeutung dieſes Vorgangs zu verſtehen, an deſſen Einleitung vermutlich Graf Königsmark Anteil hatte, bedarf es eines Blickes auf den politiſchen Hintergrund, auf dem er und die folgenden Ereigniſſe ſich abgeſpielt haben.[31])

2.

Der Koran empfiehlt den Gläubigen: „Begegnet eueren Feinden mit denſelben Waffen, deren ſie ſich gegen euch bedienen!“ Dieſer Vorſchrift entſprechend hatte anfangs des 19. Jahrhunderts Sultan Selim III. den

Verſuch gemacht, ſeine Streitkräfte nach europäiſchem Muſter umzugeſtalten; allein er büßte darüber, infolge eines Aufſtandes der Janitſcharen, Thron und Leben ein. Die Prätorianer, welche jedem Fortſchritt entgegentraten, hatten ſich jedoch längſt als unfähig zur Verteidigung des Reichs erwieſen, und daher mußte auch Sultan Mahmud II. die Neueinrichtung des Heerweſens ins Auge faſſen, deren Vorbedingung allerdings die Beſeitigung der Janitſcharen war. Wie eine ſolche etwa zu bewerkſtelligen ſei, das zeigte ihm im Jahre 1811 ſein Statthalter Mehemed Ali in Ägypten durch die Vernichtung der Mameluken, und welche Vorteile europäiſch geſchulte Truppen gewährten, lehrte wieder die Befreiung der heiligen Städte Arabiens aus der Gewalt der Wachabiten durch Mehemed Alis modern gebildetes Heer, eine Tat, welche deſſen Herrſchaft in Ägypten und Nubien ſicherte und ihm in der ganzen Welt des Islam ſo großes Anſehen gab, daß der Padiſchah wohl Urſache hatte, eiferſüchtig auf ihn zu ſein. Trotzdem mußte er ſich herbeilaſſen, Mehemed Alis Hilfe zur Bewältigung der empörten Griechen anzurufen (1825). Das Auftreten und die Erfolge des Vaſallen ließen dieſen jedoch jetzt erſt recht als gefährlich erkennen und drängten gebieteriſch zur Neugeſtaltung des Heeres. Schon im nächſten Jahre kam es zu der mit äußerſter Vorſicht eingeleiteten blutigen Vertilgung der Janitſcharen. Bevor nun aber ein neues Fußvolk aufgeſtellt war, erſchien die Türkei geradezu als wehrlos, umſomehr als der ſonderbare Dreibund zwiſchen Rußland, England und Frankreich auch des Großherrn Flotte zerſtörte. Daß deſſen ungeachtet die Osmanen dem ruſſiſchen Landheere zwei Jahre lang Widerſtand leiſteten, ward wie ein Wunder beſtaunt, und als dann endlich doch Diebitſch bis Adrianopel vordrang, da ergab ſich eine

Lage, welche lebhaft an diejenige erinnert, die ſich 50 Jahre ſpäter an den Namen von San Stefano knüpfte. Den Ruſſen däuchte der Griff nach Konſtantinopel immer noch zu gefährlich. Unter Vermittelung des preußiſchen Geſandten in Stambul, Grafen Canitz, und des Chefs des Generalſtabes von Müffling kam im September 1829 ein Friede zuſtande, der den Sultan rettete und engere Beziehungen zwiſchen ihm und der preußiſchen Regierung herbeiführte. — Die Haltung Mehemed Alis während des Krieges und nach demſelben rechtfertigte alle Beſorgniſſe ſeines Oberherrn: er ſchürte den Aufſtand in Albanien und Bagdad und bemächtigte ſich endlich ohne Belehnung der Südhälfte Syriens. Ein großes Heer unter Huſſein Paſcha, dem Vernichter der Janitſcharen, wurde gegen die Ägypter entſandt; aber Ibrahim Paſcha, der angenommene Sohn Mehemed Alis, ſchlug es aufs Haupt. Nicht beſſer erging es einem zweiten Heere, das der Großvezier befehligte; zu Ende des Jahres 1832 ſtand Ibrahim der Weg nach Stambul offen. — Da geſchah es, daß der Zar zu Gunſten des Sultans eingriff: ruſſiſche Flottengeſchwader erſchienen im Bosporus; ein ruſſiſches Armeekorps rückte durch die Donaufürſtentümer heran, und unter dem Eindruck dieſer Maßregeln ſowie unter Vermittelung der Weſtmächte ſchloß Ägypten Frieden mit der Türkei. Bald darauf bewog Orlof den Padiſchah zu einem Vertrage, welcher die hohe Pforte unter den Waffenſchutz Rußlands ſtellte und deſſen Orlogsſchiffen die Dardanellen öffnete, während dieſe den Kriegsfahrzeugen aller andern Nationen geſchloſſen bleiben ſollten.

Der Friede mit Ägypten koſtetete dem Großherrn bedeutende Opfer: er mußte Mehemed Ali mit den Paſchaliks von Syrien, den Ibrahim mit Adana (Kilikien) belehnen. Es lag auf der Hand, daß es ſich eigentlich nur

um einen Waffenstillstand handelte; denn die Seele Mahmuds II. erfüllte nichts anderes als Haß und Rachedurst gegen seinen mächtigen Vasallen, der sich sofort neue Übergriffe erlaubte und offenbar völlige Unabhängigkeit erstrebte. Bald bot sich eine gute Gelegenheit, ihn anzugreifen, da sich Palästina in furchtbarem Aufstand gegen sein drückendes Joch erhob; allein der Zar erklärte dem Sultan, daß er sich nicht zum Schutze der Türkei verpflichtet fühle, falls diese sich mutwillig in neue Kriegsgefahr begebe. In der Tat hatte Rußland kein Interesse an einem entscheidenden Siege weder Mahmuds noch Mehemed Alis; ihm lag daran, daß beide sich das Gleichgewicht hielten.

Seitdem das russische Hilfskorps von 15,000 Mann auf den asiatischen Hügeln am Bosporus unter den Augen des Großherrn manövriert hatte, war diesem die Notwendigkeit, sein Heer europäisch zu schulen, noch klarer geworden als je zuvor. Mehemet Chosref Pascha war der erste, welcher ihm eine in diesem Sinne ausgebildete Truppe vorstellte, der erste unter den Großen, der die schöne alttürkische Tracht gegen die geschmacklose und bequeme Nachbildung fränkischer Uniform vertauschte; er wollte dadurch seinen Eifer für das Reformwerk an den Tag legen. Um dieses durchzusetzen, bedurfte man europäischer Lehrer. Russische Offiziere wünschte der Sultan begreiflicherweise nicht heranzuziehen; das hätte den schon so drückenden Einfluß der Moskowiter noch erheblich verstärkt; der Gedanke, Franzosen zu wählen, stieß sofort auf russischen Einspruch, und nun beschloß der Padischah, sich an Preußen zu wenden, dessen Heeresverfassung ihm überdies als die beste erschien, da er aus einer damals herausgegebenen Schrift des französischen Generals de Caraman die Überzeugung gewonnen hatte,

daß Preußen die Aufgabe gelöst habe, eine gewaltige Kriegsmacht mit einem Mindestmaß von Kosten bereit zu halten. — So war der Stand der Dinge, als Moltke die erwähnten Audienzen bei dem Seraskier, dem Haupt der türkischen Neuerer, hatte, infolge deren er zunächst in Stambul blieb. Bald forderte Mehemet Chosref Moltkes Gutachten in verschiedenen wichtigen Fragen und lernte ihn immer mehr schätzen und lieben. Er erkannte den großen Unterschied zwischen einem vielseitigen, in allen Zweigen der Kriegswissenschaft gebildeten Offizier und den militärischen Abenteurern, die ihm bisher zur Verfügung gestanden[32]), und die Folge war sein Wunsch, Moltken auf längere Zeit an den türkischen Dienst zu fesseln.

3.

Die Bewerbung des Padischah um preußische Offiziere erregte die Eifersucht der Westmächte und Österreichs; auch Rußland zeigte sich verstimmt. Dem gegenüber bewahrte König Friedrich Wilhelm III. eine vorsichtige Haltung. Er beschränkte sich darauf, den Urlaub Moltkes zunächst um drei Monate mit Bewilligung des Gehaltes zu verlängern. ‚Baron Bey‘ (so nannten die Osmanen unsern Moltke) trat nun in regen Verkehr mit dem klugen Seraskier, der sich stets fröhlich gab, dem preußischen Generalstabshauptmann jedoch zuweilen den Eindruck machte, als behandle er im geheimsten Innern die ganze Reform mit der tiefsten Ironie, als sei sie ihm lediglich ein Mittel zur Macht; denn Macht war die unbändige Leidenschaft dieses Greises. Zunächst sollte Moltke eine Denkschrift über Einführung des preußischen Landwehrwesens in der Türkei abfassen. Zur Erleichterung des Verkehrs und der Übersetzung seiner Arbeit

hatte er zu Chosrefs erſtem Dragoman, dem Armenier Mardiraki in Arnaut-Kjöi überzuſiedeln, einer ziemlich zweifelhaften Perſönlichkeit, deſſen Schlingen der Deutſche jedoch durch ſeine vornehme Haltung, bewußt oder unbewußt, glücklich entging.

Im Januar 1836 bat der Padiſchah den König von Preußen um 11 Offiziere und 4 Unteroffiziere als ‚Inſtrukteurs‘ an einer Kriegsſchule. Inzwiſchen jedoch traten Ereigniſſe ein, welche eine neue Wendung herbeiführten. Die Unterwerfung Kurdiſtans, die Errichtung kurdiſcher Reiterregimenter entzündeten ſofort die Hoffnung des Großherrn, wieder angriffsweiſe gegen Ägypten vorgehen zu können. Unter ſolchen Umſtänden erſchien die Einrichtung einer militäriſchen Bildungsanſtalt als allzu langſam wirkende Maßregel. Wichtiger war es, ſchnell für die gute obere Leitung der Streitkräfte zu ſorgen. Statt der früher gewünſchten Inſtrukteurs wurden jetzt von Preußen drei Generalſtabsoffiziere als Ratgeber der Oberbefehlshaber und ein Ingenieuroffizier zur Befeſtigung der Dardanellen erbeten, zu welcher Moltke bereits auf Grund eingehender Unterſuchungen an Ort und Stelle wiederholt Vorſchläge zu machen gehabt hatte.

Der Geſchäftsgang zwiſchen dem Divan und dem Berliner Kabinette war ſchleppend und ſchien gar ins Stocken zu geraten, als Chosref Paſcha infolge ägyptiſcher Ränke geſtürzt und durch Halil Paſcha, einen Schwiegerſohn des Großherrn, erſetzt wurde. Als Handhabe dazu hatte die Peſt gedient, welche im Sommer 1836 ſo furchtbar in Stambul wütete, daß die Moslems darin eine Strafe Allahs wegen der gottloſen Neuerungen ihres Beherrſchers zu erkennen meinten. Um ſolcher Volksauffaſſung ein greifbares Zugeſtändnis zu machen, ließ der Sultan den gefürchteten Seraskier fallen, was Moltke

übrigens nicht abhielt, dieſen nach wie vor zu beſuchen, wie denn der Sultan ſelbſt ſeine Reformpläne keineswegs aufgab. Er ‚ſeufzte‘ nach der Ankunft der preußiſchen Offiziere: indes vorläufig ward eben nur Moltkes ‚Beurlaubung‘ durch Befehl vom 8. Juni 1836 in eine ‚Kommandierung zur Inſtruktion und Organiſation der dortigen Truppen‘ umgewandelt.

Moltke ſah ſich indeſſen fleißig in der Umgebung Konſtantinopels um. Dreimal beſuchte er die Dardanellen (Mitte März, Mitte Juli und Ende Auguſt); im Mai reiſte er mit Halil Paſcha nach Varna, wohin ihn ſechs Wochen ſpäter noch ein zweiter Auftrag führte; vom 11. bis 15. Juni machte er einen Ausflug nach Bruſſa und Nicäa, Ende Juli und Anfang Auguſt eine Reiſe nach Smyrna. Aus dieſer Zeit beſitzt das Kriegsarchiv einen Bericht Moltkes an den Chef des Generalſtabs über ‚den jetzigen Zuſtand der Dardanellen‘ (vom 3. April) und einen zweiten über ‚die Feſtung Varna‘ (vom 28. Juni). Doch nicht nur die Feſtungswerke beobachtete er, ſondern auch die Lebensbedingungen und die Lebensweiſe des Volkes, und ſtillen Herzens ſtellte er manche ſinnige Betrachtung an. Die waldreiche Umgebung von Bruſſa gemahnt ihn an die Heimat. „Nirgend,“ ſagt er, „habe ich eine ſo weite durchaus grüne Landſchaft geſehen, außer von dem Lübbenauer Turm, der den Spreewald überblickt. Hier kommen jedoch nun noch die reichere Vegetation und die prächtigen Gebirge hinzu, welche die Ebene einſchließen.“ In Nicäa aber, wo im Jahre 325 eine Verſammlung von hundert Biſchöfen das Geheimnis der Dreieinigkeit wenn nicht entdeckt, ſo doch zur Kirchenlehre erhoben hatte, bemerkt er: „Die Moslems, welche alle Bilder verabſcheuen, haben überall die Malerei der griechiſchen Kirchen weiß übertüncht. In der Kathedrale, wo das

berühmte Konzilium gehalten wurde, ſchimmert an der Stelle des Hochaltars noch heute durch den weißen Anſtrich die ſtolze Verheißung I. H. S. (in hoc signo); aber quer darüber ſteht die Grundlehre des Islam: ‚Es iſt kein Gott als Gott!‘ Es liegt eine Lehre der Duldung in dieſen verwiſchten Zügen, und es ſcheint, als wenn der Himmel das Credo ſo gut als das Allah il Allah anhören wollte.“

Im September 1836 ſiedelte Moltke nach Bujukdere über und unternahm von hier aus die Aufnahme des nördlichen Bosporus, die er bis zum Beginn des nächſten Jahres faſt vollendete. — Mit Recht hat man die Topographie als ‚Bindeglied zwiſchen militäriſcher Praxis und hiſtoriſcher Wiſſenſchaft‘ bezeichnet[33]). Niemandem vielleicht iſt es in höherem Maße beſchieden geweſen, als unſerm Helden, für jenen treffenden Ausſpruch im Abendlande wie im Morgenlande werktätig Zeugnis abzulegen. Wohin er auch kam, erwarb er ſich, zeichnend oder ſchildernd, Verdienſte um unſer Wiſſen von Land und Leuten. Er bewährte ſich eben als getreuer Schüler Karl Ritters und als ſolcher tief durchdrungen davon, daß alle geſchichtlichen Begebenheiten Ergebniſſe des Zuſammenwirkens von menſchlicher Eigenart und von äußerer, zumal örtlicher Bedingtheit ſeien. Aus dieſer Erkenntnis heraus hat er auch, oft wohl ohne es zu beabſichtigen, unſere Kenntnis des Altertums wirklich bereichert.

Am 19. Januar 1837 wurde Moltke zu Dolma-Baktſche vom Padiſchah in Privat-Audienz empfangen. In der Schilderung, welche er von dieſem feierlichen Auftritt entwirft, offenbart ſich aufs köſtlichſte jener geſunde Humor, der ſich gelegentlich zu harmloſer Selbſtverſpottung ſteigert. „Man führte mich,“ ſo erzählt er, „in einen ſchönen ſehr geräumigen Kiosk, welcher, über dem

Meer erbaut, eine prächtige Aussicht gewährt. Dort fanden wir einen Schwarm von Kammerherren, Pagen, Sekretären, Militärs und anderen Hofbeamten. Ein ältlicher Gentleman sagte mir besonders viel Verbindliches; er hatte entdeckt, daß ich mir ein großes Verdienst um das Land erworben, und ich erfuhr nachher, daß dies Se. Excellenz der Hofnarr des Großherrn sei." — Wem fällt dabei nicht Goethes Wort ein: „Wer über sich selbst nicht lachen kann, das ist fürwahr kein braver Mann!" — Als Gesamteindruck des eigentlichen Empfanges bezeichnet Moltke den Ausdruck von Wohlwollen und Güte, welcher alle Worte des Großherrn begleitete, der ihm als Zeichen seiner Zufriedenheit den Nischan-Orden mit Brillanten um den Hals legen ließ. Ob der Padischah ihm die Auszeichnung bewilligt haben würde, wenn er gewußt hätte, wie Moltke über die Berufung der preußischen Offiziere an seine Vorgesetzten in Berlin berichtet hatte, das muß fraglich erscheinen. Denn dieser faßte seine Überzeugung dahin zusammen, daß bei dem Zustande des türkischen Heeres, dem Mangel an Einheit und Folgerichtigkeit in den Regierungsmaßregeln, dem Eigennutze und der Unwissenheit der Beamten und bei der herrschenden Finanzverwirrung, bei den tiefen nationalen Vorurteilen und der störenden Einwirkung auswärtiger Einflüsse ein entscheidender Erfolg von der Sendung preußischer Offiziere nicht zu erwarten sei. Günstiger urteilte der preußische Gesandte. Er meinte: Angesichts des ausgesprochenen Willens des Herrschers dürfe man sich der Hoffnung hingeben, daß die Preußen, falls sie nicht gegen die muselmanischen Gewohnheiten, den Nationalstolz und die Eigenliebe der Heerführer verstießen, Gutes zu wirken im stande sein dürften, weil man sie dann nicht nur um Rat fragen, sondern ihrem Rate fast blindlings folgen

würde[34]). — Die Zukunft hat gelehrt, daß Moltkes Urteil das wesentlich richtigere war; damals aber drang doch die Ansicht des Grafen Königsmark durch, und am 5. Juli 1837 erteilte der König den Befehl zur Abreise der kommandierten Offiziere.

Inzwischen war Moltke rastlos tätig gewesen. Noch im Januar hatte er begonnen, Konstantinopel im Maßstabe 1:25000 aufzunehmen, eine Arbeit, die ihn ein Vierteljahr lang in angestrengter Weise in Anspruch nahm. Es gehörte wahrlich ein seltener Gleichmut, eine ungewöhnliche Unerschrockenheit dazu, in den engen Gassen der Hauptstadt, wo die Pest in den letzten Monaten 30,000 Menschen hingerafft hatte und noch keineswegs erloschen war, ruhig zu messen und zu zeichnen. Hier wie später begünstigte ihn dabei seine seltene Schwindelfreiheit. Wie er an der Kette, die von dem vergoldeten Halbmonde der Sofienmoschee herabhing, auf die obere Fläche der Kuppel klomm, so stellte er seinen Meßtisch hoch oben auf den schmalen Bogen der Wasserleitung des Kaisers Valens auf, und ebenso entwirft er später während des Rittes auf den steilen Felsenpfaden Kurdistans am Rande des Abgrunds mit ruhiger Hand die Skizze des Geländes! Diese Eigenschaft ist um so auffallender, als Moltke überaus leicht seekrank wurde. — Im März entwarf er zur Herstellung einer Verbindung zwischen der eben errichteten Brücke über das Goldene Horn und dem Seraskeriat einen Plan, der sofort verwirklicht wurde.

Während des Mai begleitete Moltke den Padischah auf einer großen Reise durch Bulgarien und Rumelien, die mit einem Troß von 800 Pferden unternommen wurde und über Varna, Schumla, Silistria, Rustschuk, Tirnowa, Kasanlik und Adrianopel nach Stam-

bul zurückführte. Überall war der preußische Generalstabsoffizier durch die Aufnahme von Festungen, Straßenkrokis und seine Volksstudien angelegentlich, oft sogar höchst angestrengt beschäftigt, und er hat die Früchte seiner Beobachtungen später in der ‚Geschichte des russisch-türkischen Krieges von 1828/29' vortrefflich verwertet. Effendimis (d. h. ‚unser Herr', der Sultan) erwies sich ihm gegenüber sehr gnädig, ja gemütlich; man hätte ihm nicht zugetraut, daß er der Mann war, der 20,000 Janitscharen erbarmungslos hat köpfen lassen.

Moltke ahnte nicht, daß ihn zur Zeit dieser eindrucksreichen mühsamen Reise in der fernen Heimat der schwerste Verlust betroffen hatte. Am 27. Mai 1837 war zu Schleswig seine Mutter dahingeschieden. Am letzten Abend ihres Lebens hatte ihre aus einer Gesellschaft heimkehrende Tochter Helene (Frau Probst Bröker) sie in dem kaltgewordenen Zimmer am Schreibtisch gefunden. Den liebevollen Vorwurf, sie schone sich zu wenig, hatte sie mit freundlichem Gutenachtkuß zurückgewiesen, und am Morgen fand die Tochter sie, vom Schlage gerührt, sterbend am Boden.[35]) Ihr Tod ging dem Sohne sehr nahe; der Briefwechsel mit ihr war der regste, fast der einzige, den er führte; der verstummte nun auch, und er fühlte sich tief vereinsamt. — Die erste Trauerzeit verlebte er wieder in dem lieblichen Bujukdere, von wo aus er sich, sei es zu Pferde, sei es zu Fuß, sei es im ruderschnellen Kaik, an den schönen Ufern des Bosporus tummelte. Eine herrliche Baumgruppe bei Kiretsch Burun am Ausgange einer Schlucht zwischen Bujukdere und Therapia war sein besonderer Lieblingsplatz, und da genoß er, angesichts der wundervollsten Aussicht, so manche Stunde sanfter Wehmut und stiller Beschaulichkeit.

Der Ankunft ſeiner preußiſchen Kameraden harrte Moltke mit begreiflicher Sehnſucht entgegen. Endlich am 27. Auguſt kam ihr Schiff in Sicht. Von der Höhe des Galataturmes aus verfolgte Moltke ſein Herankommen, eilte dann frohen Herzens in den Hafen hinab und führte die Neulinge in Konſtantinopel ein. Es waren die Generalſtabshauptleute von Vincke und Fiſcher und der Ingenieurkapitän von Mühlbach.

4.

Faßt man dieſe drei Männer näher ins Auge, ſo erſcheinen ſie als echte Vertreter der drei Grundſtoffe, aus denen ſich das preußiſche Offizierkorps ergänzt: Adel, Beamtentum und Bürgerſchaft. — Karl Freiherr von Vincke war ein weſtfäliſcher Edelmann, der, obgleich noch kein Jahr älter als Moltke, ſchon 1832 Hauptmann im Generalſtabe geworden und ſeinem kommandierenden General bei einer Sendung nach Rußland beigegeben worden war. Nun folgte das Kommando nach der Türkei, wohin ihn ſeine Gemahlin begleitete.[36]) — Heinrich Mühlbach, der Sohn eines Kriegsrates in Alt-Stettin, zählte fünf bis ſechs Lebensjahre mehr als Vincke und Moltke. Er hatte 1813 ſoeben die Prüfung als Feldmeſſer beſtanden, als des Königs Aufruf ihn zu den freiwilligen Jägern führte. Bald zum Offizier befördert, erwarb er beim Sturm auf Wittenberg, wo er verwundet ward, das Eiſerne Kreuz. Später nahm er an der Erſtürmung von Rheims und an der Blockade von Vitry teil. Anfangs des Jahres 1815 im Ingenieurkorps angeſtellt, wurde er bereits im März 1818 Hauptmann, war als ſolcher alſo 17 Jahre älter als Moltke. Das

Jahr 1826 brachte Mühlbach die Verleihung des Adelbriefes, das folgende die Ernennung zum Garnisonbaudirektor des VIII. Armeekorps. Seine Tätigkeit bei der Befestigung von Koblenz, als Adjutant des Gouverneurs von Neufchatel, als Berichterstatter über die Belagerung von Antwerpen und bei der Einrichtung einer telegraphischen Verbindung zwischen Berlin und dem Rheine bekundeten die Vielseitigkeit seiner Begabung sowie ganz ungewöhnliche Tatkraft. Mühlbach war wirklich, wie es schon ein Korpsbefehl von 1825 ausgesprochen hatte, „zur Kategorie der vorzüglichen und sehr brauchbaren Offiziere zu zählen".[37]) — Friedrich Fischer, 1798 als Sohn eines Zimmermeisters zu Königsberg in Preußen geboren, hatte 1815 als Ingenieur-Geograph beim Okkupationskorps in Frankreich Verwendung gefunden und war 1816 als Sekondleutnant in das Ingenieurkorps aufgenommen worden. Seine hervorragenden Fähigkeiten gelangten zur vollen Geltung, als er 1828 Adjutant der 1. Ingenieur-Inspektion in Berlin wurde. Ein Jahr früher als Moltke erhielt er das Patent als Hauptmann im Generalstabe.[38]) — Dies also waren die Kameraden, mit denen unser Held zusammenzuwirken hatte. Er selbst war dem Lebens- wie dem Dienstalter nach der jüngste, ja, trotz seiner so hohen Gestalt, körperlich der kleinste von ihnen; Kriegserfahrung besaß von allen nur einer: Heinrich von Mühlbach; sämtlich aber waren es ausgezeichnete Männer, und gern stimmen wir dem Worte zu, das Reinhold Wagner seinem Buch ‚Moltke und Mühlbach' als Leitspruch vorangestellt, dem Worte des Chiron an Faust:

Im hehren Argonautenkreise
War jeder brav nach seiner eignen Weise.

5.

Nachdem die preußiſchen Offiziere ſehr huldvoll vom Sultan empfangen worden, erhielten ſie Befehl, ſich nach Bulgarien zu begeben, um für die Plätze und Päſſe am Balkan, an der Donau und an der Weſtküſte des Schwarzen Meeres Befeſtigungspläne zu entwerfen. Die Reiſe in dem von Krieg und Peſt verheerten Lande war um ſo beſchwerlicher, als die rauhe Jahreszeit mit Nachtfroſt und anhaltendem Regen unerwartet früh einſetzte. Um die Dauer ihrer Unternehmung möglichſt abzukürzen, teilten die Herren ſich in den Auftrag; Moltke und Vincke bereiſten die Küſte und die Dobrudſcha, Mühlbach und Fiſcher das Gebirge und die Donau. Die Ausbeute war nicht gering. In Warna vereinigte man ſich wieder und kehrte am 7. November nach Konſtantinopel zurück, um ſchon acht Tage ſpäter zur Erkundung der Dardanellen aufzubrechen. Da Moltke dieſe ſchon mehrfach gründlich gewürdigt, ſo machte er von hier aus, wie es ſcheint in Vinckes Geſellſchaft, einen Ausflug nach Troja. „Es iſt gewiß merkwürdig," ſagt er, „daß man mit hoher Wahrſcheinlichkeit den Schauplatz einer Begebenheit nachweiſen kann, von der ein blinder Greis vor Jahrtauſenden erzählte, daß ſie Jahrhunderte vor ihm ſich zugetragen. Aber die Natur iſt unverändert geblieben . . . und gewiß iſt, daß Homer ſein Gedicht eben dieſer Örtlichkeit anpaßte und ſie vollkommen gekannt hat." Die Gegend, von der Moltke mit dieſen Worten ſpricht, iſt die von Bunarbaſchi (Quellenhaupt), welche damals auf Grund der Unterſuchungen Lechevaliers faſt ganz allgemein als der Schauplatz der Ilias galt. Seit den Ausgrabungen Schliemanns auf Hiſſarlik hat ſich dagegen die Meinung der meiſten Gelehrten eben für dieſen Punkt entſchieden,

und so scheint es, daß Moltke, der sich aus ‚militärischem Instinkte' für die Lage von Bunarbaschi erklärte und auch in den späteren Auflagen seiner ‚Türkischen Briefe' seine dahingehenden Äußerungen in keiner Weise eingeschränkt hat, einem Irrtum, einer Selbsttäuschung verfallen sei. Aber das ist denn doch noch keineswegs entschieden. Ganz abgesehen davon, daß der ausgezeichnete Altertumsforscher Forchhammer, Professor an der Universität Kiel, mit sehr beachtenswerten Gründen gegen die Behauptungen Schliemanns in die Schranken getreten ist[39]), so bleibt es gar wohl möglich, daß das geschichtliche Ilium wirklich zu Hissarlik gestanden hat, daß aber die Sänger der Ilias die Gegend von Bunarbaschi im Auge hatten, weil auch sie nicht mehr wußten, wo das alte vorgeschichtliche Troja, das Troja der Sage, gelegen hatte, und weil auch ihnen, wie Moltke, die Stellung von Bunarbaschi aus kriegskünstlerischen Gründen als die geeignetste für die Anlage einer Festung erschien.[40])

Anfangs Dezember bereisten Moltke und Vincke das Gelände westlich von Konstantinopel, um den Platz für ein Übungslager auszusuchen sowie die Stellung von Tschekmedje zu erkunden, und Moltke nahm die zum Übungsplatz gewählte Umgegend von San Stefano auf.[41]) — Dann ging es in Pera an die Ausarbeitung der auf den Reisen gemachten Wahrnehmungen, Aufnahmen und Entwürfe, und am 8. Januar 1838 wurden dem Seraskier elf Denkschriften mit einigen zwanzig Plänen überreicht, denen Moltke noch ein ‚Mémoire sur l'organisation d'un bataillon d'instruction' folgen ließ.[42])

Inzwischen aber hatten die Gedanken des Padischah sich längst von Bulgarien und den Dardanellen abgewendet; sie ruhten auf Kleinasien und erwogen die Mittel,

dort Mehemed Ali ſeinen Raub wieder abzujagen. Da nun das Paſchalik Adana, das jetzt Ibrahim Paſcha beſaß, mit den Tauruspäſſen den Zugang nach Syrien verſchloß, ſo gedachte der Großherr, gegen dies Land von Kurdiſtan aus vorzugehen, und hatte dorthin ſchon 1834 einen Heerkörper geſendet, angeblich nur zu dem Zweck, unbotmäßige Kurdenfürſten zu unterwerfen. Im nächſten Jahre war dann der ruhmvolle Verteidiger Skutaris, Hafiß Paſcha, zum Statthalter in Karamanien ernannt worden, offenbar um ſeinerzeit als Befehlshaber gegen Ibrahim bei der Hand zu ſein. In der Folge war er an die Spitze der Taurusarmee geſtellt und noch ein zweites Korps bei Konia verſammelt worden. Als nun im Februar 1838 bekannt wurde, daß die Druſen des Hauran ſich gegen die ägyptiſche Herrſchaft empört hätten, da genügte dieſer ſchwache Hauch, um die Kriegsluſt des Großſultans wieder zu hellen Flammen anzufachen. Am 24. Februar erhielten Moltke und Mühlbach Befehl, ſich zur Taurusarmee bei Karput am oberen Euphrat zu begeben, um dort dem Hafiß Paſcha als Müſteſchare (oberſte Ratgeber) zur Seite zu treten. Bald darauf wurde Fiſcher der Armee Hadji-Ali Paſchas bei Konia, Vincke dagegen der Perſon des Seraskiers zugeteilt. Wohin dieſe Maßnahmen zielten, das zeigte ſich bald: Halil Paſcha, der wohl nicht mit Unrecht als ein Begünſtiger Mehemed Alis galt, wurde als Seraskier durch Said Paſcha erſetzt, und gleich darauf trat der greiſe Mehemet Chosref wieder an die Spitze der Regierung.

Am 28. Februar 1838 verabſchiedeten Moltke und Mühlbach ſich beim Großherrn, der ihnen Paſcha-Säbel mit auserleſenen Klingen überreichen ließ, und am 2. März reiſten ſie mit dem Lloyddampfer ab. Moltkes

persönliche Begleitung bestand aus einem Diener Andri Medini, der zugleich als Dolmetscher zu verwenden war, während Mühlbach noch einen besonderen Dragoman hatte und überdies von einem preußischen Unteroffizier O'Flaherty als Geheimschreiber begleitet wurde. Am 4. März landete man an der Nordküste Kleinasiens in Samsun, dessen Lage Moltke sofort mit dem Meßtische aufnahm; schon am folgenden Morgen aber brach man in einer Karawane von 30 Pferden südwärts auf. Zunächst überschritten die Reisenden ein dem Thüringer Walde ähnliches Küstengebirge und trafen am 8. März in Tokat am Fuße der großen Plateaumasse Kleinasiens ein, welche nun in sechs Tagen auf drei steilen Bergstufen bei blendendem Sonnenschein erstiegen wurde. Trotz der südlichen Beleuchtung lag aber der Schnee sehr hoch, und manche Ortschaften waren derart eingeschneit, daß man über ihre Dächer dahintrabte. Endlich ging es bergab in das Tal des Euphrat, der auf eigentümlich gestalteten Fähren überschifft wurde, und am Abend des 17. März erreichte man Karput, das Ziel der Reise. Hafiß Pascha kam den preußischen Offizieren wohlwollend entgegen, und der erste Eindruck, den er machte, war günstig. Er hatte sich bei einer Sendung nach Petersburg europäische Umgangsformen angeeignet, die den Verkehr mit ihm erleichterten. Mager, sehnig, von ungewöhnlicher Kraft und persönlichem Mute, in allen ritterlichen Künsten Meister, stand er in hohem Ansehen beim Heere.

Zwei Hauptaufgaben kamen bei der Vorbereitung des Krieges gegen Mehemed Ali in Betracht. Erstens galt es, die für das Unternehmen wichtigsten Straßen aufzuklären, nämlich diejenigen, welche über den Taurus nach Syrien führen, und die, welche im südlichen Vorlande ihre Querverbindungen bilden. Zweitens kam es

Skizze vom mittleren Kleinasien

darauf an, im Rücken des mutmaßlichen Kriegsſchauplatzes die Unterwerfung der Kurden zu vollenden ſowie für die Ergänzung des Heeres und für die Anſammlung von Kriegsvorräten zu ſorgen. Die erſte Aufgabe fiel hauptſächlich Moltke zu, der bereits am 23. März eine Erkundungsreiſe anzutreten hatte, um das Gelände zwiſchen den türkiſchen Kantonierungen und der ſyriſchen Grenze zu durchkreuzen. Er begab ſich zunächſt nach Malatia, dem natürlichen Ausgangspunkte eines Angriffs auf Syrien. Von dort wendete er ſich ſüdweſtwärts und erreichte nach 65ſtündigem Ritt in fünftehalb Tagen Maraſch, in deſſen prachtvoll grünendes Tal er abends aus Schnee und Regen niederſtieg. Zur Umkehr nach Oſten ſchlug er den Weg durch das ſüdliche Stufenland des Taurus ein, wobei er faſt die ſyriſche Grenze berührte. Bis Adiaman erwies ſich dieſe Querverbindung nicht allzu ſchwierig; ihr nordöſtlicher Endpunkt jedoch, Gerger, wo der Euphrat aus dem Gebirge tritt, konnte nur auf halsbrecheriſchen Saumpfaden am 30. März nach zwanzigſtündigem Ritte erreicht werden. Jetzt blieben noch der Lauf des Euphrat ſelbſt und ſeine Übergänge bis zur ſyriſchen Grenze zu erkunden. Moltke folgte alſo dem Strome und fand den erſten günſtigen Punkt zum Uferwechſel bei Samſat. Etwas weiter abwärts bei Karakaik (gegenüber der Mündung des Göksu) empfahl er ſpäter, die Taurusarmee im Lager zu verſammeln. Am 4. April fand er einen zweiten Übergangspunkt bei dem merkwürdigen Felſenſchloſſe Rum Kaleh (d. h. Römer-Kaſtell)[43]), auf deſſen Trümmern er in ſternheller Nacht eine humorvolle Andacht feierte. „Der Euphrat," ſo ſchrieb er an Fiſcher, „glitzerte tief unten in einer felſigen Schlucht, und ſein Rauſchen erfüllte die Stille des Abends. Da ſchritten Cyrus und Alexander, Xenophon, Cäſar und

Julian im Mondenſchein vorüber; von dieſem ſelben Punkte hatten ſie das Reich der Chosroes jenſeit des Stromes geſehen und gerade ſo geſehen; denn die Natur iſt hier von Stein und ändert ſich nicht. Da beſchloß ich, dem Andenken des großen Römervolkes die goldenen Trauben zu opfern, die ſie zuerſt nach Gallien gebracht und die ich von ihres weiten Reiches weſtlicher Grenze bis zur öſtlichen getragen. Ich ſchleuderte die Flaſche von der Höhe hinab; ſie tauchte, tanzte und glitt den Strom entlang dem indiſchen Weltmeere zu. Sie vermuten aber ſehr richtig, daß ich ſie vorher geleert hatte. Ich ſtand da wie der alte Zecher:

trank letzte Lebensglut
und warf den heiligen Becher
hinunter in die Flut.
Ich ſah ihn ſtürzen, trinken
des Euphrats gelbe Flut;
die Augen täten mir ſinken —

Ich trank keinen Tropfen mehr. — Die Flaſche hatte einen Fehler gehabt: ſie war die letzte geweſen."

Moltke reiſte nun am linken Ufer des Euphrat abwärts bis zu dem wichtigſten Übergange, dem bei Biredſchik, wo der Strom aus ſteilen Bergwänden in die Ebene tritt und Straßen nach Aintab, Antiochien und Aleppo das angriffsweiſe Vorgehen in der Richtung auf das Mittelmeer erleichtern, während andrerſeits ebendort von Oſten her die Karawanenſtraße von Moſſul mündet, welche Euphrat und Tigris verbindet. Der lebhafte Wunſch, womöglich an dem von Haſiß Paſcha beabſichtigten Kurdenfeldzuge teilzunehmen, ließ Moltke nicht dazu kommen, auch das rechte Stromufer bei Biredſchik näher zu erkunden; hätte er ahnen können, daß ſich eben dort im nächſten Jahre der Feldzug gegen Syrien entſcheiden würde, ſo hätte er gewiß auch einen längeren Aufenthalt

nicht geſcheut. So eilte er ſchnell zurück, zuerſt nach Urfa; dann ritt er bei hellem Mondenſchein durch die troſtloſe Steinwüſte der Tſchöll und war ſchon ſo früh wieder im Sattel, daß er von der Höhe des Karadſchah Dagh die Sonne über dem Tigris aufgehen ſah. In Diarbekir, wohin Hafiß Paſcha, von Mühlbach begleitet, ſein Hauptquartier verlegt hatte, war Moltkes erſter, ſechzehntägiger Erkundungsritt zu Ende. — Wenn man bedenkt, was dazu gehört, in ſo kurzer Zeit ſo weite und ſchwierige Strecken abzureiten, den zurückgelegten Weg ſachgemäß nach Richtung und Beſchaffenheit zu ſkizzieren und einige der bedeutendſten Punkte genauer aufzunehmen, ſo wird man zugeſtehen müſſen, daß Moltke eine ganz außerordentliche Leiſtung hinter ſich hatte.

6.

Drei Tage nach ſeinem Wiedereintreffen kam die Nachricht von Raubtaten eines Araberſtammes weſtlich von Moſſul. Die Truppen, welche an der Straße zwiſchen Diarbekir und Moſſul ſtanden, erhielten deshalb Befehl, ſüdwärts vorzugehen und, zuſammenwirkend mit dem Befehlshaber von Moſſul, gegen die Plünderer einzuſchreiten, den preußiſchen Offizieren aber wurde geſtattet, auf dem Tigris nach Moſſul zu fahren, um ſich von dort aus an dem Unternehmen zu beteiligen. Zur Reiſe benutzte man, wie in den Zeiten des Cyrus, ein kleines Floß, das auf 56 aufgeblaſenen Schaf- und Ziegenhäuten ſchwimmend, ſchnell den ſtark angeſchwollenen Strom hinabglitt. Am 17. April trafen die beiden Müſteſchare in Moſſul ein und wurden von dem dortigen Ortsbefehlshaber mit größter Auszeichnung empfangen. Sie ſtiegen bei dem armeniſchen Patriarchen ab, aus deſſen

Bücherei Moltke einen bemerkenswerten Perikopen-Kodex in arabiſcher und ſyriſcher Sprache erſtand, der ſich jetzt in der Königlichen Bibliothek zu Berlin befindet. Zu einer kriegeriſchen Betätigung gab es jedoch keine Gelegenheit mehr: die räuberiſchen Araber waren bereits von den Reiterabteilungen, die Hafiß Paſcha gegen ſie in Bewegung geſetzt hatte, aus dem Felde geſchlagen. So hatte man Zeit, Moſſul kennen zu lernen, und Moltke nahm einen Plan der Stadt auf, die von den Beduinen wegen ihrer Herrlichkeit ſo ſehr bewundert wird, den Europäern aber eher durch das Gegenteil davon auffiel; freilich — hundert Stunden im Umkreiſe hat ſie nicht ihresgleichen! — Wegen der in der nordmeſopotamiſchen Wüſte herrſchenden großen Unſicherheit mußten die Deutſchen auf den Abgang einer Karawane warten, um ſich dieſer und ihrer Bedeckung anzuſchließen, und ſo verließen ſie erſt am 25. April die von der Heimat entfernteſte Stätte, die ſie jemals betreten und die gerade an der nördlichen Grenze der Palmenzone liegt. — Unterwegs erfuhr man, daß Kurd Mehemed Paſcha, ein Unterfeldherr des Hafiß, zu einer Unternehmung gegen die Kurden nach Djeſireh am Tigris aufgebrochen ſei, und ſogleich beſchloß Moltke, ſich eben dorthin zu wenden, während Mühlbach zu Hafiß zurückkehrte. Der Zug Mehemeds galt einem kleinen Kurdenfürſten, Sayd-Bey, der ſchon ſeit fünf Jahren der hohen Pforte trotzte, gewaltſam Steuern eintrieb und viele Grauſamkeiten beging. Er ſaß auf ſeinem ſchier unzugänglichen Bergſchloſſe ‚Sayd-Bey-Kaleſſi‘ und glaubte, mit Ruhe einem Sturm entgegenſehen zu können. Moltke eilte dem Angriffskorps um 24 Stunden voraus und klärte die Umgebung der Felſenfeſte ſo genau auf, daß bei Ankunft des Paſchas ihm kein wichtiger Punkt, kein Fußweg mehr unbekannt war. Als Kurd Mehemed mit

ſeinen 300 Mann und 8 Geſchützen erſchien, leitete der preußiſche Offizier den artilleriſtiſchen Angriff, und da dieſer, wegen Mangelhaftigkeit des Materials, keinen genügenden Erfolg hatte, ſtellte er perſönlich in der Nacht die Stelle feſt, wo der Mineur angeſetzt werden ſollte. Dieſen Augenblick wartete der Verteidiger jedoch nicht ab; er übergab am 12. Mai die Burg und fiel in Gefangenſchaft.[44]) — Sogar während dieſer Kämpfe war der unermüdliche Aufnehmer an ſeinem Meßtiſche tätig. Launig berichtet er: „Die Gegenwart eines fränkiſchen Offiziers hatte dem Bey üble Preſſentiments gegeben; meine unſchuldige Planchette, welche er auf allen Höhen, bald vor, bald hinter dem Schloſſe erblickte, erſchien ihm wie eine Art Zauber, der ihn umſtrickte, und er würdigte ſie einer lebhaften Füſilade.“ — In einer Höhle, die den chriſtlichen Einwohnern des benachbarten nun zerſtörten Dorfes als Kirche gedient hatte, fand Moltke eine ſyriſche Überſetzung des Neuen Teſtamentes, die im Jahre 1591 in neſtorianiſchen Schriftzeichen hergeſtellt worden war und jetzt als „ein wahres Kleinod“ der Königlichen Bibliothek gilt.[45]) Es kennzeichnet Moltke, daß er mitten unter Mord und Brand ein Auge für ſolche Dinge hatte.

Die Meldung von der Einnahme Sayd-Bey-Kaleſſis traf am 1. Mai in Diabekir bei Hafiß Paſcha ein, der nicht verſäumte, ein Belobigungsſchreiben an Moltke zu richten[46]), und dann Maßregeln zur Unterwerfung der noch unbotmäßigen Stämme im Karſann-Dagh öſtlich des Tigris traf. Zu dem Ende ſetzte er ſich ſelbſt oſtwärts in Bewegung und befahl Kurd Mehemed Paſcha, ebenfalls den Marſch in jenes Gebirgsland anzutreten. Dieſer Weg durch die oberen Paralleltäler der Tigriszuflüſſe mit beſtändig zu wiederholender Überſchreitung der 1000 bis 2000 Fuß hohen Waſſerſcheiden ſowie der breiten

Ströme Bohtan und Jeſidhane war ungemein mühſam, zumal für Moltke, der als Pfadfinder und Quartiermacher diente. Am 2. Juni gewann man Fühlung mit Haſiß, und tags darauf kam es zu einem heißen Kampfe um das Bergdorf Papur, der durch eine von Moltke vorgeſchlagene Umgehung entſchieden wurde. Zuletzt rang man noch wütend um den Beſitz eines feſten Hauſes des Häuptlings, und das Gefecht artete in ein ſcheußliches Gemetzel aus, das die deutſchen Offiziere entſetzte. Moltke war ſchon morgens ſehr unwohl geweſen und mußte am 5. Juni nach dem im Tale unterhalb Meſſrehchan befindlichen Lager gebracht werden, wo er in Mühlbachs behaglichem Zelte vier Tage lang ruhte. Dann folgte er dem Hauptquartier in das Lager von Goh, deſſen reine kühle Bergluft ihn bald herſtellte. Dort fanden Unterhandlungen mit den Kurden ſtatt, die aber ſehr ſchwierig waren. „Ein Teil traut dem andern nicht," ſchreibt Moltke. „Heute ſollten alle Dorfſchaften ihre Abgeſandten ſchicken; doch ſie kommen nicht. Nun wäre das natürlichſte, ihnen auf den Leib zu rücken; aber dann fliehen ſie ſämtlich auf das Territorium von Muſch, und dort ſitzt Emin-Paſcha, der ſelbſt ein Kurde iſt und unter dem Erzerum Valeſſi ſteht. Er regt nicht Hand noch Fuß, um die Expedition zu unterſtützen." — Es kam nun bloß noch zu vereinzelten Unternehmungen durch Streifparteien, während deſſen das Hauptkorps wieder bei Meſſrehchan lagerte, wo man indes jetzt furchtbar unter der Hitze und dem Ungeziefer litt. Man hatte bei 32° R. im Schatten ſelbſt in den Zelten mit Taranteln, Skorpionen und Schlangen zu kämpfen. Gern folgte das Heer dem Befehle des Großherrn, die Feindſeligkeiten einzuſtellen und wieder in das alte Standlager am oberen Euphrat bei Karput zurückzugehen, obgleich man ſich eingeſtehen

mußte, daß damit das Unternehmen unvollendet abgebrochen wurde. Die Opfer, welche es an Menschen und Geld gekostet, so äußerte Mühlbach anfangs Juli, hätten in keinem richtigen Verhältnis zu dem Ergebnis gestanden. Der Feldzug sei zu spät im Jahr begonnen worden, sodaß die Kurden leicht in die schon schneefreien höheren Gegenden hätten zurückweichen können, und nun habe man nicht einmal das eroberte Gebiet dauernd besetzt und sei nicht im stande, diejenigen Stämme, welche man gewaltsam zur Ansiedlung in der Ebene gezwungen habe, zu hindern, wieder in ihre Heimat zurückzukehren. In einigen Jahren würde ein neuer Feldzug nötig sein.[47]) Dies traf zu, und so zeigte das erste kriegerische Unternehmen, an welchem Moltke mitwirkte, diesem höchst anschaulich, wie wenig Erfolg das Wagen verspreche, wenn es nicht vorher gründlich erwogen sei, und welchen Schaden der Mangel an Stetigkeit und klarem Willen stifte. Gewiß hat ihm diese Beobachtung tiefen Eindruck gemacht.

7.

Sultan Mahmud II. hegte zu dieser Zeit unzweifelhaft die Absicht, die Waffen gegen Mehemed Ali zu erheben. Er verstärkte sowohl die Armee des Hafiß als die des Hadji Ali bei Konia und stellte außerdem ein Rückhaltsheer unter dem ehemaligen Großvezier Izzet Mehemed Pascha bei Angora auf. — Moltke blieb kaum eine Woche lang in Karput; denn Hafiß Pascha erteilte ihm den Auftrag, den Euphrat selbst als Wasserstraße und dann den Nebenweg zu erforschen, der von diesem Strome bei Samsat über Adiaman nach Malatia führt. (Vergl. S. 68.) Schon zweimal hatte Hafiß ver-

ſuchen laſſen, den Euphrat mit einem Floß hinabzufahren; beide Male war es ſchlecht gelungen; beide Male hatte es Menſchenleben gekoſtet. Moltke ſchreckte das nicht ab. Am 10. Juli trat er in Palu die Fahrt auf einem tüchtigen Floß von 60 Häuten an. Drei Tage ſpäter traf er in Gerger ein, nachdem mehr als 300 Stromſchnellen überwunden waren, darunter einige von etwa 15 Fuß Gefäll auf 200 Schritt Stromlänge. Kaum hatte man die eine Schnelle zurückgelegt, ſo hörte man bereits die nächſte brauſen, und es wäre unmöglich geweſen, die Fahrt mit einem anderen Fahrzeuge als ſolch einem Schlauchfloß zu bewerkſtelligen. Denn dieſes biegt ſich wie ein Fiſch; es nimmt die Geſtalt der Welle an, auf der es ſchwimmt, indem es ſich auf- und abwärts krümmt; ihm ſchadet es nichts, wenn es, mit Waſſer überſchüttet, für einen Augenblick untergeht, und das gewaltſame Anrennen an Klippen zerreißt höchſtens ein paar Schläuche, und die übrigen heben das Floß doch immer wieder über die Wellen empor. Unterhalb Gerger floß der Euphrat in ſeinem erweiterten und Moltke ſchon bekannten Bette ruhig hin. Am 15. Juli erreichte man Samſat, und das Ergebnis der Fahrt war, daß der Strom bei mittlerem Waſſerſtande auch auf der Strecke der Stromſchnellen, zwar nicht zur Truppenbeförderung im Großen, wohl aber für die Verſchiffung von Kriegsbedarf zu benutzen wäre. — In Samſat machte ſich Moltke beritten, um die Straße nach Malatia zu erkunden, die aber ſo ſchwierig war, daß von ihrem Gebrauch für Artillerie gar keine Rede ſein konnte und ſelbſt der Marſch von Fußvolk Vorbereitungen, zumal durch Sprengungen, zu fordern ſchien. Um ſo herrlicher erwies ſich die Gegend von Malatia als Lagerplatz. Am 19. war Moltke in Karput zurück. Hier herrſchten abſcheuliche Geſundheits-

zuſtände; Hafiß ſelbſt und mehr als 30 Mann auf Hundert waren krank; dabei gab es tatſächlich keine Ärzte.

Zu Konſtantinopel wurde am 16. Auguſt ein Handelsvertrag mit England abgeſchloſſen, der für das ganze osmaniſche Reich, alſo auch für Ägypten, gelten ſollte, dieſem jedoch ſo ungünſtig war, daß man den Widerſtand Mehemed Alis und ſomit den Kriegsausbruch vorausſah. Da ſich Frankreich für Mehemed Ali erklärte und ein Geſchwader auf die Reede von Smyrna ſandte, ſo ſchienen weitgreifende Verwickelungen bevorzuſtehen. — Ende desſelben Monats verlegte Hafiß ſein Hauptquartier nach Malatia. Mühlbach mußte krankheitshalber zurückbleiben. Moltke, der einen kurzen Ausflug nach den Tigrisquellen gemacht hatte, erhielt am 4. Oktober Befehl, nach Konia und den kilikiſchen Päſſen zu reiſen; denn da man in Stambul den Fehler beging, nicht alle Streitkräfte in Kleinaſien dem gemeinſamen Oberbefehle des Hafiß zu unterſtellen, ſo galt es, wenigſtens durch derartige Sendungen das Einvernehmen mit Hadji Ali aufrecht zu erhalten. Zugleich ſollte Moltke die Verbindungen kennen lernen, bis zum Külek Boghas vorgehen, die dortigen Verſchanzungen ſehen, die Straßen unterſuchen, welche aus den Gebirgen nach Adana führen, und mit Hauptmann Fiſcher Rückſprache nehmen. Nach einem überaus anſtrengenden ſiebentägigen Ritte traf Moltke in Konia ein, wo ihn Hadji Ali Paſcha bis zum 16. Oktober feſthielt und dann mit dem bürgerlichen Statthalter der Provinz nach den kilikiſchen Päſſen ſandte, deren Befeſtigung den Hauptmann Fiſcher beſchäftigte. Dieſen wie ſeine ganze Umgebung fanden ſie fieberkrank und tiefverſtimmt wegen der völlig ungenügenden Leiſtungen des Landes, deſſen Ortsbehörden ſich ſo widerwillig und läſſig erwieſen, daß die Arbeiten nicht von der Stelle

kamen. Am 30. Oktober traf Moltke, nachdem er 190 deutſche Meilen geritten, wieder in Malatia ein, nicht eben freundlich von Hafiß empfangen, der ihn früher zurück erwartet hatte. Doch tröſtete ihn ein ſehr warmes Belobigungsſchreiben des Seraskiers über ſeine und Mühlbachs Tätigkeit. Letzterer hatte ſich inzwiſchen der Artillerie, die ſehr verwahrloſt war, mit großem Eifer angenommen. Jetzt ſtellte ſich der preußiſche Hauptmann a. D. Laue, ein Mann von ungewöhnlicher Tüchtigkeit, mit zehn Artillerie-Unteroffizieren ein, und die Sorge für das Geſchützweſen ging in deſſen Hände über. In kriegsfertigem Zuſtande befand ſich indeſſen die Taurusarmee noch keineswegs, und vielleicht trugen die Berichte, welche dem Sultan hierüber zugingen, dazu bei, ihn vorläufig noch von der Kriegserklärung an Ägypten zurückzuhalten.

Moltke beſchäftigte ſich nach ſeiner Rückkehr mit dem Auszeichnen ſeiner Karte von Kleinaſien und mit dem Exerzieren der Truppen. Die erſtere überreichte er am 7. Dezember dem Paſcha, der ſehr zufrieden war und den Leutnant, der daran mitgearbeitet hatte, ſogleich zum Kapitän ernannte. „Die beſonderen Verhältniſſe, unter denen ich reiſe," bemerkte Moltke damals, „ſchließen mir Gegenden auf, die zu durchſtreifen jedem Europäer bisher unmöglich war, Gegenden, die man noch heute zum Teil nicht ohne militäriſche Eskorte durchziehen oder, wie den Karſann-Dagh, nur im Gefolge eines Heeres betreten kann. So günſtige Umſtände vereinigen ſich ſelten, und ich benutze ſie gewiſſenhaft. Ich habe jetzt auf mehr als 700 geographiſche Meilen das Land durchkreuzt und von ſämtlichen die Itineraires aufgenommen." — Das ſchöne Wetter und die Anſammlung einer bedeutenden Truppenmaſſe in Malatia geſtattete es, große Truppenübungen

vorzunehmen. Man manövrierte mit 40 Bataillonen und 80 Geſchützen, was bisher bei dem gänzlichen Mangel an Beſtimmungen für die Bewegung zuſammengeſetzter Truppenkörper nicht möglich geweſen war. Das Reglement, das jetzt dabei zu Grunde gelegt wurde, hatte der Freiherr von Vincke in Konſtantinopel ausgearbeitet; Moltke führte es nun mit unſäglicher Mühe und Sorgfalt tatſächlich ein. „Es war nicht leicht," ſo ſagt er, „den Leuten hier begreiflich zu machen, daß die Frage nicht iſt, wie viele, ſondern wie wenig Evolutionen man ausführen könne. Jeder aus Europa kommende Offizier hatte ſie mit neuen Erfindungen beſchenkt, und ſie waren bereits auf den Etat von 86 Bewegungen gekommen; hätte ich 49 neue womöglich recht verwickelte Sachen in Antrag gebracht, ſo würde man willig darauf eingegangen ſein; viel ſchwieriger war es, ebenſoviel herunter zu handeln. Es macht mir immer einen eigenen Eindruck, wenn die Tirailleur-Signale am Euphrat genau wie an der Spree rufen. Wer hätte doch vorhergeſagt, daß die Vorſchriften, welche zur Zeit der höchſten Bedrängnis Preußens gegeben wurden, nach 20 Jahren ihren Weg bis an die Grenzen Perſiens finden würden! Morgen werden dem Kommandierenden zwei ſeiner Landwehr-Brigaden vorgeſtellt, welche das preußiſche einfache und darum zweckmäßige Brigade-Exerzieren ſchon mit vieler Präziſion ausführen." Leider entſprach der hoffnungerweckenden taktiſchen Ausbildung der Truppen ihre Mannszucht keineswegs. Die Zahl der Fahnenflüchtigen war ungeheuer groß. Die Truppen beſtanden zur größeren Hälfte aus Redifs, d. h. Landwehren, die flüchtig ausgebildet und deren Offiziere nach Gunſt gewählt wurden. Aber auch die Reihen der Linientruppen füllten zur Hälfte Rekruten. Die Sterblichkeit war furchtbar; in Malatia

wurde nahezu die Hälfte des Fußvolks begraben, und nun laſtete die ganze Schwere des Erſatzes auf Kurdiſtan, deſſen unglückliche Bergbewohner lieber ſtarben als in die Kaſerne zogen. Dieſe Zuſtände, verbunden mit der geiſttötenden Untätigkeit und Langeweile im Lager, fingen an, Moltke unerträglich zu werden. Er begann, ſich recht von Herzen nach geordneten Verhältniſſen, nach der Heimat zu ſehnen. „Ach, lieber Vincke," ſo ſchreibt er, „wir werden hier kein ſehr brillantes Karneval zubringen. Wenn das ſo fort ſchneit, ſo iſt jede Beſchäftigung mit den Truppen unmöglich. Der Paſcha ſpricht mir von einer Reiſe nach Stambul. Früher kam das Städtchen mir vor, als ob es ein wenig aus der Welt läge; jetzt würde ich glauben, dort au beau milieu de Paris zu ſein. Überhaupt, wie wird es uns vorkommen, wenn wir wieder einmal ein Gericht Kartoffeln, einen gewichſten Stiefel mit blankgeputztem Sporn oder eine ähnliche europäiſche Erſcheinung zu ſehen bekommen! Nun gute Nacht; das Feuer iſt ausgegangen und die Tinte friert an. Wenn es übermorgen am Weihnachtsabend bei Dir ſpukt, ſo bin ich's geweſen."

Zu Beginn des Jahres 1839 erkannte der Sultan zu ſeinem ſchweren Verdruſſe, daß er auf irgend welche ernſtliche Hilfe Englands nicht zu rechnen habe; zugleich aber ſteigerte ſich die Spannung an der ſyriſchen Grenze. Seit der Beſchwichtigung des letzten Druſenaufſtandes waren den türkiſchen Rüſtungen ſolche auf ägyptiſcher Seite gefolgt, und nun ſetzten auch die Osmanen wieder eine neue Rekrutenaushebung ins Werk. Für die Taurusarmee allein ſollten 12 000 Mann aufgebracht werden, und dies war nur möglich, indem die Behörden förmliche Menſchenjagden veranſtalteten. Mit Hunden wurden die Entweichenden gehetzt und die Eingefangenen, oft

Knaben und Krüppel, an lange Seile gefesſelt bei den Truppen abgeliefert. Durfte man ſich wundern, wenn ſie bei der erſten Gelegenheit davonliefen!? Der Paſcha von Erzerum ſollte 3000, der von Muſch 1000 Mann zur Taurusarmee ſenden; Osman Paſcha ſammelte eine Redifbrigade bei Kaiſarie, und Hauptmann von Vincke ging als Müſteſchar zu Izzet-Mehemed Paſcha nach Angora. Da die Ernährung der Streitkräfte bei Malatia immer ſchwieriger wurde, ſo verlegte Hafiß die Hälfte derſelben nach Diarbekir, nachdem ſchon früher die Heeresabteilung Mehemed Paſchas, die ſeinerzeit den Kurdenfeldzug eröffnet hatte, nach Urfa und Biredſchik, alſo unmittelbar an die ſyriſche Grenze, vorgeſchoben worden war. Dorthin reiſte am 18. Januar auch Moltke, um die Truppen nach dem neuen Reglement exerzieren zu laſſen und die Gegend aufzunehmen. Bei dieſer Gelegenheit gewann er durch einen zweitägigen Ausflug nach Niſib auch einen Überblick des Landes bis zur Grenze. Am 15. Februar traf er wieder in Malatia ein, unternahm jedoch bald darauf eine Erkundungsreiſe in die völlig unbekannte Gegend zwiſchen den Quellflüſſen des Euphrat am Fuß des Munſur Dagh, wo er die auf keiner Karte angegebene beträchtliche Stadt Tſchimiſchgeſek entdeckte. Anfangs April kam er nach Malatia zurück. Hier hatte man die Vorräte nun gänzlich erſchöpft; um Graſung für die Pferde zu gewinnen, mußte eine wärmere Gegend aufgeſucht werden, und da man die Truppen auch gern noch im Korpsverbande üben wollte, ſo beſchloß Hafiß Paſcha, ſie in einem Lager bei Karakaik zu verſammeln, wodurch man ſich allerdings der ſyriſchen Grenze wieder um mehr als 30 Stunden näherte. Zugleich erhielt Mühlbach Befehl, bei Biridſchik einen großen Brückenkopf zu erbauen.

Wie schon erwähnt, hatte Hafiß auf die Benutzung des Euphrat zur Beförderung des Kriegsbedarfs gerechnet; nun aber war Tauwetter eingetreten und der Strom plötzlich um 15 Fuß gestiegen, sodaß die erfahrensten Floßschiffer die Fahrt für unmöglich erklärten. Abermals forderte Hafiß Moltken auf, mit dem ersten Ingenieuroffizier des Korps den Versuch zu wagen. Es geschah. Aber die Stromschnellen waren zu Wasserfällen geworden, die zum Teil unter Auseinandernahme des Floßes zu Lande umgangen werden mußten. Der türkische Oberst gab die Fahrt am zweiten Tage auf; Moltke, der nicht gern etwas halb tat und bei dem gelegentlich der tief leidenschaftliche Grundzug seines Wesens in einer Art verwegenen Trotzes durchbrach, setzte die Fahrt noch weiter fort; am 11. April indes stand auch er „mit der unwillkommnen Mär vor seinem Bassen", daß der Euphrat nicht zu gebrauchen sei. Nun blieben nur die Landwege übrig; doch auch mit diesen stand es jetzt besonders schlimm. Überall lag noch tiefer Schnee, der zu tauen begann und daher seine Tragfähigkeit verloren hatte. Überdies regnete es unaufhörlich, und von allen Bergen stürzten die Wildwasser. Da jedoch auf den 14. April der Anfang des Monats Sefer fiel, in welchem der Moslem nichts Wichtiges beginnen soll, so befahl Hafiß für den 13. April, aller Ungunst der Witterung zum Trotz, den Antritt des Marsches, der namentlich für die von Malatia kommenden Truppen mit den furchtbarsten Anstrengungen, Entbehrungen und Verlusten verbunden war. Als man dann endlich am Euphrat im Angesichte von Karakait angelangt war, mangelte das Material zum Uferwechsel, weil die Schlauchflöße sich bei dem Train der letzten noch weit entfernten Kolonne befanden, und plötzlich lief zu Moltkes großem Erstaunen von Hafiß Pascha der

Befehl ein, die ganze Armee weiter südlich nach Biredschik zu führen. Damit wurde die Lage nicht nur militärisch, sondern auch politisch von Grund aus verändert; denn indem Hafiß mit seiner Gesamtmacht unmittelbar an die Grenze rückte, gab er in der deutlichsten Weise zu verstehen, daß er den Kriegsausbruch als unvermeidlich und ganz nahe betrachte. Und so war es denn auch.

8.

Überraschend nach einer hastigen Reise traf Hafiß Pascha in Biredschik ein und unmittelbar nach ihm ein Abgesandter des Großherrn aus Konstantinopel, der (wie wohl kaum zu bezweifeln ist) den Auftrag hatte, den Oberbefehlshaber anzuweisen, nicht nur sich zum sofortigen Angriff bereit zu halten, sondern auch dem Sultan einen handlichen Grund zur Kriegserklärung zu schaffen. Mit dem von Mühlbach hergestellten befestigten Lager vor Biredschik zeigte Hafiß sich sehr zufrieden; es sollte indes nach Ankunft des gesamten Taurusheeres noch erweitert werden. Diese Ankunft ließ auf sich warten. Offenbar hatte der Pascha sich von den gewaltigen Schwierigkeiten des Gebirgsüberganges nicht die rechte Vorstellung gemacht. Den Verlust an Toten, Kranken und Entlaufenen, den die Truppen dabei erlitten, schätzt Moltke auf 6000 Mann; die prachtvolle Bespannung der Artillerie ging gänzlich zu Grunde, und es währte bis zur Maimitte, bevor das Heer bei Biredschik versammelt und die dortige Befestigung vollendet war. — Moltke, der damals schwer an einer ansteckend gewordenen Ruhr krankte, mußte das Lager hüten, und es geschah manches gegen seinen Rat und gegen seine Überzeugung,

was er nicht zu hindern vermochte. — Am 17. Mai ſandte Hafiß 400 Baſchi-Bozuks nach Niſib, um die dort ſtehenden Vortruppen abzulöſen. Angeblich entliefen ihnen einige Pferde, zu deren Wiedereinfang die Grenze überſchritten wurde; Ibrahim Paſchas Beduinen eilten herbei und verwundeten einen Türken auf den Tod. Da rief Hafiß einen Divan der Mollahs zuſammen und ließ die geiſtlichen Väter feierlich beſtätigen, daß jener Vorfall ein vollgültiger Grund zum Kriege ſei. Daß er als ſolcher wirklich benutzt werde, ſuchten Moltke und Mühlbach nach beſten Kräften abzuwenden. Ihnen erſchien es töricht, den Krieg vom Zaune zu brechen, bevor die geſamte in Kleinaſien verfügbare Streitkraft zu vereintem Wirken bereit ſei: die Armeen von Konia und Angora, die Brigade Osman Paſchas (S. 80) und 40 Geſchütze, die noch von Stambul her im Anmarſch waren. Bis zu dieſem Zeitpunkt empfahlen die Deutſchen dringend, in der Stellung vor Biredſchik zu verbleiben, welche allen Anforderungen entſprach. In ſtrategiſcher Hinſicht bedrohte ſie, falls der Feind durch die kilikiſchen Päſſe gegen Konſtantinopel vorgehen ſollte, ſeine Flanke; wollte Hafiß dagegen angriffsweiſe verfahren, ſo gelangte er von ihr aus auf den offenſten ſchwächſten Teil der feindlichen Grenze, während die Stellung ſelbſt nicht umgangen werden konnte und taktiſch große Vorteile bot. Denn ihre beiden Flügel lehnten ſich an den mächtigen Euphrat; auf jeden Schritt der wohlverſchanzten Front kamen 10 Verteidiger, auf je 1000 Schritt etwa 30 Geſchütze; der innere Raum war der Einſicht und bei 4000 Schritt Tiefe auch bis auf weithin der Geſchützwirkung entzogen. Der Strom erleichterte die Verpflegung, und unabſehbare Kornfelder auf ſeinen beiden Ufern ſicherten die Ernährung der Pferde und Kamele. Daß dieſe Stellung mit dem

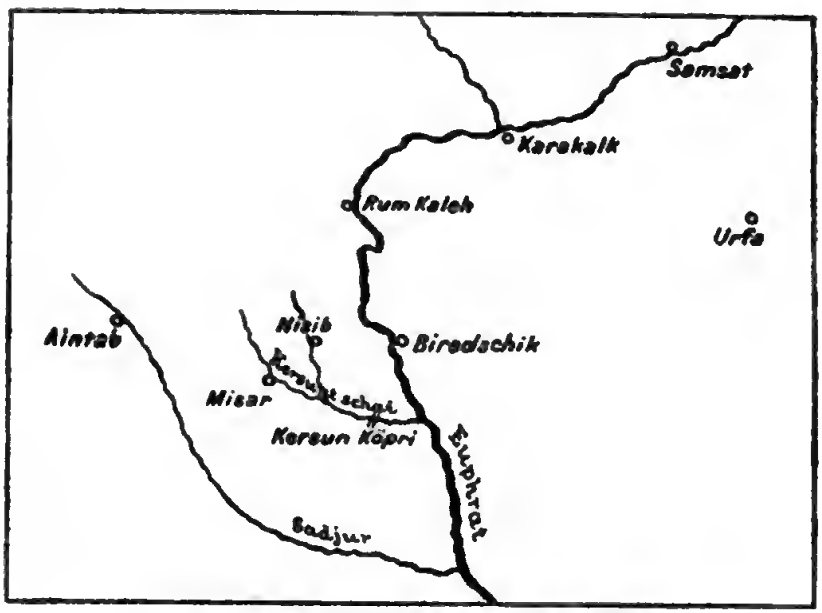
linken Ufer des Euphrat nicht durch eine Brücke verbunden war, schien Moltke eher ein Vorteil als ein Mangel zu sein: mußte da doch auch der letzte Kurde erkennen, daß er standzuhalten oder zu sterben habe.[48]) Jedenfalls empfahl es sich, bei Biredschik die Versammlung der drei Armeen abzuwarten; denn jeder einzelnen von ihnen war Ibrahim vermutlich überlegen. Leider hatte jedoch das lebhafte Drängen der deutschen Offiziere auf Feststellung eines gemeinsamen Oberbefehls bisher keinen Erfolg gehabt, und daher schien ein sachgemäßes Zusammenwirken sehr zweifelhaft. Außer aller Wahrscheinlichkeit lag es, daß Izzet Pascha, ein früherer Großvezier, Kapudan Pascha und Muschir aus alttürkischem Geschlecht, sich von dem im Serail gekauften Tscherkessen Hafiß leiten lassen werde, und von der stumpfen Gleichgültigkeit Hadji-Ali Paschas ließ sich um so weniger Gutes erwarten, als sein Müsteschar, Hauptmann Fischer, krankheitshalber nach Berlin abgereist war. Hafiß merkte, daß er auf sich allein angewiesen sein werde, wenn der Sultan das Zeichen zum Angriff gebe, und beschloß, dieser ehrenvollen Gefahr nicht auszuweichen, ihr vielmehr entgegenzugehen, ja sie herauszufordern. Zu dem Ende besetzte er Nisib, zunächst zwar nur mit einer starken Vorhut; aber die dort gewählte und von Mühlbach befestigte Stellung war so ausgedehnt, daß anzunehmen ist, Hafiß habe von vornherein beabsichtigt, das ganze Heer dorthin vorzuschieben. In der Tat befahl er am 3. Juni, an demselben Tage, an welchem Ibrahim Pascha mit der Spitze des ägyptischen Heeres bei Til Bacher eintraf, den Aufbruch seiner gesamten Macht aus der vorzüglichen Stellung bei Biredschik in die minderwertige bei Nisib. Vergebens machte Moltke die dringendsten Gegenvorstellungen; Hafiß fürchtete, daß Ibrahim ihn in dem starken Lager bei Biredschik nicht

angreifen werde. Daß dies aber geſchehe, war ſein lebhafter Wunſch, und er hatte den Gegner durch beſtändige Grenzüberſchreitungen, insbeſondere durch Wegnahme der Städte Urfa und Aintab rückſichtslos dazu herausgefordert.

Am 9. Juni unterzeichnete Mohamed II. die Kriegserklärung an Ägypten, welche übrigens nicht veröffentlicht wurde, und erließ zugleich eine Kundgebung, die Mehemed Ali und Ibrahim als Europäer bezeichnete, Syrien gegen ſie zu den Waffen rief und endlich, freilich nunmehr zu ſpät, den Hafiß Paſcha zum Schark Seraskieri, d. h. zum Oberbefehlshaber aller Truppen in Aſien ernannte. Genau am gleichen Tage ſchrieb Mehemed Ali ſeinem Sohne: das Vorgehen der Türken ſei nicht länger zu ertragen; ſie würden überall den Aufruhr ſäen: Ibrahim ſolle zum Angriff übergehen, die Hauptmacht ſchlagen und ſich dann zwiſchen Malatia und Diarbekir ausbreiten.

Ibrahim Paſcha verfügte über 35,000 Mann (darunter fünf- bis ſechstauſend Reiter) und 162 Geſchütze. der Chef ſeines Generalſtabs, Soliman, war ein franzöſiſcher Renegat (Anthelme Sève), der als Kavallerie-Offizier unter Napoleon gefochten und ſich dann als Organiſator in Ägypten bewährt hatte.[49]) Am 19. Juni marſchierte das ſyriſche Heer auf Miſar, vertrieb am 20. die dortige Beſatzung und bezog am Uferrande des oberen Kerſuntſchai ein Lager. Auf den erſten Lärm war das türkiſche Heer unter Waffen getreten und in die Gefechtsſtellung gerückt. Moltke, der noch immer recht leidend war, beobachtete den Feind mit großer Sorgfalt und erkannte bald, daß es an dieſem Tage noch nicht zur Schlacht kommen werde. Er wünſchte deshalb, daß die Truppen ins Lager zurückgeſchickt würden, um zu ruhen; Hafiß jedoch ging darauf nicht ein; ſogar das zweite Treffen blieb über Nacht unter dem Gewehr. — Ibrahim Paſcha

pflegte ſonſt ſofort nach ſeinem Erſcheinen überraſchend anzugreifen; da er das diesmal unterließ, ſo wähnte Hafiß, daß jener ihn fürchte; der kluge Ägypter jedoch benutzte den 21. Juni zu genauer Erkundung und entſchloß ſich dann auf Solimans Rat, die wohlvorbereitete Stellung der Türken durch einen Flankenmarſch auf Kerſun-Köpri zu umgehen. Der Schark Seraskier hatte an dieſem Tage



Gegend bei Biredschik und Nisib

nichts getan, ließ aber eigenſinnig die Truppen auch während der folgenden Nacht unter Waffen. Am Morgen des 22. erkannten Moltke und Mühlbach, daß es auf eine Umgehung abgeſehen ſei, zugleich aber auch, daß die weite Entfernung, in welcher Ibrahims Hauptmacht ihrer Vorhut folgte, einen augenblicklichen Angriff höchlichſt begünſtige. Jetzt oder nie ſei dazu Gelegenheit — ſo mahnten ſie den Seraskier. Der aber war von ſeinen Mollahs umgeben, hatte ſtundenlang in alten Schriften geforſcht und hielt es zuvörderſt für das beſte, einer Prophezeiung

gemäß, daß den Sieg in Asien ein Mann in dunklen Hosen erfechten werde, dergleichen anzulegen. Doch auch darin fand er nicht die Zuversicht, sich zu dem angeratenen Vorstoß zu ermannen; er versäumte den günstigen Augenblick und nun bestand Moltke mit Bestimmtheit darauf, in die vortreffliche Stellung von Biredschik zurückzugehen; denn die bei Nisib habe keinen Wert mehr, da der Feind sie umginge. Hafiß weigerte sich, diesem vernunftvollen Rate zu folgen; offenbar fürchtete er, daß bei der Beschaffenheit seines Heeres der Rückzug in Flucht ausarten werde; doch nicht diesen Grund setzte er Moltke entgegen, sondern die Besorgnis, daß Ibrahim dann ausweichen und sich nach Aleppo zurückziehen werde. In diesem Falle, erwiderte Moltke, sei der Ägypter sicher verloren, weil es ihm an Lebensmitteln mangele; er müsse fechten, wo und wie er die türkische Armee auch finde.[50]) Wenn Ibrahim ohne Schlacht abzöge, so erlaube Moltke dem Seraskier, ihm die rechte Hand abzuhauen. — Hafiß wurde schwankend; bald aber hatten seine Pfaffen ihn wieder ganz in der Hand. Jeder Rückzug sei schimpflich; Allah werde ihm den Sieg verleihen; denn die Sache des Sultans sei gerecht; für den Fall, daß die Bewegungen der Feinde wirklich eine Umgehung bezweckten, möge der Müsteschar immerhin am linken Flügel der jetzigen Stellung eine neue mit der Stirn nach Kersun-Köpri suchen. Dies lehnte Moltke ab und ritt, völlig erschöpft, nach seinem Zelte. Dasselbe tat Mühlbach, nachdem auch er den Feldherrn in gleichem Sinne und gleich vergeblich bestürmt wie Moltke. — Inzwischen ging die Vorhut des ägyptischen Heeres über den Kersuntschai. Als dies dem Seraskier gemeldet wurde, und er nun begriff, daß der Feind im Rücken seines linken Flügels stehe, verfiel er in die äußerste Bestürzung.

Er ließ die preußiſchen Offiziere rufen und forderte jetzt beſtimmt die Frontveränderung. Moltke ſtellte ihm vor, daß er damit auf alle Vorteile verzichte, die mit der bisherigen Stellung verbunden geweſen, daß ſeine zwei Nächte lang unnütz unter Waffen gehaltenen Truppen nicht gefechtsfähig ſeien, und verlangte, daß ohne Zeitverluſt der Marſch nach Biredſchik angetreten werde. Alle Paſchas ſchienen gleicher Meinung; doch trotz Moltkes Aufforderung wagten ſie nicht, zu reden. Dagegen miſchte ſich ein aufdringlicher Mollah ein und verhieß dem Feldherrn, falls er ſtehen bleibe, in Allahs Namen den Sieg. Moltke warnte davor, Leuten Gehör zu geben, welche nichts von der Kriegskunſt verſtänden, und ſchloß ſeine Mahnung mit den Worten: „Wenn die Sonne morgen wieder hinter den Bergen untergeht, wirſt du wahrſcheinlich ohne Heer ſein[51])!“ — Schon begann es zu dämmern, und noch war kein Entſchluß gefaßt. Endlich ſtieg Hafiß zu Pferde und ritt mit Moltke nach dem linken Flügel, um ſelbſt eine neue Stellung auszuſuchen. Sein Berater zeigte ihm, wie geringe Gewähr das Gelände dafür biete, beſchwor ihn nochmals, in die ſtarke Stellung vor Biredſchik zurückzugehen, und forderte, als der Seraskier dies endgültig verweigerte, ſeine Entlaſſung. Es verſtehe ſich von ſelbſt, daß er das Gefecht wie jeder andre Soldat mitmachen werde; ſeine Wirkſamkeit als Müſteſchar jedoch höre hiermit auf. Im erſten Verdruß bewilligte Hafiß Moltkes Abſchied; gleich darauf aber erklärte er ihm wieder: er erwarte, daß jener ihn nicht in dieſem Augenblick verlaſſen werde; nach Biredſchik gehe er nicht; eher laſſe er ſich in Stücke reißen; Moltke möge eine neue Stellung nehmen, wie er könne. Das tat dieſer denn auch. Es handelte ſich um eine vollſtändige Kehrtſchwenkung der Armee; denn die Front mußte nun nach dem Euphrat

zu genommen werden. Brigade auf Brigade wurde im Vollmondschein herangezogen; die Truppen kamen um die Ruhe einer dritten Nacht; am 23. Juni morgens um 3 Uhr war die Neuaufstellung vollendet; aber die sichernden Schanzen lagen jetzt nicht mehr *vor*, sondern *hinter* dem unzuverlässigen Heere.

Moltke, der seine Dienerschaft verloren hatte, schlief eine Stunde auf der Erde. Bei Sonnenaufgang beritt er mit dem Seraskier die neue Stellung. Das ägyptische Heer ging währenddessen vollends auf das linke Ufer des Kersuntschai über und bezog hier, dicht vor der Brücke auf engstem Raume zusammengedrängt, ein halbkreisförmiges Biwak, das nach außen 42 Geschütze umgaben. Diese Anordnung mit dem Brückenengpaß im Rücken war von herausfordernder Dreistigkeit. Zur Beobachtung des türkischen Heeres geschah gar nichts; nur Fußvolksposten umgaben das Lager, das Gesicht ihm zugekehrt zur Verhinderung von Fahnenflucht. Moltke ritt mit seinen beiden deutschen Kameraden und einigen Paschas so nahe heran, daß sie die Geschütze zu zählen vermochten. Zurückgekehrt, schilderte Mühlbach dem Feldherrn die Lage und befürwortete, den taghellen Mondschein zu benutzen, um durch einen nächtlichen Überfall das feindliche Heer zu vernichten. Moltke sprach sich, in Übereinstimmung mit Laue, gegen diesen Plan aus. Auch er wollte zwar den Feind „für seine Kühnheit bestrafen", doch nur durch Wurffeuer, ohne mit Truppen nachzustoßen. Er bemerkt darüber: „Zu einem allgemeinen Überfall hätte gehört, in getrennten Kolonnen einen Nachtmarsch und während dessen eine Rechtsschwenkung auszuführen mit Leuten, von denen die größere Hälfte eben nur auf einen Nachtmarsch wartete, um sich zu entfernen. Konnte man aber wohl von Truppen, mit welchen ihr Anführer nicht gewagt

hatte, drei Stunden weit zurückzugehen oder unter den günstigsten Verhältnissen (am 22.) bei Tage einen Angriff zu machen, konnte man von solchen Truppen erwarten, daß sie durch das Feuer von 40 Geschützen hindurch sich auf überlegene Massen stürzen würden, denen die Möglichkeit einer Flucht durch den Fluß in ihrem Rücken benommen war und die nicht in Zelten lagerten, sondern nur von der Erde aufzustehen brauchten, um bereit zu sein zum Empfang ihres Gegners?! — Der Pascha war gewohnt, von mir nur solche Vorschläge zu hören, deren Ausführung ich selbst in die Hand nahm und für welche ich selbst die Verantwortung tragen konnte." Moltkes Wägen führte hier also nicht zum Wagen. Um Mitternacht geleiteten er und Laue 12 Haubitzen auf einen vorher ausgewählten Platz. Einige Feuer brannten noch im feindlichen Lager, zumal bei Solimans Zelt. Der Mondschein gestattete, genaue Richtung zu nehmen; fast alle Granaten schlugen richtig ein, und die Angst im ägyptischen Biwak wurde so groß, daß man sich (nach Aussage von Überläufern) an der Brücke mit Säbeln um den Ausgang schlug. Der Verlust der Ägypter war aber trotzdem nur gering, die Ordnung bald wieder hergestellt, und damit war eigentlich der Zweck des Unternehmens verfehlt; denn obgleich Moltke sich über diesen nicht näher ausspricht, so konnte er doch wohl nur darin bestehen, den Gegner durch wirkungsvolles Granatfeuer dermaßen in Verwirrung zu setzen, daß er sein Lager verließ und über den Fluß zurückging. Das geschah nicht; ja nach einiger Zeit beantwortete Ibrahim das Feuer sogar, traf jedoch nicht, obwohl sich das trockene Gras vor Laues Batterie entzündet hatte und Tageshelle verbreitete. Noch einmal drang jetzt Mühlbach in Hafiß Pascha: entschlossen mit dem Fußvolk nachzustoßen — ohne Erfolg. Nach-

dem 180 Granaten geworfen, fuhr man die Batterie ab. — Wer bei dieſem Zwieſpalt der Meinungen recht gehabt: ob Mühlbach, ob Moltke, läßt ſich heut nicht mehr entſcheiden. Spricht es für jenen, daß der im ägyptiſchen Lager eingeriſſene Schrecken, welcher an 2000 Fahnenflüchtige herübertrieb, gar bald der Beſinnung, ja der Gegenwirkung Raum gab, was vielleicht nicht geſchehen wäre, wenn die Infanterie eingegriffen hätte, ſo ſpricht dagegen für Moltke der Umſtand, daß die den Haubitzzug begleitende Brigade Ismael Paſchas mit großer Mühe auch nur ſo weit vorwärts zu bringen war, wie für die Artillerieaufſtellung erforderlich war. Daß ſie und ihre Gefährten, Mühlbachs Verlangen gemäß, durch die feindliche Geſchützſtellung mit dem Bajonett in das ägyptiſche Lager eingedrungen wäre, das erſcheint um ſo unwahrſcheinlicher, als jedes Nachtgefecht (auch bei Mondſchein) ganz beſonders hohe Anſprüche an Umſicht, Kaltblütigkeit und Selbſtbeherrſchung macht — das aber ſind Eigenſchaften, welche dem Kriegsvolk des Hafiß überhaupt fehlten und welche ſogar vortrefflichen Truppen abhanden zu kommen pflegen, wenn ſie drei Nächte hintereinander kaum geſchlafen haben. Steigert doch nichts ſo ſehr die Reizbarkeit der Menſchen als Übermüdung! Wie geringwertig ihm aber das Heer des Hafiß erſchien, das bringt Moltke in immer neuen anſchaulichen Bildern zum Ausdruck. „Der Paſcha", ſo bemerkt er, „glich einem Künſtler, dem man aufgibt, ein Gewölbe zu bauen, und dem man ſtatt harten Steins nur weichen Ton bietet. Wie richtig er auch ſeine Werkſtücke fügt, der Bau muß bei der erſten Erſchütterung doch in ſich ſelbſt zuſammenſtürzen; denn der Meiſter kann den Stoff formen, aber nicht umwandeln." Und an anderer Stelle ſagt er: „Das türkiſche Heer glich einer Klinge, die nach allen Regeln der

Kunſt, nur nicht von Eiſen, ſondern von Blei geſchmiedet war und die zerfloß, als ſie im Feuer der Erfahrung gehärtet werden ſollte.“[52]) Wäre mit einem ſolchen Werkzeuge der Überfall des ägyptiſchen Lagers durchführbar geweſen?! Das ‚türkiſche Heer‘ beſtand eben nicht, wie Lockroy in ſeinem Buche ‚Mr. Moltke et la guerre future‘ zu glauben vorgibt, vorzugsweiſe aus ‚Türken‘, am wenigſten aus den Türken von Plewna! — Allerdigs hat Hafiß Paſcha ſpäter ausdrücklich bedauert, dem Rate Mühlbachs nicht gefolgt zu ſein. Er hätte es vielmehr beklagen ſollen, daß er trotz Mühlbachs und Moltkes Drängen verſäumt hatte, den Gegner bei deſſen zerriſſenem Anmarſch auf die Brücke Kerſun-Köpri anzugreifen!

Der 29. Juni 1839 brachte die Entſcheidung. Auf Séves Bericht geſtützt erzählt Lockroy: „Le soleil en se levant éclaira l'armée égyptienne sous les armes, tout entière vêtue de blanc et coiffé de tarbouches rouges, ce qui la faisait comparer par le comte d'Armagnac à un champ couvert de neige où fleuriraient des coquelicots. Le commandement de ‚colonne en avant!‘ l'ébranla et, tranquille, en silence, elle marcha à l'ennemi. Détail curieux: les musiques de ses régiments jouaient alternativement la ‚Parisienne‘ et la ‚Marseillaise‘.—“ Das osmaniſche Heer erwartete ſie in ſeiner neuen Stellung. In erſter Linie ſtanden 80 Geſchütze in 5 Batterien, zwiſchen ihnen 4 Fußvolksbrigaden, jede in zwei Treffen: das erſte deployiert, das zweite in Kolonnen nach der Mitte. Hinter beiden Flügeln waren Sonder-Rückhalte angeordnet: je eine Infanterie-Brigade und ein Reiter-Regiment, während weiter rückwärts hinter der Heeresmitte in einer Senkung der Haupt-Rückhalt von 14 Bataillonen, 34 Schwadronen und 22 Geſchützen zur Verfügung ſtand. An Mannſchaft war das Heer dem des

Gegners wohl nahezu gleich, an Artillerie jedoch um 52 Stück geringer. — Ibrahim Pascha führte seine Armee ganz in der Art der kleinen Heere zur Zeit Friedrichs d. Gr. wie einen einzigen taktischen Körper an der Front des Feindes vorüber, um unmittelbar aus der Marschordnung in die Schlachtordnung überzugehen, die durch einfaches Einschwenken hergestellt wurde. Mit dem vorgenommenen rechten Flügel sollte der linke Flügel der Türken angegriffen und zugleich durch Reiterei umfaßt werden. Daß er seinen Flankenmarsch ganz ungestört ausführen konnte, verdankte Ibrahim der Stumpfheit seiner völlig erschöpften Feinde. In strategischer Hinsicht erscheint seine Lage höchst merkwürdig. Er hatte seine Rückzugslinie vollständig aufgegeben; er schlug sich mit verkehrter Front; doch es blieb ihm tatsächlich keine andere Wahl, und das Verhalten seines Gegners war wohl geeignet, ihn zu einer solchen Kühnheit zu ermutigen. Wagte doch auch Moltke unter ähnlichen Verhältnissen 31 Jahre später bei Gravelotte-St. Privat die Schlacht mit verkehrter Front. Freilich war Ibrahim noch weit mehr gefährdet als Moltke bei Metz; denn ihm im Rücken floß der brückenlose Euphrat.

Auf die Schlacht bei Nisib näher einzugehen, gestattet der Raum nicht und dürfte auch kaum der Mühe lohnen. Moltke schrieb darüber zwei Tage später an Vincke: „Am 24. d. M. haben wir Syrien verspielt. Es fand kein Überfall statt, keine Umgehung des Flügels, nichts der Art,[53]) nur eine sehr lebhafte Kanonade. Diese erschütterte die Truppen dergestalt, daß erst die Brigade Heyder Paschas, dann die Kavallerie, endlich alles die Flucht ergriff. Im Gefecht haben wir gewiß nicht 1000 Mann verloren; aber der Rückzug oder die Flucht kostete wohl zwei Drittel des Korps. . . . Hafiß Pascha hatte,

als wir in Niſib links (ſtrategiſch) umgangen waren, beſtimmt verweigert, nach Biredſchik zurückzugehen; es ſei aīb (Schande). Ich forderte darauf meine Entlaſſung und Päſſe nach Konſtantinopel unmittelbar bevor die Schlacht begann. . . . Eine halbe Stunde noch ausgehalten, und vielleicht war Ibrahim Paſcha verloren! Er griff von Biredſchik her an."

Das türkiſche Heer floh durch ſein altes Lager und wandte ſich dann unverfolgt in die Berge. Hafiß Paſcha hatte, um die Truppen nicht zu beunruhigen, vor der Schlacht verboten, irgend etwas aufzupacken; daher war die Beute ſehr groß. Des Seraskiers Prachtzelt machte Ibrahim ſeinem Generalſtabschef zum Geſchenk. Die dort gefundenen Papiere ergaben, daß Hafiß nach erfochtenem Siege Aleppo, Damaskus und St. Jean d'Acre nehmen, dann aber ohne Aufenthalt nach Ägypten aufbrechen ſollte. Dieſe weitreichenden Pläne hatte die kaum zweiſtündige Schlacht zerſtört. Aber auch dem Sieger wurde Halt geboten. Frankreich, das aus inneren Gründen den Ausbruch eines morgenländiſchen Krieges zu verhindern wünſchte, hatte bei Mehemed Ali einen Befehl an Ibrahim erwirkt, welcher dieſem die Schlacht oder, falls ſie ſchon geliefert und gewonnen ſei, den Übergang über den Taurus verbot. „Wenn diplomatiſche Vermittelung," ſo bemerkt Moltke, „dieſen Zauber üben konnte, nachdem das Unglück geſchehen, ſo iſt nur zu bedauern, daß ſie nicht eingeſchritten, um es ganz zu vermeiden. In der Tat, glaube ich, hatte man in Europa von dem wahren Zuſtande keine richtige Kenntnis gehabt. Mehemed Ali und die Pforte ſtanden wie zwei Ringer, welche die höchſte gleichmäßige Anſtrengung aller ihrer Kräfte in einen Zuſtand anſcheinender Bewegungsloſigkeit verſetzt, den man für Ruhe nahm. Zufrieden, hier keinen Kampf zu ſehen, ſagte die

europäiſche Diplomatie: „Sehr gut; nun bleibt aber auch ſtill, und wer von euch ſich zuerſt regt, den werden wir als Aggreſſeur bezeichnen!“ Sieben Jahre ſtanden die beiden unglücklichen Ringer ſo, da fühlte der eine, daß die Kräfte ihm ausgingen; er machte eine verzweifelte Anſtrengung und erlag.“

Moltke und Mühlbach waren während des Gefechtes von Hafiß Paſcha getrennt worden, hatten Laue angetroffen und beſchloſſen, um ſich dem Fluchtgedränge zu entziehen, nicht unmittelbar nach Norden, ſondern über Aintab nach Maraſch zu eilen, wohin Izzet Mehemet Paſcha mit ſeinem Heere unterwegs ſein mußte. Im Lager kamen ſie an ihren Zelten vorüber; dasjenige Moltkes hatte eine Kanonenkugel getroffen. Ihr Gepäck ſtand bereit; doch die Dienerſchaft war mit allen Pferden entflohen. So blieb ihnen nichts als die leichten Kleider, welche ſie trugen, und die Roſſe, welche ſie ritten und welche ſie nun, eilig davonjagend, auf das äußerſte anzuſtrengen hatten. „M. de Moltke,“ ſo phantaſiert Lockroy, „put entendre encore, au loin et s'affaiblissant par degrés, l'air de la Marseillaise, que plus tard, dans un accès de vengeance longtemps couvée, il faisait jouer à ses musiques en la mêlant de refrains d'Offenbach, devant l'armée française prisonnière.[54])“ — Unter argen Entbehrungen und Schwierigkeiten, zerlumpt und verhungert erreichten die drei Reiter am 26. Maraſch, und von hier aus ſchrieb Moltke den ſchon mitgeteilten Brief an Vincke, in welchem er darauf hinweiſt, daß es jetzt vor allem gelte, irgend ein Heer, etwa bei Kaiſarie zuſammenzubringen. Eben in Kaiſarie, alſo hundert Stunden von Niſib, ſtand Izzet Mehemed, als die Schlacht geſchlagen wurde; die Nachricht von deren Verluſt erhielt er am 28. von Vincke durch Moltkes Brief;

aber er folgte dem darin erteilten, von Vincke unterſtützten Rate, bei Kaiſarie ſtehen zu bleiben, nicht. Unſicher, was zu tun ſei, verheimlichte er dem Heer die traurige Kunde, ſetzte zunächſt den Marſch in ſüdöſtlicher Richtung fort und erreichte am 4. Juli die Ebene von Albiſtan, wo Moltke mit ſeinen Kameraden zu ihm ſtieß. Hier kam es zu einem ſehr erregten Auftritt, da der Paſcha auf die falſche Nachricht, daß Ibrahim herannahe, plötzlich nach Norden auszuweichen beſchloß. In dieſer Richtung war für Izzet jede Berührung mit dem Feinde ausgeſchloſſen, und je mehr auch ohne ſolche ein übler Ausgang wahrſcheinlich wurde, um ſo mehr kam es für die preußiſchen Offiziere darauf an, durch einen entſchiedenen Schritt das gegen all ihre Vorſtellungen eingeſchlagene Verfahren Izzets zu mißbilligen. Sie beurlaubten ſich deshalb alle zuſammen von dieſem Paſcha, um auf dem kürzeſten Wege die Heerestrümmer des Hafiß Paſcha in der Gegend von Malatia aufzuſuchen. Dort waren, wenn irgend der Feind verfolgt hatte, auch noch am eheſten Zuſammenſtöße mit ihm zu erwarten.[55]) — Izzet war in der Richtung nach Norden wirklich nur noch ein einziger Marſch beſchieden; denn inzwiſchen hatte ſich auch in ſeinem Heere das Gerücht von dem Verluſt der Schlacht bei Niſib verbreitet, und daraufhin liefen die Truppen rückſichtslos auseinander. — Die deutſchen Offiziere trafen in Malatia den geſchlagenen Seraskier, der ſie mit großer Güte empfing. Tief bekümmert, zeigte er ſich doch gefaßt und von ſo ehrenhafter Unbefangenheit, daß er die begangenen Mißgriffe nur ſich ſelbſt zur Laſt legte. Damals ſchrieb Vincke an Fiſcher[56]): „Moltke hat ſich in allen Verhältniſſen wie un chevalier sans peur et sans reproche und wie ein umſichtiger, tätiger und beſonnener Generalſtabsoffizier benommen. Krank und faſt bettlägrig, hat er doch nie

gefehlt, wo es galt. Bis zum 20. v. M., wo die Nachricht von Ibrahims Anmarſch kam, hatte er ſeit ſechs Wochen, an einer heftigen Dysenterie leidend, in ſeinem Zelte gelegen. Auf jene Nachricht hin hat er ſich aber aufgemacht, und ich begreife nicht, wie er hat alle Strapazen aushalten können. Stets war er bei allen Rekognoszierungen, und, keck und kühn, haben ihn die Türken wie eine Art Dali (ſagenhafter Held) betrachtet. Alle achten ihn ſehr hoch, und der Paſcha hat ſtets viel auf ſeinen Rat gegeben, obgleich er ihn leider in dem wichtigſten Punkte nicht gehört hat. Er fühlt ja wohl nur zu ſehr, wie unrecht er darin getan hat. Von ihm ſelbſt und anderen Generalen habe ich das Bekenntnis gehört: wären wir doch in Biredſchik geblieben oder wären wir dahin zurückgekehrt! Hier hat ſich Moltke jetzt durch die vierzehntägige Ruhe, in welcher wir uns befinden, ſichtlich erholt; doch iſt ein anderes Klima und gute Pflege notwendig, um ſich gänzlich wiederherzuſtellen."

Inzwiſchen war zu Stambul, noch ohne Kunde von der Niederlage, Sultan Mahmud am 30. Juni geſtorben. Am 22. Juli traf ein Abgeſandter des neuen Großherrn ein. Er brachte einen Ferman, welcher den Hafiß Paſcha des Oberbefehls entkleidete, ihn jedoch als Muſchir von Siwas zunächſt im Amt beließ. Zugleich wurden die preußiſchen Offiziere nach Konſtantinopel berufen. Sie brachen am 24. mit Hafiß zunächſt nach Siwas auf, und dort händigte ihnen der Muſchir Zeugniſſe über ihre Dienſtleiſtungen ein. Das Zeugnis Moltkes lautet: „Dies gegenwärtige Schreiben iſt ausgeſtellt, um der Wahrheit gemäß zu beſcheinigen, daß der preußiſche Offizier Baron Bey, ein talentvoller Mann, der mir von der ottomaniſchen Regierung beigegeben war, ſich zuerſt bei mir im Kriege gegen die Kurden und ſodann im

Kaiſerlichen Lager bei Niſib befunden hat. Er hat ſeine Pflicht als treuer und tapferer Mann von Anfang ſeines Auftrages an bis zu dieſem Augenblick getan und ſich ſeiner Aufträge in vollkommenſter Weiſe erledigt. Ich bin gleichmäßig Zeuge davon geweſen, daß dieſer Offizier Beweiſe von Mut und Kühnheit gegeben und der Ottomaniſchen Regierung in Treue und indem er ſein Leben einſetzte, gedient hat. Demnach bin ich in allen Hinſichten mit ihm zufrieden geweſen."

9.

Während Mühlbach noch einige Zeit in Kleinaſien zurückblieb, eilten Moltke und Laue zur Küſte. Am Mittage des 2. Auguſt grüßten ſie mit dem jubelnden Ruſe der Griechen Xenophons das ſlimmernde Meer: Thalaſſa! Thalaſſa! Tags darauf ſchifften ſie ſich in Samſun auf den öſterreichiſchen Lloyddampfer ein. Langbärtig, mager, abgezehrt, in zerriſſenen türkiſchen Gewändern, machten ſie dem Kapitän einen ſo zweifelhaften Eindruck, daß er ſie anfangs gar nicht in die erſte Kajüte aufnehmen wollte. Übrigens trafen ſie auf dieſem Schiffe mit Vincke zuſammen. „Es iſt nicht zu beſchreiben," ſagt Moltke, „wie behaglich uns alles vorkam; da gab es Stühle, Tiſche und Spiegel, Bücher, Meſſer und Gabeln, kurz lauter Bequemlichkeiten und Genüſſe, deren Gebrauch wir faſt verlernt hatten." Der 3. Auguſt war ihres Königs Geburtstag. Sie feierten ihn gleich mit Champagner und einem Gericht Kartoffeln, die ſie ſeit anderthalb Jahren entbehrt. Aber ſchon hier trug das Gerücht ihnen die Kunde von einem neuen Schlage zu, der die Türkei getroffen hatte: unmittelbar nach Mahmuds Tode war der Großadmiral, ein alter Feind Chosrefs, mit der geſamten

Flotte nach Alexandria gesegelt und hatte sie an die Ägypter ausgeliefert. Stambul war nun, angesichts der mangelhaften Befestigung der Dardanellen, zur See vielleicht noch mehr gefährdet als von den kilikischen Pässen her. — Nach zweitägiger Fahrt tauchten die weißen Leuchttürme des Bospor aus dem Meere; dann schwebten Bujukdere, Therapia, alle die Moltke so wohlbekannten Dörfer des Bospor, an den Reisenden vorüber, bis die Spitze des Serajs vor ihnen leuchtete und sie im Goldnen Horn die Anker warfen.

Der ausgezeichnete Empfang, der den Deutschen von allen osmanischen Großwürdenträgern zu teil wurde, machte ihnen einen wohltuenden Eindruck. Moltke erhielt gleich beim ersten Besuche Chosrefs Pascha den Auftrag, einen Bericht über die Vorgänge seit dem Aufbruch der Taurusarmee von Malatia einzureichen. „Ohne im mindesten," so schreibt Moltke, „die Fehler zu bemänteln, welche, wie ich glaube, Hafiß Pascha begangen und über die ich mich ja auch gegen ihn selbst bestimmt genug ausgesprochen hatte, war es mir doch sehr angenehm, ihn bei Chosref Pascha, der etwas auf dies Urteil gab, gegen die Anschuldigungen rechtfertigen zu können, welche ihn nicht trafen. Nicht seine Schuld war es, daß man statt 80,000 Mann, über die man disponierte, nur 40,000 ins Gefecht gebracht; nicht seine Schuld, daß man nicht alle Korps unter denselben Oberbefehl gestellt hatte, worauf wir in unsern Schreiben so oft gedrungen; ebenso wenig konnte man ihm die Zusammensetzung des Heeres aus zwei Dritteln Kurden zur Last legen, die entschieden gegen ihren Willen dienten und davonliefen, als die Entscheidung kam ... Das Heer Hafiß Paschas war ohne Zweifel die am weitesten ausgebildete, am besten disziplinierte und doch die moralisch

ſchlechteſte Armee geweſen, welche die Pforte jemals aufgeſtellt hat. . . . Ich ſtellte dem Veſier vor, daß der Augenblick, wo ganze Korps ihre Waffen weggeworfen und die Flotte übergegangen, nicht der paſſende ſei, um ſtrenge gegen einen General zu verfahren, der unglücklich aber perſönlich brav, gegen einen überlegenen Feind gekämpft habe. Ich bat einige der einflußreichſten Diplomaten, ſich für Hafiß zu verwenden, welcher auch bald darauf begnadigt und mit dem Paſchalik von Erzerum belehnt wurde."

Bei dem preußiſchen Geſandten fanden Moltke und Vincke den Befehl des Generals von Krauſeneck zur Heimkehr vor, für welche ihnen übrigens großer Spielraum gelaſſen wurde. Daß ihnen und Mühlbach, der vorläufig noch in Stambul blieb, der unglückliche Ausgang des Feldzuges nicht zur Laſt gelegt wurde, fand ſeinen Ausdruck darin, daß der Sultan Abdul Medſchid ſie am 6. September in Audienz empfing, zu einer Zeit, da noch keiner der Botſchafter den neuen Großherrn geſehen hatte. Bei dieſer übrigens kurzen und ſchweigſamen Vorſtellung erhielt jeder der Offiziere eine goldene mit Brillanten beſetzte Tabaksdoſe.

Am 9. September verließen Moltke ſowie Herr und Frau von Vincke Konſtantinopel. Gleich nach dem Auslaufen des Schiffes in den Pontus wurde die ganze Reiſegeſellſchaft ſeekrank. Erſt am 21. erreichte man auf der Donau Orſowa, wo Moltke vier Jahre vorher zum erſten Male türkiſchen Boden betreten hatte. Hier mußte eine zehntägige Quarantäne gehalten werden, bevor die Fahrt fortgeſetzt werden durfte. Doch ſchon in Peſt hatte man ſie wieder zu unterbrechen, weil Moltke an einem gaſtriſchen Fieber ernſtlich erkrankte. Endlich, am 30. kam man nach Preßburg, wo das Schiff, des niedrigen

Wasserstandes wegen, nicht weiter konnte; man nahm einen Wagen; Moltke war jedoch so schwach, daß er unterwegs fast ohnmächtig wurde. Der bedeckte Wagen wurde bei ihm gelassen, und das Ehepaar fuhr in offener Kalesche nach Wien voraus. Die Reise dahin hatte 7 Wochen gewährt. Moltke lag in Wien noch 14 Tage an einem Gallenfieber danieder, ein Zustand, der, wie Reinhold Wagner annimmt, darauf schließen lasse, daß er das im Kriege erfahrene Unglück „doch wohl mehr empfunden habe, als er zeigte und als nötig gewesen wäre". Man braucht dieser Schlußfolgerung nicht zuzustimmen und darf sich doch daran erinnern, daß auch der beste Philosoph nicht immer weise zu empfinden vermag, wenn er gleich noch so klug und richtig denkt. — Auch als Moltke das Lager verlassen durfte, war er noch lange nicht reisefähig und mußte Vinckes allein abreisen lassen. Diese hatten sich seiner mit aufopfernder Freundschaft angenommen; „aber," so schreibt Vincke, „er ist ein schwer zu bewachender Patient, und Diätfehler sind seine Erbsünde." — In die Zeit der nunmehrigen Einsamkeit Moltkes in Wien muß die Abfassung jener zusammenfassenden ‚Darstellung des türkisch-ägyptischen Feldzugs im Sommer 1839' fallen, welche nicht gedruckt, sondern nur autographiert wurde[57]). — Anfangs Dezember traf Mühlbach in Wien ein, und hier empfingen die beiden Kriegsgefährten durch den Gesandten Grafen von Maltzahn die Mitteilung, daß der König ihnen „zum Beweise seiner Zufriedenheit mit ihren Dienstleistungen während des Kommandos in der Türkei" den ‚Verdienstorden' (Pour le mérite) verliehen habe.[58]) Er war wohlerworben! Offenbar hat Moltke damals schon all' die Eigenschaften entfaltet, welche später den großen Feldherrn auszeichneten: jene stille Beharrlichkeit, jene scharfe

Beobachtungsgabe, jene nie zaudernde Pflichttreue, jenen wunderbaren Ortssinn und jenen entschlossenen Mut — alle zusammengefaßt in einer merkwürdig abgeklärten, ruhevollen Persönlichkeit. — Gegen Ende des Jahres 1839 verließen Moltke und Mühlbach Wien. Letzterer reiste über Dresden, Moltke über München, Augsburg und Nürnberg, und am 27. Dezember traf er in Berlin ein.

Die vier Jahre, welche Moltke im Morgenlande verlebt hat, wird man in ihrer Bedeutung für seine Entwickelung kaum hoch genug anschlagen können. Welche Erweiterung des Wissens und Empfindens für jedermann darin liegt, daß er fremde Länder, Völker und Kulturen kennen lernt, ist ja allgemein bekannt; der Wert solcher Erfahrung steigert sich, wenn der Geist des Reisenden bereits durch Forschung und Nachdenken für verständnisvolle Aufnahme neuer Eindrücke der Erd- und Volkskunde vorbereitet ist, und dies war, wie wir wissen, bei unserm Helden in hohem Maße der Fall. Gleiches gilt hinsichtlich der Bereicherung des Sprachschatzes; denn gegen Ende seines Aufenthaltes im Orient beherrschte Moltke auch das Türkische. Die besondere Begabung und Übung, welche er für Ortsaufnahmen mitbrachte, fand einen weiten Spielraum, dessen Ausfüllung von hohem Werte wurde für die Wissenschaft. Die Fähigkeit, mit Menschen verschiedenster Art und Stellung zu verkehren, mußte unter so außerordentlichen Umständen jeder Tag fördern; namentlich aber mußte sich die militärpolitische Energie Moltkes in einem Maße steigern, wie es unter den Bedingungen des Alltagsdienstes in der Heimat nimmermehr möglich gewesen wäre. Denn auf welchen Standpunkt fand er sich versetzt! Freilich in die letzten Rätsel der osmanischen Staatskunst weihte sein Feldherr auch ihn

nicht ein; er verschwieg ihm z. B., daß er Befehl hatte, den Krieg vom Zaune zu brechen; doch das wußte auch in Konstantinopel kein Mensch, und die Eingeweihtesten nur erfuhren es erst, als Hafiß das betreffende Schreiben Mahmuds vorlegte, um sich vor dem Untersuchungsausschusse zu rechtfertigen. Sieht man aber von solchen Ausnahmen ab: — wie weite Räume zu überschauen, welch reiches Spiel der Kräfte abzuwägen, war Moltke vergönnt! Wie klar vermochte er über das Verhältnis zwischen Wollen und Können, zwischen Zweck und Mittel zu urteilen; wie deutlich mußte ihm aufgehen, daß die schlimmsten Quellen aller Kriegsübel Halbwille und Unsicherheit in den Zielen seien! Die Anforderungen, die sein Amt an ihn richtete, bedingten geradezu die Stählung des Charakters. Welch hohe Anspannung aller körperlichen und geistigen Kräfte erheischten schon die Erkundungsreisen; Aufgaben anderer, doch nicht leichterer Art stellte die Pflichterfüllung als Müsteschar. Das Amt eines Chefs des Generalstabes ist vielleicht überhaupt eines der schwierigsten, die es gibt. Rat zu erteilen, Verantwortung zu tragen, ohne selbst endgültig entscheiden zu dürfen, das bleibt fast unter allen Umständen dornenvoll und undankbar; es kann verhängnisvoll werden, wenn der Gesichtskreis des Feldherrn und der des Beraters weit auseinander fallen und gar der des Feldherrn den kürzeren Durchmesser hat, weil ihm Befangenheit und Aberglaube den Blick beschränken. Doch im Mißlingen sogar ist es etwas Gewaltiges darum, an weltgeschichtlichen Taten mithandelnd teilzunehmen; eine große Seele, der das geschieht, die badet gleichsam in Drachenblut und bleibt seitdem wie der Leib des Siegfried, durch einen hürnenen Harnisch gefeit.

V.

Moltke in Berlin

1.

„Selbſtgewiſſer als zuvor, zu voller Manneskraft geſtählt, in Gefahren, Entbehrungen und Mühſeligkeiten aller Art erprobt, reich an ſeltenen Kenntniſſen und unvergleichlichen Erinnerungen, aber auch heimatfroher und heimatſtolzer kehrte Moltke aus dem Orient in das Vaterland zurück.[53])“ — Die geliebte Mutter fand er, wie wir wiſſen, nicht mehr vor; wohl aber lebte der Vater noch, der anfangs des Jahres 1839 endgültig in Gnaden als Generalleutnant verabſchiedet und nach Wandsbeck gezogen war. Seine ſtattliche bis ins hohe Alter ungebeugte Geſtalt, ſein edles, von vollem weißen Haar umrahmtes Antlitz weckten ihm im Verein mit ſeinem frohgemuten Weſen überall Neigung und Ehrerbietung. Allerdings ſteigerte ſeine Lebhaftigkeit ſich oft bis zur Unruhe und äußerte ſich namentlich in ſteter Reiſeluſt. Ausnahmslos machte er dieſe Reiſen in ſeinem offenen mit einem Schimmel beſpannten holſteiner Wagen. Solchergeſtalt fuhr er einmal über Paris nach Südfrankreich; ja er war ſogar willens geweſen, in gleicher Weiſe ſeinen Helmuth in Konſtantinopel aufzuſuchen, kam jedoch nur bis

Preßburg. Diesen ihm zugedachten Besuch vermochte der Sohn zunächst nicht zu erwidern, da der Dienst ihn an Berlin fesselte. Hier fand er in dem vertrauten und verwandten Hause des Geheimrats Ballhorn wieder liebevolle Aufnahme. Beim ersten Erscheinen dort trug er noch den türkischen Fez und beglückte jung und alt durch seine Erzählungen und kleine morgenländischen Geschenke, die jenerzeit in Berlin noch zu den Seltenheiten gehörten.[60]) Dann nahm er Wohnung am Leipziger Platz und vollendete am 3. April 1840 den ausführlichen Bericht über seine Tätigkeit im Orient, der sich noch jetzt, mit den Berichten der Hauptleute von Vincke und Fischer vereint, im Kriegsarchive befindet.[61]) — Acht Tage später wurde Moltke zum Generalstabe des IV. Armeekorps versetzt, der damals seinen Sitz in Berlin hatte, weil hier der kommandierende General des Korps Prinz Karl von Preußen residierte. Zu diesem kunstsinnigen Herrn trat Moltke somit in nahe persönliche Beziehung. Chef des Generalstabs des IV. Korps war Oberst Baron von Reitzenstein. — Die übermäßigen Anstrengungen der letzten Jahre und der schroffe Klimawechsel rächten sich übrigens noch nachträglich: der Heimgekehrte litt im Sommer am sogenannten ‚moldauischen Fieber', mußte die Wasserkur zu Ilmenau gebrauchen und endlich nach Süditalien reisen. Unterwegs entzückte ihn besonders der Rheinfall, von dem er seinem Vater eine begeisterte Schilderung gab.[62]) In Zürich las er den Zeitungsbericht über die Einnahme Saydas in Syrien, freute sich über den Nachsatz: „Die Vordersten bei Erstürmung des Platzes waren S. K. H. der Erzherzog Albrecht und der preußische Hauptmann Laue" und bemerkte dazu: „Wäre mein armer Freund ein Franzmann, die ganze große Nation würde die Backen voll davon nehmen; da

er aber nur ein Preuße iſt, ſo wird wohl keiner weiter Kenntnis davon nehmen!" — Mitte November traf Moltke, nachdem er auf der Fahrt von Genua her ſchwer ſeekrank geweſen, in Neapel ein, deſſen lärmende und bettelnde Bevölkerung ihm gründlich mißfiel. Eingehend beſchäftigte ihn Pompeji, dieſer ‚Epimenides der Städte'.[63]) Am 23. Januar 1841 kehrte er wieder nach Berlin zurück.

Um dieſe Zeit erſchien, und zwar ohne den Namen des Verfaſſers, bei E. S. Mittler in Berlin Moltkes ſchönes Werk, die ‚Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei'. Seinem Hauptinhalte nach war dasſelbe tatſächlich aus den Briefen entſtanden, welche Moltke während ſeines Aufenthaltes im Morgenlande geſchrieben und welche als Send- und Rundſchreiben im Kreiſe ſeiner Verwandten und Freunde von Hand zu Hand gegangen waren. Solange die geliebte Mutter gelebt, hatten dieſe Briefe ſich zunächſt und vorzugsweiſe an ſie gerichtet; nach ihrem Tode wendeten ſie ſich wohl zumeiſt an den Vater; doch auch Moltkes Schweſter Auguſte und ſeine preußiſchen Kameraden im Dienſt der Pforte ſind zuweilen als erſte Empfänger nachzuweiſen. Briefe aus ſo weiter Ferne und ſo wenig bekannten Landen wurden damals ernſter gewürdigt und als etwas weit Merkwürdigeres betrachtet als heutzutage, und daß der Verfaſſer dies wußte, daß er einer Aufnahme ſeiner Mitteilungen gewiß war, die nicht nur rein perſönlicher Anteilnahme, ſondern auch weitverbreiteter Wißbegier entſprang, dies läßt ſich ſchon den urſprünglichen, noch von jeder Bearbeitung freien Briefen deutlich anfühlen; man darf aber auch annehmen, daß ihre oft zu geſchloſſener Aufſatzform ausgeſtattete Faſſung zuweilen bereits im Hinblick auf die ſpätere ſchriftſtelleriſche Verwertung gewählt worden ſei. Zu dieſen Briefen, dem wichtigſten

Beſtandteile des Werkes, kamen dann die Berichte, welche Moltke an den Chef des Generalſtabes, General von Krauſeneck, und an den preußiſchen Geſandten in Konſtantinopel, Grafen Königsmark, gerichtet hatte, und endlich einige wenige Abhandlungen, die nachträglich zur Vervollſtändigung und Abrundung in Briefform mit beliebig gewählten Daten eingefügt wurden. Im Sinne künſtleriſcher Stoffanordnung ſcheint hier und da auch die urſprüngliche Reihenfolge der Briefe und damit ihre Datierung geändert worden zu ſein. Aber keineswegs nur ſolcher bewußt künſtleriſchen Behandlung iſt es zu danken, daß ſich der Inhalt des Werkes von dem beſchaulichen Wirken am Bosporus an durch die wilden Fahrten in Kurdiſtan von Brief zu Brief in faſt dramatiſcher Spannung ſteigert, um endlich in der verhängnisvollen Schlacht von Niſib zu gipfeln; denn dieſer Gang der Erzählung entſpricht ja durchaus dem wirklichen Verlaufe der Begebenheiten. Die vollkommen künſtleriſche Wirkung des Buches geht vielmehr weſentlich aus der Perſönlichkeit, aus der Eigenart des Verfaſſers ſelbſt hervor. Goethe ſagt einmal:

„Was iſt das Schwerſte von allem? Was dir das Leichteſte dünket: Mit den Augen zu ſehen, was vor den Augen dir liegt!"

Dieſe Fähigkeit beſaß Moltke im höchſten Grade, und dementſprechend beruht der Reiz ſeiner Darſtellung auf der unmittelbaren Gegenſtändlichkeit und bildmäßigen Geſchloſſenheit ſeiner Schilderungen, auf der wundervollen Klarheit des Blickes, mit der friſchen Kraft des ſtets voll zutreffenden Ausdrucks, auf der Fülle treffender Gleichniſſe, auf der milden Herzenswärme, mit der das Erlebte aufgenommen und nicht ſelten von liebenswürdigem Humor erleuchtet wird, auf der geiſtigen Freiheit, mit der jede Erfahrung in den Geſichtskreis einer

großen Weltanſchauung eingereiht wurde, und endlich auf jenem uralten Kunſtgriffe des Epikers, die Ereigniſſe, ja womöglich ſelbſt die Gegenſtände vor unſerem geiſtigen Auge entſtehen und vergehen zu laſſen. Daß alle dieſe künſtleriſch ergreifenden Eigenſchaften nicht nur neben einer Fülle an ſich trockener Tatſachen und Forſchungsergebniſſe, ſondern auch trotz einer ganz eigenartig vornehmen Zurückhaltung des Erzählers doch zu voller Geltung kommen, das beweiſt, wie groß ihre Kraft iſt.

Der Altmeiſter der Erdkunde, Karl Ritter, der verehrte Lehrer Moltkes, ſchrieb zu deſſen Werk die Vorrede und ſagte u. a.: „Da die geſchilderten Landſchaften nicht bloß zu den weniger bekannten, ſondern zum Teil zu den noch gänzlich unbekannt gebliebenen gehören, und des Verfaſſers Reiſen durch dieſelben mit eigentlichen Rekognoszierungen und teilweiſen Aufnahmen verbunden waren, ſo geht daraus ein reicher Gewinn für die geographiſche Wiſſenſchaft hervor. Wir brauchen in dieſer Hinſicht nur an die erſte von ihm gewagte Beſchiffung des oberen Euphratlaufes in der terra incognita ſeines Taurusdurchbruchs wie an die bisher nicht weniger unbekannt gebliebene auf dem Tigris von Diarbekir bis Moſſul zu erinnern. Ähnliches läßt ſich von den Expeditionen in Kurdiſtan und von den Tigrisquellen ſelbſt ſagen. Man könnte nur etwa bedauern, daß die charakteriſtiſchen Berichterſtattungen zuweilen zu gedrängt und aphoriſtiſch mitgeteilt ſind, dagegen ſie aber deſto tiefer und farbiger ſich dem Gemüte des Leſers aufdrängen." — Genau ein halbes Jahrhundert ſpäter äußerte Ernſt Curtius über dasſelbe Werk: „. . . Man iſt gewohnt, die Wiſſenſchaft, in deren Dienſt Moltke ſich ſtellte, im allgemeinen als ‚Geographie' zu bezeichnen; die Griechen, von denen unſere Terminologie ſtammt, waren genauer

im Ausdruck. Für sie lag im Namen ‚Geographie' der Begriff des Erdganzen, und danach kann man von der Geographie Kleinasiens so wenig sprechen wie von der Weltgeschichte eines Staates. Das Gebiet der Erdkunde, das Moltke bearbeitete, ist die Chorographie, das ist die Auffassung der Landschaften in ihrer charakteristischen Eigentümlichkeit, welche ihre unzertrennliche Ergänzung in der Topographie hat, der Feststellung der einzelnen Ortslagen und der Denkmäler. . . Die Wiederentdeckung alter Kulturländer ist eine Mission unseres Jahrhunderts, an der fort und fort gearbeitet wird, seit Karsten Niebuhr 1761 die Ziegelmauern von Babylon erkannte. In diese Mission trat Moltke durch eine wunderbar glückliche Fügung ein, ein geborener Topograph mit genialem Blick für das jeder Landschaft Charakteristische. . . So sind die Wege, welche Alexander einst durch seine Bematisten abschreiten ließ, vom Bosporus bis nach Babel hin neu zu Tage gekommen, und eines der wichtigsten Kulturländer, Kleinasien, ein Halbinselland und zugleich ein massiver Kontinent, die Völkerbrücke vom Orient zum Occident, ein Land, das zugleich mit der syrisch-ägyptischen, der griechischen und der skythischen Welt in Verbindung steht, der alte Kampfplatz zwischen Semiten und Ariern, zwischen Hellenen und Barbaren, zwischen Christentum und Islam — dies wichtige Zentralland ist wesentlich durch Moltke unserer Kenntnis erschlossen worden, und mit Kleinasien auch das Doppelstromland Vorderasiens. Er ist in die Länder, wo die Kunst des Messens einheimisch war, zuerst wieder mit dem Meßtisch vorgedrungen. . . . Moltke war sich der Merkwürdigkeit dessen, was er täglich erlebte, voll bewußt und versäumte nicht, jede einsame Mußestunde zu Aufzeichnungen zu benutzen, aber nicht, um größere Leser-

kreiſe zu unterhalten, ſondern in Briefen an die nächſten Angehörigen. Daher der ſchlichte Ausdruck und der volle Zauber des Unmittelbaren, der lebensvollſten Wahrheit! Seine Berichte ſind der natürlichſte Niederſchlag einer geiſtig und körperlich angeſtrengten Tätigkeit, belebt von allen geſchichtlichen Erinnerungen, welche ihn aus der Jugendzeit begleiten. . . . Europa und Aſien — das iſt der Gegenſatz, der unſer Nachdenken immer von neuem feſſelt, der auch das Grundthema der Briefe Moltkes bildet, ja deſſen eigene Perſönlichkeit uns dieſen Gegenſatz in anſchaulichſtem Bilde zeigt. Ohne die leiſeſte Spur von Überhebung zu verraten, ſteht er da wie ein Heros zwiſchen Weſen untergeordneter Art, im Dienſte des Morgenlandes der allein zum Herrſchen berufene, im Denken und Handeln der allein Freie in einer Umgebung, die bei einem gewiſſen Verſtändnis für höhere Lebensziele doch immer unter dem Banne des Aberglaubens, der Genußſucht und der Trägheit gefangen bleibt . . ."

Lieſt man ſolche Worte begeiſterter Anerkennung, ſo ſollte man meinen, die ‚Briefe aus der Türkei' hätten bei ihrem Erſcheinen großes Aufſehen machen müſſen. Das war jedoch keineswegs der Fall. Ein enger Kreis ſeiner Kenner mochte ſie wohl würdigen; Moltkes Name wurde mit Achtung unter denen der ‚Geographen und Reiſenden' genannt;[64]) ſein Buch wurde jedoch wenig gekauft, offenbar auch lange Zeit wenig geleſen, ja von der Kritik zunächſt derart unbeachtet gelaſſen, daß man bisher keine gleichzeitige Beſprechung desſelben nachzuweiſen vermocht hat.[65]) Nach 36 Jahren erſt, nachdem der Verfaſſer längſt ein weltberühmter Feldherr war, kam es gelegentlich des Ausbruchs des ruſſiſch-türkiſchen Krieges zur zweiten und dritten Auflage[66]) und zu einer Übertragung ins Italieniſche, nachdem nur wenig früher, nämlich im Jahre

1872, eine französische Übersetzung erschienen war. Anlaß für die letztere war vielleicht vorzugsweise der Wunsch, zu erfahren, in welcher Weise sich denn jenes große militärische Genie gebildet habe, das seinen Namen dem Boden Frankreichs so tief eingeschrieben hatte, der Wunsch, nachzuweisen, ob und in welchem Sinne der erste Feldzug Moltkes, den er unter so fremdartigen Verhältnissen mitgemacht, Einfluß auf seine spätere Entwickelung gehabt. Das aber war ein sehr gesunder Gedanke; denn daß Moltkes Tätigkeit als Müsteschar in Kleinasien für seine kriegerische Bildung von überaus hohem Wert gewesen ist, wird jeder Einsichtige erkennen, der sich ein Bild seiner damaligen Stellung, seiner Aufgaben und Leistungen macht. (Vergl. S. 102.) — Habent sua fata libelli! — Trotz der spröden Haltung der Öffentlichkeit gegenüber seinen Briefen sollte aus diesen dem Verfasser doch noch das lieblichste Geschick erblühen.

2.

In der Neujahrsnacht von 1836 hatte seine Mutter aus ihrem einsamen Stübchen in Schleswig dem am fernen Bospor weilenden Sohne geschrieben: „Was wird das neue Jahr uns bringen? Reichen Segen und Gesundheit für Dich, mein teurer Helmuth, darum bitte ich Gott in dieser Stunde, und bald eine liebende Gefährtin an Deiner Seite! Du bist in dem Alter, wo man nicht mehr mit blinder Leidenschaft wählt; Du hast es mit unermüdlichem Streben dahin gebracht, auf eine glückliche Häuslichkeit Anspruch machen zu dürfen. Möge Dir die Vorsehung nun ein Deinem Herzen würdiges Wesen zuführen! Dies möchte ich so gern noch erleben; wie innig würde ich mich Deines Glückes freuen! —“ Wir wissen,

daß dieſe Freude dem treuen Mutterherzen nicht beſchieden war. Von allen Briefen aber, die ihm aus der Heimat zugegangen waren, hat Moltke dieſen einzigen der Mutter ſorgſam aufbewahrt wie die Bürgſchaft eines Vermächtniſſes. Nun ſollte ihm dies Vermächtnis zuteil werden[67]). Seiner jüngſten Schweſter Auguſte hatte Helmuth einmal geſagt: „Die Ehe iſt ein Glücksſpiel; es weiß niemand, welches Los er zieht. Soll ich einmal heiraten, ſo möchte ich ein Mädchen wählen, das du erzogen haſt.“ Danach handelte er jetzt. An Auguſte hatte er, wie ſchon erwähnt, nach der Mutter Tode manche der Briefe aus der Türkei gerichtet. Ihr Eintreffen bei der in engem Kreiſe zu Itzehoe lebenden Familie Burt (S. 40) war ſtets ein Ereignis; auf niemand aber wirkten dieſe Kundgebungen aus der Fremde tiefer und nachhaltiger als auf ein holdes Kind, welchem ſeit ſeinem fünften Lebensjahre Auguſte von Moltke Mutter geworden war, auf die damals 12- bis 14jährige Marie Burt. Dies lebensfrohe, blühende Mädchen mit dem dunkelblonden Lockenkopf und den großen Braunaugen zeigte früh bei faſt knabenhafter Ungebundenheit und Leichtigkeit des Entſchluſſes ſeltene Weichheit des Gemütes und die empfänglichſte Einbildungskraft. Mit leidenſchaftlicher Spannung horchte ſie auf, wenn der alte General Moltke zum Beſuche kam und ſtolz von ſeinem tapferen Sohn erzählte; mit Begeiſterung lauſchte ſie der Vorleſung eines jeden von dem fernen Helden geſchriebenen Briefes. Und nun trat dieſer ſelbſt an einem Maitage des Jahres 1841 in ihr Haus[68]). Wettergebräunten Antlitzes, hochgewachſen und ernſt, ſchlicht und anſpruchslos, doch leuchtenden Auges ſtand er vor ihr, als der Held ihrer Kinderträume, von Anfang an ihrer tiefſten Teilnahme gewiß. Es erging ihr wohl wie

einſt der Desdemona, und gleich dem Mohren von Venedig mochte auch Moltke ſagen:

So ſprach ich denn von ſchweren Wechſelfällen,
Von drohender Gefahr zu Land und Meer,
Von knapper Rettung aus todbrohender Breche,
Von wunderbaren Reiſeabenteuern
In fremder Welt, und alles dies zu hören
War Desdemona ſtets voll ernſten Eifers.
Oft aber rief ein Hausgeſchäft ſie ab,
Und wenn ſie dieſes eiligſt abgetan,
Kam ſie zurück, mit gier'gem Ohr verſchlingend,
Was ich erzählte. Dies bemerkend nahm ich
Einſt eine günſt'ge Stunde wahr . . .

Und wahrlich: es war auch eine günſtige Stunde, da Helmuth und Marie ſich fanden. Freilich ſie liebte ihn nicht nur wie die Venetianerin den Mohren „weil er Gefahr beſtand", ſondern weil ſie beglückt erkannte, wie viel ſie dem lange einſamen Herzen dieſes ſeltenen Mannes zu ſein beſtimmt war; und er liebte ſie nicht nur „weil Mitleid ſie empfand", ſondern weil ihre holde Friſche ſein ganzes Weſen mit Jugendtau erquickte. Moltkes Freiwerberin war ſeine eigene Schweſter, die Stiefmutter Mariens. Drei Tage hatte das Kind in ſtillem Sinnen gezögert, dann war es den Eltern mit Freudentränen um den Hals gefallen und hatte ſie um ihren Segen gebeten. Gewiß, der kaum ſechzehnjährigen Braut kamen wohl zagende Zweifel, ob ſie auch fähig ſei, den doch ſchon in die Vierzig eingetretenen Geliebten dauernd zu beglücken; aber ſie fertigte ſolche Sorgen entſchloſſen ab. „Ich bin noch ſo jung und unerfahren," ſchreibt ſie, „darum will ich mich nun beſtreben, nicht widerſpenſtig oder strong headed zu ſein, damit ich Dir immer nachgebe, wenn ich unrecht habe. Ich habe noch gar keine tournure, und mir fehlen noch ſo ganz alle geſelligen

Gaben. Darum will ich mich so gern überall von Dir leiten lassen. Dazu gehört freilich viel Geduld von Deiner Seite, mir alle Verstöße nachzusehen, die ich machen werde." — Besorgter als Marie selbst waren wohl die Verwandten. „Moltkes Liebe für kindliches unbefangenes Seelenleben," so äußert eine Nichte[69]), „mochte wohl auch bei seiner Verlobung mitgespielt haben; denn seine Braut war fast noch Kind, als er sich mit ihr verlobte. Deutlich erinnere ich mich des Eindrucks, den die Nachricht davon auf die Familie machte. Man glaubte nicht, daß Helmuth richtig gewählt habe, erstens des großen Altersunterschiedes wegen und dann, weil Marie allen als ein äußerst wildes, ausgelassenes Kind bekannt war — wie sollte sie zur ehrbaren Gattin des gelehrten ernsten Offiziers passen? Da er so schweigsam war und sein Inneres so sorgfältig verbarg, traute ihm wohl niemand eine so tiefe innige Liebe zu. Aber seine 27jährige glückliche Ehe hat genügend gezeigt, wie richtig er gewählt hatte!" — In der Tat: auch in diesem Fall, der gar nicht unbedenklich war, hat Moltke nach nur kurzem Wägen das kühne Wagen nicht gescheut. Mariens Großmutter, die alte Frau von Staffeldt, geb. von Brockdorff, zu Kiel schenkte der Wahl ihrer Enkelin von vornherein vollen Beifall, und Moltke dankte ihr dafür in einem warmen, aber sehr formvollen Briefe[70]). Der Vater, der wie gewöhnlich auf Reisen war, empfing die Nachricht von der Verlobung unterwegs. Er hatte diese Verbindung lebhaft gewünscht und frühzeitig ins Auge gefaßt[71]).

Höchst liebenswürdig und innig sind die Briefe Moltkes an seine junge Braut. Ich hebe einige Stellen heraus, welche den Ton kennzeichnen und zugleich die Geschichte seiner Erlebnisse fortführen[72]). — (Berlin, 27. Mai.) „Süße Marie, wenn Du abends nach neun

Uhr gegen Süden blickſt, ſo wirſt Du einen prachtvollen Stern am Horizont aufſteigen ſehen. Es iſt derſelbe, den meine ſelige Mutter ſo oft bewunderte. Ich ſah ihn nie, ohne dabei an ſie zu denken, und habe den Glauben, daß es mein guter Stern iſt. Denke dann an mich!" — (3. Juni.) „Der Vollmond ſteht meinen Fenſtern ſtrahlend gegenüber; gewiß ſiehſt du ihn heute auch noch an. Wäre er doch ein Hohlſpiegel und ich erblickte Deine lieben Züge darin, Deine nußbraunen Augen und ſanftlächelnden Mundwinkel! Dicht daneben ſteht der große Stern, von dem ich Dir ſchrieb. Oft, wenn ich in fernen aſiatiſchen Steppen den langen heißen Tag geritten und die Nacht herabſank, ehe die müden Pferde ihr Nachtquartier erreicht, oder wenn ich auf dem flachen Dach der Wohnung meine Teppiche zum Lager bereiten ließ, trat er mit ſüdlicher Klarheit aus dem Abendrot hervor und leuchtete ſo milde, als wolle er ſagen: Reite nur getroſt und vergiß alle Sorgen; Du wirſt doch noch ein Herz finden, welches dich liebt! Und ſo habe ich Dich gefunden, liebe Marie; aber des Schickſals Sterne wohnen in der Menſchen eigenem Buſen, und jeder iſt ſo glücklich als er es verdient. . . . Du fragſt whether it be quite the same to me, if you dance. Das iſt mir gar nicht gleichgültig; ich wünſche vielmehr dringend, daß Du tanzeſt und Dich überhaupt ſo gut amüſierſt wie möglich. Lene[73]) ſchrieb uns, es tue ihr immer leid, wenn ſie ſähe, daß jemandem ein Stück aus ſeinem Leben weggeſtrichen werde. Gott verhüte, daß ich die Jugend aus Deinem Leben wegſtreiche!" — (12. Juni.) „Ich hatte geſtern ein Schreiben von dem Komitee der Berlin-Hamburger Eiſenbahn, welches mich auffordert, als Mitglied der Direktion einzutreten. Ein wohllöbliches Komitee mag Ahnung davon haben, daß ein gewiſſer allerliebſter kleiner Magnet

mich nach dieſer Richtung hinzieht, und daß ich ganz beſonders bei der Herſtellung der ſchnellſten Verbindung nach Hamburg beteiligt bin. Ich habe die Aufforderung gern angenommen, indem eine ſo nützliche Tätigkeit viel Reiz für mich hat." — (16. Juni.) „Mein ganzer Tiſch liegt jetzt voll von Abhandlungen über Eiſenbahnen. Die Sache intereſſiert mich ſehr. Künftig können wir morgens um 6 Uhr von Berlin abfahren, um 3 Uhr in Hamburg ſein, uns auf das Itzehoer Dampfſchiff ſetzen, abends 7 Uhr in the green meadows anlangen und den Tee bei Mama trinken. Freilich ſind bis dahin noch mancherlei Schwierigkeiten zu beſiegen, und eine gewiſſe nordiſche Staatsregierung iſt nicht die kleinſte derſelben[74])." — (Glienicke, 25. Juni.) „Ich wollte, ich könnte Dich hier in dem köſtlichen Park des Prinzen Karl herumführen! Der Raſen iſt, ſoweit das Auge reicht, vom friſcheſten Grün, die Hügel mit ſchönem Laubholz bekränzt, und der Fluß und die Seen flechten ihr blaues Band durch eine Landſchaft, in welcher Schlöſſer und Villen, Gärten und Weinberge zerſtreut liegen. Gewiß iſt der Glienicker Park einer der ſchönſten in Deutſchland. Springbrunnen rauſchen 30 Fuß hoch in der Luft, und Marmorbilder ſtehen und ſehen Dich an unter blühenden Citronenbäumen. Wunderhübſch iſt der Hof, auf welchen meine Fenſter gehen. Auf einem Grasteppich wie grüner Sammet ſteigt eine zierliche Fontaine empor, und rings umher zieht ſich eine Veranda, die mit Paſſionsblumen und Ariſtolochien dicht bekleidet iſt."

Um dieſe Zeit beteiligte Moltke ſich an der Berlin-Hamburger Eiſenbahn mit 10,000 Talern, einer Summe, die wohl als der Geſamtertrag ſeiner türkiſchen Dienſtzeit zu betrachten ſein wird. — Am 9. Juli ſchreibt er aus Berlin: „Ich ſehe miſerabel aus nach meinem Kiſſinger

Marie Burt

Moltkes Gattin

Brunnen und hoffe, daß das Seebad und Deine Nähe mir wohl tun ſollen. Übrigens bin ich wie ein trainiertes Pferd, nichts als Sehnen und Knochen, und halte tüchtig aus, obwohl anſcheinend in ſchlechtem Futterzuſtand." In der zweiten Hälfte des Juli traf dann Moltke mit der Familie Burt in Helgoland zuſammen und verlebte an der Seite der Geliebten glückliche Tage.[75]) Die Inſel ſelbſt freilich hatte ſeinen Beifall gar nicht. „Ich kann nicht leugnen," ſo ſchreibt er nach ſeiner Abreiſe von Harburg aus, „daß es mir vorkommt, als ob ich aus dem Gefängnis entſchlüpft wäre, und wäre ich nicht mit Dir dort eingeſperrt geweſen, ſo hätte ich es auch nicht ſo lange ausgehalten. Die Vegetation erſcheint mir ſelbſt in Harburg ganz tropiſch." — Von Harburg fuhr Moltke unmittelbar nach Pyrmont. „Hannover iſt eine elende traurige Stadt; aber von Hameln, wo man die Weſer überſchreitet, wird das Land gebirgig." Pyrmont gefiel ihm ſehr. Er wanderte von dort aus zu Fuß über Corwey und Höxter nach Karlshafen und fuhr dann über Göttingen an den Südfuß des Harzes, um hier eine Rekognoszierungsreiſe anzutreten. Auch dieſe machte er großenteils zu Fuß, und aus ſeinen Briefen bricht immer wieder tiefes Naturgefühl belebend hervor. Die Ruine Scharzfels erinnert ihn an Said-Bey-Kaleſſi. „Seit ſechs oder acht Jahren," bemerkt er, „ſind hier im Harz mehr Chauſſeen gebaut worden, als das Königreich Dänemark überhaupt jemals zu ſtande gebracht hat. Ich habe daher vollauf zu rekognoszieren." Über Dresden, deſſen neues Theater ihn entzückt, kehrte er nach Berlin zurück. „Wahrſcheinlich," ſo ſchreibt er ſeiner Braut, werde ich in demſelben Hauſe, wo ich jetzt wohne, in der zweiten Etage ein größeres Quartier mieten. Die Lage (am Leipziger Platz) iſt ſo ſehr angenehm, daß ich nicht gern fortgehe,

obgleich die Gegend zu den teuerſten gehört. Du haſt hier vor dem Hauſe einen ſchönen grünen Raſenplatz, das Tor und den Tiergarten in unmittelbarer Nähe. Das Reiten durch die Stadt iſt namentlich für Damen ſo ſehr unangenehm. Wegen der ſtets möglichen Verſetzung iſt es auch gut, nicht zu viel Sachen und Möbel zu haben. Was ich aber anſchaffe, ſoll gut ſein. Laß uns überhaupt ſo klein wie möglich anfangen; man kann ſich immer noch ausdehnen.“ — Am 20. September reiſte Moltke zu den Manövern bei Querfurt ab. Anfangs November ſchreibt er aus Berlin: „Die Eiſenbahngeſchichte gibt mir unbillig viel Arbeit dafür, daß alles gratis geſchieht. Nun gute Nacht! Es iſt

„ſtumme Mitternacht
Wo nur Gram und Liebe wacht,
Und wer zu morgen noch Vortragſachen macht,
Drum lieb Mariechen gute Nacht!“ . . .

„Am Sonnabend wohnte ich der Aufführung der Antigone bei. Das kleine Theater im Neuen Palais iſt ganz beſonders geſchickt, um ein ſolches Stück aus dem klaſſiſchen Altertum zu geben, da die Sitze der Zuſchauer ganz ſo geordnet ſind, wie man es heute noch in den antiken Theatern ſieht. . . . Es wäre leicht, ein ganz chriſtliches und modernes Stück von derſelben Tendenz wie die Antigone zu ſchreiben; denn noch heute tritt das geſchriebene Geſetz oftmals mit ‚dem Rechte, das mit uns geboren iſt‘, in Widerſpruch. . . . Sonntag war große Tafel beim Könige in Sansſouci, und abends wohnte der Hof einer Aufführung des Fauſt im Kaſino zu Potsdam bei. Der Text wurde geleſen, die Chöre u. ſ. w. aber nach der wundervollen Kompoſition des verſtorbenen Fürſten Radziwill aufgeführt. Unübertrefflich iſt das Oſterlied ‚Chriſt iſt erſtanden!‘“ — Durch viele wiſſen-

ſchaftliche und künſtleriſche Auseinanderſetzungen wurden die Briefe des Liebenden zugleich Bildungsmittel für die junge Braut. Er ſetzt es durch, daß ſie aufhört, engliſch zu ſchreiben, und bemerkt einmal ſehr treffend: „Ich möchte, liebe Marie, daß du mir auch alle Tage ein paar Worte ſchriebeſt, was du den Tag vorgehabt. Sind es doch die kleinen täglichen Beziehungen, welche den Reiz des Verkehrs ausmachen, und aus vielen kleinen Tagesgeſchichten ſetzt ſich am Ende eine Lebensgeſchichte zuſammen."

Das Jahr 1841 brachte auch wieder eine Reihe literariſcher Arbeiten Moltkes.[76]) Gleich einem hohen Liede deutſchen Selbſtbewußtſeins, deutſchen Stolzes ſetzt der Aufſatz ‚Die Deutſche Grenzfrage' ein, welcher durch die im Jahre 1840 von Thiers neu aufgeworfene Frage nach der Rheingrenze Frankreichs herausgefordert war und in der Cottaſchen ‚Deutſchen Vierteljahrsſchrift' erſchien. Hier ſind die pſychologiſchen Momente zum Teil noch ſtärker betont, als es ſchon zehn Jahre früher in der Arbeit über Polen geſchehen war; ſogar rein literariſche Beziehungen wie die Erwägungen des Einfluſſes der Dichter und Denker werden erörtert. Die glühende Vaterlandsliebe, welche dieſe Abhandlung durchwärmt und durchleuchtet, läßt ahnen, wie mächtig und tiefquellend die Antriebe waren, die 1870/71 den greiſen Feldmarſchall bei ſeinen Ruhmestaten aus der innerſten Seele her bewegten und hoben. Doch all die heiße Liebe zum Deutſchtum, all der preußiſche Stolz, die dem Verfaſſer die Feder führen, machen ihn keineswegs blind gegen die Schwächen unſerer Volksart oder gegen die Fehler der preußiſchen Politik, „die nicht durch unſer Verdienſt, aber durch Gottes wunderbare Fügung" in entſcheidenden Augenblicken mehr oder minder unſchädlich gemacht

wurden. Mit großer Schärfe ſpricht Moltke ſich über den Baſeler Frieden aus, und welche tragiſche Wucht liegt in der Betrachtung über das Jahr 1812! „Nie zuvor in zwei Jahrtauſenden, ſeit man die deutſche Geſchichte kennt, waren alle Deutſche einem fremden Willen unterworfen geweſen. — Nie hatten uns die Römer bezwungen; ſelbſt Attila hatte nur einen Teil der Deutſchen unterworfen: die andern ſtritten unter unabhängigen Fürſten gegen ihn und beſiegten ihn. Erſt jetzt zum erſten Male im Jahre 1812 waren alle Deutſchen ohne Ausnahme einem fremden Herrn dienſtbar, mußten alle deutſchen Staaten ohne Ausnahme einem fremden Herrn Truppen ſtellen und einem fremden Befehl untergeben, um für eine fremde Sache zu kämpfen.“ — Wie herrlich aber iſt der Schluß: „Keinem Deutſchen darf es verborgen oder gleichgültig bleiben, daß, wenn Frankreich und Deutſchland je miteinander abrechnen, alles Soll auf ſeiner, alles Haben auf unſrer Seite ſteht. Nur wir haben von Frankreich zu fordern, was es uns widerrechtlich entriſſen hat. Frankreich dagegen hat nichts von uns zu fordern, nicht ein Dorf, nicht einen Baum. Der Rhein iſt, wie Arndt kurz und gut geſagt hat, Deutſchlands Strom — nicht Deutſchlands Grenze. Geht man vom hiſtoriſchen Recht aus, ſo iſt alles, was Frankreich ſeit dem 13. Jahrhundert an ſeinen öſtlichen Grenzen gewonnen hat, ein Raub von Deutſchland geweſen, ſo ſind alle burgundiſchen und lothringiſchen Lande unſer altes, uns widerrechtlich entriſſenes Eigentum, und wir hätten demnach noch weit mehr zu reklamieren als die Sprachgrenze. Geht man vom nationalen Standpunkte aus und macht die Sprache zur natürlichen Grenze der Nationen, ſo gehört uns der ganze Rhein mit ſeinem ganzen linken wie rechten Ufer; denn

im ganzen Flußgebiet des Rheins wird seit vierzehn Jahrhunderten deutsch gesprochen. Demnach hätte nicht Frankreich das linke Rheinufer von uns, sondern wir hätten von ihm Elsaß und Lothringen anzusprechen. Geht man endlich vom positiven Recht aus, wie es durch die letzten Verträge festgestellt ist, so hat Frankreich dadurch allerdings seinen unrechtmäßigen Besitz Lothringens und des Elsaß geheiligt; aber dieselben Verträge schließen Frankreich von jedem Anspruch an die übrigen Teile des linken Rheinufers aus. Wenn nun aber Frankreich jene Verträge von 1814 und 1815 nicht mehr anerkennt, die einzigen Rechtstitel, die ihm seinen alten Raub an Deutschland sichern, so sollten wir uns in dem festen Entschluß vereinigen, jene Verträge nie wieder zur Basis eines neuen Friedens zu machen, sondern das Schwert nicht eher wieder in die Scheide zu stecken, bis uns unser ganzes Recht geworden ist, bis Frankreich seine ganze Schuld an uns bezahlt hat." — Das klingt prophetisch. Wahrlich, wenn je an einem Sterblichen, so hat an Moltke sich das Wort Goethes erfüllt: „Was man sich in der Jugend wünscht, das hat man im Alter die Fülle!"

Als Ergebnisse des Aufenthaltes und der Wirksamkeit Moltkes im Morgenlande erscheinen dann drei Aufsätze, welche 1841 in Beilagen der Augsburger ‚Allgemeinen Zeitung' veröffentlicht wurden. Der Artikel ‚Deutschland und Palästina' führt den Gedanken durch, im gelobten Lande ein christliches Fürstentum zu gründen und der kriegerischen Jugend, die hoffentlich in unserem eigenen Erdteile nur noch selten zu den Waffen gerufen werde, ein willkommenes Kampfgefild im Osten zu eröffnen, wo sie gleichzeitig als Kulturträgerin erscheinen würde. — Der Aufsatz ‚Land und Volk der Kurden' ist eine chorographische Skizze von dauerndem Werte, und

in den Unterſuchungen über die ‚militäriſch-politiſche Lage des osmaniſchen Reiches‘ ſowie in dem Aufſatz ‚Reſchid Izzet und die Pforte‘ ſind die auf Grund der perſönlichen Erfahrungen ruhenden Anſchauungen des Verfaſſers niedergelegt. Das entſcheidende Wort bei Löſung der türkiſchen Frage werde Öſterreich zu ſprechen haben. Der letztgenannte Aufſatz wurde übrigens erſt 1842 gedruckt, und noch zwei Jahre ſpäter erſchien eine anziehende Abhandlung über ‚die Donaumündungen‘, welche hier vorgreifend erwähnt ſei[77]).

Die Wende der Jahre 1841 und 1842 verlebte Moltke wieder in Itzehoe bei ſeiner Braut, und allmählich nahte nun der Frühling heran, welcher die Hochzeit bringen ſollte, der er mit unbeſchreiblicher Sehnſucht entgegenſah. Seine Äußerungen der Geliebten gegenüber werden immer inniger ernſt. Am 13. Februar 1842 ſchrieb er jenen ſchon einmal erwähnten feſſelnden Brief, der an die Anweiſung zur äußeren Lebensführung, wie er ſie von der Gefährtin wünſcht, eine Charakteriſtik ſeines eigenen Weſens knüpft. Er ſchreibt da: „Laß uns nur immer recht aufrichtig miteinander ſein und ja niemals ſchmollen. Lieber wollen wir uns zanken, und noch lieber ganz einig ſein. Du haſt wohl gemerkt, daß ich manchmal launiſch bin; dann laß mich nur laufen, ich komme Dir doch zurück. Ich will aber ſehen, daß ich mich beſſere. — Von dir wünſche ich freundliches, gleichmäßiges, womöglich heiteres temper. Du trittſt ſehr jung in einen ganz neuen Kreis von Umgebungen; aber Dein guter Verſtand und vorzüglich die Trefflichkeit Deines Gemüts wird Dich ſehr bald den richtigen Takt im Verkehr mit andern Menſchen lehren. Laß Dir's geſagt ſein, gute Marie, daß Freundlichkeit gegen jedermann die erſte Lebensregel iſt, die uns manchen Kummer ſparen kann,

und daß Du ſelbſt gegen die, welche Dir nicht gefallen, verbindlich ſein kannſt, ohne falſch und unwahr zu werden. Die wahre Höflichkeit und der feinſte Weltton iſt die angeborene Freundlichkeit eines wohlwollenden Herzens. Bei mir hat eine ſchlechte Erziehung und eine Jugend voller Entbehrungen dies Gefühl oft erſtickt, öfter noch die Äußerung desſelben zurückgedrängt. Du hingegen biſt jung und hübſch, wirſt, ſo Gott will, keine Entbehrung kennen lernen; Jeder tritt Dir freundlich entgegen, ſo verſäume denn auch nicht, den Menſchen wieder freundlich zu begegnen und ſie zu gewinnen. Dazu gehört allerdings, daß Du ſprichſt. Es kommt gar nicht darauf an, etwas Geiſtreiches zu ſagen, ſondern womöglich etwas Verbindliches, und geht das nicht, wenigſtens fühlen zu machen, daß man etwas Verbindliches ſagen möchte. Das Gezierte und Unwahre liegt Dir fern, es macht augenblicklich langweilig; denn nichts als die Wahrheit kann Teilnahme erwecken. Wirkliche Beſcheidenheit und Anſpruchsloſigkeit ſind der wahre Schutz gegen die Kränkungen und Zurückſetzungen in der großen Welt . . . und wenn wir nicht anders ſcheinen wollen als wir ſind, keine höhere Stellung uſurpieren wollen, als die uns zuſteht, ſo kann weder Rang noch Geburt, noch Menge und Glanz uns weſentlich außer Faſſung bringen. Wer aber in ſich ſelbſt nicht das Gefühl ſeiner Würde findet, ſondern ſie in der Meinung anderer ſuchen muß, der lieſt ſtets in den Augen anderer; wie ein Menſch, der falſche Haare trägt, in jeden Spiegel ſieht, ob ſich auch nicht etwas verſchoben hat. — Geſteh' ich's doch, gute Marie, daß ich dieſe ſchönen Lehren von mir ſelbſt abſtrahiere. Mein ganzes Auftreten iſt nur eine mit Zuverſichtlichkeit und usage du monde übertünchte Blödigkeit. Die langjährige Unterdrückung, in welcher ich aufgewachſen, hat meinem

Charakter unheilbare Wunden geſchlagen, mein Gemüt niedergedrückt und den guten edlen Stolz geknickt. Spät erſt habe ich angefangen, aus mir ſelbſt wieder aufzubauen, was umgeriſſen war; hilf Du mir fortan mich zu beſſern. — Dich ſelbſt aber möchte ich edler und beſſer, und das iſt gleichbedeutend mit glücklicher und zufriedener ſehen, als ich es werden kann!“ — Mit alledem deutet Moltke auf den tiefſten, geheimnisvollſten Untergrund ſeines äußerlich ſo ruhigen Weſens hin, unter deſſen ſchweigſamer Oberfläche gewaltige Strömungen fluteten und manch jäher Wechſel lag von Berg und Tal. Doch gleich nach dieſen Senkbleiwürfen in das eigene Herz fährt er fröhlich plaudernd fort: „Gern werde ich es ſehen, wenn man Dir recht den Hof macht; ich habe auch nichts gegen ein bißchen Kokettieren. Je mehr Du gegen alle verbindlich biſt, je weniger wird man Dir nachſagen können, daß Du einzelne auszeichneſt. Dafür mußt Du Dich in acht nehmen; denn die Männer ſuchen zu gefallen, erſt um zu gefallen, dann um ſich deſſen zu rühmen, und Du wirſt in der Geſellſchaft weit mehr Witz als Güte finden. Es kann gar nicht ausbleiben, daß ich im Vergleich mit anderen Männern, die Du hier ſehen wirſt, ſehr oft zurückſtehen werde. Auf jedem Ball findeſt Du welche, die beſſer tanzen, die elegantere Toilette machen, in jeder Geſellſchaft ſolche, die lebhafter ſprechen, die beſſerer Laune ſind als ich. Aber daß Du das findeſt, hindert gar nicht, daß Du mich nicht doch lieber haben könnteſt als ſie alle, ſofern Du nur glaubſt, daß ich es beſſer mit Dir meine als alle dieſe. Nur dann erſt, wenn Du etwas haſt, was Du mir nicht erzählen könnteſt, dann ſei dadurch vor Dir ſelbſt und durch Dich ſelbſt gewarnt. — Und nun gib mir einen Kuß, ſo will ich das Schulmeiſtern ſein laſſen.“ — Einen Monat ſpäter bemerkt er: „Du ſchreibſt mir,

daß Du oft verſchloſſen und dann wieder ausgelaſſen biſt. Das iſt nun, die Wahrheit zu ſagen, lange nicht ſo gut wie ein gleichmäßig ruhiges, heiteres Gemüt; aber jeder Menſch iſt das in ſeiner frühen Jugend, und ich hoffe Dich auch sweet tempered zu ſehen. Heiterer Gleichmut iſt nicht nur ein großes Glück, ſondern auch, ſoweit es von uns abhängt, eine Pflicht und ein Verdienſt. Laß uns beiderſeits darnach ſtreben! Jemand hat geſagt, es gebe nur zweierlei Ehen: ſolche, wo der Mann unter dem Pantoffel ſteht, und unglückliche. Ich verlange nichts beſſeres, als unter Deinem kleinen Pantoffel zu ſtehen, und es wird Deine Aufgabe ſein, mich durch Sanftmut, Nachgiebigkeit und Güte dahin zu bringen."

Damals, wie auch noch in ſeinen ſpäteſten Lebensjahren beſchäftigte Moltke ſich gern mit poetiſchen Verdeutſchungen, namentlich aus dem Engliſchen. Er ſchreibt ſeinem Bruder Ludwig[78]): „Meine Überſetzungen ſind Verſtandesſache; es gehört dazu nur, der eigenen Sprache mächtig zu ſein. Deine ſtehen als Überſetzung niedriger, als poetiſche Schöpfung weit höher; ſie ſind oft wenig treu, aber ſtets ein Kunſtwerk und verdienten wohl, vermehrt und veröffentlicht zu werden. Übrigens ſind die techniſchen Schwierigkeiten des Überſetzens aus dem Engliſchen ins Deutſche groß und namentlich bei Byron oft unbeſieglich. Dies liegt in einem Schönheitsfehler der engliſchen Sprache, der ihr zum Vorteil wird: in den vorherrſchend einſilbigen Wörtern. (Ein Franzoſe nennt das Engliſche le chinois européen.) Es iſt meiſt unmöglich, in einer deutſchen Zeile von fünf oder ſechs Wörtern den Sinn einer engliſchen von doppelt und dreifach ſo vielen Wörtern wiederzugeben. — Daß Du alle Poeſie auf Jahre hinausſchiebſt, iſt doch nicht recht; denn dichten kann man nur:

Wenn Nebel noch die Welt verhüllen,
Die Knospe Wunder noch verspricht,
Wenn man die tausend Blumen bricht,
Die jedes Tal uns reichlich füllen:
Dann hat man nichts und doch genug,
Den Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug."

Faust-Zitate liebte Moltke sehr; noch in hohem Alter konnte er fast den ganzen ersten Teil der Tragödie auswendig und liebte es, lange Stellen daraus herzusagen. Daß ihm gerade im Frühling 1842, unmittelbar vor seiner Hochzeit, jene wundervolle Stelle des Prologes durch den Sinn ging, ist begreiflich genug.

Am 12. April 1842 wurde Moltke zum Major befördert. Die Nachricht davon erhielt er am Tage seiner Vermählung, die am 20. April in der St. Laurentii-Kirche zu Itzehoe geschlossen wurde. Alle Geschwister des Bräutigams hatten sich auf seine Bitte eingefunden, Zeugen seines Glückes zu sein; auch der alte Pastor Knickebein (S. 13) fehlte nicht. Die Trauung vollzog der ehrwürdige Pfarrer Jeß, welcher der Braut seit ihrer Konfirmation innig zugetan geblieben, und um den Segen zu empfangen, knieten die Liebenden auf einen Teppich nieder, der die letzte auf dem Totenbett vollendete Arbeit von Maries rechter Mutter, Ernestine von Staffeldt, war. — Mit eigenem Wagen reiste das Paar nach Berlin, um dort sein erstes Heim zu begründen.

3.

„Deutlich erinnere ich mich des Tages," erzählt Fräulein Ballhorn, „an dem wir die Jugendgespielin als Frau Majorin in Berlin begrüßen konnten. Wie erstaunt waren wir, in ihr zwar eine stattliche schöne junge Frau zu sehen, aber doch auch bald das lustige Kind wiederzufinden,

das ſich munter mit uns herumjagte. Am allerwunderbarſten aber war es mir, daß der ernſte Herr Gemahl uns mit ſeinem ſtillen Lachen zuſah und ſehr zufrieden zu ſein ſchien, während er den Eltern gegenüber ſich wenig von ſeinem inneren Glück merken ließ." Gerade Maries lebhafte Heiterkeit, die ſich oft bis zum Übermute ſteigern konnte, beglückte ihren Gatten. Sie beſaß die natürliche Gabe, ungeſucht Lagen äußerſter Komik zu ſchaffen. Sie ſagte dann wohl ſelber: „mich ſtach der Hafer!" Keine Eigentümlichkeit der Umgebung entging ihrem Blick; doch niemals ward ſie verletzend. Wohl rief der Gemahl zuweilen warnend: „Marie, laß doch deine Tollheiten!" Im nächſten Augenblicke hatte eine geſchickte Wendung von ihr ihn ſelbſt ſchon um ſeine Faſſung gebracht. Bis in die letzten Lebensjahre konnte er nie ſo herzlich lachen, als wenn er aus längſt vergangener Zeit an ihre Anzettelungen erinnert wurde, und ſein Auge leuchtete auf, wenn er ſelbſt davon erzählte.[79]) Andererſeits war es ſeine Anregung, welche aus ihr nicht nur eine echte Soldatenfrau, ſondern auch eine glühende Vaterlandsfreundin machte. Schon die ſechzehnjährige junge Frau ließ ſich gern von ihm in weihevoller Andacht an die denkwürdigen Stätten der preußiſchen Hauptſtadt und ihrer Umgebungen führen; von Moltke lernte ſie an den hohen Beruf des preußiſchen Staates und ſeiner Könige glauben; aus ſeinem Wirken erkannte ſie, wie der Erfolg der preußiſchen Waffen in unermüdlicher ernſter Arbeit vorbereitet wird. Die dienſtliche Beſchäftigung des Majors erforderte die genaueſte Zeiteinteilung. War er mit ſeinen Arbeiten fertig, dann hielten in der Regel die Reitpferde vor der Tür, und ein langer Ritt durch den Tiergarten oder Grunewald bildete die willkommenſte Erholung. Das treue Roß, das einſt den müden Krieger

bei Nisib getragen, fand jetzt seinen Lohn, indem sich eine junge Herrin in seinem Sattel wiegte.[80]) — Im Herbst 1842 besuchte der General von Moltke seinen Sohn in Berlin. Leider wurde dessen Hoffnung, selbst bald Vater zu werden, traurig vereitelt — vielleicht doch die Folge allzu großer Jugend der Gattin! Aber auch dies Ereignis trübte das Glück des Paares nur vorübergehend. „Es ist unmöglich," so schreibt Moltke im Dezember seinem Bruder Ludwig, „nicht einig mit Marie zu sein; sie ist perfectly tempered, und dabei findet sie sich in ihr neues Verhältnis sehr gut. Eine hochgestellte Dame hat sie jetzt bei Hofe präsentiert. Ihre gleichmäßige Heiterkeit ist unverwüstlich."

Im Jahre 1842 erschien Moltkes schöne ‚Karte von Konstantinopel, den Vorstädten, der Umgegend und dem Bosporus, im Auftrage S. H. Sultan Muhamed II. mit dem Meßtisch in 1 : 25000 aufgenommen' bei Schropp in Berlin und entzückte die Kenner durch die greifbare Leibhaftigkeit der zeichnerischen Darstellung, welche die Bodengestaltung fast wie auf einem Relief vortreten läßt. — Im nächsten Jahre brachte die Deutsche Vierteljahrsschrift seinen Aufsatz ‚Welche Rücksichten kommen bei der Wahl der Richtung von Eisenbahnen in Betracht?'[81]) Wenn man bedenkt, wie verkehrt zu jener Zeit noch in weiten Kreisen die Ansichten über den militärischen Wert der Eisenbahnen waren, so verkehrt, daß man z. B. die Festungen womöglich mit den Bahnen umging, statt jene zu benutzen, um die Bahnen zu beherrschen,[82]) so erfreut an Moltkes Arbeit die vollkommene reine Sachlichkeit, in welcher keine Spur zu finden ist von der mißtrauischen Abneigung, mit welcher die damaligen leitenden Kreise zumeist dem neuen Verkehrsmittel gegenüberstanden. Er-

ſtaunlich iſt die dem Verfaſſer eigene Kenntnis der techniſchen Einzelheiten und zwar nicht nur deutſcher, ſondern auch engliſcher Bahnen, ſowie die Meiſterſchaft, mit der er dieſe oft recht verwickelten Dinge gemeinverſtändlich auseinanderzuſetzen vermag. Ex ungue leonem! Mit dieſer Schrift kündigte der Mann ſich an, welcher dereinſt durch die geniale Benutzung der Schienenſtraßen für den Aufmarſch der Armee und durch die Schöpfung der Eiſenbahnabteilung beim großen Generalſtabe nebſt den dieſem unterſtellten Eiſenbahntruppen ſich in imperatoriſcher Hinſicht die höchſten Verdienſte um das Eiſenbahnweſen erwerben ſollte.[83])

Im Herbſt 1843 begleitete Moltke den Prinzen Karl nach Mecklenburg, Frankfurt a. O. und dann zu den Manövern in Thüringen. Seine Stellung brachte ihn überall mit den höchſten Herrſchaften in nahe Beziehung und mit den bedeutendſten Perſönlichkeiten ihrer Umgebung in fruchtbaren Gedankenaustauſch.

Seit längerer Zeit war Moltke mit einer ‚Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Feldzuges in der europäiſchen Türkei 1828 und 1829‘ beſchäftigt; im April 1844 ſchrieb er ſeinem Bruder Ludwig, daß ſie vollendet ſei. „Das Manuſkript liegt der Zenſur vor. Aber für militäriſche Werke iſt es ſchwer, Verleger zu finden; ſie haben ein kleines Leſepublikum und werden durch den notwendigen Kartenapparat ſo verteuert, daß nur ein ſchwaches Honorar gezahlt werden kann.“ Wirklich erſchien das Buch erſt mit der Jahreszahl 1845 und zwar bei Reimer in Berlin; diesmal hatte der Verfaſſer ſeinen Namen genannt. Es iſt Moltkes erſte eigentlich militärwiſſenſchaftliche Veröffentlichung und durchaus im Geiſt des Clauſewitz, d. h. mit der über den Pragmatismus hinausgehenden Abſicht kritiſcher Würdigung geſchrieben. Die ihm zu Gebote ſtehende Literatur war geringen Um-

fangs; eigentlich kamen nur die Werke von Witzleben (1829—31), Uschakoff (1838) und de Fonton (1840) in Betracht;[84]) um so wertvoller war es für Moltke, daß er den Kriegsschauplatz selbst aus eigner Anschauung kannte, und dieser Umstand wird es denn auch wohl vorzugsweise gewesen sein, der ihn zur Bearbeitung dieser Feldzüge veranlaßt hat. Seine Aufnahmen und Volksstudien in Rumelien und Bulgarien (S. 60) fanden hier eine vorzügliche Verwertung. Er leitet die Erzählung mit allgemeinen politischen Betrachtungen ein, wovon so manches Wort prophetisch klingt, namentlich das, was er von der damaligen Untätigkeit Österreichs sagt, die den folgenden Geschlechtern und wahrscheinlich unter noch schwierigeren Verhältnissen die Aufgabe zuschob, welche Österreich früher oder später doch unabweislich zu lösen haben werde: die Neuordnung des Staatenwesens auf der Balkanhalbinsel. Ein Vergleich des damaligen Krieges in der Türkei mit dem von 1877 und 1878 böte übrigens eine Menge höchst interessanter Vergleichspunkte und Ähnlichkeiten dar. Den geringen Erfolg des ersten Feldzuges der Russen erklärt Moltke daraus, daß sie ihn zu spät eröffnet und ihre Operationsarmee zu schwach bemessen hätten: nur 30000 Mann, während das kaiserliche Hauptquartier allein 10000 Pferde beansprucht habe. Ein arger Fehler sei es gewesen, daß man auf Schumla marschiert sei, wo in fester Stellung 40000 Türken standen; bei etwas mehr Unternehmungsgeist der Gegner hätte das für die Russen zum schlimmsten Verhängnis führen können. Es sei schwer zu sagen, ob der erste Feldzug von ihnen gewonnen oder verloren worden, so groß seien ihre Verluste gewesen. Aus der Darstellung des zweiten Kriegsjahres sind besonders die Erörterungen über eine Belagerung Konstantinopels interessant. Moltke verlangt dazu zwei Heere in Europa,

eines in Asien und eine Flotte im Marmarameer. „Städte von einer halben Million Einwohner werden überhaupt nicht durch Waffengewalt erobert, sondern fallen durch sich selbst.“ Alle Erfolge im zweiten Feldzuge verdankten die Russen ihrem deutschen Heerführer Diebitsch. „Dieser unternahm mit seinen schwachen Mitteln nichts, als was für den Zweck unerläßlich war. Er belagerte eine Festung und schlug eine Schlacht; aber diese führte ihn in das Herz der feindlichen Monarchie. Er langte dort mit dem Schatten eines Heeres, aber mit dem Rufe der Unwiderstehlichkeit an.“ — Die meisten der zu diesem Buch gehörigen Pläne sind wie die Schilderungen der Örtlichkeiten Ergebnisse der Reisen des Verfassers, namentlich im Gefolge des Sultans.[85]) Moltkes Werk gilt in Rußland noch heute als die maßgebende Geschichte des Krieges 1828/29; ins Französische wurde es 1854 übertragen.

Die Besichtigungen im Frühling und die Herbstmanöver führten Moltke stets in die Gefilde Thüringens und des Harzes; die Gattin besuchte unterdes Verwandte im Norden; aber namentlich in Berlin erträgt der liebende Gatte die Einsamkeit immer gar schwer. „Mein Hauptvergnügen,“ so schreibt er im Juni 1844, „in der Abendkühle mit Dir spazieren zu reiten, fehlt mir nun auch. Hätte ich doch eine Scholle Land und wäre mein eigener Herr!“ Eben dieser Wunsch kam ihm aufs lebhafteste angesichts der schönen Aussicht von Burg Falkenstein im Harz. „Ganz zufrieden,“ so meint er, „werde ich nicht sein, bevor er erfüllt ist.“ Die kleinen Ehrenbezeugungen, wie sie das Dienstleben brachte, bedeuteten ihm wenig; aber nicht wertlos war es, daß ihm infolge königlicher Verfügung die beiden Jahre des syrischen Krieges wie preußische Kriegsjahre doppelt gerechnet wurden. Während der Herbstübungen 1844 erhielt er

den Roten Adlerorden IV. Klaſſe und im nächſten Jahre die Erlaubnis, den ihm verliehenen türkiſchen Ehrenſäbel zu tragen. — Um dieſe Zeit veröffentlichte Heinrich Kiepert ſeine ‚Karte von Kleinaſien‘, [86]) zu der die Originalzeichnungen der preußiſchen Offiziere faſt die Hälfte der Grundlage abgaben. Es war für Moltke eine große Genugtuung, ſeine unter ſo ſchwierigen Verhältniſſen hergeſtellten Arbeiten der Wiſſenſchaft nun dauernd geſichert und den Ergebniſſen früherer und gleichzeitiger Forſcher von kundiger Hand an- und eingereiht zu wiſſen. Im Oktober 1844 ſuchte er ſeinen alten Gönner, den General von Hegermann, in Kopenhagen auf und nahm dort und in Apenrade Seebäder. Als ſeine Gattin im nächſten Frühjahr die Kur in Ems gebrauchte, bereiſte er mit ihr die ſchönſten Täler des Rheins. Auch ſein Vater beſuchte ihn um dieſe Zeit in Berlin; es war das letzte Wiederſehen; im Oktober ſchloß dem nimmermüden, beweglichen Manne der Tod die Augen.

Wenn es den Anſchein gehabt hatte, daß die Heimkehr Moltkes nach Berlin, namentlich aber die Vermählung ſeinen Wanderjahren ein Ende machen würde, ſo zeigte ſich eben jetzt, daß dies nicht der Fall ſein ſollte. Der Herbſt des Jahres 1845 rief ihn wieder in den fernen Süden. Inzwiſchen aber hatte er durch ſeine Tätigkeit im Generalkommando des IV. Armeekorps den techniſchen Dienſt der Generalſtabsoffiziere bei der Truppe kennen gelernt, durch ſeine Teilnahme an der Direktion der Hamburger Eiſenbahn tiefe Einblicke in die Umbildung des modernen Verkehrslebens getan und mit ſeinen kartographiſchen und literariſchen Veröffentlichungen nicht nur die Summe ſeines Aufenthaltes im Morgenlande gezogen, ſondern auch zum erſten Male das Gebiet der eigentlichen Militärliteratur betreten.

VI.

Moltke in Rom

1.

Der dritte Sohn König Friedrich Wilhelms II., Prinz Heinrich von Preußen (geb. 1781), lebte in Rom. Er war ein Sonderling. Wohl hatte er in den napoleoniſchen Kriegen den kühlen Mut aller Hohenzollern bewährt und war 1814 zum General der Infanterie und zum Großmeiſter des Johanniterordens aufgeſtiegen; aber jeder Zwang, welchen ſeine fürſtliche Stellung ihm auferlegte, blieb ihm tief verhaßt, und überdies glaubte er ſich nicht genügend gewürdigt. Reizbar und eitel, dabei krank, wenngleich wohl mehr in der Einbildung als in der Wirklichkeit, hatte er es mit Liſt und Trotz durchgeſetzt, daß der König, ſein Bruder, ihm geſtattete, in Rom zu leben. Da bewohnte er, nahe dem Corſo, das erſte Stockwerk eines Palaſtes, deſſen düſtere Räume kaum im Sommer einige Strahlen der Mittagsſonne trafen. In den erſten Jahren ſeines römiſchen Aufenthaltes hatte der Prinz dieſe ungeſunde Behauſung doch zuweilen noch verlaſſen; ſpäter lag er beſtändig, jahraus jahrein, zu Bette inmitten eines Saales, umgeben von hohen Haufen von Büchern und Flugſchriften. Er war ein ungewöhnlich

unterrichteter kunſtſinniger Herr, der auch die Bewegungen des öffentlichen Lebens in Europa genau verfolgte; in der Unterhaltung aber gab er ſich gern beißend und frivol; namentlich liebte er es, boshafte Geſchichtchen aus dem Treiben des königlichen Hauſes von Preußen zu erzählen, welche ſeine tiefe, doch völlig ungerechte Verſtimmung gegen Friedrich Wilhelm III. und deſſen Familie bewieſen. Nur mit dem Kronprinzen, der ſeit 1840 den Thron beſtiegen hatte, unterhielt er ununterbrochenen Briefwechſel. In der ewigen Stadt genoß er großes Anſehen und war mit allen Berühmtheiten befreundet. Die Meinung jedoch, daß er heimlich katholiſch geworden ſei, iſt falſch; Prinz Heinrich war in religiöſen Dingen durchaus gleichgültig[87]).

Daß ein derartiger Herr nicht nur ehren-, ſondern auch vorſichtshalber der Begleitung eines beſonders zuverläſſigen Adjutanten bedurfte, liegt auf der Hand. Ein ſolcher war ihm auch immer zugeſellt geweſen. Da traf es ſich, daß im Frühling 1845 der damalige Adjutant, Hauptmann Molière, infolge eines Sturzes aus dem Wagen plötzlich verſtarb, und nach langwierigen Verhandlungen wurde am 18. Oktober Moltke kommandiert, ihn zu erſetzen. Mitte November trat er in Begleitung ſeiner Gemahlin und ſeines Bruders Ludwig, der damals däniſcher Amtmann in Fehmarn war, die Reiſe an. Sie führte zunächſt auf der Eiſenbahn nach Leipzig und von da im eigenen Wagen und mit eigenen Pferden in gemächlichen Tagereiſen mit Aufenthalten in Nürnberg, Augsburg und München zunächſt nach Innsbruck. Die Fahrt über die Alpen war prächtig; nur auf dem Brenner trafen die Reiſenden Schnee, der jenſeits bald ſchwand. Freudig begrüßte Moltke vor Botzen die erſten Cypreſſen, die alten Bekannten vom Bosporus, bald darauf das matte Grün der Oliven bei Verona. Hier verkaufte er ſeine Pferde und

nahm Extrapoſt, welche ſie über Mantua, Modena, Bologna, Florenz, Perugia und Spoleto nach Rom führte, wo ſie am 18. Dezember eintrafen.

Nach langem Suchen fand Moltke auf dem Corſo dicht beim Prinzen eine zwar ſehr teure aber freundliche Wohnung. Der hohe Herr empfing ihn auf das liebenswürdigſte. „Man hat die Berichte über den Prinzen," ſchreibt Moltke[88]), „ſehr brodiert. Wahr iſt es, daß ſein Zimmer mich lebhaft an die Zelle des Fauſt erinnert. Karten, Bücher, Zeichnungen, Gemälde, Kalender, Ferngläſer, Papiere, Flaſchen, kurz, ‚Urväter Hausrat', liegen vom Geſims bis auf die Bettdecke des Prinzen, ſo wie ſie ſeit den letzten 13 Jahren nach und nach angekommen ſind, herab. Es begreift ſich, daß da nicht täglich abgeſtaubt werden kann; aber unreinlich iſt es nicht, und die Erſcheinung des alten Herrn hat mich angenehm überraſcht. Er trägt über ſeinem ſchottiſchen Schlafrock ein braunes großes Tuch, in welchem der ſchöne Kopf mit weißem, übrigens ſorgfältig gepflegtem Bart und Haupthaar wie der eines Einſiedlers auf einem Gemälde von Domenichino ausſieht. Man muß übrigens eine hohenzollernſche Konſtitution haben, um ſo 13 Jahre zu Bett liegen zu können. Dabei iſt der Prinz, wenn er nicht gerade einen Gichtanfall hat, in der vortrefflichſten Laune."

Der erſte Eindruck, den Rom auf die Ankömmlinge machte, war, des üblen Regenwetters wegen, recht traurig. Noch vor Weihnachten wurde Moltke dem Papſte vorgeſtellt. Zum Feſt hatte er an Stelle des Chriſtbaums einen ſchönen großen Lorbeerbaum aufputzen laſſen; aber noch im Januar vermißte das Ehepaar lebhaft den freundlichen Umgang, den es in Berlin gehabt, und für den die große Welt Roms, das diplomatiſche Korps, die Prinzipes und die Fremden mit den erſt um 10 Uhr

nachts beginnenden Gesellschaften keinen Ersatz zu bieten vermochten. Der Dienst des neuen Adjutanten bestand darin, daß er täglich zu beliebiger Zeit dem Prinzen die Aufwartung machen, sich ein Stündchen an dessen Bett setzen und Neuigkeiten, womöglich aus Berlin, erzählen mußte. Fast immer kannte der Prinz sie schon und besser als der Adjutant; denn er war zum Erstaunen gut unterrichtet.

Sobald Moltke sich in Rom eingelebt, die Kunstschätze besichtigt und zu Pferde die Campagna durchstreift hatte, so erwachte mit dem Drange nach gediegener Tätigkeit auch sein wissenschaftlicher Eifer und ließ ihm, da die Karten der Umgegend sich als ungenügend erwiesen, keine Ruhe, bis er etwas Besseres zu stande brachte. Eine auf wirklichen Vermessungen beruhende Karte des Patrimoniums Petri gab es überhaupt nicht; wohl hatte man zu früheren Zeiten in der römischen Ebene zwei Standlinien gemessen: die eine, fast zwei deutsche Meilen lang, auf der Via Appia, die andere, kürzere, auf der von Porta S. Angelo nach der Milvischen Brücke führenden Straße; ihre Endpunkte waren jedoch nicht mehr mit Sicherheit aufzufinden, und die astronomisch bestimmten Orte fielen meist über den Rahmen der beabsichtigten Aufnahme hinaus. Drei Punkte aber standen doch fest: das Kreuz auf St. Peter, das Casino dell Aurora in der Villa Ludovisi und die Mitte der Loggia in der Vigna Negroni, und von ihnen aus ließ sich ganz wohl ein Netz von weithin sichtbaren Gegenständen in der Umgebung der Stadt festlegen und mit noch hinreichender Genauigkeit bis an die Grenze des Planes ausdehnen. Für diesen war der Maßstab 1:25000 gewählt, als Orientierung der magnetische Nord, und die ermittelten Fixpunkte verteilten sich auf 9 Meßtischblätter, deren jedes nicht ganz

eine Geviertmeile Flächeninhalt darstellte. Schon im Februar begann die Feldarbeit. Über diese hat sich Moltke in den Begleitworten zur Karte in köstlicher Weise ausgesprochen. „Die Mühe der Arbeit," so sagt er, „ist dem Verfasser reichlich belohnt durch die Freude, welche sie ihm gemacht hat. Möchte die Aufnahme auch anderen nützlich werden, und möchte bald ein Nachfolger sich finden, der mit demselben Eifer, aber mit mehr Fähigkeit und Muße den Plan vor allem bis über das Albaner-Gebirge und bis zur Tibermündung ausdehnt. Dir, meinem unbekannten Nachfolger, weissage ich große Freude. Wohl ist es ein wonniges Gefühl, in der Morgenfrische durch die noch schlummernde Stadt zu fahren, hinaus aus den engen Gartenmauern in die freie weite Ebene, dort mit geschonten Kräften das Tagewerk zu beginnen. Du wählst einen erhabenen Standpunkt, um dich zu orientieren, und während die Nadel einspielt, schweift dein Blick über das prachtvolle Panorama rings umher. Tiefe Stille herrscht durch die einsame Gegend, und selbst der Schall der Glocken dringt von den 360 Kirchen auf den sieben Hügeln nicht mehr bis an dein Ohr. Kein Haus, kein Mensch ist sichtbar; nur schön gefärbte Eidechsen schauen von dem alten Mauerwerk mit klugen Augen auf dein Beginnen und stürzen dann eilig davon. Jetzt schwebt die strahlende Scheibe der Sonne über das Sabiner-Gebirge herauf, und ein sanftes Rauschen durchschauert die breiten Gipfel der Pinien. In den klarsten Umrissen erkennst du die drei oder vier Meilen entfernten Gegenstände: die Villen am Saume der waldigen Höhen von Frascati und die blendenden Segel auf dem tiefblauen Meere. — Doch die Arbeit will gefördert sein; du darfst die Gegend nicht länger in ihrer malerischen Wirkung, du mußt sie in ihrer physischen Beschaffenheit

auffaſſen. Das führt dich nun durch felſige Waldſchluchten und breite Wieſentäler, über buſchige Hügel auf freie Höhen. Von jeder derſelben ſtellt das herrliche Bild ſich in neuen Verſchiebungen dar, während deine Planchette dem Boden das Geheimnis ſeiner Scenenkünſte abgewinnt. — Aber an Mühſal und Beſchwerlichkeit wird es auch nicht fehlen. Dein Begleiter, deſſen Kräfte nicht durch dasſelbe Intereſſe getragen werden wie die Deinen, verwünſcht ſchon lange innerlich il brutto suo mestiere. Sein zögernder Schritt erinnert dich plötzlich, daß acht oder neun Arbeitsſtunden dir unbemerkt entſchwanden. Dein Wagen iſt an einen Punkt beſtellt, der vielleicht noch eine Meile ſeitwärts liegt; denn beim Aufnehmen wie bei der Jagd weiß man ſelten genau, wohin die Schritte führen. Die Sonne ſendet glühende Strahlen, und nirgends entdeckſt du einen Born, um deinen brennenden Durſt zu ſtillen. Du ſchlägſt den Rückweg in gerader Linie ein; er führt dich über eine jener ausgedehnten Flächen, auf welchen die Ochſenherden weiden. Neugierig erheben die ſilbergrauen Rieſen ihre gewaltigen Hörner, und plötzlich ſtürzt die ganze Schar hinter dir drein, daß der Boden erbebt. Du hältſt an, und ſie ſtutzen vor dem ihnen entgegengebreiteten Regenſchirm; aber kaum wendeſt du dich zum Rückzug, ſo folgen ſie im ſchwerfällig ungewiſſen Trabe nach, und froh darfſt du ſein, wenn du dich endlich über den Lattenzaun ſchwingſt, welcher die weiten Koppeln ſcheidet. Recht ernſtliche Not hat man zuweilen, wenn die zur Bewachung der Schafherden beſtimmten halbwilden Hunde ſich zu einem gemeinſchaftlichen Angriff verbünden; widerlicher aber ſind die in unglaublicher Menge vorhandenen Schlangen, zum Teil recht giftiger Natur. Sie ſchießen zu deinen Füßen hervor aus dem dürren Graſe und hangen in den Zweigen der

Büſche, durch welche du dich durchdrängen mußt. Man iſt genötigt, hohe und ſchwere Stiefel zu tragen, die beim anhaltenden Gehen ſehr läſtig werden. Mit zerriſſenen Kleidern und wunden Füßen, ermattet von Hunger und Anſtrengung kehrſt du zurück; aber du entdeckteſt vielleicht ein Grabmal, eine Inſchrift, einen Säulenſchaft oder ein Stück Lavapflaſter, welche noch kein Plan und kein guide voyageur angab, und ſtolz trägſt du dieſe Beute nach Haus. Hat doch jeder von ſeinem Wirken ‚nur die Mühe und die Schmerzen und wofür er ſich hält in ſeinem Herzen‘.“

Es dürfte ſchwer ſein, in unſerer neueren Proſa Schilderungen von ähnlicher Schönheit und Sättigung aufzuweiſen. Wie fein iſt die Wendung, all das Selbſterlebte als die zukünftigen Erfahrungen eines beſſeren Nachfolgers wiederzugeben; wie vollendet iſt der Stil, wie tief und innig die Auffaſſung; mit welcher außerordentlichen Kraft iſt jeder einzelne Zug des Bildes hingeſtellt! Kaum daß Goethes ‚Italieniſche Reiſe‘ an dieſe Gegenſtändlichkeit, dieſe Farbenfülle heranreicht! Zugleich ſind die Schilderungen verhältnismäßig frei von dem Übel überwuchernder Fremdwörterei, das leider in Moltkes Briefen in einer uns jetzt zuweilen geradezu peinlich berührenden Weiſe hervortritt. Es iſt das eine Unart, die faſt bei allen Briefſchreibern der dreißiger, vierziger und fünfziger Jahre des vorigen Jahrhunderts nachzuweiſen iſt, damals aber nicht als ſolche empfunden, ſondern als ‚vornehm‘ begünſtigt wurde.

Moltkes Gattin folgte ſeinen Streifzügen auf klaſſiſchem Boden mit der lebhafteſten Teilnahme und teilte ſeine Unterſuchungen mit offenem Verſtändnis. Auch auf ſie wirkten die Eindrücke der Natur mit reiner Wärme. Zuweilen nahm ſie ſogar an den Feldarbeiten teil und war

bald vollkommen in die Geheimniſſe des Meßtiſches eingeweiht. Bei ſolcher Gelegenheit wie ſpäter noch oft im Leben bemerkte ihr Gemahl mit lächelndem Ernſte: „Ja, an Marie iſt ein tüchtiger Offizier verloren gegangen!“

Moltke beabſichtigte, ſeinen Plan von Rom und Umgegend durch einen literariſchen ‚Wegweiſer‘ zu ergänzen, der leider nie vollendet worden iſt, aus deſſen Einleitung aber (welcher ſchon die oben mitgeteilten Angaben über die Herſtellung des Plans entnommen ſind) hier noch ein Auszug folgen möge, um Moltkes Auffaſſung von ſeinem Unternehmen und von der Bedeutung der Ortskunde ins rechte Licht zu ſtellen. — „Geſchichtliche Begebenheiten,“ ſo beginnt er, „gewinnen einen eigentümlichen Reiz, wenn wir die Örtlichkeit ſehen, wo ſie ſich zutrugen, . . . und wie wir einen regeren Anteil nehmen an den Schickſalen eines Mannes, deſſen Geſichtszüge wir kennen, ebenſo prägen ſich dem Gedächtnis die Vorgänge tiefer ein, deren räumliche Bedingungen wir anſchauten. Geſchichte und Ortskunde ergänzen ſich wie die Begriffe von Zeit und Raum. Die Örtlichkeit iſt das von einer längſt vergangenen Begebenheit übrig gebliebene Stück Wirklichkeit. Sie iſt ſehr oft der foſſile Knochenreſt, aus dem das Gerippe der Begebenheit ſich herſtellen läßt. . . . . Jahrtauſende freilich gehen nicht ſpurlos vorüber an der größten aller Ruinen, der Muttererde. Der Anbau glättet ihre Oberfläche aus, Wälder verſchwinden, Bäche verſiegen und tarpejiſche Felſen ebnen ſich zu ſanfteren Hängen ab. Aber dies alles ändert, wir möchten ſagen, nur die Hautfarbe der Alma mater, ohne ihre Geſichtszüge unkenntlich zu machen. Wo die Naturkräfte gewaltſam mitwirkten, da geſchah es doch nur auf beſchränktem und wohlbekanntem Gebiet. . . . . Von vielen Gegenden darf man

aber behaupten, daß ſie ſeit Jahrtauſenden wirklich unverändert geblieben ſind. Das Meer in der ſteten Wandelbarkeit ſeiner Wogen ſtellt ſich uns in derſelben großartigen Einfachheit dar, wie einſt den Argonauten. Der Beduine tränkt ſeine Roſſe und Kamele noch an den nämlichen Quellen und weidet ſeine Herden auf denſelben grünen Flächen wie Abraham und Mohamed. Die mit Baſalttrümmern überſchütteten Ebenen am mittleren Euphrat bieten dem heutigen Wanderer eben den troſtloſen Anblick dar, wie den Grenzwächtern des römiſchen Reiches (vergl. S. 68), und viele der Täler um Jeruſalem zeigen ſich unſerm Blick gewiß geradeſo, wie ſie dem Erlöſer erſchienen. Und ſo erteilen wieder die Begebenheiten den Orten ihre Weihe. Daher der Zauber, der im bloßen Namen liegt. Der verödete Hügel von Bunar-Baſchi und das kahle Sandufer von Kumkaleh würden den Blick des Beſuchers nicht lange feſſeln, wüßte er nicht, daß dort Pergamos ſeine Zinnen erhob, hier die Schiffe der Achäer auf den Sand gezogen lagen. Selbſt dann, wenn die Forſchung eine Überlieferung nur noch als Fabel beſtehen läßt, bezieht ſich dieſe doch meiſt auf eine ganz beſtimmte Örtlichkeit, welche der urſprüngliche Erzähler im Auge hatte (vergl. S. 64). . . . Eine Erzählung kann geſchichtlich unwahr und örtlich vollkommen genau ſein[89]). Wichtig für die kritiſche Beurteilung iſt, daß eine genaue Kenntnis der Örtlichkeit die phantaſtiſchen Gebilde der Überlieferung auf ihren wahren Maßſtab zurückführt. So iſt die ältere römiſche Geſchichte offenbar eine durch vaterländiſche Begeiſterung ausgeſchmückte Fabel. Mancher Heereszug mit Siegen und Trophäen erſcheint nur noch als Rauferei der Ackerbürger zweier Landſtädte, deren Feldmarken aneinander grenzten, wenn wir den engen Raum auf den Hügeln von Antemnä und Fidenä be-

trachten und die Entfernung einer halben Wegstunde bedenken, die sie vom palatinischen Hügel trennt. Wer wird deshalb die schönen Schilderungen Plutarchs und Livius' weniger anziehend finden? Auch die Sage knüpft sich an die Wirklichkeit; sie wurzelt in ihr, und die beiden Geistesrichtungen, ‚der Durst nach Wahrheit und die Lust am Trug' schließen sich gegenseitig nicht aus. Die Aufgabe, welche wir uns stellen, wird nicht sein, die Fabel von der Wirklichkeit zu scheiden, sondern beide mit derjenigen Örtlichkeit zu verbinden, auf welche sie sich jedesmal beziehen. . . . In diesem Sinne übergeben wir nicht sowohl dem gelehrten als dem gebildeten Publikum die nachfolgenden Blätter als Begleitung zu unserer Aufnahme der Umgegend von Rom . . . es ist eine Schnur bunter Steine, aufgereiht an den Faden eines Spaziergangs durch eine in allen ihren Teilen anziehende Örtlichkeit. — Denn kaum wird es auf dem weiten Erdenrund einen Raum geben, wo so viele und so große Handlungen vollbracht wurden, als der, welchen die engen Grenzen unserer Karte umfassen. Vier Jahrhunderte brauchte das junge Rom, um diese Landscholle zu erkämpfen, ebenso viel Zeit als es von da an bedurfte, um sich den Weltkreis zu unterwerfen. . . . Von hier verbreiten sich strahlenförmig jene mächtigen Heerstraßen, welche über Berge und Flüsse, durch Wälder und Moräste bis an den Rhein und den Euphrat ausgedehnt wurden. Zahllose Trümmer von Gräbern bezeichnen ihre Richtung in der Nähe der gewaltigen Stadt. Hatten einst die Wälder dem Ackerlande Platz gemacht, so war in der Blüte der Kaiserzeit dieses durch prachtvolle Landhäuser und Gärten fast ganz verdrängt, bis endlich mit dem Verfall des Reiches alles in eine weite Wüste umgewandelt wurde. Der Sitz des Imperiums wurde an den Bosporus verlegt; und wirklich

ſcheint die Natur ſelbſt Byzanz zur Hauptſtadt der drei Weltteile unſerer Halbkugel beſtimmt zu haben. Rom war groß geworden durch ſeine Männer, Konſtatinopel wurde es durch ſeine Weltſtellung im Mittelpunkte des alten Feſtlandes. Aber ſo gewaltig war der Einfluß, den Rom einmal gewonnen, daß es ſich durch ein neues geiſtiges Moment aus faſt unglaublichem Verfall zum zweitenmal zur Hauptſtadt der Welt emporſchwang. . . . Die wechſelnden Schickſale, welche über die Stadt und ihre Umgegend hinſchritten, haben tiefe und unverwiſchliche Spuren hinterlaſſen. . . . Das jetzige Leben vermag nur einen Teil der alten Mauer des Honorius auszufüllen. Gärten und Weinberge umſchließen dieſen Kern in der Ausdehnung einer Meile; alles, was darüber hinausliegt, iſt bis zum Fuß der Berge Wüſte geblieben. So gewährt dieſe öde Campagna di Roma einen unbeſchreiblichen Reiz. Sie iſt die Heimat der Gegenſätze: einer Vergangenheit des reichſten Lebens und einer Gegenwart der tiefſten Stille. Die Burg der Gaetani klebt an dem Grabe der Metella, und die Kuppel des Michel Angelo erhebt ſich über dem Zirkus des Nero. Die Gräber der Märtyrer liegen zwiſchen den Columbarien der Heiden; moderne Chauſſeen ziehen durch die Bogen antiker Waſſerleitungen. Von jenen Hügeln, wo Pyrrhus lagerte, blickt die vom Blitz zerſchmetterte Eiche des Taſſo. . . . Minuten trennen räumlich, was geſchichtlich Jahrhunderte auseinanderliegt, und die Vergangenheit dieſer Erdſcholle iſt ſo groß, daß ſie die Gegenwart übertönt."

Man ſieht, unter welchem erhabenen Geſichtspunkte Moltke ſein Unternehmen auffaßte. Der ‚Einleitung' des ‚Wegweiſers' folgten Studien über die Entſtehung des Bodens der Campagna, über das älteſte Ausſehen der Gegend von Rom, als ſie anfing, bewohnter

zu werden, und endlich über das Klima. Indem der Verfasser dann den Wegen nachging, die von den Toren der ewigen Stadt hinausführen, wollte er ihren Verzweigungen folgen, um bei jedem noch so unscheinbaren Trümmerhaufen einen Augenblick still zu stehen. Eine Reihe erzählender Aufsätze sollte diese Ruhepunkte bezeichnen, indem sie für jeden die Geschichten und Sagen, durch welche er bemerkenswert geworden, anschaulich vorführten. Von der eigentlichen Wanderung sind kaum etliche Zeilen zu Papier gebracht worden, von den geschichtlichen Aufzeichnungen nur sechs, zum Teil auch bloß bruchstücksweise. Sie betreffen den Mons Sacer, das Fabische Geschlecht am Cremera, die Saxa Rubra, die Campagna, Fidenä und Fossa Cluilia[90]).

Die größere Hälfte der vorliegenden Aufnahme war bis Ende Mai 1846 im wesentlichen vollendet, als eine Hitze von 30° R. im Schatten die vorläufige Einstellung der Feldarbeiten veranlaßte. Zugleich trat am am 1. Juni der Tod des Papstes Gregor XVI. ein. Als Beweis für die mächtigen Verbindungen, welche Prinz Heinrich in Rom besaß, führt Moltke den Umstand an, daß er dies mehrere Tage lang geheimgehaltene große Ereignis zuerst aus dem Munde des Prinzen erfuhr. „Eines Abends als ich neben seinem Bette stand, hörte ich ihn sagen: ‚Gregor XVI. ist tot. Gott habe seine Seele!‘ Ich glaubte, er schlafe und träume; als dann aber die Todesanzeige veröffentlicht wurde, entsann ich mich jener Worte und eines unbekannten Priesters, der am Nachmittage atemlos in unser Palais gestürzt war und eine geheime Unterredung mit dem Prinzen gehabt hatte. — Moltke sah das Konklave und war Zeuge der unerhörten Begeisterung, unter welcher der Kardinal Mastai-Feretti den päpstlichen Stuhl einnahm. Stundenlang füllte die jubelnde

Menge mit ihren Lebehochs die Luft. — Bald aber trat ein anderes ernſtes, Moltke noch viel näher berührendes Ereignis ein, welches ihn zwang, ſeine wiſſenſchaftlichen Arbeiten vorläufig ganz zu unterbrechen. Es war eine folgenſchwere, unruhige Nacht, die vom 11. auf den 12. Juli, als der italieniſche Koch Girardo, der ſich als Faktotum ſehr nützlich gemacht hatte, in der Moltkeſchen Wohnung erſchien und in höchſter Aufregung die Worte ausſtieß: ‚E morte il principe!‘ In der Tat: der hohe Herr war aus der dreizehnjährigen Bettruhe, zu der er ſelbſt ſich verurteilt, unvermutet zur ewigen Ruhe eingegangen. Alle perſönlichen Gefühle hatten jedoch in den Hintergrund zu treten; binnen weniger Stunden mußten die Anordnungen wegen der Einbalſamierung und vorläufigen Beiſetzung der Leiche getroffen werden, und ſchon am Mittage desſelben Tages ſaß Moltke im Wagen und trat die Kurierreiſe an, um dieſen Todesfall dem Könige perſönlich zu melden. Nach 7 Tagen und 7 Stunden, einſchließlich 6 durchfahrener Nächte, erreichte er den Pfingſtberg bei Potsdam, wo die königliche Familie am Sterbetage der Königin Luiſe verſammelt war, und überbrachte ſeine Trauerbotſchaft. Einige Tage wurde er in Sansſouci und in Berlin feſtgehalten; dann begab er ſich nach Fiſchbach in Schleſien, um auch dem alten Prinzen Wilhelm den Tod ſeines Bruders zu melden. Nunmehr erhielt er Befehl, nach Rom zurückzukehren, dort die Ankunft S. M. Korvette ‚Amazone‘ in Civita vecchia abzuwarten und die fürſtliche Leiche auf dieſem preußiſchen Kriegsfahrzeuge nach Hamburg zu geleiten. — Die Rückreiſe nach Rom nahm Moltke über Wien. In Italien berührte es ihn eigentümlich, daß, während ihm auf der Hinreiſe überall lautſchallender Jubel wegen der Thronbeſteigung des liberalen Papſtes entgegengeklungen war,

daß, während damals auch in dem kleinſten Städtchen die weißgelben Fahnen geflattert, über jeder Hütte mit Kreide ‚Viva Pio nono!‘ geſtanden hatte, jetzt all' die Begeiſterung verſchwunden war. Der edle Kirchenfürſt, welcher gehofft, die Revolution durch Zugeſtändniſſe verſöhnen zu können, war inne geworden, daß auf dieſem Wege nicht fortzuſchreiten ſei, und ſogleich hieß es:

Sei bello, sei buono,
Sei pio — ma stai!

Und als er dann wirklich auch ſtehen blieb, da verwandelte ſich die anfängliche Begeiſterung in Haß und Hohn über Pio nono secundo.

Kurze Zeit nur verblieb Moltke, um ſeinen Plan von Rom zum Abſchluß zu bringen. Unmittelbar vor dem Tode des Prinzen war ihm die Verkleinerung einer guten Kataſterkarte des Kardinals Falzacappa zur Verfügung geſtellt worden, welche ihm zu ſtatten kam. Im übrigen bedurfte es jetzt aber der größten Anſtrengungen und zwar während der heißeſten Jahreszeit, um wenigſtens die Feldarbeit zu vollenden. Die ſchwer zu erkennenden Höhenverhältniſſe im Innern Roms wurden krokiert, die Straßen und Bauten der Stadt ſelbſt unter Benutzung einiger von außen feſtgelegter Netzpunkte nach vorhandenen Plänen eingetragen, und am 20. September hatte der Raſtloſe nicht nur den urſprünglichen Rahmen ausgefüllt, ſondern auch noch das geſchichtlich ſo bedeutſame Gelände von Veji und an der Allia eingetragen. Zehn Geviertmeilen waren im Zeitraume von kaum 6 Monaten vermeſſen.

2.

Während Moltke die Überführung der Leiche des Prinzen zu leiten hatte, blieb ſeine Gemahlin bei einer

älteren Baſe, Gräfin Lottchen Brockdorff, in Capo di Monte über Neapel zurück.

Die preußiſche Kriegskorvette ‚Amazone‘ (Kapitän Jan Schröder)[91]), welche den Sarg nach Hamburg bringen ſollte, hatte gleich nach ihrer Ausfahrt von Civita vecchia ſchlimmes Wetter. Moltke wurde ſo furchtbar ſeekrank, daß ſeinetwegen der Kapitän Gibraltar anlief, das man allerdings erſt nach ſechzehn Tagen höchſt peinlichen Kreuzens erreichte. Von der dortigen Reede ſchrieb Moltke ſeiner Gattin: „Ich habe mich entſchloſſen, hier auszuſteigen; denn ich ſtehe gar zu ſehr aus. Es iſt mir ſchwer geworden und wird mich vielleicht noch gereuen; aber ich bin ſo herabgekommen, als hätte ich eine große Krankheit gehabt. Die See widerſteht meiner Natur. Sechzehn Tage bin ich nun an Bord, und ſobald die See hoch geht, bin ich ebenſo ſchwindlig wie am erſten Tage. Mit dem Kapitän habe ich mich wegen der Koſt arrangiert. Es bleiben mir nun aber nur noch 33 Napoleons. Ich hoffe, wenigſtens bis Paris damit zu reichen; dort muß ich ſehen, Geld von der Geſandtſchaft zu bekommen, was freilich auch nicht angenehm iſt.“ Jan Schröder hat ſpäter wiederholt verſichert: „Wenn ich damals Moltke nicht ans Land geſetzt hätte, ſo würden ſie ihn jetzt nicht haben. Wäre er länger an Bord geblieben, er wäre geſtorben. Ihr könnt euch denken, wie der Zuſtand war, daß ich mich entſchloß, einen in der Segelordnung gar nicht vorgeſchriebenen Hafen regelwidrig anzulaufen.“[92])

Von Gibraltar ſetzte Moltke ſeine Reiſe nach Hamburg zu Lande fort.[93]) ‚Wie ein dem Gefängniſſe Entſprungener‘ benutzte er die neue Freiheit. Er ging (zunächſt allerdings, wohl oder übel, doch wieder zu Schiffe) nach Cadix und dann den Quadalquivir aufwärts nach

Sevilla, das ihm als ‚eine vollkommen mauriſche Stadt' erſchien und ihn ſehr feſſelte.

In ſorgfältiger Weiſe legte er ſich Rechenſchaft ab über den ſarazeniſchen Bauſtil und begleitete ſeine Anmerkungen darüber mit Federzeichnungen — alles das in drängender Eile; denn es war durchaus notwendig, nicht etwa ſpäter als die ‚Amazone' in Cuxhaven einzutreffen. Die Giralda von Sevilla erklärt Moltke für den ſchönſten Turm der Welt. Von dort ſetzte er die Reiſe in der Diligence fort, die, bei einer Beſetzung mit 20 Paſſagieren, von 12 Maultieren gezogen ward. Andaluſien, das er ſich wie eine Art Paradies gedacht, erſcheint ihm als eine menſchenleere Wüſte, Cordova als ein ziemlich miſerables Neſt, in dem nur die ſchöne alte Brücke und die gewaltige Mezquita, die ehemalige Moſchee, Aufmerkſamkeit verdienen. Bei La Carolina überraſcht ihn plötzlich eine ganz ungewohnt gut angebaute Landſchaft: es war die von Carlos III. angelegte Schwabenkolonie. Wie freuen ihn ‚das blonde Haar, das liebe treue viereckige deutſche Geſicht'! „Aber," ſo fügt er bedauernd hinzu, „kein einziger verſtand ein Wort Deutſch mehr; denn unſere Landsleute ſind überall, wo ſie hinkommen, die beſten Anſiedler, die ruhigſten Untertanen, die fleißigſten Arbeiter; aber ſie hören auf, Deutſche zu ſein, ſie ſind Franzoſen im Elſaß, Ruſſen in Kurland, Amerikaner am Miſſiſſippi und Spanier in der Sierra Morena; ja ſie ſchämen ſich ihres zerriſſenen, ohnmächtigen Vaterlandes." Nach Madrid kam Moltke an dem Vermählungstage der jungen Königin und ihrer Schweſter. Er ſah bei dieſer Gelegenheit ein Stiergefecht, das er ausführlich beſchreibt, das ihm aber keineswegs zuſagte. Bei furchtbarem Wetter paſſierte er die Somoſierra. Einen ſehr günſtigen Eindruck hat er von den

baskiſchen Provinzen. „Hier, wo doch ſo lange der Krieg gewütet, zeugt alles von dem Fleiß und der Tüchtigkeit der Menſchen.“ Vieles gemahnt ihn da an die Schweiz. An der Bidaſſoa erreicht er die Grenze Frankreichs. — Im Vergleich mit den Italienern findet er die Spanier unendlich liebenswürdig. „Nicht ein einziges Mal bin ich angebettelt worden; dazu iſt ſelbſt der Ärmſte zu ſtolz. Schweigend und ernſt ſteht er, den zerlumpten Mantel maleriſch über die Schulter geworfen. So hat er auch verſchmäht, das miſerable franzöſiſche Kleid anzuziehen, und ſtatt des troſtloſen Fracks ſieht man noch überall die ſchöne nationale Tracht. Auch der geringſte Spanier erwartet, mit einer gewiſſen Rückſicht behandelt zu werden; aber mit einer freundlich dargebotenen Zigarre öffnet man ſich alle Herzen. Als Allemanne iſt man übrigens beſſer empfangen als jede andre Nation. England und Frankreich haben dem Lande zu wehe getan; aber mit Stolz erinnert ſich der Spanier der deutſchen Kaiſer, welche glorreich Spaniens Szepter führten.“

Nun durcheilte Moltke Frankreich. „Bis Bayonne iſt das Land ſehr hübſch, und man ſieht zur Linken immer das brauſende Meer. Im Departement des Landes glaubt man ſich in die Mark Brandenburg verſetzt; dieſelbe Miſchung von Kiefernheide und Sand; aber gewiß eine der ſchönſten Städte in der Welt iſt Bordeaux mit ſeinen breiten Straßen, baumbeſetzten großen Plätzen, der alten Kathedrale, den breiten Quais und der ſteinernen 700 Schritt langen Brücke.“ So ging es über Tours nach Paris, wo Moltke nur 24 Stunden verweilte, und dann auf der Eiſenbahn nach Köln fuhr. Trotz ſeiner Eile widmet er einen ganzen Vormittag der Beſichtigung des Domes und bemerkt als deren Ergebnis: „In dem kurzen Zeitraum von drei Monaten habe ich den Stephan in

Wien, den Dom von Florenz, St. Peter in Rom, die Kathedrale von Cordova, Notre Dame von Paris und den Kölner Dom gesehen und kann versichern, daß schon der jetzt vollendete Chor dieses letzteren mir einen größeren Eindruck machte als alle übrigen." — An seinem Geburtstage, dem 26. Oktober, traf Moltke in Hamburg ein und erfuhr zu seiner Freude, daß die Korvette ihn nicht überholt hatte; er mußte sie vielmehr noch zehn Tage lang erwarten, die er, wenn darauf zu rechnen gewesen wäre, allerdings lieber in Spanien und Paris zugebracht hätte. Die ganze Reise von Gibraltar bis Hamburg, nahezu 400 Meilen, hatte er, alle Aufenthalte eingerechnet, in achtzehn Tagen zurückgelegt, war aber freilich auch zwölf Nächte durchgefahren.

Inzwischen hatte seine junge Frau bange Wochen der Ungewißheit über sein Schicksal durchlebt. Jedes Unwetter mahnte sie an die Gefahren, denen sie ihren Gemahl auf hoher See ausgesetzt glaubte. Noch in Rom hatte er ihr gesagt, als er eine Träne in ihren Augen glänzen sah: „Wer ohne rechten Grund weint, dem schickt Gott oft Ursache zum Trauern." Dies Wort ging ihr jetzt nach und raubte ihr die Ruhe. Rechtes Gleichgewicht fand sie erst wieder, als endlich der erste Brief aus Gibraltar einging und sie den geliebten Mann dem ihm so feindlichen Meer entronnen wußte. In Berlin dagegen soll ihm anfangs das Verlassen des Schiffes verübelt worden sein, weil es dem Adjutanten unter allen Umständen geziemt hätte, bei der Leiche des Prinzen zu bleiben; aber der Kapitän Schröder, der zum Bericht aufgefordert wurde, rechtfertigte ihn vollkommen.[94]) Seinen Briefen nach zu urteilen, sind Moltke selbst übrigens diese Bedenken niemals zu Ohren gekommen. Am 4. November traf die ‚Amazone' in Cuxhaven ein; die Leiche wurde auf den Dampfer ‚Prinz Karl' übergeführt. Moltke be-

gleitete ſie die Elbe und Havel aufwärts nach Potsdam und dann zu Lande in der Nacht nach Berlin, wo ſie am 7. November im Dome beigeſetzt wurde. Während der Feierlichkeit ſtand er hinter dem Tabouret mit der Kette des Schwarzen Adlerordens und wurde in der ihm ungewohnt gewordenen hochkragigen Uniform faſt ohnmächtig. Endlich ließ man den Sarg mittels einer Verſenkung in die Gruft hinab, wobei, der Sitte nach, der Adjutant die Rechte auf den Sarg legte und mit ihm in die Unterwelt verſank.

Moltke blieb nun zunächſt in Berlin und arbeitete an der Auszeichnung ſeiner römiſchen Karte, die ihm große Freude machte. Endlich brach er wieder nach Italien auf, führte die Gattin in die Heimat zurück und wurde am Weihnachtsabend 1846 dem Generalſtabe des VIII. Armee-Korps in Koblenz zugeteilt.

Wer es bedenkt, daß die erſte Hälfte dieſes Jahres von der Aufnahme Roms, die zweite Hälfte zumeiſt von Reiſen beanſprucht war, der wird darüber ſtaunen, daß 1846 doch noch zwei Kartenwerke erſchienen, von denen das eine ganz, das andere zu großem Teile Moltke zu verdanken iſt. Es ſind die ‚Karte des nördlichen befeſtigten Teiles des Bosporus von den Hiſſaren bis zu den Leuchttürmen‘ (1 : 25000) und der ‚Plan-Atlas von Klein-Aſien‘, beide im Verlage von Simon Schropp in Berlin. Mit dem Plan-Atlas legte die deutſche Forſchung Zeugnis davon ab, daß ſie an einer großen Aufgabe unſerer Zeit teilgenommen hatte, indem ſie der Welt die erſten Grundzüge einer wiſſenſchaftlichen Darſtellung jenes Erdteils bot, worauf Moltke mit Recht ‚ſtolz‘ war. Was er in Kurdiſtan und Meſopotamien geleiſtet, hat Vincke im Halyſtal und im Antitaurus, Fiſcher im Taurus ausgeführt; Mühlbach hat, wie es ſcheint, nur zwei geringfügige Krokis beigeſteuert und ſich wohl des-

halb auch nicht auf dem Titel genannt.[95]) — Beruhen dieſe Kartenwerke auch durchaus auf den Arbeiten der Jahre 1836 bis 1839, ſo iſt doch bekannt, wie ſehr die Herausgabe ſolcher Dinge in Anſpruch nimmt, und das macht Moltkes Leiſtung bewundernswert.

Zuweilen, wenngleich nur ſelten, zeigt das Schickſal, daß es auch anmutig zu ſein vermag. Dies geſchah offenbar, als Moltke, nachdem der Schwerpunkt ſeiner Wirkſamkeit jahrelang in Byzanz, dem einen Brennpunkte altrömiſcher Macht, gelegen, unerwartet nach deſſen andern Brennpunkt, nach Rom verſetzt wurde. Die Bedeutung dieſer Schickſalswendung für unſern Helden liegt nicht ſowohl in der von ihm ſo bereitwillig unternommenen Vermeſſung der ewigen Stadt als vielmehr in der weſentlichen Vertiefung und Bereicherung ſeiner Geſchichtsauffaſſung. Moltkes Lebenskunſt hat durch den Verkehr mit dem Prinzen Heinrich ſchwerlich viel gewonnen; aber die nähere Kenntnis Italiens und die allerdings nur flüchtige Reiſe durch Spanien erweiterten ſeinen Geſichtskreis, und der Umſtand, daß dieſer Zeitraum ſeines Lebens ohne jede beſondere Anregung in kriegskünſtleriſcher Beziehung blieb, hatte bei einer Perſönlichkeit wie derjenigen Moltkes wenig zu bedeuten. Das Höchſte, was ihm auf dieſem Gebiete zu leiſten beſchieden war, lag nach einer Richtung, in welcher er vielmehr ſelbſtſchöpferiſch aufzutreten hatte. Den Anſtoß dazu vermochten ihm keinerlei Gegenſtände oder Lehrmeinungen rein militäriſcher Art zu geben; er konnte nur das Ergebnis umfaſſender allgemeiner Bildung ſein, er mußte aus freier Würdigung der im Völker- und Staatenleben waltenden Kräfte hervorgehen, und in dieſem Sinne iſt Moltkes Aufenthalt in Rom für ihn auch eine wichtige Vorſtufe zu ſeinem höchſten Amt geworden.

VII.

Moltke in Koblenz und Magdeburg

1.

Kommandierender General des VIII. Armeekorps war bis zum Juni des Jahres 1847 der Generalleutnant Thile, dann Generalleutnant von Brünneck. Chef des Stabes war Oberstleutnant von Höpfer. — Der Aufenthalt in Koblenz sagte Moltke von Herzen zu. Die Lage entzückte ihn. „Es ist doch sehr schön hier," ruft er aus, „ich verstehe mich ein bißchen darauf; die Gegend hält jeden Vergleich aus." Im Sommer und Herbste 1847 hatte er besonders viel in Trier zu tun, zog auch wieder mit dem Meßtisch in den Bergen umher; vermutlich handelte es sich um die Vorarbeiten für die Anlage eines befestigten Lagers. Die prächtige Pflanzenwelt: Weinreben, Walnußbäume und echte Kastanien versetzten ihn nach Italien. Am 12. Juli schreibt er seinem Bruder Ludwig: „Hier bei uns geht es munter und fröhlich zu. Ich bin gestern von einer Reise in die Rheinprovinz zurückgekehrt. Es war gerade der Jahrestag des Todes des Prinzen Heinrich, und so schloß gestern für mich ein bewegtes Jahr, in welchem ich 2000 Meilen gereist bin. Auch die letzte Reise mit meinem kommandierenden General

war interessant und führte durch lauter römische Ansiedlungen, durch Colonia Agrippina, Aquisgranum, Moguntiacum, Augusta Trevirorum u. a., wo sich herrliche Überbleibsel finden." Man hört heraus, wie stark in Moltkes Seele damals der eindrucksreiche Aufenthalt in Rom nachwirkte, und dem entspricht es, daß er eifrig an seinem ‚Wegweiser' arbeitete. Fröhlich schreibt er anfangs Oktober seiner Gattin aus Trier: „Ich bin so ins Marschieren gekommen, daß ich gar nicht müde werde. Oft wünschte ich Euch herbei. Die prachtvollen Buchen- und Eichenwälder waren vom Herbste in allen Farben gemalt, gelb, rot und braun. Die Mosel windet sich in tiefen Bergschluchten; alte Burgen ragen auf den Gipfeln, und malerische Ortschaften mit Klöstern und schlanken Kirchtürmen in Nußbaumwäldchen liegen tief in Klüften eingezweigt. Es ist ein prächtiges Land! Dabei die schönen Weinberge und die schönen Weinschöppchen"! Auch die vulkanischen Formen der Eifel erregten sein lebhaftes Interesse. Reines Glücksgefühl atmet ein Brief, den er zu jener Zeit aus Koblenz an seinen Bruder Adolf richtete, um ihn zu einem Besuche einzuladen. „Jedenfalls mußt Du von hier aus einen Ausflug auf der Mosel machen, welche den Rhein, meiner Ansicht nach, an Schönheit noch übertrifft. Es wird Dich gewiß interessieren, in Trier die Fußstapfen des größten Volkes der Weltgeschichte zu sehen. Nirgends außer Italien haben sich solche bedeutenden und wohlerhaltenen Denkmäler aus der Römerzeit gefunden, wie dort . . . Unsere Wohnung wirst Du ganz freundlich und auf Besuch eingerichtet finden. Uns fehlt freilich das Glück, Kinder zu haben, ein großer Segen, wie sehr er auch oft mit Sorge verknüpft ist. Ich wüßte kaum etwas von Glücksgütern, die ich mir sonst wünschte! Mein Dienstverhältnis ist angenehm und stellt ein ferneres Fort-

kommen in Aussicht. Infolge meines früheren Verhältnisses bei Prinz Heinrich habe ich, bis zur entsprechenden Gehaltsverbesserung, eine persönliche Zulage, so daß ich schon jetzt das Einkommen eines Regimentskommandeurs beziehe, bis ich einmal Chef des Generalstabs eines Armeekorps werde, was wohl in wenig Jahren kommen muß, dann aber freilich eine Versetzung nach sich zieht. Höher will ich nicht und werde dann den Abschied nehmen. So wenigstens denke ich, wenn nicht auf uns beide das Sprichwort zur Anwendung kommt, daß der Krug doch so lange zu Wasser geht, bis er bricht. Mein größtes Glück ist meine kleine Frau. Seit fünf Jahren habe ich sie selten traurig, nie verdrießlich gesehen. Launen kennt sie nicht und nimmt auch keine Kenntnis davon bei anderen. Ein wirkliches Unrecht dürfte man ihr nie zufügen; sie würde es beim besten Willen nicht verzeihen können; denn bei aller Heiterkeit des Gemüts hat sie einen entschiedenen festen und tiefen Charakter, den sie in allen Widerwärtigkeiten bewähren würde. Gott schütze sie davor!" Auch Frau von Moltke fühlte sich sehr wohl am Rhein, und als man sie noch in späteren Jahren einmal fragte, welche Stellung sie ihrem Gatten als Abschluß seiner Laufbahn wünsche, antwortete sie: „Das Kommando des achten Armeekorps![96])"

Dieser heitere Frieden wurde gewaltsam durch die Bewegungen des Jahres 1848 zerstört. Als Vorspiel erscheint der Aufstand in Schleswig-Holstein, dem Lande, mit welchem Moltke in so alten und engen Beziehungen stand. Freilich hatte die Erhebung der Herzogtümer an und für sich nicht das Geringste zu tun mit den später hervortretenden demokratischen Aufständen; vielmehr ging sie von einer geschichtlich gegebenen Rechtsgrundlage aus. Vor fast 400 Jahren, als die Stände

der Elbherzogtümer den König Chriſtian I. von Dänemark zum Herzog von Schleswig und Grafen von Holſtein gewählt hatten, war feſtgeſtellt worden, daß Schleswig-Holſtein für immer ungetrennt und ſelbſtändig bleiben, und die Erbfolge nur im Mannesſtamme, alſo nach dem ſaliſchen Geſetze, ſtattfinden ſollte. Holſtein gehörte ſogar zum deutſchen Bunde. Im Jahre 1846 aber hatte König Chriſtian VIII. in einem offenen Briefe erklärt, daß ſeinem Erachten nach auch in Schleswig und in Lauenburg ebenſo wie im Königreiche Dänemark die lex regia von 1660 Geltung habe, derzufolge nicht nur die männliche, ſondern auch die weibliche Linie ſeines Hauſes erbberechtigt ſei, und dadurch war er ſowohl dem ſaliſchen Geſetz als auch mittelbar der Unteilbarkeit der Elbherzogtümer zu nahe getreten. Als nun der König zum Sterben kam, begann es in ſeinen deutſchen Landen gewaltig zu gären. Damals (am 13. Januar 1848) ſchrieb Moltke ſeinem Bruder Adolf, welcher als Deputierter in der Schleswig-Holſteinſchen Kanzlei zu Kopenhagen jenen Angelegenheiten beſonders nahe ſtand: „Bei der durchaus antigermaniſchen Politik, welche Dänemark ſeit 50 Jahren verfolgt, den mancherlei Bedrückungen, welche es dem Aufſchwung deutſcher Entwickelung entgegenſtellt, ſei es Sundzoll oder Eiſenbahnbedingung, kann man hier einen engeren Anſchluß der Herzogtümer an das gemeinſame Vaterland nur wünſchen . . . Das ſouveräne Herzogtum Holſtein würde recht wohl ohne Dänemark, nicht aber das Königreich ohne dieſes beſtehen können. Aber eben deshalb ſcheint eine Verſtändigung durchaus nötig . . . Nicht die Deutſchen haben das ſaliſche Geſetz aufgehoben. Das poſitive Recht ſteht ihnen zur Seite . . . Soll und muß die Perſonalunion aufrecht erhalten werden, ſo bleibt nichts übrig, als den einſeitig getanen falſchen

Schritt zurückzutun und die lex regia wieder abzuſchaffen. Wer den däniſchen Thron beſteigt, iſt eine untergeordnete Frage, wo es ſich um die Fortdauer der däniſchen Monarchie handelt. Dabei kann ich mich von der Überzeugung nicht trennen, daß ein inniger Anſchluß an Deutſchland die wahre Politik Dänemarks ſein würde.“ Von einer ſolchen waren jedoch die Kopenhagener Demokraten ſehr weit entfernt, und ſobald Chriſtian VIII. am 20. Januar 1848 die Augen geſchloſſen, zwangen ſie ſeinen Nachfolger, König Friedrich VII., den Entwurf einer ‚Geſamt-Staatsverfaſſung‘ zu erlaſſen. Darüber brach der Aufſtand der Herzogtümer aus, welcher zum deutſch-däniſchen Kriege von 1848/49 führte.

Dieſe Ereigniſſe traten jedoch vorderhand etwas in den Hintergrund vor der Februar-Revolution und den traurigen Märzkämpfen zu Wien und Berlin. Um dieſe Zeit wird es geweſen ſein, daß Moltke die Fortarbeit an ſeinem römiſchen ‚Wegweiſer‘ aufgab. Eine Bleiſtiftbemerkung am Rande einer fröhlich begonnenen Seite lautet: „Fortſetzung ad calendas graecas!“ Seiner Schwägerin Jeanette ſchrieb er: „Wir ſitzen hier in Koblenz recht eigentlich auf einer Pulvertonne. Im allgemeinen iſt es natürlich, daß ein Volk, welches ſeine geiſtlichen Fürſten alle zehn Jahre ein paarmal wechſelte, keine tiefe Liebe für eine Dynaſtie faſſen konnte. Die Religionsverſchiedenheit ſchuf große Antipathien; republikaniſche Gelüſte traten hinzu, und das alles beutet das Proletariat aus. Kurz, ein gewaltſamer Zuſammenſtoß darf hier täglich erwartet werden. Noch haben wir die Macht in Händen; aber der Gebrauch der Macht kann, wie in Berlin, unberechenbare Folgen nach ſich ziehen. . . . Wenn hier irgend ein Tumult ſtattfindet, ſo muß ich auf den Alarmplatz. Dann iſt Marie ohne Hilfe und Bei-

ſtand. . . . Ich habe ſie daher heut nachmittag nach Ems gebracht. . . . Dort halte ich ſie ſo lange für ganz ſicher, bis wir Krieg mit Frankreich haben, der nicht ausbleibt. Aber das dauert noch Monate. . . . Über euch Schleswig-Holſteiner kann ich mich nur freuen. Die Dänen werden euch wohl nicht unterkriegen. Europa rekonſtruiert ſich nach Nationalitäten; möchten wir nur alles Deutſche wiederbekommen, ſo wären wir reichlich entſchädigt. Aber dazu gehört Einheit und Kraft, und wir ſind in der Richtung, beides zu verlieren.“ — Wenige Tage ſpäter, am 29. März, äußert er derſelben Briefempfängerin gegenüber: „Über das, was in Deutſchland vorgeht, kann ich mich freuen, ſofern ich in den jetzigen Verhältniſſen die einzige Möglichkeit ſehe, ein einiges Deutſchland erſtehen zu machen — aber es kann doch nur dann etwas aus der Sache werden, wenn Ordnung und Geſetz fortbeſtehen, und wenn ſich irgend eine zentrale Gewalt erhält. Wir ſind aber auf dem beſten Wege, dies alles über Bord zu werfen. . . . Die Vorgänge in Berlin haben nicht dort allein, ſondern im ganzen Lande jede Autorität tief erſchüttert. Ein Angriff von außen in dieſem Augenblicke wäre ein großes Glück; aber unſere Nachbarn im Oſten und Weſten werden warten, bis wir uns ſelbſt in Parteien zerſplittert und verzehrt haben werden. Alle Bande drohen ſich zu löſen. Es handelt ſich nicht mehr um Monarchie oder Republik, ſondern um Geſetz oder Anarchie; nicht von außen kommen unſere Feinde; wir haben ſie im Innern — die Proletarier ſind der Zauberbeſen, den der Liberalismus heraufbeſchworen und den er nicht mehr bannen kann. Bald wird der liberalſte Deputierte ein Stockariſtokrat ſein! . . . — Welche Zukunft verſcherzt Deutſchland!! Welche Verantwortlichkeit für die, welche dieſe Zuſtände veranlaßten! Wo war der Druck ſo groß,

wer war so in seinem Rechte gekränkt, wer so in seiner Freiheit beeinträchtigt, daß es gerechtfertigt schien, ein im schönsten Aufblühen begriffenes Staatsleben zu zertrümmern, eine neue Bahn einzuschlagen, von der niemand weiß, wohin sie führt."

2.

Am 13. Mai 1848 wurde der Generalleutnant von Rheyer zum Chef des Generalstabs der Armee ernannt. Er war aus dem Unteroffizierstande hervorgegangen, hatte indes schon in den Befreiungskriegen als Generalstabsoffizier im schlesischen Heere reiche Kriegserfahrung gewonnen, die er nun in ausgezeichneter Weise für den Generalstab verwertete. Drei Tage nach seiner Berufung wurde auch Moltke als Abteilungsvorsteher zum Großen Generalstabe nach Berlin kommandiert. Es behagte ihm wenig in der Hauptstadt, die einen gar traurigen Anblick darbot. Da der dortige Aufenthalt voraussichtlich nicht lange währen konnte, so hatte seine Gemahlin ihn nicht begleitet, sondern war nach Holstein gegangen. Am 2. Juli schrieb er ihr: „Gestern wohnte ich zum erstenmale der Sitzung der Nationalversammlung in der Singakademie bei. Das ist eine traurige Gesellschaft! Es wird gepredigt, nicht gesprochen; viel Worte und wenig Inhalt. . . . Bei den Abstimmungen ist ein guter Teil der Abgeordneten noch vollkommen unschlüssig, ob sie ja oder nein votieren; sie stehen auf, sehen sich um, setzen sich nieder; kurz es ist klar, daß die Leute gar nicht wissen, um was es sich handelt. Und das sind unsere Gesetzgeber! Nach siebenwöchentlicher Beratung sind sie noch nicht mit der Adresse zustande gekommen; ja es wurde nochmals in Frage gestellt, ob man überhaupt die Adresse beraten wolle."

Um dieſe Zeit (am 9. Juli) ſchrieb Moltke ſeinem Bruder Adolf: „Ich begreife Deinen Widerwillen gegen den Wiedereintritt in den Staatsdienſt ſehr wohl. Auch ich zöge das beſcheidenſte Privatleben vor. Wenn wir nicht zuvor Krieg bekommen, wodurch die ganze Sachlage geändert wird, und wenn man uns mit einem neuen Eid auf eine neue Verfaſſung kommt, ſo werde ich wohl auch abgehen. Freilich kann ich dann nach dreißigjähriger Dienſtzeit keine Penſion beanſpruchen. Mein Lieblingsgedanke iſt noch immer, daß wir uns nach und nach auf irgend einem Grundbeſitz ſammeln, wo jeder an Kapital und Arbeitskräften mitbrächte, was er beſitzt. Am liebſten wünſche ich das Beſitztum auf dem lieben deutſchen Boden. Geſtalten ſich aber die Verhältniſſe in der Heimat immer ſchlechter, ſo habe ich nichts gegen eine andere Hemiſphäre, was meine Perſon betrifft. . . . Ohne Krieg wird der Militärſtand künftig ein trauriger ſein. Was man ſich eigentlich unter ‚Volksbewaffnung‘ denkt, verſtehe ich nicht; ich glaubte, wir hätten ſie im ausgedehnteſten Sinne in unſerer Landwehr. Da ich mir ohnehin ſagen muß, daß ich zu einer größeren Wirkſamkeit als der bisherigen die nötigen Fähigkeiten nicht beſitze (!), ſo reift der Gedanke, aus dieſen Verhältniſſen auszuſcheiden, immer mehr bei mir heran.“

Nur drei Tage jünger iſt ein Brief Moltkes an ſeine Gemahlin, aus dem hervorgeht, daß ihm eben damals Gelegenheit geboten wurde, aus den bisherigen Verhältniſſen auszuſcheiden, zugleich aber auch in einen größeren Wirkungskreis einzutreten. Es handelte ſich offenbar um die Übernahme eines Kommandos oder der Stelle des Generalſtabschefs der ſchleswig-holſteinſchen Armee. War doch zu jener Zeit ein Stillſtand in der Kriegführung Wrangels gegen die Dänen eingetreten, der,

angeſichts der gleichzeitigen Entſendung des Grafen Pourtalès zu Verhandlungen nach Malmö, deutlich darauf ſchließen ließ, daß Preußen geſonnen ſei, ſich von dem Kriege um die Elbherzogtümer zurückzuziehen. Unter ſolchen Umſtänden waren dieſe aber dringend darauf angewieſen, ihre eigene Heereskraft vollmächtig auszugeſtalten, und zu dieſem Zwecke ſcheint Lucian Samwer, der Vertrauensmann der proviſoriſchen Regierung, ſein Augenmerk auf Moltke gerichtet zu haben.[97]) „Ich hätte eigentlich die größte Luſt," ſchreibt Moltke am 12. Juli ſeiner Gattin, „Dich ſelbſt zu holen und auf einen Augenblick nach Holſtein zu kommen; aber gerade, was Du mir von Samwer ſchreibſt, iſt ein Grund dagegen, weil es wie eine Bewerbung ausſehen könnte, die ich lieber vermeide. Der Vorſchlag, von dem Du ſchreibſt, würde, wenn er gemacht wird, ſehr ehrenvoll ſein. Allein es kommt dabei alles darauf an, was man fordert und welche Mittel gewährt werden können, um den Zweck zu erreichen. Ich wundre mich aber, daß man nicht lieber einen der Offiziere wählen ſollte, welche den Feldzug mitgemacht haben und dadurch in dem ſchätzbaren Vorzug ſind, ſich ſchon das Vertrauen erworben zu haben, auch das Terrain und die Perſonen zu kennen, mit denen ſie es zu tun haben werden. Meinerſeits kann ich die Sache natürlich weder von der Hand weiſen noch irgend darauf eingehen, ehe nicht die Angelegenheit offiziell angeregt und dabei beſtimmter umgrenzt wird. . . . Sollten mir wirklich Eröffnungen gemacht werden, ſo würde ich inkognito nach Holſtein kommen, um von Krohn, Adolf und Cai[98]) vorläufig über die Sachlage Aufſchluß zu erhalten, wonach ich erſt beurteilen kann, ob ich überhaupt einem ſo gewichtigen Auftrag gewachſen bin." — Man erkennt: es handelt ſich hier um etwas Bedeutendes; aber leider ver-

lautet gar nichts Weiteres darüber, auch nichts aus den Briefen an seinen Bruder Adolf. Diesem gegenüber äußert er am 3. August: „Nie waren wir weiter von der Einigkeit als jetzt. Preußen will man nicht an die Spitze stellen, und ohne Preußen kann man nichts zu stande bringen . . . Das ist schlimm für die schleswig-holsteinsche Sache. Denn den dortigen Kampf führt Preußen nur im deutschen und ganz und gar gegen sein eigenes Interesse. . . .“ — Vielleicht ist es Moltke gegenüber gar nicht zu amtlichen Anerbietungen seitens der provisorischen Regierung gekommen. Unwillkürlich aber fragt man sich, welchen Gang die spätere Kriegführung gegen Dänemark wohl genommen haben würde, wenn sie statt von Willisens Halbwillen von Moltkes Geist beseelt worden wäre.

3.

Am 22. August wurde Moltke nach Magdeburg versetzt als Chef des Generalstabs des IV. Armeekorps, dessen Kommandeur der Generalleutnant von Hedemann war, der jedoch 1851 durch den Fürsten Radziwill ersetzt wurde. Zunächst freute Moltke sich der Versetzung; denn Berlin, wo am 14. Juni der Pöbel das Zeughaus gestürmt hatte, war ihm „unerträglich“ geworden. Wie immer, so war es auch diesmal seiner Gemahlin werktätig angelegte Natur, welche die äußeren Bedingungen der neuen Lage regelte und bald behaglich gestaltete. Nicht allein über Haus und Küche, auch über Stall und Sattelkammer wachte ihr sachverständiger Blick und hielt auf strenge Ordnung. Sie führte die Finanzen und wußte mit Kompetenzen und Rationen oft besser Bescheid als ihr vielbeschäftigter Gatte[99]). „Am 1. Oktober,“ so schreibt dieser seinem Bruder Adolf, „beziehen

wir eine hübſche Wohnung auf dem Domplatz, der beſten Gegend der Stadt. Die Stimmung iſt hier ſehr gut; man blickt mit Verachtung auf Berlin. Zum Kriege wird es endlich doch wohl kommen, und da iſt der Troſt, daß bei dem erſten Kanonenſchuß die Rolle aller dieſer Schwätzer zu Ende iſt. Gott vergebe ihnen, was ſie dem armen unglücklichen Lande bereitet haben. Dann wird Preußen entweder zu Grunde gehen oder an Deutſchlands Spitze treten, wohin es gehört."[100]) Am 21. September fährt er fort: „Ich begreife, daß man in Kiel die anfängliche Unterſtützung Preußens und die ſcheinbar ſchließliche Preisgebung ſchwerlich gutheißen kann. Aber welche Ereigniſſe liegen nicht zwiſchen jenem Anfang und dieſem Ende! Im März überſah man nicht die Konſequenzen, zu welchen die Barrikadenſiege führten. Die heimiſchen Zuſtände wurden mit jedem Tage drohender. Mit jedem Wechſel von Miniſtern ſtieg die Macht und die Frechheit der Demokraten; die Zeitungen dienten und dienen noch jetzt faſt allein dieſer Partei. . . . Die Verſammlung war zum Konvent geworden; ſie regierte und gouvernierte; ſie gab die Geſetze und führte ſie aus. Der König war faktiſch beſeitigt. So in Berlin. . . . In Frankfurt waren ſeit Sonnabend die Polen; am Sonntag brach die Straßenemeute los. Sie iſt beſiegt durch das ſchnelle und kräftige Einſchreiten der Mainzer Garniſon. Ich zweifle aber nicht, daß dennoch in den nächſten Tagen die Republik in Baden und in Thüringen proklamiert werden wird. Sie wird auch dort beſiegt werden. Welch ein Glück aber, daß unter dieſen Umſtänden unſer Heer nicht an der Schley, ſondern an der Spree ſteht. Wir haben jetzt 40 000 Mann in und um Berlin; dort liegt der Schwerpunkt der ganzen deutſchen Frage. Ordnung in Berlin, und wir werden Ordnung im Lande haben.

Eine kräftige preußische Regierung, und Deutschlands Einigung kann durch Preußen bewirkt werden. Mit all diesem will ich nur so viel sagen, daß das Verfahren unserer Regierung hart, ungerecht, selbst treulos in Holstein aussehen kann, aber durch überwiegende höhere Interessen geboten ist. Jetzt hat man in Berlin die Macht in der Hand und das volle Recht, sie zu brauchen. Täte man es diesmal nicht, so bin ich bereit, mit Dir nach Adelaide auszuwandern. — Die nächsten Tage müssen Großes bringen!" — Es dauerte doch noch bis zum November, bevor das Ministerium Brandenburg die Wiederherstellung der Ordnung ernsthaft in die Hand nahm. „Zum erstenmal seit dem 18. März," ruft Moltke aus, „sehen wir einen festen Entschluß, und der zündet in Millionen Herzen. Und fest entschlossen ist man diesmal, entschlossen zu allen Konsequenzen. Alle Maßregeln sind getroffen, und auch hier in Magdeburg, wo unermeßliche Vorräte angehäuft, und die Besatzung auf nur $^2/_5$ der Friedensstärke reduziert ist, sind wir auf alles gefaßt. Unsere prächtigen Sachsen stehen von Worms bis Berlin. Allen Nachbarn müssen wir helfen, sodaß wir für uns selbst fast nichts mehr übrig haben. Aber das Wenige, was uns bleibt, haben wir gehörig in Tätigkeit gesetzt. Wo unsere Truppen erscheinen, ist die Ordnung hergestellt. . . . Auch sonst geht es uns gut. Marie ist immer munter und stürmte gleich eine Barrikade, wenn es sein müßte."

Als Moltke dem Generalstabe des VIII. Armeekorps angehörte, hatte er seine römische Aufnahme so weit klar gestellt, daß er sie dem Hauptmann Weber (Platzmajor in Wesel) zur Reinzeichnung übergeben konnte, der diese in der sorgsamsten Weise ausführte. Im Jahre 1849 griff eine französische Armee unter Oudinot das

von Pius IX. abgefallene Rom an, während Garibaldi die Stadt kräftig verteidigte. In der richtigen Voraussetzung, daß es in Sanssouci sehr erwünscht sein werde, diesen kriegerischen Vorgängen auf einem brauchbaren Plane folgen zu können, sandte Moltke die in der Reinzeichnung nahezu fertig gewordene Aufnahme an Alexander von Humboldt mit der Bitte, sie dem Könige vorzulegen. Humboldt öffnete die großen Rollen am 28. Juni vor einer zahlreichen Gesellschaft auf dem ‚historischen Hügel' und erzielte damit einen außerordentlichen Erfolg der Überraschung und der lebhaftesten Anerkennung seitens des Königs. Humboldt bemerkt dazu: „Es ist ein schöner Beweis Ihrer wissenschaftlichen Tätigkeit, eine Lage, in der Ihr Vorgänger in vielen Jahren nichts geleistet und nichts zu leisten verstanden, so zu benutzen." Moltkes Antwort gibt eine Reihe bedeutungsvoller Fingerzeige für die Beurteilung der sich damals schon gegen alles Erwarten zwei Monate lang hinzögernden Belagerung Roms und kennzeichnet mit wenigen Meisterstrichen die in Frage kommenden Örtlichkeiten der Angriffsfront.[101])

Der Feldzug in den Elbherzogtümern hatte Ende März wieder begonnen. Der Erfolg der Strandbatterien von Eckernförde, der gelungene Sturm der Düppeler Höhen, Bonins Sieg bei Kolding waren glückliche Ereignisse für die deutsche Sache, welche freilich durch den Ausfall der Dänen aus Fridericia einen empfindlichen Rückschlag erhielt. Am 10. Juli kam es wieder zu einem Waffenstillstand. Vier Wochen später schrieb Moltke seinem Bruder Adolf: „Die Zeiten haben sich vorerst genugsam beruhigt, daß ich ein paar Wochen meinen Magdeburger Posten verlassen kann, und das tut mir sehr not. Wir haben Wangeroog als Bad gewählt. Lieber wäre ich nach Föhr gegangen. Aber bei

dem unſinnigen Lärm über preußiſchen Verrat mag ich nicht nach Holſtein gehen, weil der Ärger mir die Kur verderben würde.“ Und gegenüber ſeinem Bruder Ludwig bemerkt er am 27. September: „Im allgemeinen habe ich das Gefühl, daß die Dinge ſich beſſern. Die Pendelſchwingung der demokratiſchen Revolution iſt, wie mir ſcheint, vollbracht; ſie ſinkt zur Stabilität zurück — ob ſie etwa nach der entgegengeſetzten Seite abſchweifen wird, iſt nach dem natürlichen Gravitationsgeſetz nicht ausgeſchloſſen. Die Rolle der Demokratie iſt vorerſt ausgeſpielt, wenn vielleicht auch andere große Kämpfe bevorſtehen: ‚Es wird eine Zeit der Helden ſein nach der Zeit der Schreier und Schreiber.‘

„Das Wahre in der großen Bewegung Deutſchlands iſt der unleugbare Drang nach Vereinigung, und wenn die Kabinette den einzig möglichen, ihnen jetzt gebotenen Weg zu dieſem Ziel, mag man ihn das Aufgehen in Preußen nennen oder anders, nicht einſchlagen, ſo kann allerdings in einer ſpäteren Periode ein neuer Ausbruch erfolgen. Aber zunächſt wird gewiß die Ordnung zurückkehren, und das iſt nur zu wünſchen; denn wohl iſt aus der Ordnung zuweilen die Freiheit, noch nie aber aus der Freiheit die Ordnung hervorgegangen. Schläft man freilich bei der Ordnung wieder ein, dann wird ſie auch nicht von langer Dauer ſein.“

Vor Weihnachten brachte Moltke ſeine Frau zu ihren Eltern nach Itzehoe, wo beide das Feſt fröhlich verlebten; doch mußte er ſchon am 4. Januar 1850 in Magdeburg ſein, da der Dienſt ihn ſtark in Anſpruch nahm. Damals ſchrieb er an Ludwig Moltke: „Das neue Jahr dämmert noch, und niemand kann ſehen, was der nächſte Frühjahrsmorgen bringt. Ein ſtarkes öſterreichiſches Heer ſteht an unſerer Grenze und wir — haben ‚freundſchaftliche Ver-

ſicherungen'. Dem Drei-Königs-Bündnis fehlen mindeſtens zwei Könige. Hohenzollern iſt ein Erwerb in partibus infidelium, und in Baden weiß man das Unkraut der Demokratie nicht anders auszurotten, als indem man es auf die eigenen Äcker wirft, wo es teilweiſe einen gut vorgepflügten Boden findet. In Berlin Miniſterkriſis wegen der Propoſition (der Verfaſſung), und wenn dieſe glücklich angenommen worden, eine Konſtitution, von der man noch nicht weiß, ob man damit regieren kann, und die vorläufig 50 Millionen koſtet. Rechnet man aber beiläufig, daß alle Staatspapiere und Dokumente um etwa 25 pCt. geſunken ſind, ſo kommen die Errungenſchaften leicht auf ein paar Hundert Millionen zu ſtehen."

Die Verſtimmung, in welche die öffentlichen Angelegenheiten Moltke verſetzten, wurde durch die Öde des Lebens in Magdeburg noch geſteigert. „In Itzehoe," ſo ſchreibt er dem Bruder Ludwig, „habe ich Deine hübſche Kompoſition eines Liedes von Geibel gehört. Es ſcheint, als ob Melpomene und Euterpe ſich in Heiligenhafen eingeſchifft haben. Hier in Magdeburg wenigſtens ſind ſie nicht abgeſtiegen. Von unſerem Theater beſagt der Anſchlagzettel jedesmal ausdrücklich, daß geheizt ſei, weil es ſonſt niemand glauben würde. Man friert geiſtig und körperlich. Wenn nicht der rieſige Dom vor meinen Fenſtern ſtände, ſo gäbe es hier nichts, was an eine edlere Geiſtesrichtung erinnert." Den nächſten und angenehmſten Verkehr fanden Moltke und ſeine Gattin in dem Hauſe eines ſeiner unmittelbaren Untergebenen, des Majors von Gliszczinski, des alten Kameraden von der Kriegsſchule her. Lebhafte Freude bereitete es Moltke, daß der König für den Stich der römiſchen Karte einen Zuſchuß von 750 Talern bewilligte, ſo daß die Arbeit in die Hände des trefflichen Broſe gelegt werden konnte.

Seine Anſchauung von der politiſchen Lage legte der ſcharfblickende Denker bald darauf wieder in zwei Briefen an Adolf von Moltke nieder. „Wenn für den Augenblick," ſo ſchreibt er am 17. Februar, „bei uns weniger als in den beiden letzten Frühlingen unmittelbare Kriegsrüſtungen vorliegen, ſo bleibt doch die ganze Sachlage ſehr ernſt. Es iſt daher von höchſter Wichtigkeit, daß durch die endliche Feſtſtellung der Verfaſſung unleugbar größere Feſtigkeit im Inneren unſeres eigenen Landes gewonnen iſt; dies um ſo mehr, als von Erfurt her wohl kaum große Reſultate zu erwarten ſein möchten.[102]) Öſterreich iſt ſo wenig eine deutſche Macht, daß man wohl gewärtigen darf, es werde einer wirklichen Einigung gegenüber ſeine außerdeutſchen Intereſſen ſelbſt auf dem Wege der Waffenentſcheidung zur Geltung zu bringen ſuchen. Dem ſteht vielleicht nichts entgegen als die Erſchöpfung ſeiner Finanzen und die drohende Stimmung in zwei Dritteln aller öſterreichiſchen Lande, in Italien, Ungarn, Böhmen und Galizien. — Preußen muß ſich geſtehen, daß es nirgends in ganz Europa mehr einen Freund hat, ſondern ganz allein auf ſich ſelbſt angewieſen iſt. . . . Es iſt von den Demokraten aller Nationen gehaßt, weil es die ſtärkſte Stütze der Ordnung iſt; in den Augen des Petersburger und des Wiener Kabinetts aber iſt es revolutionär und überhaupt in der ganzen Staatenfamilie als Parvenü, als Sohn ſeiner Taten, wenig beliebt, den Kleinſtaaten, als herabgekommenen Altadeligen, beſonders fatal. . . . Erfreulich ſind nur die allmählich erfolgenden Militärkonventionen mit Anhalt, Braunſchweig, Mecklenburg. Wäre der von England apanagierte König von Gottes Gnaden nicht, ſo würde Norddeutſchland ſich wohl bald einigen." — Am 21. März bemerkt Moltke: „Es iſt ſchon ſehr viel gewonnen, daß

man nur noch an den auswärtigen Krieg denkt. Wie hochfahrend auch die Sprache des Wiener Kabinetts klingt, so dürfte Österreich doch kaum in der Lage sein, die Waffen gegen das deutsche Einigungswerk zu erheben. . . . Ernster sieht es mit Rußland aus, welches uns namentlich in Kopenhagen alles mögliche Herzeleid antut. Aber wenn irgend etwas, so würde ein Angriff der Russen die deutschen Stämme zur Einigung treiben. Die eigentliche Pandorabüchse bleibt aber doch la belle France. . . . Von dort kann ein Raubanfall über Nacht kommen und leider Sympathien im südlichen Deutschland finden. Bayern hat gerüstet, ohne daß man recht absieht, wofür. . . . Man muß jetzt annehmen, daß unsere Regierung jedes fernere Eingreifen mit Waffenmacht in die dänische Angelegenheit aufgibt. . . . Die Abberufung der preußischen Offiziere wird erfolgen; doch angesichts eines Feldzugs werden gewiß viele hier ihren Abschied nehmen, um dort zu bleiben . . . und allerdings würde es von unschätzbarem moralischem Wert sein, wenn die Herzogtümer wie den Willen so die Kraft zeigten, sich der Dänen zu erwehren. — Es hat etwas Widerwärtiges, so den Holsteinern zu sagen: seht selbst, wie ihr fertig werdet! Aber weder Holstein noch Dänemark will die Ausgleichung annehmen, die ihm geboten wird. Auch durch Teilnahme preußischer Truppen ist eine endliche Erledigung nicht zu erzwingen, solange wir ohne Flotte sind. Endlich befindet sich Preußen selbst in einer Krisis, in welcher es stündlich auf einen europäischen Krieg gerüstet sein muß. . . . Dem deutschen Einigungswerke steht nicht nur die Demokratie, sondern auch die Oligarchie der kleinen Dynastien entgegen. Wäre die Volksrepräsentation wirklich der Ausdruck des Volkswillens, so müßten beide Hindernisse fallen. Gibt es etwas Wahres in den Bestrebungen der

letzten Jahre, so ist es der Drang nach deutscher Einigung; aber dieser Drang findet keine Worte gegen den Partikularismus auf der einen, gegen die Negation der gesellschaftlichen Ordnung auf der anderen Seite. Ich hoffe, daß Preußen sein Wort lösen und den Versuch bis zur Darlegung der evidenten Unmöglichkeit durchführen, dann aber sich darauf beschränken wird, Preußen zu sein. Materielle Vorteile werden für Preußen durch den jetzt angebahnten Anschluß kaum erzielt. Für die kleinen Staaten aber dürfte die nächste Erschütterung wohl entweder den Untergang des monarchischen Prinzips überhaupt oder die vollständigste Mediatisierung bringen. Lebt dann Preußen noch, so ist es der Erbe!" — Das sind prophetische Worte!

Bald genug sollte sich ‚die evidente Unmöglichkeit' dartun, den Versuch der deutschen Einigung durchzuführen. Vergeblich berief Friedrich Wilhelm IV. anfangs Mai die Fürsten der Union nach Berlin, um Schritte zu vereinbaren zur Neugestaltung des Reiches. Die Verbündeten waren meist bereits von Österreich gewonnen. Mit ihm als Vormacht stellten die vier Königreiche, die beiden Hessen, Strelitz und Schaumburg den alten Bundestag aufs neue her. Das war ein trauriger Stand der Gestirne. „Unter den jetzigen Verhältnissen," schrieb Moltke seinem Bruder Adolf,[103]) „sehe ich nicht viel Gutes für Schleswig-Holstein. Schlimm, daß man nicht früher zu irgend einem Abschluß hat kommen können. General von Willisen ist unstreitig ein geistreicher und tüchtiger Mann, aber ein Theoretiker.[104]) Für Euch ist er insofern besser als Bonin, weil die Dänen immer wußten, daß er von Berlin seine Richtung erhielt. Willisen brennt vor Begier, loszugehen. . . . Hält er seine Streitmacht beisammen, geht er nicht über Flensburg vor, sodaß er

Alſen nicht in die Flanke kriegt, läßt er ſich auf keine Detachierungen ein, um die Küſte und die Städte zu ſchützen, ſo kann der Däne wohl einzelne Orte verwüſten, Perſonen wegſchleppen; aber der Ausgang eines allgemeinen Gefechts iſt dann mindeſtens zweifelhaft, und dann gewinnt die Sache ein anderes Anſehen, wenn tatlich die Herzogtümer zeigen, daß ſie ſich ſelbſt behaupten können. Ich fürchte nur gelehrte Manöver,[105]) und daß man ſich durch den Notſchrei der Betroffenen vom Hauptzweck ableiten läßt." — Am 2. Juli 1850 ſchloß Preußen zu Berlin ſeinen Frieden mit Dänemark. „Ein ſeltſamer Friede iſt es," meint Moltke,[106]) „der den ſofortigen Ausbruch des Krieges zur unmittelbaren Folge hat. Man kann ſich leider nicht verhehlen, daß er das Geſtändnis ablegt, eine Sache angefangen zu haben, die man nicht zu Ende zu führen vermag. Wahr iſt es, daß das nur deshalb unmöglich wurde, weil ein Teil des gemeinſamen Vaterlandes keinen Anteil, ein anderer ganz notoriſch dagegen Partei nahm; wahr, daß Preußen Holſtein in einem Feldzug rettete, im zweiten es ſchirmte und zu einem dritten das Heer ſchuf; aber betrübend iſt immer die Stellung, die wir jetzt einnehmen, nachdem wir uns einmal zum Vorkämpfer Deutſchlands aufgeworfen!" — Am 25. Juli wurde Williſen bei Idſtedt geſchlagen. Moltke empfand das ſehr tief und ſchmerzlich. „Daß Deutſchland teilnahmlos zuſieht, iſt demütigend.[107]) Ich begriffe dies Verhalten, wenn man dadurch einen großen welthiſtoriſchen Zweck erzielte. Wenn man dieſen Zweck aber nicht erreicht, ihn, wie es ſcheint, nicht erreichen will, ſo trifft dafür der Haß Preußen, die Verachtung diejenigen Staaten, welche zur Hilfe nur bettelhafte Geldſammlungen veranſtalteten, wo allein Soldaten helfen konnten. Die Dänen ſind nun ſo weit, daß ſie das Ein-

ſchreiten des Deutſchen Bundes anrufen müſſen. Aber wo ſollen ſie ihn ſuchen; in Frankfurt, Wien oder Berlin? Vielleicht daß das Londoner Protokoll[108]) noch Deutſchland wach rüttelt; aber der alte Rotbart ſchläft feſt auf dem Kyffhäuſer. — Es iſt ſo erſtaunlich leichter urteilen, als machen, daß man nur ſchüchtern ſeine Meinung ausſprechen mag. Soweit bis jetzt die nur mangelhaften Berichte vorliegen, ſcheint die Schlacht bei Idſtedt aus Mangel an ein paar Bataillonen in der Reſerve des Zentrums verloren gegangen zu ſein. Die Stellung war ſehr ausgedehnt; die Maſſen hinter dem rechten Flügel, welcher der ſtärkſte Teil der Aufſtellung war, angehäuft. Die Abſicht war die dort vorzunehmende Offenſive; es verblieb ſonach nichts zur Abwehr gegen den Angriff, den der Feind vorausſichtlich gegen den ſchwachen linken Flügel unternehmen mußte. Wie wenig aber die holſteiniſche Armee im ganzen geſchlagen, beweiſt nicht allein der große Verluſt der Dänen, ſondern hauptſächlich, daß ſie keinen Schritt verfolgt haben. Daß General Williſen ſich jetzt mit allem bei Rendsburg verſchanzt, will mir nicht ſcheinen. Bleibt er da, ſo bleiben auch die Dänen beiſammen und er kann weder Friedrichsort unterſtützen noch Kiel ſchützen. Ich glaubte, er würde etwa nach Flemhude und Kl. Nordſee gehen, die Übergänge über Eider und Kanal beſetzt haltend. Die Dänen müßten Beſatzung in Schleswig, Eckernförde u. ſ. w. laſſen, Rendsburg maskieren, ſich alſo erheblich ſchwächen. Es würde ſehr gewagt (für ſie) ſein, Friedrichsort zu belagern oder auf Kiel zu gehen, ſo lange ein nicht geſchlagenes Heer mit einem kurzen Marſch Gottorp erreichen kann. Es bliebe nichts übrig als das Heer ſelbſt anzugreifen, welches am genannten Ort eine ſtarke Defenſivſtellung findet, Front gegen Oſt und Weſt, je nachdem der Gegner ober-

oder unterhalb über die Eider ginge. Die Eisenbahnen führen die Zufuhr bis fast an die Stellung heran." — Es ist sehr interessant, aus diesen Betrachtungen zu erfahren, wie Moltke damals den Verteidigungskrieg geführt haben würde. Seine Beurteilung der Strategie Willisens traf vollkommen zu. Missunde und Eckernförde wurden aufgegeben; das wichtige Friedrichsstadt ging am 7. August ohne ernsten Widerstand verloren, und als sich endlich Willisen auf Verlangen der Statthalterschaft widerwillig zu angriffsweisem Vorgehen entschloß, scheiterte er sowohl bei Missunde als bei Friedrichsstadt, und anfangs Dezember legte er den Oberbefehl nieder. Der Krieg war tatsächlich zu Ende.

Moltke hatte in der zweiten Hälfte des August in Rehme gebadet und war dann über das liebe Koblenz und über Metz mit seiner Gattin erst nach Paris und dann zu Seebädern nach Trouville sur mer gegangen. Er hatte die Absicht, England zu besuchen; aber plötzlich rief ihn die Notwendigkeit kriegerischer Rüstungen nach Magdeburg zurück.

Inzwischen war nämlich die Spannung zwischen Preußen und Österreich beständig gestiegen. „Sie vergelten uns," meinte Moltke, „was wir im Jahre 1848 ihnen nicht getan haben." Gelegentlich der hessischen Verfassungsfrage spitzte der Gegensatz sich derart zu, daß er unmittelbar zum Kriege zu führen schien. „Seit gestern Mittag," so schreibt Moltke am 4. November seinem Bruder Adolf, „hängt der Friede Europas nicht mehr allein von den Ministerkonferenzen, sondern von dem Verhalten einer Husaren-Patrouille ab. Ein paar Karabinerschüsse können leicht in die Pulvertonne Deutschlands fallen und alle seinen Distinktionen der Politik in die Luft sprengen. Unsre Diplomatie muß doch wohl eine verkehrte sein, da

jeder Schritt vorwärts uns weiter ins Verderben führt. Schon bleibt faſt nur die Wahl zwiſchen Demütigung oder einem Krieg unter den ſchwierigſten Umſtänden, einem Kriege, in welchem gegen Oſten, Norden und Süden Front gemacht werden ſoll, und wo in der Welt kein Verbündeter mehr iſt. . . . Es gibt hier viel zu ordnen und vorzubereiten; denn durch all die Einzelentſendungen, Aufſtellung von Truppenkorps, aus allen Provinzen zuſammengewürfelt, iſt das verzwickte Geſchäft einer Mobilmachung der Armee unendlich kompliziert. Möchte ſie nicht eher befohlen werden, als man entſchloſſen iſt, auch wirklich zu ſchlagen! Die Demonſtrationen koſten Preußen Millionen und ziehen doch nicht. Es ſind der Worte zuviel gemacht; alles fordert Taten." Dieſe blieben aus. Am 6. November wurde die ganze Armee mobil gemacht; aber es geſchah nichts. Es war derſelbe Tag, an dem Graf Brandenburg ſtarb. „Jener Morgen," ſo erzählte Frau von Moltke einſt ihrer Schweſter, „zählt zu den ſchwerſten Stunden meines Lebens, als Helmuth mit bleichem Geſicht in mein Zimmer trat. Ich ſah, daß er eine traurige Nachricht hatte, und wagte nicht, zu fragen. Nachdem er ſchweigend im Zimmer auf und ab geſchritten, ſchlug er einen Spazierritt vor. Still, ohne ein Wort zu wechſeln, ritten wir nebeneinander her. Als wir ins Eichenwäldchen kamen, neigte er ſich zu mir und ſagte mit faſt klangloſer Stimme: „Graf Brandenburg iſt geſtern geſtorben; Warſchau hat ihm das Herz gebrochen!"[109])

Um die Mitte des Februar 1851 ſchrieb Moltke an Gliszinski, der indeſſen Chef des Generalſtabs des Gardekorps geworden war: „Daß wir mit unſerer Politik auf falſcher Fährte waren, ſcheint mir unzweifelhaft, da jeder Schritt vorwärts uns tiefer in den Sumpf führte.

Ich glaube, daß wir umkehren mußten, und das geſchieht nicht ohne Verluſt und Kränkung. Aber das fühlt auch ein Uneingeweihter, daß wir nicht die Stellung einnehmen, die uns gebührt. Ich kann mich nicht von der Überzeugung trennen, daß die Mobilmachung am 2. November beabſichtigt wurde als Demonſtration, am 6. November befohlen wurde aus plötzlicher Beſorgnis, daß nun doch Ernſt werde, ein Ernſt, an den man vorher gar nicht gedacht zu haben ſcheint. Denn allerdings konnten 20,000 Öſterreicher und 15,000 Bayern die Mobilmachung des IV., III. und Gardekorps vollſtändig unmöglich machen. Unſere Heeresorganiſation erlaubt uns, durch 35 Jahre nur Kadres bei den Waffen zu haben; iſt aber die Möglichkeit eines Konflikts, dann dürfen wir die Mobilmachung nicht verſchieben. Man bewilligte uns aber die koſtbare Friſt von vier Wochen, und — nachdem wir 400,000 Mann beiſammen hatten — räumen wir Baden und Heſſen, geben Holſtein preis und laſſen uns alle und jede Bedingung gefallen![110]) . . . Die letzte Zeit war eine gute Probe für die Brauchbarkeit der Chefs. Es war von oben her eine fortwährende Unruhe, die uns in andauerndem Wechſel erhalten hat. Die Mobilmachung erfolgte faſt überall unter ſehr ſchwierigen Umſtänden. Wir hatten vom ganzen Armeekorps nicht einen Mann Linientruppen, weder Infanterie noch Kavallerie im Korpsbezirk, keinen Intendanten, keinen Generalarzt und keinen Generalſtabs-Offizier. Die ganze Mobilmachungsinſtruktion war illuſoriſch und mußte durch lauter Spezialbeſtimmungen erſetzt werden. Wenn wir für die 40 Millionen nur etwas gelernt haben! Eine Erfahrung, die wir gemacht, beſteht darin, daß der jetzige Geſchäftsgang ſich auf mobile Verhältniſſe gar nicht übertragen läßt, namentlich das Rechnungsweſen. Wir haben beim Generalkommando

monatlich über 1000 Nummern gehabt. Da das Generalkommando bei der Kriegsformation mit 5 Diviſionen, 1 Pontontrain, 1 Reſerveartillerie, 1 Intendantur und verſchiedenen Zivilbehörden direkt zu korreſpondieren hat, ſo erforderten 1000 Eingänge 15,000 Erwiderungen. Sechs Schreiber mundierten Sonn- und Werkeltag vom Morgen bis in die Nacht. Das geht, wenn das Generalkommando vier Wochen in Deſſau und vier Wochen in Merſeburg ſteht. Sollen aber die Schreiber marſchieren, die Offiziere operieren, ſo fällt das ganze Gebäude zuſammen, und die wirklich wichtigen Eingaben werden mit den unwichtigen von ſelbſt ausbleiben. Am ſchlimmſten iſt es bei der Intendantur . . . Die Landwehrbataillone haben eine halbe Million Vorſchuß, zum Teil noch aus dem Herbſt 1848, zu verrechnen. Die Landwehrkavallerie iſt eine bei der Mobilmachung plötzlich ganz neu ins Leben tretende Schöpfung, ohne Adjutanten, ohne Rechnungsführer, ohne Bureau, ohne Beſtimmung oder Reglement. Was ſoll man aber gar über die neuerfundene Garde-Landwehr zweiten Aufgebotes ſagen!? — Doch genug der Tinte und Galle!" — Offenbar iſt dieſe Mobilmachung des Jahres 1850 eine überaus wichtige und lehrreiche Schule für den künftigen Chef des Generalſtabs der Armee geweſen, der damals auch in den Hauptquartieren Deſſau und Merſeburg manche nicht unwichtige Bekanntſchaft machte und tiefe Blicke in das militäriſche Triebwerk tat.

Am 26. September 1850 war Moltke zum Oberſtleutnant befördert worden. Als ſolchen ſtellt ihn ein Ölgemälde des Profeſſors Lauchert aus dem Jahre 1851 dar. Es iſt ein Hüftſtück; die ſchlanke Geſtalt ſtützt ſich mit beiden Händen leicht auf den Griff des türkiſchen Ehrenſäbels. Der Dargeſtellte trägt den Waffenrock mit allen Orden. Die Augen blicken ruhig den Beſchauer an;

Moltke als fünfzigjähriger Generalſtabschef
beim IV. Armeekorps in Magdeburg

die Stirn umwallt blondes Haar, und Oberlippe wie Kinn sind bärtig.[111]) Der Vollbart steht mit der damals im Heere herrschenden Sitte in scharfem Widerspruch; ich weiß nicht, ob er noch aus der türkischen Zeit herrührte oder ob er ein Erzeugnis der Mobilmachung war.

Frau von Moltke fand bei einem Besuche in Holstein ihren Vater recht gealtert; er war durch die Verhältnisse auf seinen westindischen Pflanzungen stark in Anspruch genommen. Die große Frage der Sklavenfreilassung, welche alle Welt beschäftigte, ging den alten Squire persönlich nahe an. Der aufregende Roman ‚Uncle Toms Cabin' der Beecher Stowe hatte auf Marie von Moltke sehr tiefen Eindruck gemacht und führte zu den lebhaftesten Erörterungen zwischen Vater und Tochter, die aufs neue begannen, sobald ein Brief des Bruders John anlangte, der damals in Westindien war. Endlich entschloß sich der Squire, dem Zureden seiner Tochter folgend, die weite Reise anzutreten, um sich an Ort und Stelle zu überzeugen, wie die brennende Frage günstig zu lösen sei. Für die Zeit seiner Abwesenheit erbat sich Frau von Moltke, den dreizehnjährigen Stiefbruder Henry nach Magdeburg mitnehmen zu dürfen, damit er dort eine Schule besuchen könne. Der Vater kehrte überhaupt nicht zurück; er starb auf der Heimfahrt angesichts der britischen Küste, und so blieb Henry vorerst im Moltkeschen Hause. Frau Marie kam der übernommenen Pflicht mit inniger Liebe und Treue nach. Den Studien des jungen Stiefbruders folgte sie mit regster Teilnahme, und als er schwer am Typhus erkrankte, wich sie nicht von seinem Bette. Ihre Haltung machte auf den Gatten einen gewaltigen Eindruck. Bisher hatte er in ihr eigentlich immer noch das Kind gesehen und geliebt; jetzt erkannte er ihr die volle Frauenwürde zu.[112])

Ende Februar 1851 kam der Prinz von Preußen zu flüchtigem Aufenthalte nach Magdeburg. Da der Kommandierende krank lag, empfing Moltke den hohen Herrn. „Er war," so berichtet jener seiner Gattin, „sichtlich zufrieden mit der Art seines Empfanges und gegen mich sehr freundlich. Die Reise nach Olmütz hat er durch den Herzog von Koburg, die Demobilmachung durch Prinz Karl erfahren. Es ist noch ein Trost, daß man ihn bei allen diesen Dingen so wenig fragt. Wir spielen eine zu scheußliche Rolle in der Welt!" Ist es nicht, als ob Moltke schon ahnte, zu welchen großen Dingen der künftige Kaiser aufgehoben wurde, wenn er es rühmt, daß die traurige Gegenwart ihm den Mantel nicht beflecke! Deren Schmach empfand er desto tiefer. „Von der Ruhe sind wir noch weit entfernt," äußert er im April gegen seinen Bruder Ludwig. „Die Demütigung für Preußen ist zu groß, als daß dieser Zustand von Dauer sein könnte. Überall Sieger mit der Waffe und überall geschlagen in der Diplomatie!"

4.

Am 2. Dezember 1851 wurde Moltke zum Obersten befördert. Der Frühsommer 1852 führte ihn zur Badekur nach Tehme, der Herbst nach Berlin. Seine ‚Carta topografica di Roma e dei suoi contorni' war endlich im Stiche fertig geworden und er hatte die Ehre, sie dem Könige überreichen zu dürfen. Wie die Karte von Konstantinopel, so zeichnet auch diese sich durch bewunderungswürdige Plastik aus; es ist, als ob man mit einem einzigen Blicke die ganze Campagna umspanne. Friedrich Wilhelm IV., den ein sehr starkes Ortsgedächtnis auszeichnete, behielt Moltke fast eine Stunde lang bei sich und verlangte Auskunft über alle Einzelheiten. Dem Bruder Ludwig be-

richtete Helmuth damals: „Ich lese jetzt in Ritters Erdkunde Palästina, insbesondere Jerusalem. Es ist mir ein Lieblingsgedanke, einmal dorthin zu gehen und einen Plan dieser interessantesten Örtlichkeit aufzunehmen." Das klingt beinahe wie ein Nachhall des Gespräches mit dem Könige.

Lebhaft interessierte Moltke sich für die Entwickelung der orientalischen Zwistigkeiten. Um Mitte Dezember 1853 schrieb er seinem alten Waffengefährten im Morgenlande, dem Oberst Fischer[113]): „Die Russen haben geglaubt, ganz Europa zu imponieren, und wer weiß, wie nahe sie daran gewesen sind, das zu bewirken, wenn nicht die Türken auf eigene Faust zur Tat geschritten wären. Jetzt freilich liegt die Sache so, daß Rußland eigentlich gar keinen Erfolg haben kann. Der glücklichste Feldzug kostet ein Jahr und 100 000 Mann. Stehen aber nur 40 000 Franzosen und Engländer bei Adrianopel, so wird die eigentliche Siegesbeute schwer zu erlangen sein. Ich kann mir gar nicht denken, daß die Russen auf diesen Versuch und ohne die Herrschaft im Schwarzen Meere zu haben, eingehen werden; aber freilich hat der allerfrömmste Kaiser der Sache eine religiöse Weihe gegeben, so daß man nicht einsieht, wie er mit Ehren herauskommen kann, und bei Kaiser Nikolaus ist das keine Nebensache. Ich glaube wohl, daß man uns gern dazu brauchen möchte, diese Kastanien aus dem Feuer zu holen. Rußland ist engagiert am Kaukasus und an der Donau; es muß Petersburg gegen eine englische Flotte sichern und die Polen im Zaume halten. Schließen wir uns Rußland an, so haben wir nicht einen Mann von ihm zu erwarten. Österreich hat Sardinien und die Revolution in Italien zu bekämpfen und die Revolution in Ungarn zu verhüten; wir haben die Revolution in Baden

und Heſſen und eine franzöſiſche Armee in der Rheinprovinz. . . Es iſt klar, daß man für jetzt die Allianz abgelehnt hat; ob aber Kreuzpartei und Familienbande nicht noch einen Mittelweg erſinnen, iſt wohl noch nicht ſo ganz unmöglich; dann mag man mit der Allianz aber auch nur gleich den Mobilmachungsbefehl erlaſſen. — Wohl möglich, daß wir noch einmal nach dem Orient geſchickt werden. Nur ins ruſſiſche Hauptquartier nach Bukareſt möchte ich nicht. Es wäre eine ſchiefe Stellung nach der, die wir zur Pforte eingenommen haben. . . ." Noch offener ſchrieb Moltke ungefähr ſechs Wochen ſpäter ſeinem Bruder Adolf: „Mir ſcheint, die deutſchen Mächte ſpielen eine traurige Rolle. Offenbar iſt ein neuer Machtanwuchs Rußlands ihnen am allergefährlichſten, und doch überlaſſen ſie den Weſtmächten, die Kaſtanien aus dem Feuer zu holen. Man wird uns das nicht vergeſſen, und unſer Anſehen in Europa wird dadurch nicht wachſen."[114]) Bei einem allgemeinen Konflikt, ſo äußert er gegen ſeinen Bruder Ludwig, werde auch die däniſche Sache wieder zur Sprache und zur Entſcheidnug kommen; „denn dieſer übermütige Hohn und dieſe Rachſucht des kleinen Nachbarn kann wohl nicht auf die Dauer beſtehen, außer wenn Deutſchland zu Grunde geht."

Im Spätſommer 1854 wurde Moltke mit der Führung der Übungsreiſe des Generalſtabs beauftragt und begab ſich zunächſt nach Berlin, das ihm einen höchſt angenehmen Eindruck machte. Seiner Gemahlin berichtet er: „Zwanzig Jahre meines Lebens habe ich hier zugebracht; aber ſeit zehn Jahren iſt es ſo verändert, daß ich überall Neues ſehe. Ich wohne in Meinhardts Hotel. Zuerſt ging ich zum alten Fritz, dann zu der vom Kladderadatſch illuſtrierten Schloßbrücke und ins Muſeum. Es iſt doch ein herrlicher Platz und die

ſtolze Kuppel auf dem Schloſſe eine große Zierde . . . Im neuen Muſeum blieb ich zwei Stunden. Es iſt wirklich prachtvoll! Mich intereſſieren vorzüglich die Kartons von Kaulbach, die mit ebenſoviel Geiſt als Humor behandelt ſind. Die ganze Entwickelung des Menſchengeſchlechtes iſt durch eine Reihe von Kindern in Arabesken dargeſtellt."

„Am 9. Auguſt vormittags ſtudierte ich die Akten der letzten Übungsreiſe, was mich ſehr intereſſierte. Dies Jahr gehen Prinz Friedrich Wilhelm und Friedrich Karl mit. Von letzterem habe ich ganz gute Arbeiten geſehen; er hat Reyher geſagt, daß er, ungeachtet er General ſei, ſich gern unter mein Kommando ſtellen wolle. Ich ſoll die Reiſe leiten; Reyher macht die Kritik des Ganzen." Zehn Tage ſpäter ſchreibt er aus Golßen: „Ja, zu tun gibt es tüchtig bei ſo einer Reiſe, und die Arbeit will immer in kürzeſter Friſt gemacht ſein; denn ehe ich nicht fertig bin, können die anderen Offiziere nicht anfangen. Alles wartet alſo; die Pferde ſtehen geſattelt, und ſowie der Befehl erlaſſen, jagt alles davon. Dann kommen die Berichte, die ſämtlich genau durchzuſehen und zu kritiſieren ſind. Zur Hilfe kann ich da niemand heranziehen; außerdem muß ich das Terrain ſelbſt ſehen. Dann kommen lange Beſprechungen beim Chef (General von Reyher) und in neueſter Zeit lange Diners und Tees, ſodaß die Nacht zu Hilfe genommen werden muß. Ich bin daher auch etwas abgeſpannt; aber die Sache iſt ſehr intereſſant, ſelbſt ſehr aufregend. Das Zuſammenleben mit den Kameraden erfriſcht. — Gerwin iſt ein ſehr verſtändiger Mann; er kommandiert unter mir das eine, Prinz Friedrich Karl das andere Korps. Letzterer hat eine wahre Paſſion für die Sache, was ſeiner Einſicht alle Ehre macht. Seine Arbeiten ſind ſehr gut. Ich glaube,

er ist der Mann, der einmal den alten Waffenruhm von Preußens Heer wiederherstellen wird. Im Verkehr mit den Generalstabsoffizieren ist er in hohem Grade kameradschaftlich, so wenig er sonst bei den Offizieren beliebt ist, welche er durch seine strenge Moralität und ein etwas schroffes Wesen abstößt. Prinz Friedrich Wilhelm ist ein wahrhaft liebenswürdiger Mensch; er hat eine sehr hübsche Art, die versammelten Bewohner anzusprechen. — Natürlich finden wir, wo wir hinkommen, Ehrenpforten, Laubgewinde, Illumination und sonstige Zeichen offizieller Begeisterung. Der König hat auch einen seiner Flügeladjutanten, den Major von Schlegell, geschickt, welcher an der Reise teilnimmt."

Zu Ende Oktober äußerte Moltke seinem Bruder Adolf gegenüber: „Was die jetzigen politischen Verhältnisse für Rückwirkung auf die Herzogtümer üben werden, läßt sich noch nicht übersehen. Jedenfalls erkennen die Westmächte den politischen Fehler, welcher begangen wurde, als eine nur zu Gunsten Rußlands eingerichtete Erbfolge in Dänemark eingesetzt wurde. Man will wissen, daß für den Preis eines offensiven Beitritts von den Westmächten an Deutschland und Schweden eine Teilung des Königreichs in Aussicht gestellt sei. Auf solche Fährlichkeiten lassen wir uns freilich nicht ein. Mir scheint das einzig denkbar Mögliche eine feste Allianz zwischen Österreich, Preußen und dem Bund, dahin, die Neutralität aufrecht zu erhalten, den Frieden zu vermitteln oder, wenn dies nicht geht, gewaffnet, sei es nun gegen Ost oder West, aufzutreten."

Um diese Zeit veröffentlichte Heinrich Kiepert im Verein mit Moltke und dessen alten Gefährten im Morgenlande, Fischer und von Vincke, ein ‚Memoir über die Konstruktion der Karte von Klein-Asien und

Türkisch-Armenien nebst Mitteilungen über die physikalisch-topographischen Verhältnisse der neuerforschten Landstriche'. (Berlin. Schropp. 1854.) Der Gedanke dazu scheint von Fischer ausgegangen zu sein, welchem Moltke Mitte Dezember 1853 geschrieben hatte: „Daß Du Schritte getan, um unser Anrecht an die geographische Kenntnis Kleinasiens zu wahren, freut mich. Unsere Entdeckungen sind schon in alle neueren Karten und Atlanten übergegangen, ohne daß die Quelle weiter erwähnt worden ist. Um das Weitere zu fördern, habe ich Deinen Brief an Vincke übersandt, welcher in Berlin Gesetze gibt. Teils bin ich mit der Durchführung des neuen Mobilmachungsplanes eben jetzt außerordentlich beschäftigt, teils ist Vincke in Berlin an der rechten Quelle, und an Eifer für die Sache wird er es nicht fehlen lassen." — Später hat Moltke aber dann doch Zeit gefunden, um für die gemeinsame Veröffentlichung die Abhandlung zu schreiben, welche das ganze ‚Memoir' eröffnet. Sie gibt unter der Überschrift ‚Das nördliche Vorland und das Hochland von Kleinasien, der Taurus, Euphrat und Tigris, die mesopotamische Wüste und Kurdistan' eine meisterhafte Zusammenfassung seiner Beobachtung, welche zugleich die türkischen Briefe in manchen Einzelheiten ergänzt.[115]) — Dies ist der letzte Ausläufer von Moltkes Tätigkeit für das Morgenland.

Die sieben Jahre von 1848 bis 1854 sind für die Beurteilung der Persönlichkeit Moltkes ganz vornehmlich dadurch wichtig, daß er sich während dieses Zeitraums in politischer Hinsicht so unumwunden und so reichhaltig ausspricht wie später kaum jemals wieder. Das war natürlich genug. Bot doch die bewegte Zeit der

Revolution und der Gegenrevolution Anlaß zu solchen Äußerungen in nur allzu drängender Fülle dar; Moltke selbst aber befand sich in einer Stellung, deren weitreichende Verbindungen ihm zwar manchen tiefen Einblick gönnten, die jedoch anderseits noch nicht so hoch lag, daß sie ihn den Blicken der Welt ausgesetzt und daher zu vorsichtiger Zurückhaltung verpflichtet hätte. — Suchen wir uns über die Grundzüge seiner politischen Gesinnung klar zu werden, so lassen dieselben sich etwa mit folgenden Schlagworten bezeichnen: — Aufrichtige Freude an jedem wirklichen, nicht eingebildeten Fortschritte bei unbedingter Abneigung gegen jeden gewaltsamen Umsturz. Begeisterte Hingabe an den Gedanken der Einigung des deutschen Volkes. Aus innerster Seele quellende Liebe zum preußischen Staate, dessen Erniedrigung durch die schwachmütige haltlose Regierung ihm so tief zu Herzen ging, daß er sich bis hart an den Entschluß gedrängt fand, den Abschied zu nehmen, ja Europa den Rücken zu wenden. Treue Anhänglichkeit an sein Jugendland Schleswig-Holstein, für das er bereit war, den Degen zu ziehen, dessen Angliederung an Deutschland in der losen Art, wie sie damals allein ins Auge gefaßt werden konnte, ihm aber doch nicht so dringend wichtig schien, daß er sie auf Kosten ernstlicher Gefährdung Preußens hätte angestrebt sehen mögen. In der auswärtigen Politik unbedingte Herrschaft des deutsch-nationalen Interesses, das in jener Zeit so oft gegenüber dem der Parteien zurückgesetzt wurde. Den ehrlichen Moslemin wünscht er allen Erfolg gegen die Moskowiter in schneidendem Gegensatze zu der herrschenden preußischen Kreuzzeitungspartei, deren damaliges Gebahren gegenüber dem Zaren nur wenig von dem der heutigen Franzosen überholt worden ist. In Bezug auf Frankreich verharrte Moltke durchaus auf dem-

ſelben Standpunkte tiefen Mißtrauens, den er einnahm, als er drei Jahrfünfte früher ſeine Abhandlung über die deutſche Grenzfrage ſchrieb. — Man darf ſagen, daß unſer Held dieſen Anſchauungen zeitlebens treu geblieben iſt; vor allem aber hatte er recht, als er ſich, dem Dunkel der Gegenwart gegenüber, an des Grafen Strachwitz dichteriſche Weisſagung einer helleren Zukunft hielt:

Es wird eine Zeit der Helden ſein
Nach der Zeit der Schreier und Schreiber!

Ihm aber war es vorbehalten, allen Helden dieſer kommenden Zeit führend und weiſend voranzuſchreiten.

VIII.

Moltke als Adjutant des preußischen Thronfolgers

1.

Am 27. Mai 1855 schrieb Moltke seinem Freunde Fischer: „Ob ich durch das Avancement schon diesmal berührt werde, scheint mir doch zweifelhaft. Für ein weiteres Aufrücken in der Armee halte auch ich die Brigade für durchaus notwendig. Leider bin ich dem praktischen Dienste sehr lange entfremdet, und das läßt sich schwer wieder einbringen. Es ist wohl möglich, daß ich das, was ich leisten kann, bereits erreicht habe, und ich werde auf das leiseste Aviso in dieser Hinsicht sogleich zurücktreten." — Es kam ganz anders, als es der übermäßig Bescheidene in dieser Äußerung für möglich hinstellt. Allerdings Moltke war, wenn man von dem syrischen Feldzuge, insbesondere von den Übungen der türkischen Milizen bei Malatia absieht, fast seit 30 Jahren dem Truppendienste entfremdet; aber auch jetzt sollte es ihm nicht beschieden sein, sich diesem durch Übernahme des Kommandos einer Brigade wieder zu nähern; es ward ihm vielmehr abermals eine Aufgabe zugewiesen, die mit eigentlich militärischer Wirksamkeit nur in engen Grenzen zu tun hatte.

Am 3. Juni befand er sich in Potsdam, ‚um Seiner Majestät zu danken‘ — vermutlich für die Berufung zu einer Reise nach Preußen mit dem zukünftigen Thronfolger. Eben verließ er nach einem Spaziergange den Garten von Sanssouci, als er dem Hoffourier begegnete, welcher aus dem Gasthofe zum Einsiedler zurückkehrte, wo er Moltke gesucht, um ihm zu bestellen, daß der König ihn sogleich zu sprechen wünsche. „Der Fourier war so freundlich,“ schreibt Moltke seiner Gemahlin, „zu Fuß zurückzukehren und mir den Wagen zu überlassen. Ich fuhr nun rasch zum Gasthof, ließ den Wagen halten, um mich schnell in Staat zu werfen. Da war aber weder Friedrich noch Schlüssel, noch Helm und Schärpe. Ich schickte Lohnbediente nach allen Richtungen ab, und Du kannst denken, daß ich in keiner pfirsichblütenen Laune war. Glücklicherweise sah ich den Leutnant von Brauchitsch vom 1. Garderegiment vorübergehen, der mir dann bald seinen Helm und Schärpe schickte, ersteren zwar mit gelben Schuppen.[116]) — Der König empfing mich im Schlafgemach Friedrichs II. Ein Alkoven mit roten Damastgardinen enthält das Bette; die Uhr, welche beim Sterben des großen Königs stehen blieb, stand auf einem Konsol an der Wand. Der König saß vor dem Arbeitstisch am Fenster, ziemlich zusammengebückt in einem niedrigen Lehnstuhl. Er ließ mich neben sich niedersetzen; er wolle ganz offen mit mir über die gegenwärtigen Verhältnisse sprechen. Er sagte mir Sachen, die mich ebenso mit Dankbarkeit als mit Beschämung erfüllten. Er wünsche dringend, daß ich die erste Adjutantenstelle bei seinem Neffen annehmen möge; er sehe wohl ein, daß ich eine gute und wirksame Stellung deshalb aufgeben müsse, daß hierdurch alles für mich etwas wankend werde, auch könne er noch nichts bestimmt zu-

ſagen, da er auf einen großen Widerſtand geſtoßen ſei. Im Verlauf wurde mir klar, daß dieſer von dem prinzlichen Hof herrühre, nicht gegen meine Perſon, aber gegen die Beſetzung der Stelle überhaupt. Es ſcheint, daß der Prinz von Preußen ſogar mit großer Gereiztheit ſich dagegen ausgeſprochen hat.[117]) So ſprach der König eine volle Vietelſtunde mit großer Lebendigkeit, manches mit großer Offenheit berührend, bis ich erwidern konnte, daß ich mich beſtens bemühen werde, dem jungen Prinzen nützlich und bequem zu werden. Ich ſolle dem Könige nach Beendigung der Reiſe perſönlich Bericht erſtatten. Dann ging Seine Majeſtät auf die Reiſe ſelbſt ein; die Eigentümlichkeit von Königsberg und Danzig führte auf Baulichkeiten in Rom u. ſ. w., auch auf Stolzenfels und Erdmannsdorf, wohin der König, um ſein Fieber los zu werden, gehen will. Es war gerade die Stunde, wo er den Anfall erwartete, der ſich aber nicht einſtellte. So ſaß ich über eine halbe Stunde, als der Herr mich entließ und mir die Hand reichte. Ich hatte den linken Handſchuh ab, in der rechten den Helm. „Nein, die rechte," ſagte der König freundlich, „und gehen Sie auch zu Eliſe; ſie wird ſich freuen, Sie zu ſehen." — Die Königin, bei welcher eben der Prinz von Baden war, empfing mich gnädig wie immer. Sie trat auf die Terraſſe hinaus, von wo man einen prächtigen Blick auf die ſonnige Landſchaft und die rauſchenden Waſſerkünſte hat. Mein Rückweg führte mich bei Tümpling vorbei,[118]) der mich ſehr herzlich aufnahm und bei dem ich zu Mittag eſſen mußte."

Tags darauf ſtellte ſich Moltke dem Prinzen Friedrich Wilhelm vor und hatte eine lange Unterredung mit dem Oberſtkämmerer General-Feldmarſchall Grafen Dohna,[119]) der ihn unter anderem auch um Mitteilung ſeiner politiſchen Anſichten bat. Moltke erwiderte, daß er nicht auf

dem Standpunkte der Kreuzzeitung stehe, daß er ein Bündnis aller deutschen Mächte und Neutralität für wünschenswert halte, um die Front sowohl gegen Osten als gegen Westen machen zu können. Graf Dohna schien damit zufrieden.

Unmittelbar darauf trat Moltke, zunächst noch ohne zum Adjutanten des Thronerben ernannt zu sein, in dessen Begleitung und der des bisherigen nun an die zweite Stelle tretenden persönlichen Adjutanten, Hauptmann von Heinz, eine Reise durch die Provinz Preußen an. Einen außerordentlichen Eindruck machte ihm das Riesenwerk der Weichselbrücke bei Dirschau; sowohl seiner Gattin als seinem Bruder Adolf gab er eine genaue Schilderung davon. Gleiches gilt von der Marienburg. Im Osten besuchten sie das Gestüt von Trakehnen sowie die Remontedepots und besichtigten zu Insterburg das dort versammelte litauische Dragoner-Regiment. Über Bromberg kehrte man nach Berlin zurück, und bald darauf begab Moltke sich zur Generalstabsreise in den Harz. Unterwegs hatte er ‚Nigels Schicksale' von Walter Scott, den Herodot und ‚Müller und Schulze in Paris' als Unterhaltungslesestoff mitgenommen — eine köstliche Zusammenstellung!

Am 1. September 1855 unterzeichnete der König zu Sanssouci den Befehl, durch welchen der Oberst Freiherr von Moltke unter Aggregierung beim Generalstabe der Armee zum ersten Adjutanten bei dem Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen Königliche Hoheit ernannt wurde. Dieser damals fast 24 Jahre alte Fürst, der soeben zum Obersten befördert war, trat gleichzeitig unter dem Vorwande eines Badeaufenthaltes in Ostende eine geheimnisvolle Reise nach Schottland an, auf der ihm zu folgen Moltke zunächst nicht bestimmt

war; dieſer ſollte vielmehr den Herbſtübungen des IV. Armeekorps bis zu Ende beiwohnen. Sein bisheriger Befehlshaber, Fürſt Radziwill, übermittelte ihm dieſe Verfügungen mit dem Ausdruck wärmſter Anerkennung und aufrichtigen Glückwunſches. Und in der Tat handelte es ſich um eine große Auszeichnung; denn nur ein Mann von höchſter Zuverläſſigkeit des Charakters und tiefem militäriſchen Wiſſen und Können durfte auserſehen werden, um dem in hoffnungsvollſter Entwickelung ſtehenden Prinzen, dem zukünftigen Träger der preußiſchen Krone, als Mentor zur Seite zu treten. Moltke meldete ſich ſogleich in Potsdam und ſchrieb danach ſeiner Gattin: „So viel habe ich nun mit Sicherheit erfahren, daß der Prinz den Winter in Berlin zubringt, um ſich wiſſenſchaftlich auszubilden. Zum Sommer ſoll er dann Bataillon, Regiment und Brigade führen, letzteres vielleicht in der Provinz. Von der Reiſe nach England wußte Graf Dohna nichts; Schöler zweifelte daran, und doch bin ich überzeugt, daß der Prinz jetzt drüben iſt. Da dies nicht ohne Vorwiſſen des Königs möglich, ſo folgt daraus, daß Seine Majeſtät dem Hausminiſter, dem Militärkabinett und dem erſten Adjutanten ein Geheimnis daraus macht.“ Dies kann aber nicht lange gewährt haben; denn wenige Tage nachdem Moltke bei den Truppen des IV. Korps in Nordhauſen eingetroffen war, erhielt er einen Befehl des Feldmarſchalls Dohna, ſich bei dem Prinzen und der Prinzeſſin von Preußen zu melden und dann ſeinem jungen Herrn nach Schottland zu folgen. — Der Prinz von Preußen empfing ihn in Speyer und ſprach eine halbe Stunde lang ſehr offen mit ihm; dann eilte Moltke nach Koblenz, wo ihn alles an die ſchöne Zeit erinnerte, die er dort mit der geliebten Gemahlin verlebt. Die Prinzeß ſagte ihm ‚ungefähr das-

ſelbe' wie ihr hoher Gemahl. Nun ging es über Köln, Calais, London und Edinburg nach Balmoral, wo Moltke am 29. September, dem Verlobungstage des Prinzen Friedrich Wilhelm mit der Prinzeß Royal Victoria, eintraf.[120]) „Es iſt ſehr überraſchend," ſchreibt Moltke, „daß die königliche Gewalt von England ſich in dieſem menſchenleeren kahlen kalten Gebirgsrücken befinden ſoll, und faſt unglaublich, daß die mächtigſte Monarchie allen Hofſtaat ſo abſtreifen kann. Es iſt ein reines Familienleben hier: zwei Kavaliere, zwei Damen und freilich nur ſechs Kinder, die älteſten. Nur ein Miniſter iſt ſtets anweſend, jetzt der Herzog von Argyll, ein ganz junger Mann, echter Schotte mit roten Haaren. Kein Portier, kein Heer von Lakaien, nicht ein Mann Wache war zu ſehen. Ich fuhr unmittelbar vor der Tür Ihrer Majeſtät vor, und als ich in die mit Hirſchgeweihen geſchmückte Halle trat, ſchallten mir die Töne eines Dudelſacks entgegen. Man tanzte in einem andern Saal nach den nationalen Klängen der bag-pipe. . . . Die Gegend iſt rauh aber ſehr romantiſch. Zunächſt um das granitne, im Stil der Eliſabethzeit erbaute Schloß etwas Wald und grüner Raſen, dahinter aber gleich kahle Hügel, welche in ihrer Form und mit Steintrümmern bedeckt an den oberen Brocken erinnern. Der Dee in einem ſteinigen breiten Bette bildet das Tal und rauſcht unter einer ſchönen Drahtbrücke fort. Charakteriſtiſch iſt aber die tiefe Ruhe . . . Dabei herrſcht die völligſte Zwangsloſigkeit; ich bin im braunen Reiſerock und ſchwarzer Binde; auch bleibt man ſo zum luncheon, 2 Uhr, und erſt abends 8 Uhr zum Diner wird der ſchwarze Frack, pantalon collant, Schuhe und Strümpfe angelegt . . . Ich wurde beim Frühſtück einer Dame vorgeſtellt von großer Schönheit, aber nicht mehr jung. Wegen ihres

einfachen, bescheidenen Wesens hielt ich sie für eine Erzieherin der königlichen Kinder. Nachher erfuhr ich, daß es die Herzogin von Wellington sei . . . Was sind das für prächtige Menschen! — Meine Vorstellung ging sehr einfach von statten. Der Hof war im Drawing-room versammelt, und um halb neun Uhr erschien die königliche Familie. Prinz Friedrich Wilhelm führte die Königin, welche ein weißes Spitzenkleid und Brillanten trug; dann folgte Prinz Albert mit der Herzogin von Kent und die Prinzeß Royal. Der Royal husband war in hochschottischer Tracht, einer schwarzen Jacke, den Cordon des Schwarzen Adlerordens über der weißen Weste, dem Kilt und den Gamaschen, die Beine nicht etwa in Trikot, sondern ganz korrekt bloß. Die Präsentation erfolgte durch den Prinzen im Vorübergehen . . . Die Unterhaltung mit den königlichen Herrschaften erfolgte auf deutsch, was alle fließend sprechen . . . Die Prinzeß Royal ist etwas klein, hat ein rundes freundliches Gesicht, sehr schöne kluge Augen und einen gutmütig freundlichen Ausdruck. Sie soll ihren Pony mit großer Keckheit reiten."

Am 1. Oktober verließ der Hof Balmoral; am 4. war Moltke in London, nachdem er unterwegs die drei schönsten Schlösser Englands bewundert: Kenilworth, eine Ruine, Warwik, den Sitz der Earls, und Windsor, die Residenz der britischen Majestät. London sah er nur flüchtig, in großer Hast. Auf der Heimreise wurde der belgische Hof in Laeken besucht; Moltke bezeichnet ihn als ‚unbeschreiblich steif und traurig, aber von größter Zuvorkommenheit.'

Von Berlin aus berichtete Moltke seinem Freunde Fischer, der ja selbst längere Zeit militärischer Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm gewesen war: „Die Geschichte meiner Kommandierung liegt ganz offen und

ist auch dem prinzlichen Hofe bekannt. Die Sache ging ganz auf dem offiziellen Wege durch den Oberstkämmerer an das Militärkabinett, welches mich, ohne daß ich etwas davon wußte, als geeignet bezeichnete. Ich habe auch Ursache anzunehmen, daß weder der Prinz von Preußen noch die Prinzeß gegenwärtig etwas gegen mich einzuwenden haben. Welche Stellung ich aber dem jungen Prinzen gegenüber werde gewinnen können, das vermag ich trotz großer Freundlichkeit des letzteren noch nicht zu übersehen. Alle seine Smpathien ziehen ihn nach Potsdam zu seinen jungen Spielkameraden und Dutzbrüdern und am Ende auch zu seinem bisherigen erprobten Adjutanten (von Heinz). Zur Zeit exerziert er im Bataillon in Potsdam, und ich sehe ihn fast nur bei den Parforcejagden oder wenn er mich speziell hinüber bestellt. Die eigentliche Übersiedlung nach Berlin wird so lange als möglich verschoben. Es ist indes in die Wege geleitet, daß der Prinz einzelnen Plenarsitzungen in den verschiedenen Ministerien beiwohnt. Dadurch lernt er, meiner Ansicht nach, nur Spezialfälle kennen; es wird sich aber anknüpfen lassen, daß geeignete Mitglieder der Kollegien ihm Vortrag über den ganzen Gang der Administration halten. Ich habe um die Erlaubnis gebeten, den Sitzungen beizuwohnen, um erst selbst zu lernen, was zu lernen ist. — Außerdem hat der Prinz mich gebeten, ihm einen Feldzug vorzutragen. Ich habe ihm gesagt, daß ich ihm lieber über militärisch wichtige Tagesfragen Vorträge halten würde, zu welchen der Große Generalstab ein interessantes Material gewährt. Gegenwärtig bin ich beschäftigt, den Krim-Feldzug und den gegenwärtigen Stand dieser Frage zusammenzustellen, wobei mir das wirklich sehr gute Buch von Rüstow und die gesammelten Notizen des Generalstabs vorliegen. Alles kommt darauf an, den jungen

Herrn nicht zu langweilen, sondern ihm ein Interesse abzugewinnen."

Um dieselbe Zeit schrieb Moltke seinem Bruder Adolf: „Mein junger Prinz ist ein höchst liebenswürdiger, hoffnungsvoller Herr, und das ist für meine Stellung allerdings entscheidend. Sonst hätte ich das Hofparquett nicht gesucht. Ich trete in manche schwierige Verhältnisse und werde sehen, wie lange ich das durchführen kann . . . Recht bedeutende erste Anschaffungen lagen mir ob, namentlich Pferde, dann eine schwarze, eine rote, eine graue und eine bunte Toilette für Reisen ins Ausland, Parforcejagd, Treibjagd und Hofgesellschaft . . . Wir wohnen hier (Schönebergerstraße 9/10) in einem Stadtteil, von welchem Du wohl nur die ersten Anfänge hast entstehen sehen. Jetzt enthält er mit die schönsten Häuser der Stadt. Dicht bei uns zieht der neue Schiffahrtsgraben, vormals Schafgraben, durch welchen nunmehr der sehr bedeutende Schiffsverkehr stattfindet, der früher durch die Stadt ging und die Brücken sperrte. Breite Chausseen mit doppelten Baumreihen begleiten den Kanal und bilden einen angenehmen Reitweg, welcher längs des Tiergartens bis nach Charlottenburg führt. Zum Frühjahr ist das eine große Annehmlichkeit, und die Pferde sind gleich vom Pflaster."

Seitdem das Moltkesche Ehepaar nach Berlin übergesiedelt war, hatte es den Bruder der Frau, den jungen Henry Burt, zu Moltkes Bruder Fritz nach Flensburg in Pension gegeben, weil das unruhige Hofleben und die vielen Reisen des Hausherrn die stetige Erziehung des Knaben zu gefährden schienen.

2.

Jeder, der sich die Schilderung eines Zustandes oder einer andauernden Tätigkeit zur Aufgabe stellt, em-

pfindet es in den meiſten Fällen als einen großen Übelſtand, daß die Quellen, auch ſolche, die für außergewöhnliche Begebenheiten reichlich fließen, eben für ſeinen Zweck verſagen oder doch kaum dürftig ſickern. In bezug auf große Zeiträume der Weltgeſchichte liegt das deutlich vor aller Augen. Mit troſtloſer Beharrlichkeit ſchweigen die Chroniken des Mittelalters über das, was uns am wichtigſten wäre: über das tägliche Leben, ſeine Bedingungen, ſeine Äußerungen, ſein mittleres Maß, während über Peſt und Brand, Mißwachs und Teuerung ſorgfältig berichtet wird. Wie viele Geburten jährlich in einer Stadt vorkamen, das erfahren wir nie; wenn aber einmal ein Mondkalb zur Welt gebracht ward, das ſteht gewiß vermerkt. Nicht viel anders liegt es mit den Aufzeichnungen, auf denen man Lebensbeſchreibungen aufzubauen verſucht. Juſt die Hauptſache: die ſo wichtige Tageseinteilung, die Lebenshaltung, die planmäßige Arbeit von Woche zu Woche, der geräuſchloſe Verkehr von Freund zu Freund, der Gang fruchtbringender Studien, das ſtille Wirken der Lektüre — alles das bleibt uns zumeiſt verborgen. Die beſten Quellen, daraus wir ſchöpfen können, die Briefe, ſind gewöhnlich nur dann ergiebig, wann ihr Verfaſſer auf Reiſen, alſo herausgehoben war aus jenem mittleren Zuſtande, deſſen Weſen wir ſo gern ergründen möchten. Neue Eindrücke, Abenteuer, Haupt- und Staatsaktionen werden uns vorgeführt; wohl können wir aus der Art der Schilderung Rückſchlüſſe machen auf den Geiſt und die Seele des Menſchen, dem wir ſie verdanken; aber das ruhige Walten des Geſchäftsmannes kennen zu lernen, von den Wegen zu erfahren, die er einſchlug, um ſich ſelbſt und andere zu belehren, das wird uns gar ſelten vergönnt. — Solche Betrachtungen drängen ſich auch bei der Würdigung von Moltkes Leben, trotz der acht

ſtattlichen Bände ſeiner Denkwürdigkeiten, nur allzu häufig auf. Faſt immer ſind es ‚Reiſebriefe‘, die uns geboten werden. — Welchen Einfluß hat Moltke auf den preußiſchen Thronfolger gehabt? In welcher Art hat er ihn zur Geltung gebracht? Wie hat er deſſen Fortbildung geleitet? Was iſt der Erfolg geweſen? Auf alle dieſe Fragen bleiben die ‚Denkwürdigkeiten‘ uns die Antwort ſchuldig. Nur der oben mitgeteilte Brief an den General Fiſcher deutet an, welche Abſichten Moltke bei Übernahme ſeines Amtes hegte; aber ob er wirklich in ihrem Sinne verfahren durfte, das wiſſen wir nicht und werden es vielleicht niemals erfahren, weil die Kundigen: die damaligen Miniſter, die gewiß wohlunterrichtete Frau von Moltke und vor allem auch Kaiſer Friedrich dahin gegangen ſind wie der Feldmarſchall ſelbſt und nicht mehr befragt werden können. Was aber etwa darüber an Aufzeichnungen, Verhandlungen und ſchriftlichen Äußerungen vorhanden ſein mag (und es dürfte deſſen nicht viel ſein), das iſt noch unzugänglich, und ſo ſind wir denn auch für dieſe Zeit weſentlich auf die Reiſebriefe angewieſen, aus denen allerdings hervorgeht, daß auch ſie noch zu Moltkes ‚Wanderjahren‘ zählt.

Am 20. Mai 1856 traf Moltke mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm und dem General Schreckenſtein in Aachen zuſammen, um über Oſtende nach Dover zu gehen, wo der Prinz diesmal amtlich empfangen und begrüßt wurde. Dann ging es nach London. „Beim Herabfahren von Croyden ſieht man die dicke Rauch- und Dampfwolke über der Themſe lagern und nimmt Abſchied von der Sonne. Nachdem man links den ungeheuren Kriſtallpalaſt paſſiert, zeigt ſich rechts Greenwich, dann der Tower mit ſeinen vier Ecktürmen, ein Wald von Maſten und ganz dunkel im Nebel die gewaltige Kuppel

von St. Pauls ... Als die Normannen England eroberten, fanden sie etwa eine Million Einwohner. Jetzt enthält London 2 200 000 Menschen, weit mehr als die Königreiche Sachsen, Hannover oder Dänemark. Alle Woche sterben hier mehr als 1000 Menschen. Zur Zeit Jakobs I. hatte London 150 000 Einwohner; jetzt stehen ungefähr so viel Menschen unter polizeilicher Aufsicht." — Es ist natürlich nicht möglich, hier den Inhalt der Moltkeschen Reisebriefe auch nur in einem zusammenhängenden Auszuge knapper Art wiederzugeben, und es hätte das auch gar keinen Zweck; denn nicht darauf kommt es an, festzustellen, was er an diesem oder jenem Tage erlebt, sondern darauf, zu zeigen, wie die Dinge auf ihn wirkten. Dazu jedoch genügt das Herausheben einzelner Bemerkungen und Schilderungen, die hier in bunter Reihe folgen mögen.

„St. James ist wohl das unansehnlichste Schloß in der Welt, ein langes unregelmäßiges zweistöckiges Haus, ungefähr wie Monbijou in Berlin, aber aus roten Ziegeln mit Zinnen und einigen Türmen und Höfen ... Schloß Osborne besteht aus einem Pavillon, den die Herrschaften bewohnen, und aus einem Gebäude für den Hof, alles im Renaissancestil, der für die freundliche Gegend gut paßt, wie der Baustil der Elisabeth für die ernste Umgebung von Balmoral. Durch ein Wiesental, beiderseits von Bäumen eingefaßt, hat man den Blick aufs Meer, und im Hintergrund erkennt man Portsmouth und die Hügel von Portsdown. Ein Teil der Flotte liegt im Angesicht von Osborne vor Anker. Leider haben wir noch keinen klaren Himmel gehabt, um die Schönheit dieses Blickes zu würdigen.

„Zum Diner saß ich zwischen Prinzeß Royal und Miß Seymour. Das wäre bei uns unmöglich, wo die

königlichen Prinzessinnen stets durch Hofdamen eingefaßt werden. Die Prinzeß ist höchst liebenswürdig; sie spricht deutsch ohne allen Accent, ist schlicht, freundlich und sehr gescheit. Mit der Prinzessin Luise[121]) schreibt sie sich fast täglich. — Nach dem Diner Ball, d. h. mit Aushilfe einiger Damen und Kavaliere, die Familie unter sich. Die Königin tanzte alle Tänze mit, ebenso Prinz Albert. Zu Tische waren schon die Prinzen Arthur und Leopold, die jüngsten, ausnahmsweise, aber nur als Zuschauer zugelassen. Sie liefen zwischen den Lakaien herum und amüsierten sich köstlich. Dann wurden sie zu Bette gebracht. Die übrigen Kinder tanzten mit. Der Prinz von Wales ist ein lebhafter und hübscher Knabe; prächtig sind Prinz Alfred und Prinz Arthur, beide in schottischer Tracht. Prinzeß Royal in Weiß mit rosa Bändern. Reizend ist die kleine Prinzeß Luise; sie nahm das Tanzen au serieux, begleitete die Musik mit kleinen Taktbewegungen und half nach, wo einer vergaß."

In Portsmouth wohnt Moltke der Besichtigung von zwei unberittenen, eben aus der Krim angekommenen Reiterregimentern bei: „Die Königin geht die Front entlang durch beide Glieder. Zum Teil sehr schöne Leute, aber auch viele Rekruten; sehr wenig militärische Haltung, abgerissen, meist ohne Halsbinde, zum Teil ohne Säbel."

„Um 5 Uhr a ride nach Hydepark: Prinz Albert, Prinz Friedrich Wilhelm und der Regent (von Baden). Hydepark ist eigentlich eine große grüne Hutung mit einzeln stehenden zum Teil sehr schönen Eichen, rings umgeben von hohen Häusern, darunter mehrere schöne, wie man sie sonst in London höchst selten findet. Die Königin mit der Prinzeß Royal und ihren Damen im vierspännigen Wagen und zwei outriders. Es waren allein

an Damen wohl über tausend, einige mit, andere ohne Herren, nur von einem Groom gefolgt. Man sah gute Pferde, doch nichts Außerordentliches. Die Pferde werden ganz anders als bei uns geritten, lang weg, auf den Blättern, bohren gegen die Zügel. Keiner wäre im stande gewesen, eine kurze Volte zu machen. Kaum daß die Pferde im Galopp anspringen; von Versammeln, Kopfstellung, kurz Reiterei, keine Rede; aber langweg im Trabe hat man das Gefühl, daß man wohl zehn Meilen so fort reiten würde. Auch die Pferde des Prinzen Albert sind sehr groß, kräftig aber schwer. Ein alter Trakehner Schimmel war noch das eleganteste Tier."

Ziemlich genau beschreibt Moltke auch die Rennen von Epsom und eine Parade vor dem alten Palaste Whitehall. „Je weiter wir ritten, je mehr Menschen und je lauter die cheers. Diese wurden meinem Gaul sehr unheimlich; er stellte sich in die Quere, wollte umdrehen; glücklicherweise war er bei den Truppen ruhiger. Es war nur eine Wachtparade: ein Zug horseguards und 6 Kompagnien footguards. Erstere sind prächtig, alle auf Rappen. Die Infanterie mit Bärenmützen und roten Waffenröcken. Große Ruhe, sehr viel Ceremonien, Vorbeimarsch im allerlangsamsten Schritt, was aber gut aussieht. Die Musik von drei Regimentern voraus. Die Regimentstambours, mit ihren langen Stäben sich stützend, schwarze Kappen, lange ganz mit Gold überdeckte Heroldsmäntel und Stulpstiefel. Dahinter die bagpipers des schottischen Bataillons in roten gewürfelten Mänteln, Kilts, den Dudelsack unter dem Arm. Die ganze Parade sprach für die Vorliebe der Engländer für pageantry und hatte etwas Mittelalterliches."

Drawing-room at St. James in größter Gala. „Wir fanden im Thronsaal schon die spiritual peers, sämt-

liche Biſchöfe verſammelt, welche der Königin in ihren privy rooms zum Geburtstage Glück wünſchen und dann verſchwinden. Außer den Hofchargen die ſämtlichen Miniſter. Merkwürdig ſieht der Lord Chancellor aus in einer großen Perücke, ſchwarzem goldgeſtickten Mantel und mit einem großen geſtickten bag in der Hand, wie mein Reiſeſack, mit dem Siegel des Reichs darin; ähnlich der Lord Speaker, dann der Aldermann von London, ein Jude, in rotem Mantel mit Zobel beſetzt, ein ſchöner Mann. — Die ſämtlichen Hofdamen ſtellten ſich vor den Thron, dann die Königin mit Prinz Albert vor ihnen . . . die Levers ſind mehr für die Herren, die Drawing-rooms für die Damen; doch kommen heute auch viele Herren vorbei. Zuerſt die Herzoginnen, dann die übrigen peeresses und die Damen, welche der Königin vorgeſtellt ſind oder werden. Jede gibt bei Eintritt in den Thronſaal ihre Karte ab, die der Ceremonienmeiſter der Königin vorlieſt, wenn ſie herankommt. Die Damen treten vor die Königin, machen ihre Verneigung, dann dieſelbe wiederholend ſeitwärts, endlich ein Stück rückwärts, und damit ſind ſie fertig. Die Königin gibt einigen die Hand, andere grüßt ſie nur. Es iſt dieſe Ceremonie gar nicht leicht für die Damen. Die Kammerherren, der Königin gegenüber, reichen ſich einer dem anderen die Schleppe der eben defilierenden Dame und händigen ſie ihr am Ende jedes Manövers wieder aus."

Am 2. Juni Parade in Sandhurſt. „Es waren 12 000 Mann in Linie aufgeſtellt, 5000 Garde und Linie, der Reſt Militia, die morgen entlaſſen wird. Die riflemen in ſchwarzer Uniform kamen im Trabe vorbei, hatten gleich einen Toten und zwei Kranke, die auf dem Platz blieben. Der Vorbeimarſch der übrigen Truppen war nach unſerem Maßſtabe ſehr mangelhaft, bei weitem das beſte das

deutſche Bataillon. Vor dem Militia-Bataillon aus Wales marſchierte mit dem Tambour eine weiße Ziege; das iſt national. Schließlich Aufmarſch in Linie und Chargierung. Das Ganze war mehr ein Feuerwerk als ein Manöver."

Am 4. Juni wohnte Moltke der Feierlichkeit bei, durch welche Prinz Friedrich Wilhelm ſowie der Prinzregent von Baden und mehrere Geſandte zu Doktoren der Univerſität Oxford promoviert wurden. Er beſchreibt das nicht ohne Humor. In der berühmten Buchhandlung von Murray fand er die Überſetzung ſeiner Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Krieges von 1828/29[122]), in deren Vorrede geſagt war, der Verfaſſer ſei ein Major von Moltke, who now is dead. Einige Tage ſpäter beſichtigte er das Arſenal und die Werkſtätten von Woolich. Ganz entzückt war er von Windſor. Die Manöver im Lager von Alderſhot verblüfften ihn durch den Mangel jeden militäriſchen Grundgedankens.

3.

Am 3. Juli 1856, genau zehn Jahre vor dem Siege von Königgrätz, übernahm Prinz Friedrich Wilhelm die Führung des 1. Garde-Regiments zu Fuß, bei der ihm jedoch weniger ſein Adjutant, der in Berlin wohnen blieb, als der damalige Oberſt von Blumenthal zur Hand gegangen zu ſein ſcheint. Im Auguſt trat Moltke mit ſeinem erlauchten Herrn die Fahrt zur Krönung des Kaiſers Alexander II. nach Rußland an.[123]) Der Prinz fuhr mit ſeines Vaters Schweſter, der Kaiſerin-Witwe, die aus Gaſtein heimkehrte, auf dem ‚Olaf'; Moltke folgte mit anderen Herren des Gefolges auf dem Gremäſchtſchik (Donnerer). Obgleich ſich bald, nachdem man den Hafen

von Swinemünde verlassen, hoher Seegang einstellte, überwand Moltke diesmal doch die Krankheit ziemlich schnell und legt sein Behagen darüber in der verallgemeinernden tiefsinnigen Betrachtung nieder: „Die Zufriedenheit wohnt so oft, wo man sie nicht sucht, auf dem schwankenden Brett eines Schiffes, während Gram und bitter Herzeleid unter dem strahlenden Kronleuchter eines Ballsaals walzen. — Endlich tauchte Kronstadt, das nordische Venedig, aus dem Meer empor, und sobald der Olaf sich der Festung auf etwa 2000 Schritt genähert hatte, quollen aus den Scharten der Kasematten aller dieser Türme, Linien und Batterien dichte weiße Wolken hervor, und alsbald erscholl ein Donnergebrüll, welches die Kanonade der herankommenden Schiffe fast übertäubte. Auf schmalem Dampfer eilte der Kaiser seiner Mutter entgegen, und bald landete man an der schönen breiten Treppe von Peterhof.“ Moltke erhielt eine freundliche Wohnung in einem der Landhäuser, welche das Schloß in seinem ausgedehnten Park umgeben. „Archimedes,“ so bemerkt er, „suchte einen Stützpunkt außerhalb der Erde, um diese aus ihrer Bahn zu heben; Peter der Große fand ihn für seine Reformen außerhalb des Reichs in den erst von ihm eroberten schwedischen Provinzen. Dort baute er seine europäische Stadt und, als sie fertig war, Peterhof, um zu sehen, wie sie sich ausnehme.“ Übrigens blickt man vom Schloß auf das Meer und erkennt am Horizont die finnische Küste. Der Park sagt Moltke zu; „freilich ist der Rasen nicht der natürliche Sammet von Windsor oder der künstliche von Glienicke; aber er ist doch frisch und grün.“ Die Wasserkünste sind inbezug auf Großartigkeit mit denen von Wilhelmshöhe und Sanssouci nicht zu vergleichen; „aber ihre Zahl ist endlos. Überall im Schatten der Bäume plätschert und rauscht es

aus Tempeln und Statuen in Kaskaden und Bassins. Was mir jedoch am besten gefallen und mich am meisten überrascht hat, war ein natürlicher Bach, ein wirklicher deutscher Bach mit kristallhellem Wasser, der über große Granitblöcke dahinrauscht. So viel Gefälle hätte ich im ebenen Rußland vom Waldai bis zum Meeresspiegel nicht gesucht."

Am 16. August fand die Vorstellung beim Kaiser statt. Moltke bemerkt: „Er machte mir einen sehr angenehmen Eindruck. Er hat nicht die Statuen-Schönheit noch die marmorne Strenge seines Vaters; aber er ist ein auffallend wohlgebildeter Mann von majestätischer Haltung. Er sieht etwas angegriffen aus, und man möchte glauben, daß die Begebenheiten seinen edlen Gesichtszügen einen Ernst aufgeprägt haben, der gegen den wohlwollenden Ausdruck seiner großen Augen kontrastiert. Bei keiner Nation ist die Persönlichkeit des Monarchen von größerem Gewicht als in Rußland. Alexander hat bei seiner Thronbesteigung (2. März 1855) Europa gegen sich in Waffen gefunden, und er hat im Inneren seines unermeßlichen Reiches Verbesserungen durchzuführen, die wohl einer festen Hand bedürfen; wie sollte er nicht seiner großen Aufgabe mit Ernst entgegengehen!?"

Bei der Messe im Pavillon von Peterhof entzückte Moltke der Gesang des kaiserlichen Chors. „Er bestand aus etwa 30 Stimmen, vom Baß, der die Fensterscheiben vibrieren machte, bis zum Sopran der Kinderstimmen. Während der Transsubstantion sang er ein wahrhaft ergreifendes Stück mit unübertrefflicher Meisterschaft. Etwas Schöneres ist nie komponiert, aber auch nie schöner vorgetragen worden. Zu meiner hellen Verzweiflung sang eine alte Exzellenz hinter mir und natürlich immer falsch mit, zwar ganz sotto voce, aber laut genug für mich."

Am 19. Auguſt ſah Moltke unter perſönlicher Führung des Großfürſten Konſtantin die Feſtung Kronſtadt, welche er eingehend würdigte: „Wie impoſant nun dieſe hohen Rieſenſchlöſſer auch ausſehen, ſo wäre es doch unſtreitig beſſer geweſen, dieſelbe Zahl von Geſchützen auf niedrigen Batterien zu plazieren. Teils aber fand man den Bau ſchon vor, teils hätte man dann ſehr ausgedehnte Linien erhalten. Nun hat man ſchon jetzt bei einer Waſſertiefe von 19 Fuß in moraſtigem Grunde das Fundament legen müſſen, und dieſe Arbeit ſo auszudehnen, wäre unendlich mühſam und koſtſpielig geworden. So bieten freilich die hohen breiten Mauerflächen dem Schiffgeſchütz ein nie zu fehlendes Ziel, und es fragt ſich, ob man ſie nicht aus ſehr großer Ferne in Breſche legen kann. Großfürſt Konſtantin hat gegen Risbank auf nahe Entfernung (150 Klafter) mit ſchwerem Geſchütz feuern laſſen. Am tiefſten drang der lange 36-Pfünder, aber doch nur acht Zoll ein. Man müßte daher lange ſchießen, um auch nur einen Teil der Werke unbrauchbar zu machen. . . . Schon früher hatte man die Umgehung der Feſtung durch Fahrzeuge von geringem Tiefgange dadurch unmöglich gemacht, daß eine Reihe von Steinkiſten bis drei Fuß unter der Oberfläche des Meeres von Kronſtadt bis zum finniſchen Ufer verſenkt war. Da dieſe Linie aber zu weit zurückliegt und es möglich war, die Stadt aus flachen Fahrzeugen zu bombardieren, ſo hat man die Arbeit nicht geſcheut, eine neue Linie weiter vorwärts anzulegen und auch ſüdlich bis Orienbaum an der ingermanlandiſchen Küſte fortzuführen. . . . Wenn es den vereinten Kräften der größten Seemächte nach unendlichen Opfern gelungen iſt, Sewaſtopel zu zerſtören, ſo iſt das Rußland ſehr ſchmerzlich geweſen, mehr noch in moraliſcher als in materieller Hinſicht. Wenn aber eine Flotte Kronſtadt

passierte und Petersburg verbrennte, so wäre das ein tödlicher Streich. Unermeßliche Reichtümer, fast der ganze Handel würde zerstört, und es wäre denkbar, daß der Sitz der Regierung noch einmal nach Moskau zurückgedrängt würde. Kein Preis kann zu hoch sein, um das zu hindern."

Wie einst Rom, so enttäuschte des schlechten Wetters wegen im ersten Augenblicke auch St. Petersburg, und in mancher Hinsicht blieb dieser Eindruck auch auf die Dauer in Geltung. „Die Straßen sind fast doppelt so breit als in Berlin; sie erscheinen daher öde und die Häuser, obwohl meist dreistöckig, doch niedrig. Dies wird sich nie ausgleichen, und eine andere Konsequenz dieser weiten Straßen ist, daß sie schlecht gepflastert und schlecht erleuchtet sind. Dazu kommt die sumpfige Beschaffenheit des Untergrundes, welche der Pflasterung keinen festen Halt gibt, und diese ist denn auch in der Tat sogar in den vornehmsten Teilen der Residenz so schlecht wie in irgend einer kleinen Provinzialstadt. Das gibt ein unglaublich wüstes Aussehen; man kümmert sich aber wenig darum, weil mehr als die Hälfte des Jahres der Winter die Straßen aufs beste chaussiert. Endlich fährt hier alles. In Petersburg kommt auf acht Menschen ein Pferd." Ganz entschieden widerspricht die Bauweise Moltkes Geschmack. „Die Russen haben eine Vorliebe für Balkons und besonders für Säulen, die beide in diesem abscheulichen Klima geradezu widersinnig sind. Eine runde Säule aus Ziegelstein mit Kalk abgeputzt ist an sich ein unglücklicher Gedanke. Auch an den Häusern erkennt man bei der beständigen Feuchtigkeit die stete Reparaturbedürftigkeit des Materials." Aber auch für das Große und Gute der nordischen Hauptstadt hat Moltke ein offenes Auge. Seine hochgelegene Wohnung bietet ihm den herrlichsten Weitblick

über die Newa und ihre Inseln. „Es ist ein prachtvoller majestätisch langsam dahinfließender Strom. Seine Wasser lagern in dem 100 Quadratmeilen großen Bassin des Onega-Sees alle schmutzigen Teile ab und sind völlig klar; daß sie aber grün wären wie der Rhein, habe ich bis jetzt nicht entdecken können. Das findet, soweit mir bekannt, auch nur bei Flüssen statt, die Kalkgebirgen entströmen. Das Wasser der Granitformation ist ganz farblos und das der Schiefergebirge grau . . . Vor 200 Jahren wußte kein Mensch etwas von der Newa. Der Fluß war Jahrtausende durch unbetretene Wälder geströmt; er trug kein Fahrzeug auf seinem Rücken; nur finnische Jäger streiften zuweilen an seinen Ufern. Jetzt ist die Newa weltberühmt, ist eine der Lebensadern des russischen Reiches, trägt Kauffahrteiflotten und tränkt täglich 500 000 Menschen. Sie allein gibt klares Wasser, während alle Brunnen braunes, untrinkbares fördern. Freilich bedroht sie aber auch die Stadt mit steter Gefahr. Der finnische Meerbusen verengt sich trichterförmig nach Petersburg zu. Ein starker Westwind treibt die Fluten mit großer Gewalt in diesen Schwalg[124]) hinein; sie drängen die des Stromes zurück, und die Newa fließt dann rückwärts. Trifft das nun gerade mit dem Eisgange zusammen, so wächst die Gefahr. Im Jahre 1824 drang das Wasser in manchen Orten bis in das zweite Stockwerk der Häuser; lange dauerten die Seuchen, welche die nicht zu vertilgende Feuchtigkeit hinterließ. Eine Stadt von geschichtlicher Entwickelung würde nie an dieser schutzlosen Stelle erwachsen sein. Aber der eiserne Zar wollte es, und so mußten alle späteren Generationen die Konsequenzen hinnehmen . . . Peter der Große setzte nicht das Schloß, sondern die hohe vergoldete Spitze des Admiralitätsturmes zum Mittelpunkte seiner Stadt, die vor

allem durch die Schiffahrt zur Verbindung mit Europa werden ſollte. Von dieſem Punkte ziehen ſich radienförmig die drei Hauptſtraßen gegen Süden und Südoſt."

Unter den großartigen Bauten beſchäftigt Moltken beſonders die Iſaakskirche, deren Inneres ihn an St. Peter mahnt. „Es ſind dieſelben gewaltigen viereckigen Pfeiler, welche die Kuppel tragen; aber dieſe hat nur 60 Fuß Durchmeſſer, während das Pantheon, St. Peter, die Kuppel des Domes zu Florenz, St. Sophia und ſelbſt St. Paul in London eine mehr als doppelt ſo große Spannung haben. Das Innere der Iſaakskirche macht daher lange nicht den überraſchend ſchönen Eindruck, wie wenn man in das Pantheon tritt, wo man auf einen Blick 2000 Quadratfuß Raum überſchaut, welcher von einer einzigen Wölbung überdacht iſt. Die byzantiniſchen Kuppeln ſind alle eng und hoch, oft turmartig wie im Mainzer Dom; die der Iſaakskirche zeigt äußerlich 24 Säulen wie die Kuppel der Johanniskirche in Potsdam.[125]) Die Höhe der Kuppel beträgt über 300 Fuß, bis zur Spitze des Kreuzes 340 Fuß, etwa die Höhe der Magdeburger Türme. Durch die allerdings hohen Fenſter der Kuppel kommt nun alles Licht in das Innere, welches daher ein myſtiſches Halbdunkel zeigt, wie man es in ruſſiſchen Kirchen liebt, was aber hindert, die ganze unglaubliche Pracht des verwendeten Materials zu bewundern . . . Mit der ruſſiſch-griechiſchen Kirchenform dürfte etwas Großartigeres nicht zu erreichen ſein. Sie ſchließt die heitere Pracht der römiſch-katholiſchen Kirche, wie ſie vom heidniſchen Altertum überkommen, ebenſo aus, wie das himmelanſtrebende lange Schiff und den Turmbau des germaniſchen Stils. Die unerläßliche Notwendigkeit, das Allerheiligſte durch die Bilderwand abzuſchließen, geſtattet ohnehin nicht den freien Überblick über das Ganze. Die ſchweren Pfeiler

nehmen einen sehr großen Raum ein und sind durch die wenig Seitendruck ausübenden, engen Kuppeln kaum motiviert. Was unter solchen Bedingungen zu leisten ist, hat die Isaakskirche gelöst, und niemand wird sie ohne Bewunderung verlassen."

Im Winterpalaste fesselte Moltke namentlich das einfenstrige gewölbte Zimmer des Erdgeschosses, „in welchem Nikolaus, der gewaltige Imperator, hauste, welcher über den zehnten Teil aller Erdbewohner herrschte, für dessen Heil griechische, katholische und protestantische Christen beteten und in dessen Lande die Sonne nie unter, an einigen Orten aber auch ein halbes Jahr nicht aufgeht. Hier lebte der Mann, den sein Volk liebte, den Europa haßte, weil es ihn fürchtete, den es aber wider Willen achten mußte, dessen persönliches Auftreten die wildesten Volksaufstände dämpfte, vor dessen Gebot in der ersten Cholera-Epidemie die rasende Menge in die Knie sank, Gott um Verzeihung anflehte und seine Rädelsführer auslieferte, dessen Wille schließlich Europa in einen Krieg verwickelte, der ihm das Herz brach. Hier starb er." — Wenig entgeht der Aufmerksamkeit des unermüdlichen Beobachters. An die Paulsfestung, von der er bemerkt, daß sie dem Winterpalaste gegenüber eine ähnliche Stellung habe wie die Engelsburg zum Vatikan, und wo die Barvorräte des Reiches lagerten, knüpft er eine Erörterung über das russische Geld; bei einem Besuch des Gostinoy Dwor, der großen Karawanserei, äußert er schalkhaft: „Nachts wohnt hier niemand. Kein Feuer darf angezündet werden, nur eine der Lampen unter dem Heiligenbilde in jeder Zelle. Auf diese passen dann die Heiligen selbst auf, daß kein Schaden geschehe."

Am 25. August trat man die Reise nach Moskau an. Da dessen Entfernung von St. Petersburg 87 Meilen

beträgt und man 82 Stunden brauchte, um ſie zurückzulegen, ſo war die Fahrtgeſchwindigkeit ſehr gering.[126]) „Man hat die Bahn in möglichſt gerader Richtung geführt, ohne ſich darum zu bekümmern, daß außer den Endpunkten keine Stadt unmittelbar berührt wird. Selbſt das alte, geſchichtlich ſo berühmte und immer noch wichtige Nowgorod hat man ein paar Meilen weit abwärts liegen laſſen. ‚Le chemin de fer fera naître des villes!‘ Aber warum will man die alten Städte zugrunde gehen laſſen? Au reste ils n'ont naquis que des Bahnwärterhäuſer und Schlagbäume. Dieſe und die Werſtpfähle ſind die einzigen Verzierungen der unglaublich öden, unangebauten, flachen und einförmigen Gegend . . . Das Auge hungert nach etwas Terrainbewegung, und ſo erſcheint der Wolchowfluß überraſchend hübſch . . .“

Moskau machte Moltke einen mächtigen Eindruck. „Noch immer,“ ſchreibt er, „gehe ich mit ſtillem Erſtaunen umher. Ich ſuche meine Gedanken zu ordnen und das Fremdartige durch Vergleichung mit allem, was ich früher irgendwo geſehen, zu bewältigen. Wenn ich von der hohen Terraſſe des Kreml über dieſe ungeheure Stadt blicke, die weißen Häuſer mit hellgrünen Dächern von dunklen Bäumen umgeben, die hohen Türme und zahlloſen Kirchen mit goldenen Kuppeln, ſo fällt mir bald der Blick vom Hradſchin auf Prag, bald der von Buda auf Peſt oder vom Monte reale auf Palermo ein. Dennoch iſt hier alles anders, und der Mittelpunkt dieſer ganzen Welt, der Kreml, iſt mit gar nichts zu vergleichen. Dieſe 50 bis 60 Fuß hohen weißen Mauern mit ihren gezackten Zinnen, die rieſenhaften Tortürme, das gewaltige Schloß des alten Zaren, die Reſidenz des Patriarchen, der Glockenturm des Iwan Weliki, die vielen ſeltſamen Kirchen bilden ein Ganzes, welches in der Welt nicht zweimal vorkommen

kann." — Alles, was Moltke ſieht, erweckt ihm weitausſchauende Betrachtungen. Nachdem er das fremdartige Waldſchloß Petrowſkoi beſucht, bemerkt er: „Dieſe rot und weiß angeſtrichene Feſtung, welche ihr Licht durch die hohen Fenſter in den dunklen Wald hinausſtrahlt, gleicht einer Fabel aus Tauſend und einer Nacht. Befeſtigt ſind hier alle Klöſter und Schlöſſer. Sie waren die einzigen haltbaren Punkte, wenn die Goldne Horde mit zwanzig- oder dreißigtauſend Pferden heranbrauſte und alles flache Land verheerte. Lange nachdem ihr Joch gebrochen, bildeten die Tartaren in ihrem Chanat in der Krim noch einen furchtbaren Feind. Unausgeſetzt ſchauten die Wächter von den höchſten Zinnen des Kreml in die weite Ebene nach Süden, und wenn dort der Staub in die Höhe wirbelte, die große Glocke des Iwan Weliki ihren Notruf ertönen ließ, ſo flüchtete alles hinter die Mauern des Zarenſchloſſes oder der Klöſter, an deren Mauern die Wut der Reiterſcharen vergebens anprallte und zerſchellte. In die Klöſter rettete ſich das Chriſtentum, die Wiſſenſchaft und die Bildung des ruſſiſchen Volkes, und von ihnen ging nachmals die Befreiung von der Herrſchaft der Mongolen und der Polen aus."

An das Schauſpiel einer Truppenbeſichtigung knüpften ſich Moltke ganz allgemeine politiſche Erwägungen. „Wir ritten hinter dem Kaiſer an der ganzen Front des Lagers anderthalb deutſche Meilen entlang. Die Mannſchaften, 74 Bataillone zu 800 Mann, lauter alte bärtige ſchwarzbraune Geſichter, waren ohne Gewehr und in Mützen aufgeſtellt. Auf das betäubende zwei Stunden andauernde Hurrah gebe ich nichts; aber man ſah es dieſen alten Schnurrbärten an, wie ſie ſich freuten, ihren Zaren zu ſehen. Der Kaiſer ſprach mit einigen; ſie antworteten ohne Befangenheit ihrem Batuſchka, dem Väter-

chen. In Rußland iſt die Familie der Mikrokosmus des Staates. Alle Gewalt beruht auf der väterlichen Autorität. Alle Theorien der repräſentativen Verfaſſung ſind in Rußland barer Unſinn. ‚Wie können menſchliche Satzungen das göttliche Recht eines Vaters beſchränken?‘ ſagt der Ruſſe. Auch iſt die unumſchränkte Gewalt in der Hand des Kaiſers eine Notwendigkeit und eine Wohltat in einem Lande, wo nichts geſchieht, wenn es nicht von oben befohlen wird . . . So ſehr die Gewaltherrſchaft der goldenen Horde auch ſonſt alle Entwickelung hemmte; ſie befeſtigte doch in den Unterdrückten den Glauben an ihre Religion, die Treue gegen ihre Beherrſcher und die Liebe zum gemeinſamen Vaterlande. Dieſe Züge bezeichnen noch heute das Volk, und wenn man bedenkt, daß der Kern dieſer Nation, die Großruſſen, 36 Millionen Menſchen einer Abſtammung, eines Glaubens, einer Sprache, die größte homogene Maſſe in der Welt bilden, ſo wird man nicht zweifeln, daß Rußland eine große Zukunft vor ſich hat.“

„Sehr gut gefiel mir ein Regiment Druſchinen, eine Reichswehr, welche auf den kaiſerlichen Apanage-Gütern ausgehoben wird. Sie trugen eine Mütze mit dem Andreaskreuz, bloßen Hals, den Kaftan des Landvolks nur kürzer und ohne Knopf, ganz weite Hoſen (das Hemd darüber, wie alle gemeinen Ruſſen), das untere Ende der Beinkleider in den halbhohen Stiefeln. Das iſt der uniformierte Muſchik. Die Tracht iſt ganz national, kleidſam und praktiſch. Der Mann kann den Pelz, der hier unentbehrlich iſt, darunter tragen, und ich möchte vorausſagen, daß die ganze ruſſiſche Infanterie ſich eine dieſer ähnliche Tracht aneignen wird.[127]) Les proverbes sont l'esprit des peuples, und die Nationaltracht iſt das Ergebnis hundertjähriger Erfahrung über das Zweckmäßige,

zugleich Kleidsame. Die österreichische Uniform ist in Mähren weiß, im Banat braun, weil die Schafe dort diese Farbe haben; der Spanier trägt die Tabarra, wie die Ziege ihm das Material dazu liefert; der Araber ist weiß von Kopf bis zu Fuß, weil die Hitze seines Klimas es verlangt, und der Muschik trägt seinen Kaftan nicht aus Laune oder zufällig, sondern weil er ihm am besten zusagt."

„Ich suche nach Verständnis für die hiesigen Bauten. Zu Kulm in Westpreußen sah ich voriges Jahr ein so seltsames Rathaus, daß es in mein Hirn gar nicht passen wollte; jetzt begreife ich, daß es moskowitischer Bauart ist. Die Schwertritter von Livland standen mit den deutschen Rittern in vielfacher Verbindung; einer ihrer Baumeister mag an der Weichsel wiederholt haben, was er an der Moskwa gesehen . . . Wenn ich zu wählen hätte: ich würde doch lieber in Moskau wohnen als in Petersburg. — Peter der Große fand ein Binnenland vor ohne alle Seeküste. Er konnte das Schwarze Meer oder die Ostsee als Verbindung mit der gesitteten Welt betrachten; aber das eine oder die andere mußte erst erobert werden. Der hitzköpfige Schwedenkönig drängte ihm den Kampf nach Norden auf, und überdies war damals das südliche Meer von Barbaren umwohnt. Er soll ursprünglich die Absicht gehabt haben, seine neue Hauptstadt am Pontus zu gründen, und die eine Küste ist nicht viel weiter vom Mittelpunkte des Reiches entfernt als die andere. Wie, wenn er sein Petersburg an den prachtvollen, nie vom Wintereise versperrten Hafen von Sewastopel verlegt hätte, dicht an die paradiesischen Höhen des Tschadyr Dagh, wo die Weinrebe wild wuchert und alles das im Freien gedeiht, was an der Newa im Treibhaus gezogen wird, wo keine Überschwemmung mit Vernichtung droht, die Flotte

nicht sieben Monat eingefroren liegt und die Dampfkraft die Verbindung mit Europas schönsten Ländern leichter herstellt, als vom finnischen Meerbusen aus!? — Welche Stadt wäre Petersburg, wenn sie ihre breiten Straßen bis Balaklawa erstreckte und das Winterpalais über den tiefblauen Spiegel des Schwarzen Meeres blickte, wenn die Isaakskirche auf der Höhe des Malakoff stände, wenn Aluschta und Orianda das Peterhof und Gatschina der kaiserlichen Familie wäre!?"

„Als ich heute auf dem schönen Granitquai die Moskwa entlang spazierte, sprach ein entlassener Soldat mich um eine Gabe an. Er mochte bei Sewastopel zum Krüppel geschossen sein; nun war er ‚frei', d. h. sein früherer Grundherr hat keine Verbindlichkeit mehr gegen ihn, seitdem er nicht länger Leibeigener ist, und in der Gemeinde, der er vormals angehörte, hat er keinen Anteil mehr an dem gemeinsamen Landbesitz. War er verheiratet, als er unter Wehklage seiner Angehörigen zum Militär ausgehoben, als ihm das Haar abgeschoren und er abgeführt wurde, so hat der Staat seine Kinder in das Findelhaus aufnehmen lassen; sein Weib konnte gesetzlich nach drei Jahren einen anderen Mann heiraten. Wenn er daher in sein Dorf am Ural oder am Weißen Meere zurückkehrt, so findet er dort nach 15 Jahren, in denen niemand von ihm gehört hat, ein neues Geschlecht und die Gräber seiner Eltern; er selbst ist ein rechtloser Fremdling, ein Bettler, der weder arbeiten kann noch mag. Das ist die Freiheit des entlassenen Soldaten! — Rußland war bisher der einzige europäische Staat, der gar kein Proletariat kannte. Infolge der höchst eigentümlichen Gemeindeeinrichtung, in welcher Kommunismus und Sozialismus seit Jahrhunderten faktisch bestehen, wo das Privateigentum und das Erbrecht nicht gelten, konnten zwar arme Ge-

meinden, aber keine ganz armen Individuen vorkommen. Jeder Russe gehörte irgendwo zu Hause, und dort hatte er Anteil an der gemeinsamen Nutzung von Grund und Boden.[128]) Bei der bisherigen strengen Durchführung der 25jährigen Dienstzeit blieb der Soldat in der Regel bei der Fahne, bis er starb. Die wenigen Entlassenen verkümmerten unbemerkt. Nachdem aber die Dienstzeit auf 15, beziehungsweise 12 Jahre herabgesetzt ist, stellt sich die Sache sehr viel anders. Zunächst braucht das Heer fast doppelt so viel Ersatz als früher . . . Ganz besonders erwächst dem Lande in der sehr bedeutenden Zahl von Entlassenen (jährlich an 50 000 Mann) der Stamm eines Proletariats, zu welchem die immer wachsende und schon über alle Erwartung ausgedehnte Fabriktätigkeit das ihrige beiträgt. Arbeitsscheu und arbeitsunfähig, vielfach dem Trunk ergeben, sind diese Leute doch noch in dem Alter, um heiraten zu können.[129]) . . . Da bettelte nun der Mann, der vor wenig Monaten für sein Vaterland geblutet, im Angesicht des Kremls, des Herzens dieses Reiches, das durch seine treuen, gottesfürchtigen, tapfern und alles entbehrenden Soldaten groß wurde, besteht und bestehen wird. Wahrlich, das Paradies muß für diese hingebenden Dulder sein! — Der ‚frei' Gewordene in seinem langen grauen Mantel mit demütig herabgezogener Mütze ging ins weite ‚heilige' Rußland, und wir — fuhren in kaiserlicher Hofequipage zu einem opulenten Diner."

Aus solchen selbsteigenen Betrachtungen lernt man Moltkes Art besser verstehen als aus den sorgfältigst abgewogenen Beurteilungen und Umschreibungen.

Am 7. September wurde Zar Alexander II. gekrönt. Wieder entzückte Moltke die ergreifende Schönheit der

ruſſiſchen Kirchengeſänge. „Sie werden nur durch Männerſtimmen ohne Inſtrumentalbegleitung ausgeführt, ſind ſehr alt und meiſt im Abendland geſammelt, bleiben aber von den dürftigen Liedern der proteſtantiſchen wie von der Opernmuſik der katholiſchen Kirche gleich weit entfernt. Es war prächtig zu ſehen, wie die alte ſtattliche Kaiſerin-Mutter mit lebhafter Spannung allen Handlungen des Krönungsamtes folgte. Manche Dame fiel in Ohnmacht; aber die betagte Mutter des Kaiſers hielt ſich ſtandhaft. Jetzt erhob ſie ſich und ſchritt in feſtem Gange die Stufen des Thrones heran, die blitzende Krone auf dem Haupt, den Goldmantel nachſchleppend. Hier vor den Augen der Welt umarmte ſie ihren Erſtgeborenen und ſegnete ihn. . . . In keines ſterblichen Menſchen Hand iſt eine ſolche Machtfülle gelegt wie in die des unbeſchränkten Beherrſchers des zehnten Teiles aller Erdbewohner, deſſen Zepter ſich über vier Weltteile erſtreckt und der über Chriſten und Juden, Muſelmänner und Heiden gebietet. Wie ſollte man nicht aufrichtig Gott bitten, mit ſeiner Gnade den Mann zu erleuchten, deſſen Wille Geſetz iſt für 60 Millionen Menſchen, deſſen Wort von der chineſiſchen Mauer bis zur Weichſel, vom Polarmeer bis zum Ararat gebietet, auf deſſen Ruf eine halbe Million gehorſamer Krieger wartet und der Europa eben erſt den Frieden geſchenkt hat! Möge er ſiegreich ſein in den unermeßlichen Eroberungen, die im Innern dieſes weiten Reiches ſelbſt zu machen ſind, und möge er ſtets eine feſte Stütze der geſetzlichen Ordnung bleiben!“

Fünf Tage ſpäter traten die preußiſchen Herrſchaften ihre Heimreiſe an. Frau von Moltke hatte inzwiſchen den Umzug in eine neue Wohnung, Link-Straße 44 in Berlin bewerkſtelligt; aber ihr Gatte konnte dort nur eine kurze

Raſt halten; denn er hatte in demſelben Jahre noch eine neue Wanderung anzutreten.

4.

Am 20. September fand die Vermählung der Prinzeß Luiſe mit dem Prinz-Regenten von Baden zu Berlin ſtatt; zum 21. November aber, dem Geburtstage ſeiner geliebten ‚Vicky', eilte Prinz Friedrich Wilhelm abermals nach London und trat dann die Rückreiſe über Paris an, um dem Kaiſer Napoleon III., der ſich eben damals auf dem Gipfelpunkte ſeines Anſehens und ſeiner Macht befand, einen Beſuch zu machen. Moltke reiſte dem Prinzen bis Calais entgegen und begleitete ihn mit dem General von Schreckenſtein, dem Grafen Hatzfeld und dem Major Barner nach Paris. Im Nordbahnhofe wurden ſie vom Prinzen Napoleon empfangen, der Moltke durch ‚eine ganz unbeſchreibliche Ähnlichkeit mit ſeinem großen Onkel' überraſchte. „Ganz dies ſchwarze Haar, die bleiche Geſichtsfarbe und das Imperatorenprofil." Auf der Haupttreppe der Tuilerien kam dem preußiſchen Thronfolger der Kaiſer entgegen und führte ihn zu ſeiner Gemahlin. Beim Diner ſaß der Prinz zwiſchen dieſen beiden Herrſchaften; Moltke ihnen gegenüber, ſodaß er ſie gut zu beobachten vermochte. Er bemerkt: „Ich hatte mir Napoleon größer gedacht; er ſieht zu Pferde ſehr gut aus, zu Fuß weniger. Eine gewiſſe Unbeweglichkeit ſeiner Züge und der, ich möchte faſt ſagen, erloſchene Blick ſeiner Augen fiel mir auf. Ein freundliches, ja gutmütiges Lächeln herrſcht in ſeiner Phyſiognomie vor, die wenig Napoleoniſches hat. Er ſitzt meiſt, das Haupt nach einer Seite geneigt, ruhig da, und gerade dieſe Ruhe, die ihn bekanntlich auch in gefährlichen Kriſen nicht verläßt, mag es wohl ſein, welche den beweg-

lichen Franzoſen imponiert. Daß ſeine Ruhe nicht Apathie, ſondern das Ergebnis überlegenden Geiſtes und feſten Willens iſt, haben die Begebenheiten gezeigt. Im Salon trägt er eine imponierende Haltung nicht zur Schau, und im Geſpräch wohnt ihm ſogar eine gewiſſe Befangenheit bei. Er iſt ein empereur, aber kein König. — Die Kaiſerin Eugenie iſt eine überraſchende Erſcheinung. . . . Hals und Arme ſind von unübertrefflicher Schönheit, die Figur ſchlank, die Toilette ausgeſucht, ohne beladen zu ſein . . . Sie ſpricht viel und lebhaft und zeigt dabei mehr Beweglichkeit, als man an ſo hoher Stelle gewohnt iſt." — Nicht minder ſcharf wie die Wirte von den Gäſten wurden übrigens dieſe von jenen beobachtet. Die Kaiſerin ſchrieb damals einer Freundin, der Gräfin W.: „Der Prinz iſt ein großer, ſchöner Mann, faſt einen Kopf größer als der Kaiſer, ſchlank, blond, ſtrohfarbener Schnurrbart: ein Germane, wie ihn Tacitus beſchreiben ſoll, von ritterlicher Höflichkeit, nicht ohne einen Zug von Hamlet. — Sein Begleiter, ein General Moltke (oder ſo ähnlich) iſt ein wortkarger Herr, aber nichts weniger als ein Träumer; immer geſpannt und ſpannend, überraſcht er durch die treffendſten Bemerkungen. . . . Es iſt eine imponierende Raſſe, die Deutſchen; Louis ſagt ‚die Raſſe der Zukunft'. Pah! So weit ſind wir denn doch noch nicht!" — Vierzehn Jahre ſpäter war man allerdings ſo weit!

Über die erſte Nacht in den Tuilerien berichtet Moltke mit ſeinem Scherz: „Sehr ermüdet von ſo vielem, was ich geſehen, legte ich mich bald in mein breites vortreffliches Himmelbett; aber ich konnte lange nicht zur Ruhe kommen. Bald ſtürzte ein Scheiterhaufen im Kamin zuſammen, ſodaß plötzlich eine lichte Flamme aufloderte, bald ſchnurrte eine der vielen altmodiſchen Stutzuhren, als ob ſie daran erinnern wollte, daß unter dieſem Dache

die Zeiten raſcher wechſeln als anderswo. Selbſt die unglaubliche Stille hier mitten in der geräuſchvollen Stadt ſchien befremdlich. Die ſchweren Vorhänge und Teppiche dämpfen jeden Schall; die Türen bewegen ſich ſo lautlos in ihren Angeln, und ſo hatte ich den Kammerherrn nicht eintreten hören, den Louis XIV. vom Louvre abgeſchickt, um mich zu fragen, wie er eigentlich zu dem Vorzug meines Beſuches gelangt ſei. Ich ſuchte dem Marquis aus Gervinus' Geſchichte zu beweiſen, daß ſeit dem ancien régime doch ſo mancherlei paſſiert ſei und daß er hier eigentlich gar nicht mehr mitzuſprechen habe. Er zuckte hochmütig die Achſeln und überließ mich meinen eigenen geiſtreichen Betrachtungen, über welchen ich erſt am folgenden Morgen erwachte."

Es war angenehm für die Reiſenden, daß der Hof den Prinzen erſt von 7 Uhr abends in Anſpruch nahm; ſo behielt man den ganzen Tag zu freier Verfügung und konnte den Sehenswürdigkeiten volle Aufmerkſamkeit ſchenken. Damals war die Zeit der großen Umwandlung von Paris, und man hatte nicht bloß zu bewundern, was Louis Napoleon geſchaffen, ſondern auch, was er zerſtört hatte. Bei einer Parade im Hof der Tuilerien lernte Moltke die Marſchälle Vaillant, Magnan, Peliſſier (Duc de Malakoff), Canrobert und Baraguay d'Hilliers kennen. Von all dieſen Männern trat nur noch Canrobert in den Kämpfen des Jahres 1870 hervor. Er war es, der mit dem VI. Korps den rechten Flügel der Franzoſen bei St. Privat bildete und dann in Metz eingeſchloſſen wurde. Der Vorbeimarſch im Tuilerienhofe ließ für ein preußiſches Soldatenauge viel zu wünſchen übrig. „Die Diviſionen rieſen," ſo berichtet Moltke, „wenn ſie an den Kaiſer herankamen, mehr oder weniger vollſtimmig vive l'Empereur! Er nahm von dieſen Zu-

rufen gar keine Kenntnis. Ich wundre mich, daß er sie nicht ganz abschafft." — Unter den alten Bauten der Seinestadt entzückte Moltke besonders das Hotel Clugny. Versailles scheint ihm keinen tieferen Eindruck gemacht zu haben. Hätte er die Ereignisse ahnen können, die sich vierzehn Jahre später dort abspielen sollten — mit welchen Empfindungen würde er durch die Spiegelgalerie geschritten sein! — In lebhaften Farben schildert er eine Hetzjagd auf den Hirsch im Walde von Fontainebleau. „Auf dem Rendezvous fanden wir 50 bis 60 Pferde, fast alle englisches Vollblut und von einer Schönheit und eleganten Zäumung, die nichts zu wünschen übrig ließ. Ich glaube, daß der Stall des Kaisers der am besten ausgestattete in der Welt ist; wenigstens der englische ist gar nicht damit zu vergleichen . . . Der Zug war prächtig anzusehen. Die französischen Herren trugen alle das Hofjagdkostüm, den kleinen chapeau à trois cornes mit weißen Straußfedern besetzt, grüne Röcke mit rotsammetnen Kragen und Aufschlägen, alle Nähte mit breiten goldsilbernen Tressen besetzt, conteaux de chasse, weiße Beinkleider und Stulpstiefel. Der Kaiser trug dazu den Stern des Schwarzen Adlerordens. Schade, daß wir Preußen unsere scharlachroten Jagdröcke nicht mit hatten; wir nahmen uns im Frack bescheiden genug aus. Der Prinz hatte wenigstens einen eleganten Reitanzug. An Damen ritten nur die Kaiserin, Madame de Contades und Madame de St. Pierre, alle in dreieckigem Federhut und grüner Jagduniform. Die Kaiserin führte das ganze Rennen im schärfsten Tempo; sie sitzt ruhig und elegant zu Pferde und sieht gut aus . . . Die Jagd dauerte fast 1¾ Stunden. Alle Preußen, welche mitgeritten, waren bei der curée: der Prinz, beide Reuß, Barmer, Romberg und ich."

In der Nacht vor dem Weihnachtsheiligabend fuhr

Moltke wieder mit seinem Prinzen im kaiserlichen Salonwagen der Heimat zu. Er erwachte in Zabern. „Es war traurig," so sagt er, „die Leute dort deutsch sprechen zu hören, und dabei sind sie gute Franzosen. Wir haben sie ja im Stich gelassen! Um 9 Uhr erblickten wir den Münster, hielten uns aber in Straßburg nicht auf, sondern fuhren nach Karlsruhe."

5.

Prinz Friedrich Wilhelm hatte den Wunsch ausgesprochen, nicht nur bei der Garde zu dienen, sondern auch in der Provinz ein Linien-Regiment zu kommandieren und war in der Tat am 3. Oktober 1856 mit der Führung des 11. Infanterie-Regiments beauftragt worden. Demgemäß siedelte er im Januar 1857 mit seinem Adjutanten nach Breslau über. Frau von Moltke verblieb in Berlin, während der soeben vermählte Hauptmann von Heintz seine junge Gattin mit nach der schlesischen Hauptstadt nahm, wo sich ein höchst bewegtes Treiben entfaltete, da jedermann bemüht war, den Thronfolger zu erfreuen und zu feiern. Feste und Lustbarkeiten folgten einander; Ausflüge, die der Prinz unternahm, um Land und Leute näher kennen zu lernen, forderten viel Zeit, und oft mag es Moltke schwer geworden sein, eine ruhige Stunde zu finden für die kriegsgeschichtlichen Vorträge, welche er dem hohen Herrn zu halten hatte. Wie rüstig und lebensfrisch der nun bald 57jährige Mann übrigens war, beweist schon der Umstand, daß er nicht nur Quadrillen mitritt, sondern sogar noch Schlittschuh lief. Beim Fürsten Pleß beteiligte er sich ausnahmsweise auch einmal an großen Jagden.

Zu Ostern besuchte Moltke seine Gattin in Berlin,

und um dieſe Zeit hatte er ein inhaltreiches Geſpräch mit Theodor von Bernhardi, über welches dieſer in ſeinen ‚Erinnerungen‘ eingehend berichtet hat und welches für Moltkes damalige Anſchauungen in mancher Hinſicht bezeichnend iſt. Bernhardi ſagt: „Er iſt verſchloſſen, diskret, ſchweigſam und, wie man ſagt, boutonné: dieſes Mal ſpricht er viel, ſehr beſtimmt und anſcheinend ſehr offen; es iſt offenbar Berechnung und Abſicht dabei; er will, ich ſoll ihn nicht für einen Geſinnungsgenoſſen von Vincke, Saucken u. ſ. w. halten. Über Vincke (es iſt ſein alter Freund vom Orient her) äußert er ſich einigermaßen mißbilligend: der mache ‚als Erbe und Vertreter der Beymeſchen Ideen in der beſten redlichſten Abſicht‘ hin und wieder unnütze Händel und ſich ſelbſt unnützerweiſe viele Feinde, halte es für ſeine Pflicht, alle Mängel aufzudecken; das ſei viel leichter als nachzuweiſen, wie es beſſer zu machen ſei.“ — Von dem jungen Prinzen bedauert Moltke, daß er ſo in Zerſtreuung hineingezogen werde und ſich daher nur wenig ernſthaft beſchäftigen könne. Seine Vermählung mit der Prinzeſſin Viktoria ſei in England keineswegs volkstümlich, dermaßen, daß man ſie ſogar noch nicht einmal amtlich angekündigt habe. Es liege das in der ſchwankenden zu Rußland neigenden Politik Preußens, um derentwillen die ‚Times‘ den Prinzen Friedrich Wilhelm gar ‚einen verkappten ruſſiſchen General‘ nenne. Es liege auch an Preußens Haltung in der Neuchateler Angelegenheit, ‚mit der wir nicht fertig werden können‘ — was Moltke ſehr mißbilligte.

Das Geſpräch wendete ſich der Schleswig-Holſteiniſchen Frage zu, und Bernhardi gewann den Eindruck, daß Moltkes innige Teilnahme am Schickſal der Elbherzogtümer weniger auf deutſch-nationalen Empfindungen beruhe als auf ſeiner Hinneigung zu den ariſtokratiſchen

Elementen, die ſich dort gegen das demokratiſche Dänemark auflehnten; denn Schleswig-Holſtein ſei konſervativ, die däniſche Regierung revolutionär. Dem Wunſche Moltkes, daß Preußen dort freie Hand behalten möge, konnte Bernhardi keine Hoffnung entgegenbringen, weil Preußen in ganz Europa unbeliebt und namentlich zu wenig geachtet wäre. Das gab Moltke ſtillſchweigend und durch eine kleine Bewegung des Kopfes zu. — Auch die kirchlichen Wirren kamen zur Sprache. Eine ſo feinſinnige, geſchichtlich und äſthetiſch angelegte Natur wie Moltke empfand die große Kirchentrennung begreiflicherweiſe als ein ſchweres und eigentlich unnützes Unglück, zumal für unſer deutſches Volk. Er meinte, Luther ſei viel zu weit gegangen; er habe „das Kind mit dem Bade ausgeſchüttet". Es iſt das dieſelbe Anſchauung, welche Goethe hegte, wenn er zur Zeit der franzöſiſchen Staatsumwälzung äußerte:

> Franztum drängt in dieſen verworrenen Tagen, wie ehmals Luthertum es gethan, ruhige Bildung zurück.

Bernhardi widerſprach lebhaft und ſagte, wenn Chriſtus abermals zur Erde käme, ſo würden die katholiſchen Geiſtlichen ihn von neuem als Ketzer und Gottesleugner kreuzigen. „Die lutheriſchen etwa nicht?" fiel Moltke ein — „die erſt recht, wenn er ihnen von guten Werken ſpräche!" Er hoffte auf eine dereinſtige Wiedervereinigung der Bekenntniſſe im Schoße einer gereinigten katholiſchen Kirche, deren Vorzüge er in der unanfechtbaren Autorität und in ihrer größeren Einwirkung auf Phantaſie und Gemüt erblickte. — Bernhardi war von ſolchen Anſichten nicht ſehr erbaut. „Den jungen Prinzen unter ihrem Einfluß zu denken," ſo bemerkt er, „iſt nicht durchaus erfreulich."

Anfangs Juni begleitete Moltke den Thronfolger

wieder nach England. Unterwegs verweilten sie einen Tag in Münster, wo die Prinzessin von Preußen vorübergehend Hof hielt. Die Bauten der altertümlichen Bischofsstadt fesselten den aufmerksamen Reisenden in hohem Maße. Dann ging es in Hast über Calais nach Windsor-Castle, wo man angenehme Tage verlebte und Moltke sich in das Studium der großartigen Kunstschätze dieses Königssitzes vertiefte, von denen ihn besonders die Gemälde van Dyks anzogen. Im engsten Hofkreise, zuweilen als Tischnachbar der Königin, tat der deutsche General tiefe Einblicke in das Leben der königlichen Familie von England und trat den bedeutendsten Persönlichkeiten nahe. Sehr ausführlich berichtet er über seine Beobachtungen an Land und Leuten; denn nirgends geht er gleichgültig vorüber, nichts entgeht seinem immer wachen, klaren Auge. Endlich ist er aber doch froh, daß das ‚Einerlei von Warten, Hoffesten, Diners und Theater' zu Ende ging, und reines Behagen atmen einige Briefe aus Baden-Baden, wo der Prinz am stillen Hofe seines Vaters verweilte und Moltke Zeit behielt, sich in den herrlichen Waldungen nach Lust und Laune einsam zu ergehen.

Der Hochsommer führte den hohen Herrn und seinen ersten Adjutanten wieder nach Schlesien zurück. Hier wurden die wichtigsten Schlachtfelder besucht und die Waffentaten der Vergangenheit durch Vorträge Moltkes erläutert. Vom 30. August bis Mitte September residierten die Herrschaften, um den Truppenübungen beizuwohnen, in Reichenbach, dessen schöne Umgebungen Moltke sehr rühmt und von wo aus ein Teil des benachbarten Hochadels besucht wurde. An diese bewegte Zeit reihten sich Besuche der Höfe von Weimar und Koblenz, und es schien, als ob Moltke mehr und mehr, vielleicht gar auf die Dauer von diesen höfischen Beziehungen umsponnen

würde. Da traten plötzlich zwei Ereigniſſe ein, welche die Lage von Grund aus veränderten: die ſchwere Erkrankung des Königs und der Tod des Generals von Reyher.

Offenbar ſind übrigens die zwei Jahre Hofdienſt Moltkes für die Entwickelung ſeiner Perſönlichkeit durchaus nicht ohne Wert geweſen. Einer der größten aller Feldherren hat das Wahrwort geſprochen: ‚die Hälfte der Kriegskunſt iſt Menſchenkenntnis.‘ Die für den Gang der öffentlichen Angelegenheiten maßgebenden Menſchen, die Herrſcher und ihre höchſtſtehenden Diener, kann man aber in Europa nur an den Höfen kennen lernen. Es war daher für Moltke in der Tat bedeutungsvoll, daß er nicht nur die hohe Pforte und die Umgebung des heiligen Stuhles, ſondern auch die Höfe von Weſtminſter, St. Petersburg und Paris aus eigener Anſchauung zu würdigen vermochte. Dabei erweiterte ſich zugleich ſein Wiſſen von Land und Leuten, und ſein aufmerkſames Auge hatte Gelegenheit, prüfend und vergleichend auf den Truppen der europäiſchen Großſtaaten zu verweilen. Was er dabei bemerkt, liegt uns nur in der für eine Frau beſtimmten, leichthin das Äußere ſtreifenden Faſſung vor; was er wirklich beobachtet, hat er für ſich behalten; aber es unterliegt keinem Zweifel, daß die Jahre des höfiſchen Dienſtes zugleich auch militäriſche Studienjahre für Moltke geweſen ſind.

6.

Bald nachdem Moltke mit dem Prinzen Friedrich Wilhelm aus Breslau nach Berlin zurückgekehrt war, ſtarb am 7. Oktober 1857 der General von Reyher, der bewährte Chef des Generalſtabs der Armee. Obgleich ſein Amt noch nicht von jenem wundervollen Glanze umgeben war, den Moltke ihm verliehen hat, ſo

beſchäftigte die Frage nach der Nachfolgerſchaft Reyhers doch natürlich alle beteiligten Kreiſe. Damals ſchrieb Moltke ſeiner Gemahlin: „An Reyhers Stelle dürfte vielleicht Reitzenſtein[130]) aus Frankfurt ernannt werden. Ich glaube, es wäre eine gute Wahl!“ Aber in den Sternen ſtand es anders geſchrieben.

Am 23. Oktober wurde der Prinz von Preußen zur Stellvertretung ſeines ſchwer erkrankten königlichen Bruders berufen, und eine ſeiner erſten Regierungsmaßregeln war die Neubeſetzung der durch Reyhers Tod frei gewordenen Stelle. Die durch den klugen Chef der Abteilung für die perſönlichen Angelegenheiten, den damaligen Oberſt Freiherrn von Manteuffel, geleitete Wahl fiel auf Moltke, der am 29. Oktober folgende vom Prinzen von Preußen ‚im Auftrage‘ des Königs erlaſſene Kabinettsordre erhielt: „Ich beauftrage Sie hierdurch, unter Entbindung von dem Verhältnis als erſter Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm von Preußen Königliche Hoheit, mit der Führung der Geſchäfte des Generalſtabs der Armee. Sie haben hierin einen beſonderen Beweis meines in Sie geſetzten perſönlichen Vertrauens zu erblicken, und erwarte ich, daß Sie demſelben vollſtändig entſprechen und die Ihnen übertragenen hochwichtigen Dienſtfunktionen im wahren Intereſſe der Armee ausführen werden. Das Kriegsminiſterium wird Ihnen aus dem vakanten Gehalte der Stelle Ihre bisherigen Gehaltskompetenzen nebſt einer Zulage von jährlich 1200 Talern anweiſen.“ — Man fühlt dem Wortlaute dieſes Befehls an, daß er das Ergebnis ernſter und gründlicher Erwägung iſt, und ſelten iſt die Wahl einer Perſönlichkeit ſo glücklich ausgefallen, von ſo ſegensreichen Folgen für das Wohl des Vaterlandes begleitet geweſen wie eben dieſe.

Trotz der Enthebung von der Stellung als Adjutant des Prinzen Friedrich Wilhelm rissen die nahen persönlichen Beziehungen zu diesem hohen Herren doch nicht plötzlich ab; vielmehr begleitete er ihn noch auf seiner Hochzeitsreise nach England im Januar 1858. Dabei folgten ihm aber die Generalstabsgeschäfte unerbittlich nach. „Heute vormittag," schreibt er z. B. am Tage vor der Trauung des Prinzen an seine Gattin, „habe ich bis 3 Uhr gearbeitet, ganz als wenn ich in Berlin wäre." Vom Abend desselben Tages berichtet er: „Beim Cercle wurde ich zur Königin berufen, dann zur Prinzeß Royal. König Leopold und seine Söhne, Prinz von Preußen, Prinz Albrecht Vater und Sohn, die Adjutanten und Hofdamen machten eine ganz deutsche Gesellschaft aus. Mit Prinz Friedrich Karl hatte ich eine lange Unterhaltung. Unter den Adjutanten sind hier: Buddenbrock, Massow, Richthofen und Osten vom 26. Regiment mit dem Fürsten von Hohenzollern; dann Redern, Boos, Waldeck, Pückler, kurz, es war wie in Berlin." — Ganz eingehend beschreibt Moltke die Hochzeitsfeierlichkeiten. Die Trauung geschah nach dem englischen Ritual. „Beide Brautleute mußten, jedes für sich, die vom Erzbischofe vorgelesene Formel nachsprechen. Sie gelobten sich, in Freude und Leid, in Glück und Unglück treu auszuharren und daß nur der Tod sie scheide. Auf diese Bedingung hin nahm der Prinz seine künftige Gattin mit einem bewegt gesprochenen, aber festen und lauten ‚I will!' Ich habe mich wahrhaft über ihn gefreut bei dieser Gelegenheit. Man las in seinem etwas blassen Gesicht, wie sehr ihn der Ernst der Handlung ergriff, und dabei bewahrte er die feste männliche Haltung, die ihm vor diesem Publikum gebührt. Wer ihn so sehen konnte wie ich, mußte ihn liebgewinnen."

Vor dieser Feierlichkeit hatte Moltke die zweite Klasse

des Roten Adlers und von dem Prinzen-Bräutigam einen sehr schönen Degen zum Geschenk erhalten. Einige Tage später besuchte er Southampton und besichtigte dort das Ordonnance survey Office.[131]) „Das kommt freilich anders als mit unsern Mitteln. Dort arbeitet man mit einem Personal von 1400 Angestellten. Ich habe manches gesehen, was uns von Nutzen werden soll, und freue mich schon darauf, wieder in meine Wirksamkeit zu treten!"

Dies war denn auch bald der Fall. Im Juni 1858 rekognoszierte Moltke in Schlesien das Gelände für die Herbstübungen des V. und VI. Armeekorps, an denen er dann auch in Begleitung des Prinzen von Preußen teilnahm und bei deren Beendigung er noch auf dem Felde selbst einen ‚blauen Brief' folgenden Inhalts empfing:

„Ich nehme die Gelegenheit des Schlusses der gemeinschaftlichen Übungen des fünften und sechsten Armeekorps gern wahr, um Ihnen einen Beweis meiner Zufriedenheit mit Ihrer Geschäftsführung zu geben und Sie hierdurch zum Chef des Generalstabes der Armee zu ernennen.

Liegnitz, den 18. September 1858.

Im Allerhöchsten Auftrage Seiner Majestät des Königs.

Prinz von Preußen."

So war denn nach langen Lehr- und Wanderjahren Helmuth von Moltke endgültig an diejenige Stelle getreten, auf der er dreißig Jahre lang verbleiben und als berufener Berater Wilhelms des Siegreichen durch unvergleichliches Walten und Wirken seine Meisterschaft bewähren sollte.

Dreifach ist die Aufgabe, welche der Chef des Generalstabs zu lösen hat und welche Moltke in einer

Weiſe zu löſen verſtand, die wohl einzig daſteht in der Geſchichte der Heere. Es galt die Ausbildung eines ſtets wachſenden Korps von Generalſtabsoffizieren; es galt, Jahr für Jahr den Entwurf der allgemeinen Landesverteidigung und die Einleitung der etwa möglichen Feldzüge auf Grund der jedesmaligen politiſchen Lage und der ſich allmählich ſteigernden Wehrkraft feſtzuſtellen und bis in die geringſten Einzelheiten vorzubereiten; es galt endlich die oberſte Leitung dreier Kriege, von deren glorreicher Führung die Weltgeſchichte reden wird, ſo lange ſie des deutſchen Volkes, ja ſo lange ſie des europäiſchen Völkerkreiſes eingedenk bleibt. — Welch ein Wirken! In ſtiller Arbeit emſig prüfen und ringen, um große Gedanken zu ſäen und zu pflegen, um ſich und andern die erhabenſten Ziele nicht nur beſtändig vor Augen zu halten, ſondern auch zu finden und zu zeigen, auf welchen Wegen ſie zu erreichen ſeien; weitumfaſſende Pläne entwerfen und ſie, ununterbrochen umgeſtaltend, den wechſelnden Bedürfniſſen der Staatskunſt anzupaſſen; aber durchaus nicht zu wiſſen, ob die Früchte ſolcher raſtloſen Tätigkeit zu den Zeiten, da der treu Arbeitende lebt und an maßgebender Stelle wirkt, jemals gepflückt werden können — und dann überſchüttet werden von verdientem weltgeſchichtlichem Ruhme, nach Erfolgen, durch welche König und Vaterland zu ungeahnten Höhen emporgetragen werden — das iſt ein herrliches Los! Und dabei ſo ganz einfacher Menſch zu ſein, das Große alſo in reiner frommer Seele ohne jedes ſchiefe Nebenlicht frei empfinden zu können!

Vor allen Zeitgenoſſen ſteht ein Bild Moltkes, das ſelbſt die Leidenſchaft der Feinde in keinem Zuge zu verzerren vermocht, ein Bild des ſchlichten gottergebenen

Mannes, des feinsinnigen, für alles Edle und Schöne begeisterten Denkers, ein Bild des unermüdlichen Staatsdieners, des genialen, überwältigend große Pläne vorzeichnenden und ausführenden Feldherrn. — Merkwürdig ist es, wie dies Bild Zug um Zug dem Ideal entspricht, das schon das Altertum für einen Strategos aufgestellt. Der oströmische Kaiser Leo VI., welchen die Geschichte bald den ‚Philosophen', bald den ‚Taktiker' nennt und welcher es versucht hat, die gesamte Überlieferung der Antike in seiner ‚Summarischen Auseinandersetzung der Kriegskunst' zusammenzufassen, der spricht sich über die an einen Feldherrn zu stellenden Anforderungen folgendermaßen aus:

> „Der Strategos soll gesund, einfach, in allen Genüssen mäßig, ehrlich, vorsichtig und klug sein. Er soll mit hoher Bildung und vornehmer Denkweise vollkommene Uneigennützigkeit, menschenfreundlichen Sinn und Großmut verbinden. Er soll es verstehen, aus dem Stegreif treffend und genau zu sprechen, und soll womöglich auch von guter Herkunft sein. Falls die Umstände ihn nicht drängen, fasse er seine Entschlüsse nur nach reiflichster und sorgsamster Erwägung. Hat er aber einen Entschluß gefaßt, so führe er ihn auch schnell und entschieden aus."

Dies letztere ist Moltkes Wahlspruch ‚Erst wägen, dann wagen!' Ja, die Erklärungen, welche Kaiser Leo jenem Satz an einer andern Stelle gibt, erinnern noch unmittelbarer an die Losung des großen deutschen Strategen; denn Leo sagt:

> „Bei der Erwägung eines Entwurfs behandelt euere eigenen Gedanken mit Mißtrauen; doch habt

ihr euch einmal entschlossen, so schwankt und zaudert nicht, weil euch etwa nachträglich noch dies oder das bedenklich scheint. Allzu ängstliche Klugheit ist schädliche Schwäche."

Endlich verweist Leo auf die Hilfe Gottes, der man mit frommem Zutrauen entgegenzusehen habe:

„Vergebens wendet ein Steuermann, wie gelehrt er auch sei, alle Mittel seiner Kunst an, wenn der Wind ihm durchaus entgegensteht. Ist ihm aber auch nur ein einziger Hauch günstig, so wird er ihn dankbar und klug benutzen und seines Schiffes Lauf mit ruhiger Sicherheit fördern."

Man sieht, es sind wesentlich sittliche Forderungen, die Kaiser Leo stellt; aber dabei folgt er eben der antiken Überlieferung, daß es vor allem der Charakter sei, welcher den Wert des Mannes und nicht zum wenigsten den des Feldherrn bedinge. Und das ist ganz im Sinne unseres Moltke. Denn er, als dessen hervorragende Eigenschaft gewöhnlich die stillsinnende Gelehrsamkeit galt, er hat wiederholt und mit Nachdruck erklärt: „Kriegführen ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst!" — das heißt: die Erkenntnis bedarf, um zur Tat zu werden, des Willens. Der aber entspringt nicht dem Intellekt, sondern dem Charakter; er entspringt jenem Gefühle innerer Einheit und Sicherheit, das in dem Bewußtsein angeborener Begabung und erworbener Meisterschaft beruht.

Auf welchen Wegen Moltke diese Meisterschaft erworben, das hat uns die Betrachtung seiner Lehr- und Wanderjahre gezeigt; aber auch seiner angeborenen Begabung wird man allezeit eingedenk bleiben müssen, wenn man sein Werden und Wirken verstehen will. Naturen von solcher Stille und Größe, Tiefe und Anmut,

wie die unſers Helden, waren und ſind ungemein ſelten. Geburt und glückliche perſönliche Eigenſchaften, die ſelbſt einer grundverkehrten Knabenerziehung tapfer widerſtanden hatten, beriefen ihn früh in die höchſten Kreiſe der Geſellſchaft, und ſo wurden das edle Gleichmaß und die hohe Haltung ſeines wahrhaft vornehmen Weſens nur noch mehr beſtätigt. Durch militäriſche und höfiſche Rückſichten ununterbrochen bedingt, erwarb und bewahrte er ſich doch eine Freiheit des Blickes, welche beweiſt, daß jede Schranke niedriger lag als der klare Sehſtern ſeines ſcharfen Auges, der über die jedesmalige Umgebung ruhig hinausblickte in eine Ferne, an deren majeſtätiſcher Größe er alle die von ihm zu erwägenden und zu entſcheidenden Einzelheiten maß, ſodaß nicht er, ſondern die Welt überraſcht war, als auch die rieſenhafteſten Ereigniſſe von ihm nach vorbedachter Ordnung gelaſſen und wie ein gewohnter Stoff gehandhabt wurden.

Zur Geſchichte des Generalſtabes

Wie für jede Lebensbeſchreibung die Grundzüge der Familiengeſchichte des Helden die natürlichſte Einleitung bilden, ſo iſt für die Darſtellung der Tätigkeit des Inhabers eines großen Amtes die Entwicklungsgeſchichte ſeines Wirkungskreiſes eine unerläßliche Vorausſetzung. Darum mögen der Schilderung von Moltkes Meiſterjahren einige Andeutungen über die Geſchichte des Generalſtabes vorausgehen.[132])

1

Das Wort ‚Generalſtab‘ kann doppelt gedeutet werden: als ‚allgemeiner Stab‘ oder als ‚Stab eines Generals‘, und dieſe zwiefache Deutung entſpricht in der Tat der heut geltenden Unterſcheidung des ‚Großen Generalſtabes‘ von den Stäben einzelner Befehlshaber. Auch das Wort ‚Stab‘ allein hat doppelten Sinn. Einmal verſteht man darunter eine Stütze, eine Hilfe, dann aber, wie beim Marſchallsſtabe und beim Zepter, ein Sinnbild der Amtsgewalt, ein Herrſchaftszeichen. Indem dieſe beiden Bedeutungen, von denen die zweite eigentlich zugrunde liegt, ſich durchdrangen, ergab ſich

der Begriff des Stabes im kriegsamtlichen Sinne: der Stab ist eine helfende Stütze des Befehlshabers und zugleich selbst eine Kriegsbehörde.

Die Aufgaben des Generalstabs sind so alt wie die geordnete Kriegführung. Schon im 14. Jahrhundert v. Chr. unter Ramses d. Gr. wurden bei den Ägyptern die Feldzüge von einem ‚Mohar' vorbereitet, der mit Hilfe auserlesener Männer das Land des Feindes zu erforschen, dessen Stärke und Kampfesweise festzustellen und die Wegbarkeit des Kriegsschauplatzes zu erkunden hatte. Auf Grund seiner Berichte ordnete der ‚Herr des Kriegshauses' den strategischen Aufmarsch an. — Als regelmäßig vorgesehene Einrichtung treffen wir Ratgeber und Gehilfen des Feldherrn in den Heeren der Griechen und Römer. Bei den Athenern, deren jährlich gewählte zehn Strategen in der guten alten Zeit sämtlich zu Felde zogen, während doch in täglichem Wechsel immer nur einer den Oberbefehl führte, machten die übrigen neun den Generalstab aus. Dem Könige-Feldherrn der Spartaner standen als ständiger Beirat die Polemarchen zur Seite, die mit ihm dasselbe Zelt bewohnten. Überdies waren ihm für Verpflegungs-Angelegenheiten die Homöen, für Fragen der Kriegspolitik die Ephoren beigesellt. Die acht ‚Leibwächter' Alexanders d. Gr. bildeten im eigentlichsten Wortsinne seinen Generalstab, und daß ein solcher auch seinen Gegnern nicht mangelte, erhellt daraus, daß die Sieger bei Gaugamela in dem eroberten Lager eine genau ausgearbeitete Anordnung der persischen Schlachtordnung fanden. — In den römischen Heeren leiteten die in Generalsstellung befindlichen Legaten und der Quästor die Geschäfte des Stabes, welche im einzelnen von den Kontubernales erledigt wurden, jungen Edelleuten, die den Krieg als Voluntarii mitmachten. Eben

von Männern solcher Art rühren die besten Nachrichten über das Kriegswesen des Altertums her, die wir (abgesehen von Xenophon und Cäsar) überhaupt besitzen: die des Polybios, des Heergenossen Scipios (150 v. Chr.), und die des Prokopios, des Vertrauten Belisars (540 n. Chr.), zu dessen Stab oder ‚Hause' (οἰκία) er als assessor oder consularius gehörte. Die Tätigkeit, welche in neueren Heeren dem sogenannten Quartiermeisterstabe zufiel, versah bei den Römern zur Zeit des Polybios ein Stabsoffizier (tribunus) mit mehreren Hauptleuten (centuriones). Ein ständiger ‚Lagermesser' wird zuerst unter Antonius erwähnt, und es verdient hervorgehoben zu werden, daß diese Würde eines ‚Castrametators' zur Zeit der Erneuerung der klassischen Studien wiederhergestellt und 1617 von den Generalstaaten dem trefflichen Kriegsbaumeister Simon Stevin verliehen wurde. Unter den römischen Kaisern waren für den Dienst im Lager wie für die bei der allgemeinen Verwaltung vorkommenden Vermessungen besondere metatores oder agrimensores angestellt, so daß schon damals jene Verbindung zwischen kriegsamtlichen und bürgerlichen Aufnahmen erkennbar ist, die sich bis jetzt in den Generalstäben erhalten hat. Den byzantinischen Heeren zogen zur Aufklärung der Straßen und zur Wahl geeigneter Lagerplätze anticessores voran, die von mensores begleitet wurden, welche das Lager abzustecken hatten.

In den Heeren des Mittelalters bildeten die Paladine, d. h. die Inhaber der germanischen Palastämter, den Stab des Fürsten: der Seneschall (famulorum senior, Großknecht), der Konetabel (comes stabuli, Stallgraf) und der Marschall (marescalc, Roßknecht). Ihren Stellungen entsprechen i. a. die der ‚Gebietiger', welche dem Hochmeister des deutschen Ordens zur Seite standen,

ſowie die der Ratsherrn, welche kriegführende Städte ihren Feldoberſten beizugeſellen pflegten. Dieſelbe Einrichtung ward dann weiter abwärts im kleineren wiederholt. So weiſen die Statuts hiérarchiques des Templerordens jedem einzelnen Gebietiger (Großoffizier) wieder einen beſonderen Stab zu. Der des Seneſchalls beſteht z. B. aus 2 escuriers, 1 compagnon-chevalier, 1 frère sergeant, 1 diacre-écrivain, 1 écrivain sarrazinois (Dolmetſcher), 1 turcopole (Ordonnanzoffizier) und den zugehörigen Knechten.

Eine dauernd eingeſetzte Kriegsbehörde, welche gleichzeitig den Zwecken der Heeresverwaltung wie denen des Generalſtabs zu dienen beſtimmt war, erſcheint im Abendlande an der Schwelle der Neuzeit, und zwar in dem Burgund Karls des Kühnen. Der Estat de la maison de Bourgogne von 1474 zeigt, daß die geſamte Leitung des Wehrweſens in einem Hofkriegsrate zuſammengefaßt war, dem der Oberhofmeiſter, der Kriegsſchatzmeiſter, der Feldzeugmeiſter und der Wappenkönig des Goldenen Vließes angehörten und in dem der Herzog ſelbſt den Vorſitz führte. Vier Ritter dienten als vortragende Räte; beſondere Schreiber beſorgten die Ausfertigungen der Erlaſſe, zu denen bereits ſorgfältig ausgearbeitete Dienſtvorſchriften gehörten. In Abweſenheit des Herzogs führte den Vorſitz im Rat wie den Oberbefehl im Felde der Marſchall von Burgund, als deſſen Leutnant der Heermarſchall (maréschal de l'host) waltete. — Das Vorbild Burgunds wurde maßgebend für ſeine Nachbarn. Herzog Philipp von Kleve unterſcheidet in ſeinem ſchönen ‚Kriegsbuche' von 1498 in dem ‚Bevelch des Conneſtabels oder Oberſten Velthauptmanns' drei Hauptämter: das des Obriſten Marſchalckhs (mareschal de l'host), das des Obriſten Quattiermaiſters (mareschal

des logis) und das des Obriſten Provoſen (prévost des maréchaulx). Noch näher ſchließen ſich an das burgundiſche Beiſpiel die Vorſchriften an, welche der Franzoſe du Bellay-Langey 1528 in ſeinen Instructions sur le faict de la guerre gab. Endlich aber übertrug ſich die Einrichtung eines ſtändigen Hofkriegsrates, wie ſie Karl der Kühne geſchaffen hatte, mit dem burgundiſchen Erbe auch auf Öſterreich, wo ſie ſeit der Mitte des 16. Jahrhunderts deutlich erkennbar wird, und zwar nicht nur bei der ſogenannten ‚geheimen Stelle', der oberſten Verwaltungsbehörde zu Wien, ſondern auch in den einzelnen Erbländern.

Überhaupt wendete man um die Wende des 15. und 16. Jahrhunderts der Frage der oberſten Heeresleitung ernſtes Nachdenken zu, und niemand iſt da zu einem befriedigenderen Ergebnis gekommen als der einſichtige Machiavelli. Er ſagt: „Bei Auswahl der Gehilfen des Feldherrn mögen Klugheit und Kenntniſſe, vor allem aber der Charakter maßgebend ſein! Dieſen Gefährten fällt die allgemeine Beratung des Feldherrn zu, vorzüglich jedoch die Sorge für Nachrichten- und Kartenweſen, ſowie der Verpflegungsdienſt. Übrigens iſt ſchon im Frieden ein Nachrichtenamt in bezug auf Land und Leute der mutmaßlichen Feinde einzurichten."

In dem älteſten deutſchen Ämterbuche, wie es Treuſch v. Butler und Konrad v. Bemelberg um 1530 bearbeitet haben, bilden die höchſten Befehlshaber der ‚drei Regimenter', d. h. der drei Waffengattungen, den vornehmſten Beſtandteil des oberſten Heeresſtabes. Ein Vierteljahrhundert ſpäter tritt aber in Frönspergers Kriegsbuch unter den dem Generaloberſten unmittelbar unterſtellten ‚hohen Emptern' keines ſo bedeutungsvoll hervor als das des oberſten Quartiermeiſters. Er

ſoll ein hocherfahrener, vielverſtändiger, wohlverſuchter Kriegsmann ſein. Alles, was das Lagerweſen, auch die Befeſtigung der Quartiere angeht, iſt ſein eigentlicher Amtsbereich, und er ſoll auch imſtande ſein, dieſe Dinge in eine Mappe (Karte) zu bringen. Vor Antritt eines Marſches hat er durch gute Kundſchafter und reitende Boten alle Straßen, Brücken, Wege und Stege unterſuchen zu laſſen. Dazu bedurfte er natürlich wieder eines beſonderen Stabes, deſſen Mitglieder den anticessores und mensores der Byzantiner entſprachen, und für den bald der Name ‚Quartiermeiſterſtab' aufkam.

Im 17. Jahrhundert verſtand man unter ‚Generalſtab' die Generalität nebſt ihren ſämtlichen Hilfsämtern. Dieſe begriffliche Einheit zu einer wirklichen umgewandelt, ſie zum dienlichen Werkzeuge der Heeresverwaltung und der Kriegsleitung ausgebildet zu haben, war eine fruchtbringende Leiſtung Guſtav Adolfs von Schweden. Auch in ſeinem Generalſtabe kam dem Generalquartiermeiſter die vielleicht wichtigſte Stellung zu, namentlich nachdem er zu dieſer Würde 1630 den ausgezeichneten Kartographen Olaf Hans von Swart ernannt hatte, dem wir u. a. eine der älteſten Karten der Mark Brandenburg verdanken und der auch nach Guſtavs ruhmvollem Tode Generalquartiermeiſter bei den ſchwediſchen Heeren blieb. — In Guſtavs Fußtapfen trat der Große Kurfürſt von Brandenburg. Er fand ganz zerrüttete Zuſtände vor. Sein Vater hatte im Jahre 1630 alle Kriegsſachen vier ‚ſonderbar dazu verordneten Räten' übertragen; allein dieſe Einrichtung war verfallen, und nunmehr ſetzte Friedrich Wilhelm an Stelle jener vorwiegend bürgerlichen Behörde eine rein militäriſche: den Generalſtab nach ſchwediſchem Vorbild. Laut des Beſoldungsſtandes von 1657 zählte dieſer 7 Offiziere: den Generalkommiſſar

(Intendanten), den Generalwachtmeiſter, zwei Generaladjutanten, zwei Generalquartiermeiſter und den Stabsfurier. Übrigens wurde ein ſolches ‚General-Kriegs-Kommiſſariat‘ für jeden einzelnen Feldzug neu zuſammengeſtellt; nur die Generalquartiermeiſter und ihre Gehilfen hatten, wenigſtens auf dem Gebiete des Karten- und Ingenieurweſens, eine dauernde Tätigkeit auch im Frieden, und darum hat die Geſchichte des Generalſtabs, und zwar nicht nur in Brandenburg, ſondern eigentlich überall, an die des Generalquartiermeiſterſtabes anzuknüpfen. Dieſer beſtand aus mehreren Leutnants des Generalquartiermeiſters, einigen Oberquartiermeiſtern, Generalſtabsquartiermeiſtern und Stabsquartiermeiſtern, ohne daß dieſe Ämter jedoch nach feſten Grundſätzen mit einem beſtimmten Range verbunden geweſen wären. Auch ein Capitaine des guides ſowie einige Ingenieure zählten zu dieſem Stabe. — Joh. Sebaſt. Gruber bemerkt 1697 in ſeiner ‚Kriegs-Disciplin‘: „Der Generalquartiermeiſter ſoll ein geſcheidter und qualifizierter Mann ſein, der nicht allein die Fortifikation, ſondern auch die Geographie und Land-Charten wol verſtehen und ſelber machen könne, maßen er alle Läger vorher recognoscieren und abſtecken, auch im Fall der Noth bei einer Belägerung die Attaquen und Batterien angeben, ſolche in Riß zu Papier bringen und dem Generallieutenant übergeben muß. Es iſt eine ſehr mühſame und verdrießliche Charge, und ſoll der erſt geboren werden, der es allen kann recht machen.“

Bei den Heeren des 17. und 18. Jahrhunderts ſpielte der Generalſtab eine unvergleichlich geringere Rolle als heutzutage. Die Streitkräfte waren damals verhältnismäßig leicht zu überſehen. Marſch-, Lager- und Sicherheitsdienſt fanden auch für die volle Kriegstätigkeit durch-

aus genügende Anweisungen in den gewöhnlichen Dienstvorschriften; sogar für die Schlacht jener Zeit, in der die Waffengattungen ja meist getrennt zur Wirksamkeit gelangten, reichten die an jede Waffe erlassenen allgemeinen Verfügungen aus. Wurden dennoch einmal abweichende Anordnungen notwendig, so ließen sie sich auf den damals so kleinen Schlachtfeldern unmittelbar von der obersten Heeresleitung aus durch Adjutanten vermitteln.

Unter Friedrich d. Gr. bestand der Generalquartiermeisterstab kaum dem Namen nach. Der König war sein eigener Stabschef; ja oftmals übernahm er sogar die Arbeiten niederer Generalstabsoffiziere. Die laufenden Geschäfte erledigte er mit Hilfe des Kabinettssekretärs Eichel, und für die weitere Ausführung bediente er sich der Offiziere seiner ‚Suite', nämlich der 17 General- und Flügeladjutanten, von denen 10 aus dem Fußvolk, 3 aus der Reiterei und 4 aus dem Ingenieurkorps hervorgegangen waren. Einer oder der andere dieser Adjutanten versah den Dienst als Generalquartiermeister. Unter der Leitung eines Capitaine des guides wurden reitende Feldjäger beim Mangel von Karten als Kolonnenführer verwendet, während sogenannte ‚Brigademajors' als Platzmajors der Feldtruppen dienten, d. h. den Wachtdienst im Lager regelten und die Tageslisten führten. Zu den Generalstabsgeschäften rechnete man übrigens auch die der Intendantur, welche ja in der Zeit der Magazinverpflegung fast noch größere Wichtigkeit hatten als heutzutage. Unter den von Friedrich dazu verwendeten Offizieren erwarben sich besonders die Gebrüder v. d. Goltz hohen Ruhm. — Bei entsendeten, selbständig verfahrenden Heeresteilen vertrat den König einer seiner Adjutanten als Chef des Generalstabs und oberster Intendant und

war dazu meiſt mit ſehr weitgehenden Vollmachten ausgerüſtet.

Nach dem ſiebenjährigen Kriege (1764) errichtete Friedrich zu Potsdam eine Art von Generalſtabsſchule, in der er perſönlich die fähigſten Offiziere mit bewunderungswürdiger Sorgfalt ausbildete; auch ſteigerte er etwas die Stärke des Stabes. Dieſer beſtand 1767 aus 17 Offizieren: dem Generalquartiermeiſter, dem Quartiermeiſter und 15 Quartiermeiſter-Leutnants, eine Zahl, die ſich ſchon während des bayeriſchen Erbfolgekrieges als zu karg bemeſſen erwies. Aber obgleich 1796 dem Generalquartiermeiſterſtabe auch die Landesvermeſſung übertragen ward, ſo wurde ſein Stand doch nur wenig erhöht. Zu Ende des Jahrhunderts zählte der Generalſtab nur 12 ‚Offiziere in der Königlichen Suite und von der Armee', an deren Spitze als Generalquartiermeiſter der General-Leutnant v. Geuſau ſtand. Dazu traten dann allerdings noch 13 Ingenieurs-Geographes, die Männer von ausgezeichneter Tüchtigkeit waren. Weiſt ihre Liſte von 1796 doch als älteſten Reimann, den Urheber der berühmten, noch heute im Gebrauch ſtehenden mitteleuropäiſchen Karte, auf, als jüngſten Krauſeneck, den nachmaligen Chef des Generalſtabs der Armee. Dieſe Ingenieurgeographen, welche zur Zeit den Feldjägern entnommen wurden, ſtellten aus den von den Offizieren oder auch von ihnen ſelbſt mit dem Reflektor aufgenommenen Grundplänen die Karten zuſammen.

2.

Seit der franzöſiſchen Staatsumwälzung forderte die neue beweglichere Kriegführung auch in Preußen gebieteriſch eine Vermehrung und Neu-Einrichtung des Stabes. Mehrere Männer bemühten ſich darum, namentlich der

General v. Lecoq; sie aber in maßgebender Weise durchgesetzt zu haben, bleibt das unbestreitbare Verdienst eines sonst für unser Heer verhängnisvollen Mannes, des Obersten v. Massenbach. Eine Kabinettsordre vom 26. November 1803 setzte die Stärke des ‚Generalquartiermeisterstabes' auf 28 Offiziere und 6 Kolonnenjäger fest. Der Stab, dessen Leitung Geusau verblieb, zerfiel in 3 Brigaden, deren jeder ein ‚Kriegstheater': das russische, das österreichische und das französische zugewiesen war und an deren Spitze als Generalquartiermeister-Leutnants die Obersten v. Phull, v. Massenbach und v. Scharnhorst traten. In scharf kennzeichnenden Worten hat sich Clausewitz über die Wirksamkeit dieser drei Männer und ihrer Abteilungen ausgesprochen.

Er sagt: „Sie bestand in der Übung und Bildung der dabei angestellten Offiziere, in der Untersuchung der Kriegstheater und — in der Ausbildung der sich auf dieselben beziehenden militärischen ‚Ideen'. Dieser letzte Punkt war eine völlig illusorische Tätigkeit; denn es wurde dadurch weder etwas hervorgerufen noch festgestellt ... Die drei Häupter des Generalstabes waren äußerlich ziemlich befreundet, haßten sich auch nicht gerade, hatten auch keine kleinliche Scheelsucht gegeneinander; aber sie waren, genau besehen, die drei verschiedensten Männer nach Geist, Bildung, Charakter und Ansicht, die man hätte in der Monarchie auffinden können; woraus denn folgen mußte, daß sie nicht Einen Weg gehen, keine Einheit bilden konnten. ... Jeder der drei Obersten trieb es auf seine Weise. Phull hatte sich ein sehr einseitiges und dürftiges System von Magazinal-Verpflegungsradien gebildet, in welchem operiert werden sollte. Massenbach setzte großen Wert auf die sogenannte höhere Terrain-Kenntnis, d. h. auf ein Amalgama von Taktik, Strategie und Geo-

logie, eben das schlimme Material, aus welchem die Feldzüge von 1793 und 1794 gebildet waren. Scharnhorst ließ seine Offiziere die Geschichte der früher in den Gegenden stattgehabten Feldzüge studieren. — Von dieser ganzen Tätigkeit nahm der alte Geusau kaum eine Notiz. Obgleich er mit den drei Obersten in leidlichem äußerlichen Verhältnis stand, so traute er doch keinem und hielt jeden für einen Feind seiner Autorität. Seine Wirksamkeit als Chef des Generalstabes war also völlig Null."

Nach dem unglücklichen Kriege gegen Napoleon wurde auf Scharnhorsts Betreiben das bisherige Oberkriegskollegium im Jahre 1808 zu einem eigentlichen Kriegsministerium ausgestattet, ohne daß jedoch zunächst ein Kriegsminister ernannt wurde. Das Ministerium bestand aus dem Allgemeinen Kriegs-Departement und dem Militär-Ökonomie-Departement. An die Spitze des ersteren trat Scharnhorst. Es gliederte sich in drei Divisionen, von denen die erste die persönlichen Angelegenheiten bearbeitete. Der zweiten fiel alles das zu, was auf die Aufbringung, Bildung, Übung und Zusammensetzung des Heeres sowie auf Strategie, Taktik, Nachrichten- und Kartenwesen Bezug hatte; während den Geschäftskreis der dritten Division die Artillerie- und Ingenieur-Angelegenheiten füllten. Die beiden ersten Divisionen entsprachen also der bisherigen Generaladjutantur und dem Generalstabe, und demgemäß sollte denn auch der ‚erste Offizier vom Generalstabe' Chef der 2. Division des Allgemeinen Kriegs-Departements sein. Damit verlor der Generalstab seine bisherige Selbständigkeit; er wurde, sozusagen, durch Personalunion mit dem Kriegsministerium verbunden. Als ein Glück darf es betrachtet werden, daß, bald nach Geu-

ſaus Außerdienſtſtellung, Phulls Übergang in ruſſiſchen Dienſt und Maſſenbachs Gefangennahme, Scharnhorſt, der Chef der 2. Diviſion, zugleich Chef des Generalquartiermeiſterſtabes wurde und den Übergang in die neuen Verhältniſſe vermittelte. Er ſelbſt leitete die Fortbildung ſeiner älteren Untergebenen, vorzugsweiſe durch eifriges Betreiben einer Art angewandter Kriegsgeſchichte, und durch die von ihm unterwieſenen, ihm meiſt ſehr ergebenen Generalſtabsoffiziere gewann er allmählich Einfluß auf die Befehlshaber der Truppen. Denn den Generalen wurden jetzt auch ſchon im Frieden Generalſtabsoffiziere zugeteilt, und um die oft unheilvolle Macht einzudämmen, welche bisher manche Adjutanten ausgeübt hatten, wurde beſtimmt, daß die Generale ſich ihre Adjutanten nicht mehr ſelbſt wählen und die Adjutanten an ihre Stelle, nicht an die Perſon des Generals gebunden ſein ſollten.

Dieſe Beſtrebungen unterbrachen die Befreiungskriege. Nach Scharnhorſts Tode trat Gneiſenau an die Spitze des Generalſtabs, der außerordentlich vermehrt wurde und deſſen Offiziere bei den Armeekorps wie bei den Brigaden (ſo hießen damals die Diviſionen) ſtrategiſch und taktiſch Vortreffliches leiſteten und zu den Erfolgen gegen Napoleon Unſchätzbares beitrugen. Noch heut wird insbeſondere die Haltung des Hauptquartiers der ſchleſiſchen Armee als muſtergültig betrachtet. Der entſcheidende Einfluß, den Gneiſenau als Blüchers Generalſtabschef auf den Gang des Krieges ausübte, war übrigens beiſpiellos und findet auch ſpäter ſein einziges Gegenſtück an der Wirkſamkeit Moltkes in den Kriegen von 1866 und namentlich 1870.

Als Friede geſchloſſen und dem Grafen Gneiſenau das Generalkommando am Rhein übertragen worden war,

ſand der rangälteſte Offizier des Generalſtabes, Freiherr v. Müffling, gen. Weiß, zunächſt Verwendung als preußiſcher Militärbevollmächtigter bei Lord Wellington in Frankreich. An ſeiner Stelle übernahm der Direktor des zweiten Departements im Kriegsminiſterium, General v. Grolman, die Leitung des Generalſtabes. Als wichtigſte Arbeitszwecke desſelben bezeichnete er die genaueſte Kenntnis der eigenen und der anderen europäiſchen Staaten in militäriſcher Hinſicht, die Vorbereitungen zu einem entſtehenden Kriege, d. h. die Aufſtellung eines Mobilmachungsplanes, die Bearbeitung der Kriegsgeſchichte und die Ausbildung der Offiziere. Die Maſſenbachſche Einteilung der Geſchäfte nach drei Kriegstheatern behielt er bei; nur errichtete er außerdem eine Abteilung für Kriegsgeſchichte, deren Leitung dem geiſtreichen Oberſten Rühle v. Lilienſtern übertragen wurde. Grolman ſetzte es durch, daß alle Generalſtabsoffiziere die verſchiedenen Kriegsſchauplätze bereiſen durften und daß dazu den Offizieren des Departements (d. h. des großen Generalſtabs) jährlich vier, denen der Truppenſtäbe ein Monat zugebilligt wurden; aber ſein Wunſch, auch bei den vorzüglichſten Geſandtſchaften Generalſtabsoffiziere (Militärbevollmächtigte oder Attachees) anzuſtellen, ging nicht in Erfüllung. Schon 1816 erließ Grolman eine grundlegende Vorſchrift über die Art, in welcher die praktiſchen Sommerarbeiten ausgeführt werden ſollten, und entwarf im folgenden Jahre mit dem Geheimen Oberbaurat Crelle den großartigen Chauſſee-Bauplan, der für die Entwickelung unſeres Verkehrs maßgebend geworden iſt und an deſſen Ausgeſtaltung im einzelnen der Generalſtab ununterbrochen mitgearbeitet hat. Zugleich nahm er, eifrig von Müffling unterſtützt, die Arbeiten der Landesvermeſſung tatkräftig in die Hand; und obgleich er ſich nicht

verhehlte, daß Sicherheit und Genauigkeit der Aufnahmen gewinnen würden, wenn man sie fest angestellten Fachleuten überwiese, so entschloß er sich doch dazu, sie durch kommandierte Truppenoffiziere ausführen zu lassen, denen unter Leitung von Vermessungsdirigenten dies Geschäft jedesmal auf drei Jahre übertragen wurde. Was Grolman zu dieser Maßregel bewog, das war der Wunsch, die so überaus nützliche Kunst des Aufnehmens möglichst weit im Heere zu verbreiten, die Offiziere mit dem Gelände vertraut zu machen und zugleich in den Kommandierten einen geeigneten Ersatz für den Stab heranzubilden.

Leider erbat Grolman schon zu Ende des Jahres 1819 den Abschied. An seiner Statt übernahm vorläufig der Generalmajor Rühle v. Lilienstern die Geschäfte sowohl als Chef des II. Departements wie als Chef des Generalstabs. Anfangs des Jahres 1821 aber wurde Generalleutnant v. Müffling zum Chef des Generalstabs ernannt, und daraus ergab sich die Notwendigkeit, diesen wieder vom Kriegsministerium zu trennen, da der ältere General nicht unter den Befehlen des jüngeren Rühle stehen durfte. So führte eine Zufälligkeit zur Erneuerung der unmittelbaren Beziehung des Generalstabes zum allerhöchsten Kriegsherrn und damit zugleich zu einer grundsätzlichen, man möchte fast sagen, verfassungsmäßigen Einrichtung unseres Heeres, die sonst nirgends in Europa besteht. Napoleon I. hatte dieselbe im Jahre 1807 seiner Zeit für sein eigenes Heer geschaffen; bei seinem Sturze aber war sie eingegangen. Denn überall, wo ein Parlament die höchste Macht im Staate ausübt, kann der Kriegsminister, als der einzige staatsrechtlich verantwortliche Ratgeber der Krone, nicht darauf verzichten, auch den Chef des Generalstabs unter seinem Befehle zu wissen. In diesem Sinne hatte auch die das Kriegs-

miniſterium begründende Kabinettsordre vom 25. Dezember 1808 dieſem das ganze Militär, ohne Ausnahme irgend einer Gattung, eines Korps oder eines Grades unterſtellt; aber allerdings hatte ſie hinzugefügt, daß im Kriegsfalle die Operationen dem kommandierenden General überlaſſen bleiben ſollten. Indem nun ſchon im Frieden der Chef des Generalſtabs eine unmittelbare Stellung unter dem Könige gewann, wurde ihm die oberſte ſtrategiſche Führung auch ſchon für die Einleitung des Feldzuges geſichert und damit dem Aufmarſche des Heeres, auf den heutzutage ſo unermeßlich viel ankommt, eine Vorbereitung, eine Sicherheit, eine Stetigkeit gewährleiſtet, wie ſie unter anderen Umſtänden nicht zu ermöglichen wäre. So darf man wohl behaupten, daß die Kabinettsordre vom 25. Januar 1821, welche dem Chef des Generalſtabs eine Stellung neben, nicht unter dem Kriegsminiſter anwies oder doch ermöglichte, eine der wichtigſten Vorbedingungen unſerer großen Erfolge in den Kriegen von 1866 und 1870/71 geweſen iſt.

Müffling änderte nichts an den von Maſſenbach und Scharnhorſt gezogenen Grundlinien der Einrichtung des Generalſtabs; nur widmete er den Angelegenheiten der Landesaufnahme, für die er ſchon ſeit Jahren in den weſtlichen Provinzen tätig geweſen, erhöhte Sorgfalt. An Stelle des Reflektors führte er den Meßtiſch ein, und ſeinem raſtloſen Eifer gelang es in der Tat, eine vorläufige Aufnahme des Staatsgebietes zu Ende zu führen, die allerdings mehr den Charakter einer geographiſchen Skizze, eines Landeskrokis trug, als den einer eigentlichen topographiſchen Vermeſſung, und nur dem dringendſten militäriſchen Bedürfniſſe entſprach. — Unter Müffling wurden die Rekognoszierungsreiſen der Generalſtabsoffiziere, ſowie die Übungsreiſen des großen Generalſtabs

eingeführt. — Im Jahre 1824 nötigte leider die Armut des Staates dazu, den Haushalt des Stabes einzuschränken und namentlich darauf zu verzichten, auch den untersten gemischten Heereskörpern, den Divisionen, einen Generalstabsoffizier beizugeben. Der Friedensetat wurde auf 1 Generalleutnant als Chef, 13 Obersten, 13 Stabsoffiziere, 10 Kapitäne und 8 Leutnants vermindert, so daß der „große" Generalstab in Berlin alles in allem nur noch 16 Offiziere behielt (!). Der Friedensstand wies seitdem erheblich weniger als die Hälfte der für den Kriegsfall vorgesehenen Stärke von 101 Offizieren auf, ein Verhältnis, das um so bedenklicher war, als damals der Wechsel der Generalstabsoffiziere nicht häufig und also nicht darauf zu rechnen war, im Bedarfsfalle aus den Truppen genügenden Ersatz heranziehen zu können.

Am 29. November 1829 wurde der General-Leutnant Krauseneck Chef des Generalstabs. Selbst eine durch und durch praktische Natur, war er bestrebt, auch im Stabe alles auf die unmittelbare Wirksamkeit hin einzurichten. Vor allem sorgte er für regeren Wechsel zwischen Truppen- und Generalstabsdienst und entfaltete eine sehr fruchtbringende Tätigkeit bei den Übungsreisen wie bei den größeren Truppenübungen, für die er 1840 eine der Armee zur Nachachtung mitgeteilte Vorschrift entwarf, die 20 Jahre lang maßgebend blieb. Daneben förderte Krauseneck auch die kriegsgeschichtlichen Arbeiten und setzte allmählich eine gründlichere topographische Aufnahme ins Werk, die freilich immer noch unter den Mängeln der unvollkommenen trigonometrischen Grundlage und der geringen Schulung der kommandierten Offiziere litt. So wurden in den dreißiger Jahren Posen südlich des 53. Parallels, Pommern nebst Teilen von Brandenburg und Westfalen, in den vierziger Jahren

der Rest dieser beiden Provinzen, ein Teil der Rheinlande und der Provinz Sachsen einschließlich der thüringischen und anhaltischen Lande neu aufgenommen. Seit 1846 begann die Aufnahme mit Höhenschichtenlinien (äquidistanten Niveaukurven), in deren Verfolg der Gebrauch der Kippregel bei den Vermessungen eingeführt wurde.

Am 13. Mai 1848 trat General-Leutnant v. Reyher an die Spitze des Generalstabs. Zu jener Zeit lagen Neuerungen jeder Art in der Luft, und so wurde denn auch der Plan erwogen, die gesamte Adjutantur mit dem Generalstabe zu einem einzigen ‚Armeestabe' zu vereinigen. Reyher sprach sich entschieden dagegen aus, weil dann der Generalstab in der Adjutantur untergehen werde. „Die Zahl der Offiziere in diesem vereinigten Korps würde etwa 200 betragen, und es leuchtet doch wohl ein, daß der Chef des Generalstabes der Armee auf den Geist und die wissenschaftliche Bestrebung eines so zahlreichen Korps keinen Einfluß mehr auszuüben vermöchte. Die Offiziere würden dann nur dem Namen nach dem Generalstabe angehören. ... Zur Ausbildung der Generalstabsoffiziere für den Krieg gibt es nur zwei Mittel: gründliches Studium der Kriegsgeschichte und Beschäftigung mit und auf dem Terrain. Diese Studien und Beschäftigungen müssen geleitet und überwacht werden, was aber bei einer so großen Zahl von Offizieren nicht möglich ist. Auswahl des Ersatzes für den Generalstab ist schon jetzt schwierig, weil Empfehlungen und Fürsprachen oft störend eingreifen. Eigenschaften der Adjutanten sind nicht immer diejenigen, welche der Generalstabsoffizier erfordert." Der General drang mit seiner Meinung durch, und da zugleich die Ereignisse der bewegten Jahre 1848 bis 1850 manchen Schaden aufgedeckt hatten, der aus

den übermäßigen Ersparnismaßregeln der letzten 25 Jahre erwachsen war, so kam es im Dezember 1852 zu einer neuen Regelung des Generalstabshaushaltes, deren Hauptpunkt darin bestand, daß fortan jeder Division dauernd ein Generalstabsoffizier beigegeben wurde. Die Adjutantur ging dagegen als selbständiges Korps ein. Der Friedensstand des Stabes betrug nun 64 Offiziere, und da der Kriegsstand auf 83 herabgesetzt wurde, so fehlten zu dessen Erreichung fortan freilich nur noch 19 Offiziere.

Über den Ersatz des Generalstabs legte Reyher seine Anschauungen in einem Schreiben an den Kriegsminister nieder, in dem es heißt:

„Diejenigen Offiziere, die zum Eintritt in den Generalstab in Frage kommen können, müssen zuförderst drei Jahre in der Truppe gestanden, demnächst drei Jahre die Allgemeine Kriegsschule besucht und sich sowohl durch ihre militärische Geltung und Dienstkenntnisse als auch durch ihre Leistungen auf der Kriegsschule ausgezeichnet haben. Sind diese Bedingungen erfüllt, so werden die von dem Direktor der Kriegsschule besonders empfohlenen Offiziere auf drei Jahre zum topographischen, bezw. trigonometrischen Bureau einberufen, während welcher Zeit man sie im Sommer mit Vermessungen, im Winter aber fortgesetzt mit der Bearbeitung militärisch-wissenschaftlicher Aufgaben beschäftigt, welche sie zuerst von den Stabsoffizieren des großen Generalstabs, dann aber von dem Chef des Generalstabs der Armee erhalten. Drei Monate im Jahr, und zwar vom 1. März bis letzten Mai, hat jeder von ihnen entweder bei seinem eigenen Truppenteil oder bei einer anderen Waffe praktische Dienste zu leisten. Bevor sie indessen zu dieser Bestimmung abgehen, treten die Stabsoffiziere zu einer Kommission zusammen und klassifizieren nach einer ausführlichen und

gründlichen Beratung sämtliche Offiziere, welche unter ihrer Leitung gearbeitet haben, sowohl mit Rücksicht auf ihre moralische Führung als nach Maßgabe des Standpunktes ihrer erlangten wissenschaftlich-militärischen Ausbildung in der Art, daß sie von den 30 Expektanten 3 bis 4 in die erste Klasse bringen, und diese sind alsdann die Kandidaten, aus denen der Chef des Generalstabs, insofern er gegen die Klassifikation nichts zu erinnern findet, den Ersatz für den Generalstab wählt und danach die geeignetsten Offiziere Sr. Majestät dem Könige in Vorschlag bringt. Im Kriege, wo diese Bedingungen wegfallen, entscheiden nach der notwendigen allgemeinen Bildung Mut, Tätigkeit und militärischer Scharfblick."

Diese Grundsätze sind im wesentlichen noch heute maßgebend.

Bei den Übungsreisen des Generalstabs entwickelte Reyher einen Reichtum der Phantasie, der den Gegensatz zwischen Voraussetzung und Wirklichkeit fast verschwinden ließ. Er fühlte, sah und hörte wie im Kriege und weckte dadurch gleiches Feuer bei den ihn umgebenden Offizieren, die dann, wie er, nicht nur mit dem Verstande, sondern mit dem ganzen Gemüte bei der Sache waren. Seit 1854 fanden mit Reyhers Zustimmung bei jedem Armeekorps Übungsreisen statt, und in Ausführung eines schon von Grolman gemachten Vorschlages wurden seitdem auch Stabsoffiziere des Truppenstandes zu den Reisen des großen Generalstabs herangezogen.

Es war ein Glück für Moltke, die Erbschaft eines so ausgezeichneten Mannes wie Reyher antreten zu dürfen, und wenn dies Glück zugleich eine hohe Verpflichtung auferlegte, so war zum Heil des Heeres Moltke die geeignete Persönlichkeit, sie vollauf einzulösen.

Moltkes Meisterjahre

A

1858—1866

X.

Moltke im Zeitalter des lombardischen Krieges

1858—1859

1.

Die Trennung des Generalstabs vom Kriegsministerium im Jahre 1821 hatte auch eine räumliche Auseinandersetzung zur Folge gehabt. Der Generalstab war in das von der Landgräfin Philippine von Hessen um 1790 auf der Sonnenseite der Behrenstraße (Nr. 66) erbaute Palais übergesiedelt, in welchem jetzt das Militärkabinett seinen Sitz hat. Dies schöne Haus, das wahrscheinlich von Langhans, dem Schöpfer des Brandenburger Tores, errichtet worden ist, trägt das Gepräge jenes knospenden klassischen Stils, aus dem sich die Blüte der Schinkelschen Bauart entfaltet hat, ein Stil, der Moltke unzweifelhaft anmuten mußte, weil solch bescheidener Adel seinem eigensten Wesen durchaus entsprach. Das erste Geschoß, das in der Front durch eine halbkreisförmige Balkonnische unterbrochen wird, bezog nun das Moltkesche Ehepaar und stattete es nach seiner Weise behaglich aus. Freilich war diese Einrichtung von einer spartanischen Einfachheit, die der verwöhnten Gegenwart fast unglaublich scheinen würde: keine Spur moderner Bequemlich-

keit, keine Spur maleriſcher Anordnung, kaum nennenswerter künſtleriſcher Schmuck; helle, farbloſe Sauberkeit und ſchlichte Symmetrie; ſo altfränkiſch wie möglich, doch dabei keineswegs ohne anmutige Freundlichkeit. — Auch die Amtsräume befanden ſich unter demſelben Dache: im Erdgeſchoſſe links vom Eingange die Plankammer, zum Teil noch in den alten, ſtattlichen Schränken, die Friedrich II. für ihre Aufnahme im Potsdamer Schloſſe hatte herſtellen laſſen; rechts vom Eingange die Abteilung für Kriegsgeſchichte mit dem Archiv und der Bücherei. Die anderen Abteilungen hatten mit dem niedrigen Obergeſchoſſe und den Räumen der Hofgebäude vorlieb zu nehmen und waren von Anfang an zu enge untergebracht. Nach dem Hofe zu lag auch das unvergeßliche kleine ‚Leſezimmer‘, das einige Steindruckbildniſſe der früheren Chefs des Generalſtabs ſchmückten. Es war dies die Stätte des regſten Gedankenaustauſches, wo ſich alt und jung gern zuſammenfand und wo oft die wichtigſten Fragen ebenſo gründlich wie ungezwungen erörtert wurden.

Nach der erſten Einrichtung in Berlin ſchrieb Moltke ſeinem Bruder Adolf:[133]) „Da die Stellung des Chefs des Generalſtabs der Armee eigentlich die eines Diviſionsgenerals iſt und ich erſt Generalmajor bin, ſo kann die Ernennung nur eine proviſoriſche ſein; auch trage ich noch den Scharlachkragen (im Gegenſatz zum ‚Purpur‘ des Generalſtabs) und ſind meine Kompetenzen 800 Taler geringer, als für die Stelle im Etat ausgeworfen ſind. Sonſt aber habe ich die ganzen Funktionen und Gerechtſame des Chefs, die Dienſtwohnung, die Disziplinargewalt uſw. Meine Truppe beſteht nur aus 64 Mann, darunter 50 Stabsoffiziere, nämlich dem ſogenannten ‚großen‘, tatſächlich ſehr kleinen Generalſtabe und den Generalſtäben der 9 Armeekorps und 18 Diviſionen.

Meine Finanzen bestehen aus einem Dispositionsfonds von 26000 Talern, über den ich frei verfüge, aus welchem ich aber die trigonometrische und topographische Landesvermessung zu bestreiten habe, zu welchem Zweck ich ein Hilfskorps von 30 Offizieren aus der Armee kommandiere; dann 10000 Taler Reisefonds ...“ Diese Darlegung zeigt recht deutlich, wie klein damals die Verhältnisse waren. Jetzt zählt der Generalstab statt 64 bereits 197 Offiziere, der ‚große Generalstab‘ allein 3 Generale, 43 Stabsoffiziere und 50 Hauptleute; außerdem aber sind diesem zugeteilt oder zu ihm kommandiert: 2 Generale, 17 Stabsoffiziere, 24 Hauptleute, und es bleiben ihm ferner zuzuzählen 28 Linien- und sonstige Eisenbahnkommissare, sowie die zur Landesaufnahme und anderem Zwecke kommandierten Leutnants — eine Gesamtzahl von im Generalstabsdienste tätigen Offiziere von rund dreihundert! Was würde Reyher dazu sagen!? [S. 249.]

In der Skizze der Geschichte des Generalstabes wurde [S. 247] darauf hingewiesen, daß die Kabinettsordre vom 25. Januar 1821 es dem Chef des Generalstabs ermöglichte, eine Stellung neben, nicht unter dem Kriegsminister einzunehmen. Eine ehrgeizige Natur mochte um eine solche Stellung ringen; einer großen Natur mußte sie allmählich zufallen. So ist es Moltke geschehen. Mit bescheidenster Zurückhaltung tritt er anfangs auf, namentlich solange er nicht überall und vollkommen eingearbeitet war; tatsächlich äußert er sich nur dann, wenn er gefragt wird. Auch als er völlig Herr seines Gebietes ist, legt er sich große Selbstbeschränkung auf; denn inzwischen war General v. Roon Kriegsminister geworden, und während alle militärischen Staatsinteressen in der Durchführung der großen Heereserneuerung gipfelten, ge-

wann Roon, der die Kämpfe um dieſe Herzens- und Überzeugungsſache des Königs treu, tapfer und umſichtig durchfocht, eine ſo nahe Stellung zu ſeinem Kriegsherrn, daß kein anderer General daneben zur vollen Geltung kommen konnte. Erſt ſeit dem Schluſſe des däniſchen Krieges läßt ſich ein unmittelbarer, langſam zunehmender Einfluß Moltkes an höchſter Stelle erkennen; dann erhoben ihn ſeine Leiſtungen im Feldzuge von 1866 neben Bismarck zum wichtigſten Vertrauensmanne des Königs, und der Krieg von 1870 findet ihn als deſſen Freund in einer die militäriſchen Angelegenheiten beherrſchenden Stellung. Um dieſe hat er ſich nicht beworben; er hat ſie erworben. Die Stellung des Chefs des Generalſtabes iſt *ſeit* Moltke eine ganz andere, unvergleichlich höhere als *vor* Moltke.

In jener erſten Zeit von Moltkes Wirkſamkeit wurde er gar nicht oder doch nur höchſt ſelten zu unmittelbarem Vortrage beim Könige befohlen; denn in der langen Friedenszeit hatte man ſich entwöhnt, den Chef des Generalſtabs als einen regelmäßigen Beamten der Krone zu betrachten. Wünſchten der König oder der Miniſter der auswärtigen Angelegenheiten im Hinblick auf mögliche Kriegsfälle ſtrategiſche Gutachten, ſo wandten ſie ſich an den Kriegsminiſter und überließen es ihm, ob er zur Erledigung der Sache den Generalſtab heranziehen wollte oder nicht. Um aber Fragen ſolcher Art, die in jedem Augenblick an ihn herantreten mochten, beantworten zu können, bedurfte es für Moltke unaufhörlich fortgeführter und beſtändig erneuter Vorarbeiten, die jetzt großenteils in ſeiner ‚Militäriſchen Korreſpondenz‘ veröffentlicht worden ſind.[134]) Es handelt ſich dabei immer um drei Hauptaufgaben, welche für jeden möglichen Kriegsſchauplatz und für die jedesmalige politiſche Gruppierung zu löſen waren: um die Feſtſtellung des Kriegszieles, um den Aufmarſch

des eigenen Heeres und endlich womöglich auch um die Anordnungen bis zum ersten Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht. Die Vernichtung dieser ist in den meisten Fällen das natürliche Kriegsziel; allein es gibt Verhältnisse, unter denen man gezwungen ist, doch ein anderes zu wählen, z. B. einem vorzugsweise auf Inseln wohnenden Volke gegenüber, das zu bekämpfen ist, und dessen Heer auf die Inseln zurückgezogen ist, ohne daß man selbst eine Flotte besitzt. Der Aufmarsch der eigenen Armee wird wesentlich von der Gestaltung der Grenzen und von den dahin führenden Straßen beeinflußt. Je nach den dadurch gegebenen Bedingungen wird man sich zum Vorbrechen mit geschlossener Macht oder zur Umfassung oder zur reinen Verteidigung entschließen — letzteres freilich eine Lösung, auf die Moltke nie näher eingegangen ist. Ebensoviel Einfluß aber wie die örtlichen Bedingungen haben auf den Aufmarsch auch die politischen, nicht zum wenigsten das Verhalten der, dem Kriegsschauplatze zunächst liegenden, kleineren Staaten, deren Haltung sich zuweilen erst im letzten Augenblick entscheidet und auf die doch als mögliche Verbündete oder Feinde oder Neutrale schon bei dem Entwurfe des Aufmarsches sorgfältig Rücksicht zu nehmen ist. Je weiter rückwärts im eigenen Lande die Versammlung unseres Heeres stattfindet, um so sicherer und ungestörter kann sich dessen Aufmarsch vollziehen, um so mehr eigenen Bodens aber wird möglicherweise dem Gegner preisgegeben und um so weiter wird die Entscheidung hinausgeschoben. Über den Aufmarsch hinaus lassen sich nur vermutungsweise Anordnungen treffen; denn wenn man das wahrscheinliche Verfahren des Gegners noch so einsichtsvoll erwogen hat, es bleibt doch ungewiß; denn es ist ja möglich, daß er etwas durchaus Uner-

wartetes, vielleicht sogar Unzweckmäßiges tut, und über den ersten Kampf hinaus läßt sich gar nichts mehr feststellen; denn dessen Ausgang schafft eine ganz neue Grundlage. In diesem Sinne hat sich denn auch Moltke selbst später über seine Vorarbeiten ausgesprochen. Er sagt:[135])

„Zu den Aufgaben des Generalstabs im Frieden gehört es, für alle wahrscheinlichen kriegerischen Eventualitäten die Gruppierung und den Transport der Truppenmassen in detailliertester Weise zu bearbeiten und die Entwürfe dafür im voraus bereit zu halten.

„Bei dem ersten Aufmarsche einer Armee kommen die vielseitigsten politischen und geographischen Erwägungen neben den militärischen in Betracht. Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere sind im ganzen Verlauf des Feldzuges kaum wieder gut zu machen. Alle diese Anordnungen aber lassen sich lange vorher erwägen und — die Kriegsbereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt — müssen sie zu dem beabsichtigten Resultat führen.

„Anders verhält es sich bei der weiteren Aufgabe der Strategie: der kriegerischen Verwendung der bereitgestellten Mittel, also bei den Operationen.

„Hier begegnet unserem Willen sehr bald der unabhängige Wille des Gegners. Dieser kann zwar beschränkt werden, wenn man rechtzeitig zur Initiative fertig und entschlossen ist; aber man vermag ihn nicht anders zu brechen, als durch das Gefecht.

„Die materiellen und moralischen Folgen jedes größeren Gefechtes sind nun so weitgreifender Art, daß durch dieselben meist eine völlig veränderte Situation und mit ihr eine neue Basis für neue Maßnahmen geschaffen wird. Kein Operationsplan kann mit einiger Sicherheit über

das erste Zusammentreffen mit der feindlichen Hauptmacht hinausreichen. Nur der Laie glaubt in dem Verlaufe eines Feldzuges die voraus geregelte Durchführung eines in allen Einzelheiten festgestellten und bis an das Ende eingehaltenen ursprünglichen Planes zu erblicken. Gewiß wird der Feldherr seine großen Ziele stets im Auge behalten, unbeirrt darin durch die Wechselfälle der Begebenheiten; aber die Wege, auf welchen er sie zu erreichen hoffte, lassen sich weit hinaus nie mit Sicherheit vorzeichnen."

Da sich nun alle für den Krieg zu ergreifenden strategischen Maßnahmen auf der politischen Lage aufbauen, diese sich aber oft in kurzen Zeiträumen ändert, so müssen auch die Vorarbeiten für etwaige Feldzüge beständig geändert werden, wozu überdies auch jede Neuerung im Verkehrswesen und jede Verlegung größerer Truppenkörper nötigt. Eben diese Umstände üben maßgebenden Einfluß auf die Aufstellung des ‚Mobilmachungsplanes', mit welcher die Bearbeitung der großen Transporte innig zusammenhängt, also die Feststellung der Marsch- und Fahrpläne für jeden einzelnen Truppenteil und den ungeheueren Troß der für Schießbedarf, Lebensmittel, Brückenschlag, Lazarette und dergleichen bestimmten Fuhrwerke. Die Durcharbeitung dieser Pläne nimmt die Kräfte des Generalstabs im Frieden ganz besonders stark in Anspruch.

2.

Die erste der überlieferten Denkschriften Moltkes[136]) stammt aus dem Spätherbst 1857. Damals stand bei der Bundesversammlung eine Beratung über die Besatzungsverhältnisse von Rastatt bevor, und der Kriegsminister,

Graf v. Waldersee, erbat von Moltke eine Äußerung über die Bedeutung der oberrheinischen Festungen und über die Haltung, welche preußischerseits dort im Kriegsfalle einzuhalten sei. Moltkes Antwort ist als Ausgangspunkt aller seiner späteren Erwägungen und Maßnahmen hinsichtlich eines Krieges mit Frankreich sehr bedeutsam.

Er unterscheidet in Deutschlands Westgrenze zwei Hauptabschnitte: die durch ihre Festungen außerordentlich starke Rheinlinie von Wesel bis Mainz und die durch Germersheim, Rastatt und den Schwarzwald geschützte Strecke von Mainz bis Basel. Ein Angriff Frankreichs werde sich wahrscheinlich immer auf der Linie Straßburg-Ulm bewegen unter gleichzeitigem Versuche, Preußen durch eine nebensächliche Machtentfaltung von Metz aus am unteren Rheine zu beschäftigen. Denn, abgesehen von der Neutralität Belgiens und dem Verhalten des niederländischen Königreiches, bilde der rheinische Festungsgürtel ein gar zu schwer zu überschreitendes Hindernis. Die Leichtigkeit dagegen, mit welcher Frankreich sehr bedeutende Truppenmassen bei Straßburg versammeln könne, selbst der beabsichtigte Bau einer Rheinbrücke dort, die Zersplitterung Süddeutschlands in kleine Staaten und die damit zusammenhängende Vereinsamung des VII. und VIII. Bundeskorps [Bayern, Württemberg, Baden und Rheinhessen] ließen anfängliche Erfolge der Franzosen auf diesem Kriegsschauplatze kaum bezweifeln. Preußens Verhalten sei demgegenüber durch die Verhältnisse ziemlich fest vorgeschrieben. Zwei frühzeitig mobil gemachte Armeekorps sollen das linksrheinische Land so lange halten, bis die Masse unserer Streitkräfte und das X. Bundeskorps [Hannover, Braunschweig, Nord- und Ostsee-Kleinstaaten] zwischen Köln und Mainz vereinigt seien und

mit 200000 Mann Jülich und Saarlouis entsetzten und angriffsweise auf dem rechten oder linken Moseluser vorgingen. Diese Anschauung der Dinge und das feste Vertrauen auf Preußens Kraft und guten Willen habe 1831 die süddeutschen Staaten veranlaßt, ihr eigenes Gebiet vorläufig aufzugeben und die Versammlung des VII. und VIII. Bundeskorps nicht nach dem Lech, sondern nach dem Maine zu weisen, wo dann ein Heer von 300000 Mann zusammenkommen konnte, während noch ein preußisches und das IX. Bundeskorps [Sachsen, Kurhessen und Nassau] sich bei Bamberg als Rückhaltsheer sammeln sollte. — Seit der Zeit, da dieser Plan bestand, hätten sich die Verhältnisse freilich geändert: die Gesinnung gegen Preußen sei anders geworden und Österreichs Einfluß in Deutschland gestiegen; die Festungen Ulm, Rastatt und Germersheim gewährten Süddeutschland jetzt einigen Schutz. Schon seit 1853 dringe Österreich für den Fall eines französischen Angriffs auf eine sogenannte ‚Zentralstellung' am Main: die Süddeutschen sollten sich zwischen Germersheim, Rastatt und Stuttgart sammeln, der Kriegsschauplatz am Mittelrhein solle durch verschanzte Lager vorbereitet werden; dort wolle Österreich (angeblich in kürzester Frist) mit 150000 Mann eintreffen und 50000 Mann zur Ergänzung nachführen; mit der im Jahre 1831 beabsichtigten Aufstellung der Norddeutschen erklärte es sich übrigens einverstanden. Somit handle es sich nunmehr nicht um *eine*, sondern um *zwei* Zentralstellungen mit ganz auseinandergehenden Rückzugslinien, eine unter Preußens, die andere unter Österreichs Leitung, die zu verschiedenen Zeitpunkten fertig werden würden. Preußen brauche nicht mehr als sechs Wochen dazu, Österreich dagegen nach seinen eigenen Angaben für die Aufstellung von bloß 120000 Mann am Main zwölf Wochen.

Dieſer Lage gegenüber kommt nun Moltke zu folgendem Schluß: „Iſt Frankreich zu einem Angriff auf Deutſchland entſchloſſen, ſo wird dieſer auch den Charakter der Überraſchung tragen. Zwiſchen Paris und der Nordoſtgrenze garniſonieren ſchon im Frieden 150000 Mann; Straßburg ſteht mit Metz, Paris und Lyon in Eiſenbahnverbindung und liegt faſt nur halb ſo weit von Stuttgart wie München und Nürnberg. Die ſüdliche Zentralſtellung zwiſchen Stuttgart und Raſtatt-Germersheim dürfte daher als Sammelpunkt viel zu nahe der feindlichen Grenze gelegt ſein. Nur wenn Öſterreich ſchon vor oder doch bei Ausbruch des Krieges ein Heer am oberen Rhein aufſtellt, können die ſüddeutſchen Staaten hoffen, ihr Ländergebiet direkt zu ſchützen. Findet eine ſolche öſterreichiſche Aufſtellung nicht ſtatt, ſo kommt die Rückzugsbewegung des VII. und VIII. Bundeskorps günſtigſtenfalls bei Ulm, vielleicht erſt hinter dem Lech oder weiter rückwärts zum Stehen. — Eine leidenſchaftsloſe Erwägung dürfte daher auch die ſüddeutſchen Regierungen zu der Überzeugung zurückführen, daß die nächſte Hilfe bei Preußen liegt, und daß der nächſte Rückzug nicht öſtlich, ſondern nördlich nach dem Main gerichtet ſein muß ....“

Mit letzterer Bemerkung berührt Moltke den eigentlichen Kern der Frage und ſtellt bereits 1857 den entſcheidenden Geſichtspunkt auf, unter dem dann 1870 der den Kriegserfolg von Anfang an gewährleiſtende Aufmarſch der deutſchen Heere ſtattgefunden hat: Heranziehung der ſüddeutſchen Streitkräfte an diejenigen Preußens; Verzicht auf die unmittelbare Deckung des Südens zugunſten der viel wirkſameren mittelbaren Deckung durch gemeinſchaftliches angriffsweiſes Vorgehen vom unteren Maine her.

Am 13. Oktober 1858 berichtete Moltke seinem Bruder Ludwig: „Wir, Marie und ich, sind nun in unser gutes Winterquartier eingerückt und warten nur darauf, daß Verwandte und Freunde Besitz nehmen mögen von den reichlich vorhandenen Fremdenstuben ... Wir haben einen sehr hübschen Sommerausflug in die Salzburger Alpen gemacht. Ausgenommen, daß wir beinahe den Hals gebrochen hätten, war es wunderschön. Auch zu den Manövers und bis vor wenig Tagen während der Generalstabsreise hatten wir sehr schönes Wetter; ob das nun verschwunden, weil der Komet unsichtbar geworden oder umgekehrt, wird sich erst entscheiden lassen, wenn man weiß, ob das gelbe Fieber in Lissabon aufgehört, weil der Erzbischof zurückgekehrt, oder ob der Erzbischof zurückgekehrt, weil das gelbe Fieber verschwunden ist."

Die gute Laune dieser Zeilen läßt nicht erkennen, daß Moltke damals mit einem kleinen Kreise anderer Kundiger ein schweres politisches Wetter heraufziehen sah: den Krieg Frankreichs gegen Österreich, der leicht auch Preußen in Mitleidenschaft ziehen mochte, und daß er eben damals beschäftigt war, eine Denkschrift über die politisch-militärische Lage und den Aufmarsch der deutschen Heere gegen Frankreich auszuarbeiten.[137])

Sie beginnt mit einer Würdigung der dem Kriegsschauplatze benachbarten kleineren Staaten. Die Niederlande seien bei der gänzlichen Vernachlässigung ihrer Streitkräfte auf die strenge Verteidigung der sogenannten Utrechter Linien angewiesen und entschlossen, sogar Mastricht aufzugeben, das für unser Rheinland fast so wichtig sei wie Luxemburg, weshalb wohl Preußen beide Plätze zu besetzen haben werde, damit auch Mastricht kein Depotplatz für den Feind werde. Achte Frankreich die

Neutralität Belgiens, so sei damit auch der größte Teil der preußischen Westgrenze völlig gedeckt; allein jede Unternehmung gegen den Niederrhein bedürfe einer breiteren Grundlage als den schmalen Zugang von Metz her, und deshalb sei die Beschlagnahme Belgiens durch Frankreich als gewiß anzunehmen. Zum Schutze seiner Neutralität wolle Belgien 100000 Mann aufstellen, 40000 davon auf die Festungen verteilen und 60000 in einem Lager bei Antwerpen vereinigen, um dort preußische oder englische Hilfe zu erwarten. Doch wenn selbst 10000 Briten in der Schelde landeten, so sei dies durchaus unzureichend, um angriffsweise gegen ein französisches Heer vorzugehen; für die Rechnung auf Preußen aber sei das weit entfernte rückzugslose Lager von Antwerpen so schlecht wie irgend möglich gewählt. Dagegen würde ein verschanztes Lager bei Namur den größten Teil des Landes decken und die unmittelbare Unterstützung durch die Preußen, jedenfalls aber den Rückzug auf diese sichern. Es komme daher darauf an, die belgische Regierung zu veranlassen, ihr Heer, statt bei Antwerpen, an der Maas zu versammeln.

Der Friede von 1815 habe auch Sardinien im Sinne eines Bollwerks für Deutschland ausgestattet. Jetzt aber fühle diese Macht sich zur Vorkämpferschaft der italienischen Nationaleinheit berufen, und es sei höchst zweifelhaft, ob beim Kriegsausbruche die Regierung oder die Umtriebe Mazzinis die Bewegung leiten würden, und unter welchen Umständen Frankreich den Kampfplatz betrete. Das treffliche sardinische Heer sei nicht gewillt, untätig fremden Beistand abzuwarten. Bei Stradella versammelt, decke es das ganze rückwärts gelegene Land, flankiere jeden Übergang über den Tessin und bedrohe unmittelbar Mailand. Angesichts eines solchen Gegners

sei Österreich nicht in der Lage, schnell und mit bedeutender Streitmacht in Deutschland aufzutreten.

Besonders wichtig erscheine die Schweiz, weil sie die Heere trenne, welche Österreich etwa gleichzeitig in Italien und Deutschland aufstelle. Falle sie in französische Hände, so sei die erste Verteidigungslinie Deutschlands und Österreichs nicht mehr der Rhein und der Tessin, sondern die Iller und der Mincio. Trotz bedenklicher Hinneigung einzelner Parteien und Kantone zu Frankreich sei doch anzunehmen, daß die Eidgenossenschaft ihre Neutralität, wenn es sein müsse auch mit den Waffen, wahren werde. Daher seien gute Beziehungen Deutschlands zur Schweiz wie zu Belgien von hoher Wichtigkeit; denn es handle sich um die Frage, ob wir beim Kriege mit Frankreich zwei Armeen von je 100000 Mann für oder gegen uns haben und ob wir nur die Linie von Luxemburg bis Basel oder die von Ostende bis Genf zu verteidigen haben würden.

Nach dieser hier auszugsweise gegebenen Einleitung fährt Moltke folgendermaßen fort:

„Deutschland mit seinen beiden Großmächten stellt über eine Million Soldaten auf. Zieht man nur die Ziffern in Betracht, so wird man zu dem Schluß berechtigt sein, daß Frankreich allein bei weitem nicht stark genug ist, um einen Krieg gegen Deutschland zu führen. Und diese Behauptung ist auch vollkommen begründet, wenn man die Einigkeit oder wenigstens die schließliche Einigung Deutschlands, d. h. Österreichs und Preußens, voraussetzen darf. In dem Zusammenhalten der beiden deutschen Großmächte liegt die größte Gewähr für den Frieden Europas und, wenn zwingende Verhältnisse dennoch den Krieg ausbrechen lassen, für dessen glücklichen Ausgang. — Um den gewaltigen Kampf mit dem germanischen Zentrum Europas aufzunehmen, zu welchem schließlich wohl auch England noch hinzutreten könnte, bedarf es für Frankreich

vielleicht noch eines vorbereitenden Schrittes: der Erweiterung seiner Machtstellung im romanischen Westen. Die Lage der italienischen Halbinsel bietet hierzu eine Gelegenheit, die Frankreich nicht unbenutzt lassen wird, sobald seine inneren Zustände es ratsam erscheinen lassen, die Tätigkeit der Parteien nach außen abzulenken. — Durch eine bewaffnete Einmischung in die italienischen Verhältnisse bedroht Frankreich zunächst weder Preußen noch die deutschen Bundesländer unmittelbar. Das Unternehmen ist direkt nur gegen Österreich gerichtet, und zwar nur gegen das außerdeutsche Österreich. Dabei beansprucht Frankreich vielleicht nicht einmal eine Gebietserweiterung; es kämpft angeblich nur für nationale Ideen; es gilt nur, Italien wieder herzustellen.

„Wie schwach auch Süddeutschland durch seine Geteiltheit ist: Frankreich wird dort zwischen Österreich und Preußen immer zunächst keine Gebietserweiterung, sondern, wie in Italien, nur Einfluß, Machtstellung und Protektorat suchen. Dagegen wird es seine ganze Kraft zur Wiedererlangung der nie verschmerzten Rheinlinie konzentrieren. — Und diesem gewaltigen Andrang wird Preußen vielleicht allein zu widerstehen haben, wenn Österreich, aus Italien verdrängt, weder den Willen noch die Macht mehr besitzt, zu einem neuen Feldzuge zu rüsten.

„Preußens Machtstellung in Deutschland kann durch die Rivalität Österreichs in ruhigen Zeiten zurückgedrängt werden; ernste Verwicklungen müssen sie stets wieder zur vollen Geltung bringen. Antwortet Preußen auf die Bedrohung Österreichs in Italien durch Aufstellung seines Heeres am Rhein, so können auch die kleineren deutschen Staaten ihre Mitwirkung zu dem gemeinsamen Kampf nicht versagen, welcher dann sogleich für Frankreich bedrohliche Dimensionen annimmt."

Moltke erläuterte nun, in welcher Weise die Mitwirkung der Bundesstaaten stattzufinden habe, und kommt dabei, seinen Auseinandersetzungen vom Vorjahre entsprechend, darauf zurück, daß es sich für die Südstaaten empfehle, ihre Vereinigung am Maine, und zwar bei Würzburg zu bewerkstelligen. In diesem

Falle werde ſich dann auch die allerdings ebenſo wichtige als ſchwierige Frage des Oberbefehls von ſelbſt (zu Gunſten Preußens) erledigen!

Das preußiſche Heer und die norddeutſchen Bundestruppen ſollen in drei Armeen aufgeſtellt werden: die Erſte [III., VII., VIII. preußiſches und X. Bundeskorps] am Niederrhein zur Verteidigung des Stromes und ſeiner Feſtungslinie, die Zweite [IV., V., VI. preußiſches und IX. Bundeskorps] am unteren Maine als eigentliche Angriffsarmee, zu der dann nach Fertigſtellung ihrer Mobilmachung auch die beiden ſüddeutſchen Korps ſtoßen. Die Dritte Armee [Garde und II. preußiſches Korps] bildet an der Saale ein Rückhaltsheer, das, je nachdem der franzöſiſche Angriff von Belgien oder von der Moſel her erfolgt, in der einen oder der anderen Richtung verwendet werden kann. — Im Oſten der Monarchie bleibt das I. Korps zurück, um Rußland zu beobachten und unter Umſtänden gegen Dänemark gebraucht zu werden.

Dieſer Entwurf iſt in jeder Hinſicht hochintereſſant. Ungemein treffend erſcheint die Beurteilung der weſtlichen Zwiſchenſtaaten, und Erſtaunen erregend iſt die Sicherheit, mit der Moltke es vorausſieht, daß Frankreich dem Angriff auf Deutſchland, den er ſchon damals für unausbleiblich hält, eine Erweiterung ſeiner Machtſtellung im romaniſchen Weſten, in Italien, vorangehen laſſen werde. Der berühmte Neujahrsgruß, den Napoleon III. drei Monate nach Aufzeichnung dieſer Denkſchrift Moltkes an den öſterreichiſchen Geſandten richtete und der damals alle Welt verblüffte, hat den Chef des Generalſtabs offenbar durchaus nicht überraſcht. Er hatte dieſe Wendung vorausgeſehen. — Ohne es geradezu auszuſprechen, rät die Denkſchrift dazu, im Fall eines ſardo-franzöſiſchen Angriffs auf Öſterreich nicht müßig zuzuſehen, ſondern Frankreich am Rheine zu bedrohen und Öſterreich auf dieſe wirkſamſte Weiſe zu unterſtützen.

Schlössen sich dann die Süddeutschen dem preußischen Angriffsheere an, so werde sich die schwierige Frage des Oberbefehls ganz von selbst erledigen. In diesem Punkte irrte Moltke freilich: er unterschätzte den Hochmut und den Eigensinn der Männer, die damals das große Wort in der Wiener Hofburg führten; er vermochte es nicht, vorauszusehen, daß Österreich lieber die Lombardei opfern als Preußen eine führende Stellung in Süddeutschland zugestehen werde.

Zu merkwürdigen Ergebnissen führt ein Vergleich des Aufmarsch-Entwurfes von 1858 mit dem im Jahre 1870 wirklich erfolgten Aufmarsche. Obgleich 1858 doch mindestens die Hälfte der französischen Streitmacht als in Italien festgehalten gedacht war, zeigt der Entwurf sich weit zurückhaltender und vorsichtiger als die Ausführung von 1870. In den Grundzügen sind beide übrigens nahe verwandt. Die Erste Armee besteht 1870 nicht aus vier, sondern nur aus zwei Korps [VII. und VIII.] und wird nicht am Niederrhein, sondern an der Mosel, östlich von Trier, versammelt. Der Zweiten Armee des Entwurfes entsprechen 1870 die Zweite und Dritte Armee unter den Prinzen Friedrich Karl und Friedrich Wilhelm, zusammen sechs preußische Korps [Garde, III., IV., X., V., XI.] samt den süddeutschen, eine gewaltige Macht, die aber nicht am Main, sondern mehr als 100 Kilometer westlich und südlich von Mainz in der Pfalz vereinigt wird. Der Reserve-Armee von 1858 endlich entspricht 1870 eine aus dem IX. und XII. Korps gebildete, zur Verstärkung der Zweiten Armee bestimmte Heeresabteilung, die jedoch nicht an der Saale, sondern ebenfalls nach vorwärts, um Mainz zur Aufstellung kommt. Diese unvergleichlich größere Kühnheit rechtfertigte sich durch die inzwischen stattgefundene Erneue-

rung und Verstärkung des preußischen Heeres, durch den gewaltigen Zuwachs an Selbstvertrauen infolge der preußischen Siege im Jahre 1866, durch die Schutz- und Trutz-Verträge mit den Süddeutschen und endlich durch die Erkenntnis, daß ein Vormarsch der Franzosen durch Belgien nicht zu erwarten sei.

3.

Napoleons verhängnisvollen Neujahrsgruß von 1859 beantwortete Österreich, indem es 30000 Mann in die Lombardei warf und ihnen von Woche zu Woche Verstärkungen folgen ließ. Demgegenüber rüstete natürlich auch Sardinien und berief zu Österreichs höchster Empörung Freiwillige aus ganz Italien, deren Befehl Garibaldi übernahm. Österreich stellte den deutschen Fürsten ‚die Unterstützung der deutschen Präsidialmacht' als eine selbstverständliche vaterländische Pflicht dar. Nimmer dürfe sich wiederholen, was 1805 geschehen, daß zuerst Preußen den österreichischen Bruderstamm im Stich lasse und dann seinerseits vereinzelt zusammenbreche. Wenn Österreich auch nur in Italien angegriffen werde, so sei dadurch doch auch Deutschland unmittelbar bedroht; denn ohne den Po könne der Rhein nicht verteidigt werden. (!) Letztere höchst fragwürdige Behauptung machte großen Eindruck in Süddeutschland, dessen öffentliche Meinung überhaupt einig war in dem Gedanken, daß wer jetzt in dem heiligen Kampfe zurückbleibe, das Vaterland verrate und die Nation zerreiße. Im deutschen Norden dachte man anders. Da vermochte man Österreich seine Haltung in der Schleswig-Holsteinischen Frage und die Schmach nicht zu verzeihen, die es Preußen in Olmütz

angetan; da konnte man ihm nicht vergeben, in welche Gefahr es durch sein hinterhaltiges Verfahren den Zollverein gebracht; da begegnete das Aufstreben Italiens zur Einheit und Freiheit überall wohlwollender Teilnahme. Niemand hatte Lust, für die Mißregierung Österreichs in Italien den Degen zu ziehen.

Inzwischen schlug Rußland einen europäischen Kongreß zur Schlichtung der italienischen Angelegenheiten vor. Frankreich, Preußen und England waren bereit, ihn zu beschicken; Österreich dagegen forderte, bevor es diesen Schritt tue, die Entwaffnung Sardiniens und die Entlassung der italienischen Freiwilligen. Am 23. April stellte es diese Forderung in Turin als Ultimatum und rückte, als sie nicht angenommen wurde, sechs Tage später über den Tessin in die sardinische Provinz Lomellina ein. Angesichts dieses angriffsweisen Vorgehens der Österreicher beschloß der Prinz-Regent von Preußen, sich auf den Schutz des Bundesgebietes zu beschränken und im übrigen neutral zu bleiben.

Am 3. Mai erklärte Napoleon, daß Österreich durch Überschreiten des Tessin den Frieden gebrochen und damit die Zwangslage herbeigeführt habe, daß es entweder bis zu den Seealpen herrschen, oder Italien bis zur Adria frei werden müsse. Gleichzeitig setzte sich die französische Armee in Bewegung, und in Parma verjagte das Volk die Regierung. Solche Vorgänge widersprachen nun durchaus den Anschauungen des Prinz-Regenten. Wohl wünschte auch er durchgreifende Reformen in Italien, doch keinen Umsturz der Throne, keine Verschiebung der Grenzen, und höchst peinlich berührte ihn der französische Übermut, der sich anmaßte, eigenmächtig die vor vierzig Jahren begründete europäische Ordnung über den Haufen zu werfen. Dem gedachte er vorzu-

beugen, indem er im geeigneten Augenblicke eine bewaffnete Vermittlung eintreten ließe. Zu dem Ende befahl er die Kriegsbereitschaft der Armee und sandte den General Willisen zum Meinungsaustausche nach Wien. Preußen erklärte sich bereit, für die Erhaltung des österreichischen Länderbesitzes in Italien einzutreten, bedürfe dazu aber der vollen Verfügung über die Streitkräfte des deutschen Bundes, wenn nicht etwa wirklich ein ausreichend großes kaiserliches Heer die Deckung des Oberrheins übernehme, in welchem Falle diesem dann allerdings die süddeutschen Truppen zuzuweisen wären. Die Hofburg war damit jedoch durchaus nicht zufrieden. Es genüge nicht, daß Preußen ihr den Besitz des lombardo-venetianischen Königreiches gewährleiste; es müsse vielmehr auch für die Aufrechterhaltung der österreichischen Schutzverträge mit den Staaten Italiens aufkommen und die Waffen nicht niederlegen, bevor Sardinien unschädlich gemacht und an Napoleons Statt der rechtmäßige König Henri V. auf den Thron Frankreichs gesetzt worden sei.[138]) Auf so weitaussehende Pläne konnte und wollte der Prinz-Regent natürlich nicht eingehen, und so kam es zunächst zu keinen Abmachungen in Wien, was die Süddeutschen mit heller Entrüstung aufnahmen, obgleich sie von dem Umfange der österreichischen Ansprüche keine Ahnung hatten. In Preußens leitenden Kreisen erregten jene Forderungen um so mehr Erstaunen, je weniger die kaiserliche Armee irgend etwas tat, um die großen Vorteile auszunutzen, welche ihr das energische militär-politische Vorgehen des Wiener Kabinetts von Anfang an gesichert hatte. Der Oberbefehlshaber, Graf Gyulai, hätte sehr wohl am 3. Mai mit 90000 Mann vor Turin erscheinen können, auch wenn er zur Deckung seiner linken Flanke 34000 Mann gegen den Po stehen ließ. Die französische

Armee näherte sich dem Kriegsschauplatze auf zwei verschiedenen, weit voneinander entfernten Heerstraßen: über den Montcenis und über Genua; sie traf auf beiden Wegen nur ganz allmählich ein, so daß ein kräftiges Dazwischenfahren der Österreicher nicht nur die Vereinigung der Heeresteile verhindern, sondern wahrscheinlich auch deren Vernichtung herbeiführen konnte. Gyulai aber tappte mit einer geradezu beispiellosen Unsicherheit in der Lomellina herum, wartete, bis 150000 Franzosen mit den Sarden vereinigt waren und erlitt dann gleich beim ersten Zusammenstoße am 20. Mai im Treffen von Montebello, aller Tapferkeit seiner Truppen ungeachtet, eine Niederlage.

Aus dieser Zeit hat uns das Tagebuch Theodor v. Bernhardis, der damals als Privatgelehrter in Berlin lebte und durch die Herausgabe der Denkwürdigkeiten des Grafen Toll in militärischen Kreisen große Anerkennung gefunden hatte, zwei inhaltreiche Gespräche mit Moltke aufbewahrt, deren erstes am 12. Mai stattfand. Es heißt im Tagebuche:[139])

„Zu Moltke; der erzählt mir, daß die Österreicher — deren Operationen auch er höchst kläglich findet —, wie es scheint, ihren Rückzug bereits angetreten haben. Der Prinz-Regent hat diese Neuigkeit durch Telegramme erfahren und heute mit Moltke darüber gesprochen. Die Österreicher nennen das eine Linksschwenkung ihres linken Flügels. Links rückwärts natürlich. Moltke bestätigt mir auch, daß sie hauptsächlich aus Not und um auf Feindeskosten zu leben über den Ticino vorgegangen sind. Als Chef des Generalstabes ist er natürlich bei den Beratungen beteiligt, die über mögliche Operationen unserer Armee jenseits des Rheins schon jetzt gehalten werden, und teilt mir seine Ideen mit, um die ‚Meinung eines verständigen Mannes' darüber zu hören. Er setzt natürlich die Offensive von unserer

Seite voraus und ſagt: Nach Paris zu gehen, kann zu nichts führen, jetzt, wo Paris befeſtigt iſt; denn man kann Paris weder erſtürmen, noch belagern, noch einſchließen und aushungern; der früher zweckmäßige Gedanke, auf dem kürzeſten Wege, etwa von Belgien her, nach Paris vorzugehen und dort den Frieden zu diktieren, müſſe ganz beſeitigt werden. Wir müſſen uns demnach einen beſchränkten Kriegszweck vorſetzen, wie Clauſewitz ſage; wir müſſen ſuchen, uns, nachdem wir die Überlegenheit im Felde gewonnen, in den Beſitz gewiſſer reeller Vorteile zu ſetzen, die uns die Franzoſen erſt wieder abgewinnen müßten, um das Gleichgewicht wiederherzuſtellen, was wir ihnen dann überlaſſen und ſie verſuchen mögen — eines beſchränkten Gewinnes, den man dann im Frieden behalten könnte. (Dazu möchten große, lange fortgeſetzte Anſtrengungen gehören.) Vor allen Dingen müſſen wir eine Schlacht gewinnen, dann aber Paris und das Innere von Frankreich ſich ſelbſt überlaſſen, uns gar nicht darum bekümmern, ob da politiſche Umwälzungen vorgehen und welche; Frankreich ſei ein Vulkan, den man müſſe in ſich ausbrennen laſſen. Wir müſſen Metz belagern und die Öſterreicher auffordern, am Oberrhein Straßburg zu belagern. Haben wir dieſe Stellung gewonnen, ſo mögen die Franzoſen verſuchen, uns wieder daraus zu vertreiben.

„Ich gebe ihm im allgemeinen recht, nur bemerke ich: die Dinge ſtehen bei alledem in Frankreich ſo, daß eine plötzliche Revolution gar wohl möglich iſt — gar wohl durch die Erſcheinung einer feindlichen Heeresmacht vor den Toren der Hauptſtadt plötzlich hervorgerufen werden könnte. Auch könnte ſie uns wohl entſcheidend nützlich werden, entweder direkt oder indirekt, indem ſie einen Zuſtand chaotiſcher Verwirrung in Frankreich hervorriefe. . . . Es kann unter Umſtänden wohl geraten ſein, eine Pointe auf Paris zu verſuchen; zu verſuchen, ob unſere Erſcheinung vor den Toren eine uns günſtige Revolution bewirkt. Aber freilich iſt der Erfolg zu unſicher, als daß wir unſer va banque auf dieſe eine Karte ſpielen und Gelingen oder Mißlingen des ganzen Feldzuges davon allein könnten abhängig machen. Wir müſſen daneben, ja als Hauptſache, als

das, worauf es uns unbedingt und unter allen Umständen ankommt, was wir unter allen Bedingungen erstreben, die Eroberung von Thionville (dies fügte ich der Liste hinzu), Metz und Straßburg betreiben, um uns an der Mosel eine feste Basis zu verschaffen. Unsere Überlegenheit an Zahl könnte, besonders nach einem Siege, wohl eine so gewichtige sein, daß sie es uns möglich macht, dies doppelte Ziel zu verfolgen, und uns dazu berechtigt. Wie ich aufbreche, bittet mich Moltke, ihn irgendwo — etwa abends — zu besuchen, um den Gegenstand weiter zu besprechen. — Seltsam! meine Meinung wollen die Herren alle gern wissen."

Die elende Kriegführung Gyulais minderte die Achtung vor Österreich sehr herab. Viele preußische Vaterlandsfreunde drangen darauf, daß man die Zwangslage, in welcher der Kaiserstaat sich befinde, benutzen solle, um ihm dauernde Zugeständnisse in den deutschen Bundesverhältnissen abzunötigen. Moltke, der am 21. Mai zum General-Leutnant befördert wurde, teilte diese Meinung nicht, wohl aber Bernhardi, dessen Tagebuch über eine weitere Unterredung mit dem Chef des Generalstabs am 2. Juni folgende Angaben bringt:

„Moltke meint, wir müssen unbedingt gegen Frankreich losschlagen und dürfen unsere Teilnahme an dem Kampfe so wenig (wie ich verlange) von bestimmten Forderungen und Bedingungen abhängig machen als von Eventualitäten. Denn wir täten, wenn wir Frankreich bekämpfen, lediglich, was uns im eigenen Interesse obliegt, ja dringend geboten ist. Und hätten folglich gar nicht das Recht, von Österreich etwas dafür zu fordern. (Eine bessere Ansicht könnten sich die Österreicher als herrschende gar nicht wünschen, und wenn sie sich eine bestellen dürften.)

„Operationsplan gegen Frankreich: Moltke ist der Meinung und wiederholt, man müsse nicht von der belgischen Grenze aus auf der kürzesten Linie nach Paris gehen, weil Paris einzunehmen unmöglich sei — und man Eroberungen, die etwa an der

belgiſchen Grenze gemacht würden, nicht behaupten, d. h. im Frieden nicht behalten könne. Man müſſe in Lothringen eindringen und Metz erobern. Ich ſtimme bei, komme aber doch wieder darauf zurück, daß man dennoch einen Verſuch auf Paris machen muß, um ſo mehr, da nach einem Siege die Verfolgung des Feindes mit einer gewiſſen Notwendigkeit vor die Tore der Hauptſtadt führen wird. Denn wollte man zu früh von der Verfolgung ablaſſen, um ſich nicht zu tief in Frankreich einzulaſſen und die Eroberung der Grenzfeſtungen als das eigentliche Ziel des Feldzugs ausſchließlich zu betreiben, ſo könnte man wohl dahin kommen, dem Feinde die gänzliche Zerrüttung ſeines Heeres übergroßmütig zu ſchenken. Selbſt der moraliſche Eindruck eines Sieges, der mit ſolcher ſchlaffen Mäßigung verfolgt würde, wäre bald verwiſcht. Der Feind, deſſen Heer bald zum Stehen käme, fände die Mittel, dieſes Heer in kurzer Zeit vollkommen herzuſtellen, um ſo mehr, da er im Beſitz ſeines ganzen Territoriums bliebe, alſo aller ſeiner Mittel, und er würde bald genug wieder da ſein, um die Grenzfeſtungen zu entſetzen. Man muß dem Feinde in das Innere ſeines Landes folgen, um ſein Heer mehr und mehr zu zerrütten, zu zerſtören oder zu zerſtreuen und einen ſo großen Teil des feindlichen Territoriums als möglich mit allen Hilfsmitteln, die es enthält, in Beſitz zu nehmen.

„Moltke meint ja! verfolgen müſſe man nach einem Siege auf das äußerſte; das verſteht ſich! Aber Napoleon III. werde ſich nach einer verlorenen Schlacht nicht auf Paris zurückziehen, ſondern auf die Loire.

„Das glaube ich nicht! Ein König von Frankreich aus alter, feſtbegründeter Dynaſtie, deren Daſein und Herrſchaft ſich von ſelbſt verſteht und nie in Frage geſtellt werden kann, könnte allerdings ſo handeln und täte wohl daran, das ſtrategiſche Objekt, das der Feind im Auge haben muß, das franzöſiſche Heer und die Hauptſtadt, gleichſam zu ſpalten und die beiden Hälften desſelben örtlich zu trennen. Napoleon III. aber darf Paris ſo wenig preisgeben als Napoleon I., wenn er nicht nach einer verlorenen Schlacht das Schickſal desſelben erleben will. Er hält ſich gewiß mit ſeinem Heer ſtets zwiſchen dem Feinde und Paris.“

In Anbetracht der Geistesschärfe und der vornehmen Gesinnung Bernhardis ist nicht daran zu zweifeln, daß er die Äußerungen Moltkes im wesentlichen richtig wiedergegeben hat. Etwas anderes aber ist es, ob ihm Moltke wirklich seine eigentlichste Meinung voll ausgesprochen hat. Diese liebte er nämlich (gerade wie Lessing) im Gespräche zurückzuhalten und an ihrer Statt all die Einwürfe zur Erörterung zu stellen, welche etwa gegen den von ihm gefaßten, doch verschwiegenen Entschluß erhoben werden könnten. Auf solche Weise ermöglichte er sich eine Nachprüfung seines eigenen Gedankenganges, die um so ergiebiger ausfallen mußte, je bedeutender und ihm selbst kongenialer die Persönlichkeit war, mit der er ein solches Gespräch führte. Daß Moltke dies Verfahren bei einem Manne von so hohem Selbstvertrauen und so starkem Mitteilungsbedürfnisse, wie es Bernhardi war, angewendet hat, erscheint mir nun höchst wahrscheinlich. Gewiß trifft es zu, daß Moltke das Hauptziel des Krieges in der Wiedereroberung von Elsaß und Lothringen sah; es entspricht das auch ganz seinen in einer späteren Denkschrift (vom November 1861) niedergelegten Ansichten, die Bernhardi gegenüber vertretene Auffassung aber, Paris sei unter allen Umständen aus dem Spiele zu lassen, steht mit seinem tatsächlichen Verfahren ebenso im Widerspruche, wie mit den unverkennbaren Zwecken des zu jener Zeit im Generalstabe überaus eifrig betriebenen Studiums der Befestigungen von Paris, welches damals, wie ich aus persönlicher Erinnerung bezeugen kann, fast im Vordergrunde aller Interessen stand. Noch weniger glaublich erscheint es mir, daß Moltke im Ernste daran gedacht habe, die Eroberung von Straßburg den Österreichern zuzuweisen, da er doch schon in den Denkschriften von 1857 und 1858 den stärksten Nachdruck

darauf legt, die Süddeutschen an Preußen heranzuziehen, ein Ziel, das durch eine so große Steigerung des Ansehens der Österreicher, wie sie die Bewältigung von Straßburg zur Folge haben mußte, in weite Ferne gerückt worden wäre. Manches übrigens, was Bernhardi in Moltkes Äußerungen vermißte, verstand sich von selbst. Wenn Bernhardi es z. B. mit bemerkenswertem Selbstgefühle rühmt, daß er den zu erobernden Plätzen Straßburg und Metz auch noch Diedenhofen hinzugefügt habe, so bin ich überzeugt, daß Moltke zu dieser Belehrung leise gelächelt haben wird. Wer, aus dem preußischen Moselande kommend, Metz angreift, um es für die Dauer zu erobern, der legt selbstverständlich seine Hand auch auf die nördlichere Moselfeste; er kann gar nicht anders; es bedarf keiner besonderen Erwähnung!

Zwei Tage nach dieser Unterredung zwischen Moltke und Bernhardi verlor Graf Gyulai die Schlacht bei Magenta und zog sich hinter den Mincio zurück. Dies war das Zeichen zu neuen Aufständen in Mittelitalien. Toskana und Modena verjagten ihre Herren; Bologna riß sich vom Kirchenstaate los, und das Arnoland wie die Emilia sandten dem sardinischen Heere ansehnliche Verstärkungen. Diese weiteren Erschütterungen des bisherigen Rechtszustandes veranlaßten den Prinz-Regenten Wilhelm, die Mobilmachung von 6 Armeekorps zu verfügen und am 14. Juni beim Bundestage zu beantragen, die beiden süddeutschen Bundeskorps als Beobachtungsheer am Oberrheine aufzustellen. Das aber genügte dem Wiener Kabinette noch in keiner Weise. Vielmehr ließ Graf Rechberg am 22. Juni eine Depesche nach Berlin abgehen, in welcher er abermals behauptete, Preußens Bundespflicht bestehe nicht bloß in der Wahrung

des gesamten österreichischen Länderbestandes, sondern auch in der Aufrechterhaltung der Verträge mit den italienischen Staaten, welche Österreich die Herrschaft auf der Halbinsel sicherten! Zugleich behielt sich Rechberg freie Hand für alle Verhandlungen am Bundestage vor und erklärte dadurch, daß er nicht gewillt sei, die Übertragung des Oberbefehls des Bundesheeres an Preußen zuzugestehen. — Diesem Hochmutsausbruche folgte auf dem Fuße der Fall.

Kaiser Franz Josef selbst hatte mit dem bewährten General Heß als Chef des Generalstabs den Oberbefehl seiner Armee übernommen, die, verstärkt durch 40000 Mann frischer Truppen, nun der franko-sardischen Streitmacht erheblich überlegen war. Er führte dies Heer wieder über den Mincio vor, erlitt aber am 24. Juni bei Solferino nach hartnäckigem, schweren Kampfe eine empfindliche Niederlage. Sein geschlagenes Heer ging unter die Kanonen von Verona oder gar über die Etsch zurück, war hier aber in der Tat auch in vollkommener Sicherheit und hatte vollauf Zeit, sich wieder herzustellen.

An eben diesem Tage kündigte der Prinz-Regent, unbeirrt durch Rechbergs kränkende Haltung, in London und Petersburg den Beginn seiner bewaffneten Vermittlung an, die von den beiden Grundlagen: Erhaltung des österreichischen Landbesitzes und Durchführung politischer Reformen in Italien, ausgehen sollte. Er ersuchte zugleich die beiden Großmächte um ihre Unterstützung und stellte am Bundestage den Antrag auf Zusammenziehung der zwei norddeutschen Bundeskorps.

Sofort vollzog sich auf dem Kriegsschauplatze ein alle Welt überraschender Umschwung.

Napoleon III. stand in Italien dem gefürchteten Festungsviereck gegenüber und mußte infolge der Haltung

Preußens gewärtig ſein, binnen weniger Wochen 400000 Mann die franzöſiſche Oſtgrenze überſchreiten zu ſehen, denen er kaum die Hälfte entgegenſtellen konnte. Ihren Einbruch vermochte er nur dann zu vermeiden, wenn er den Öſterreichern die eroberte Lombardei herausgab; damit aber wäre das Kriegsziel völlig verfehlt worden; überdies ſtanden dem ſeine Verabredungen mit Savoyen unbedingt entgegen. So faßte er denn plötzlich den Entſchluß, mit Öſterreich zu verhandeln. Er ſandte den General Fleury zum Kaiſer Franz Joſef, und der geſchickte Unterhändler fand in Verona das bereitwilligſte Entgegenkommen. Veranlaſſung dazu waren erſtlich unruhige Bewegungen in Ungarn, dann aber der entſchiedene Widerwille gegen die Einmiſchung Preußens. Dies hatte am 4. Juli zu Frankfurt den Antrag geſtellt, daß ſämtliche Bundestruppen unter ſeinen Oberbefehl treten ſollten. Am Abend des 6. Juli traf Fleury in Verona ein, und am nächſten Morgen bereits richtete Öſterreich den Gegenantrag nach Frankfurt, dem Prinz-Regenten den Oberbefehl nur mit 17 beaufſichtigenden Bundeskommiſſaren und mit Unterſtellung unter die Weiſungen des Bundestages zu übertragen. Damit ſollte und mußte dem Prinzen von Preußen die Übernahme des Bundesoberbefehls unmöglich gemacht werden; denn unerträglich war den Öſterreichern der Gedanke, daß nach ihren eigenen ſchweren Niederlagen Preußen möglicherweiſe an der Spitze Deutſchlands große Erfolge in Frankreich erringe. Schon am Tage nach ſeinem Erlaß an den Bundestag ſchloß Öſterreich einen Waffenſtillſtand mit Frankreich, dem drei Tage ſpäter der Friede von Villafranca folgte. Öſterreich trat die Lombardei ab und wurde für Venetien Mitglied eines italieniſchen Bundesſtaates, dem auch ſeine fürſtlichen Agenten in Toskana und Modena

angehören sollten, und dessen Vorsitz dem Papste zugedacht war. Seine gebietende Stellung auf der Halbinsel sollte Österreich also unverkümmert bleiben. Es kam freilich ganz anders!

Wie Moltke zu diesem Zeitpunkte die Dinge ansah, zeigt ein Brief an seinen Bruder Adolf.[140]) Er schreibt: „Der Friede ist geschlossen zwischen den beiden katholischen Kaisern. Das Kurze von der Sache ist, daß Österreich lieber die Lombardei drangibt, als daß es Preußen an der Spitze von Deutschland sehen will. In der Tat war Deutschland sehr nahe daran, das gefährliche Präzedenz einer wirklichen Einigung zu geben. Die revolutionäre Despotie [Frankreich] und der reaktionäre Konservatismus [Österreich] haben ein gleiches Interesse, dem vorzubeugen. Der 2. Dezember opferte sein Programm, Franz Josef eine Provinz, um einen italienischen Bund nach dem Muster des deutschen Bundes herzustellen, in dem Augenblick, wo die Überzeugung lebhafter als je geworden, daß der deutsche Bund im Frieden ein Hemmnis, im Kriege eine Gefahr ist. Ob der italienische Bund etwas anderes ist, als die Offenlassung der ganzen Frage, mag die Zukunft entscheiden. Österreichs Kaiser als Mitglied zweier solcher Bünde kann in seltsame Verwickelung geraten.

„Deutschland, das unglückliche Deutschland, hat der Welt das jammervolle Schauspiel gezeigt, daß die Sonderinteressen selbst das kräftig erwachte Nationalgefühl überwiegen. An wem liegt die Schuld? — Hätte Österreich uns als Bundesgenossen haben wollen, es hätte uns längst gehabt. Es wollte uns als Vasallen, ohne Bedingung, ohne Gegenleistung, ohne Sicherheit, daß es nicht an dem Tage den Frieden schloß, an dem wir den Krieg erklärten.

„Was Wunder, wenn man geltend machte, daß wir nicht für die Mißregierung in Italien, für Konkordat und Polizeisystem einen Krieg anfangen könnten, der notwendig mit einem Angriff der Franzosen in Frankreich beginnen mußte. Was sollte man dem Volke sagen, wofür dieser Krieg geführt würde? Waren wir, war Deutschland doch in keiner Weise angegriffen und bedroht. Nicht einmal ein Observationskorps war gegen uns aufgestellt. Konnte man im Kriegsmanifest etwas anderes sagen, als daß der Krieg für eine künftige mögliche Gefahr geführt werde, ein Krieg gegen die nachhaltigen Kräfte des mächtigsten Staates der Welt, der unsere Existenz bedroht? Die Haltung Preußens und Deutschlands machte es ja möglich, daß Österreich, welches am Bundestage die Bereitschaft seiner Bundeshilfe über seine Verpflichtung hinaus anzeigte, bereits mit seinem ganzen Heere in Italien stand. Konnte es damit seine italienischen Interessen nicht selbst verteidigen? Außer dem halben XII. Korps in Galizien, den beiden Kavalleriekorps und den immobilen Truppen war alles in Italien konzentriert; für Deutschland war faktisch nichts mehr übrig! Dabei die hochfahrende Sprache der Diplomatie und die Erinnerung an Olmütz.

„Aber die entgegengesetzte Ansicht ist nicht ohne Vertreter geblieben. Preußens Existenz ist bei jedem Krieg gegen seinen großen Nachbarn gefährdet. Wir haben keine Verbündeten. England hat kein Heer, und Rußlands Heer steht 400 Meilen hinter unserer Rheingrenze. Die russische Hilfe kommt, wenn wir fertig sind. Kein Verbündeter kann uns den Dienst leisten, den Österreich leistet (nicht aus Liebe zu uns!), daß er 200000 Franzosen auf einem 100 Meilen entfernten Kriegsschauplatze fixiert. Nicht für Österreich, sondern mit ihm, rein für unsere

Interessen wollen wir Krieg führen. Rußland ist weniger als jemals früher und vielleicht als jemals später imstande, uns dabei zu stören. England, welches notwendig eine starke Kontinentalmacht braucht, wird sich erklären, sobald wir handeln.

„Zwischen diesen Ansichten war die Wahl zu treffen. Eine schwere Wahl. Sie war getroffen! Die Mobilmachung von 6 Korps war befohlen; der Befehl zur Mobilmachung der übrigen 3 Korps lag fertig. Der Eisenbahntransport war vollständig vorbereitet; die Truppen befanden sich im Marsch zu den Einschiffungspunkten. Der Transport mußte am 15. d. M. beginnen. Das Betriebsmaterial war von allen Bahnen der Monarchie auf den drei Linien zusammengebracht. Wer die preußische Heeres- und Landwehr-Einrichtung kennt, weiß, daß wir mit diesem Material nicht zuwarten können, daß die Versammlung unausbleiblich sofort zur Aktion führen muß.

„Nicht die Schlacht von Solferino, nicht selbst der Waffenstillstand hat irgend etwas in dem Gange geändert, den die preußische Regierung eingeschlagen. Fürst Windischgrätz versicherte am 8. Juli (!), daß der Kaiser keinen Fußbreit Land, nein, nicht eine Gerechtsame in Italien opfern würde, und am 7. war schon der Waffenstillstand ‚behufs Verhandlungen' geschlossen. — Österreich hat jedenfalls die Überzeugung gehabt, daß Preußen zum Krieg entschlossen, daß das Vorgehen von 400 000 Deutschen den Kaiser Napoleon zwinge, einen bedeutenden Teil seiner italienischen Armee nach Frankreich zu ziehen, daß es also seine Lombardei und Piemont dazu erobern könne — aber es kannte auch unsern Antrag an den Bund vom 4. Juli und — schloß den Frieden.

„Ein großer Moment für Preußen ist versäumt. Wir konnten noch vor vier Wochen an die Spitze von

Deutschland treten. Sehr bezeichnend ist bemerkt worden, daß Preußen das, was die natürliche Konsequenz des Handelns gewesen wäre [die Oberfeldherrschaft] als Bedingung zum Handeln aufgestellt habe. Eine Gefahr war damit verbunden; aber ohne Gefahr machen sich keine weltgeschichtlichen Umformungen. Jetzt stehen wir auf uns selbst allein angewiesen, und die Überzeugung habe ich, daß wir uns auf die kommenden Ereignisse mit aller Sorgfalt und Kraft vorbereiten werden. — Aber daß unsere Lage eine politisch und militärisch günstigere sein wird als in dem jetzt geschlossenen Abschnitt der Begebenheiten, daran zweifle ich.

„Ein kühner Entschluß wird nur durch einen Mann gefaßt. In einer beratenden Versammlung wird stets das Für und Wider mit so guten und unwiderlegbaren Gründen belegt, daß eines das andere aufhebt. Der positive Vorschlag hat die unzweifelhaftesten Bedenken gegen sich; die Negation bleibt im Recht, und alles vereinigt sich auf dem neutralen Boden des Nichtstuns. Es gehört eben ein Friedrich der Große dazu, um sich nirgends Rat zu holen und alles aus sich selbst zu wollen.

„Bis die ‚preußische Frage' studiert werden wird, ist nun gegen alle Wahrscheinlichkeit eine Pause der Ruhe eingetreten, und ich hoffe im nächsten Monat eine mir recht nötige Kur in Gastein anzutreten. Marie geht natürlich mit. Nachher im September wollen wir dann eine kleine Reise im hohen Alpengebirge machen." —

Der wichtige Brief läßt erkennen, daß Moltke mit dem langsamen Gange der preußischen Politik unzufrieden war, daß er es für überflüssig erachtete, dem Prinz-Regenten die Heerführerschaft der Deutschen durch einen besonderen Bundesbeschluß übertragen zu lassen, weil sie ihm durch die Natur der Dinge von selbst zugefallen und

bei glücklichem Ausgange des Krieges voraussichtlich auch verblieben wäre. Darum beklagt er die Versäumnis eines großen Augenblicks. Glücklicherweise täuschte er sich, als er annahm, daß die kommende Auseinandersetzung mit Frankreich Preußen schwerlich in einer politisch und militärisch günstigeren Lage finden werde. Zwischen 1859 und 1870 fällt nicht nur König Wilhelms Heereserneuerung sondern auch Bismarcks glänzendste Tätigkeit, die Moltke nicht voraussehen konnte. Vollkommen zutreffend ist jedoch sein Urteil, wenn er bemerkt, daß der italienische Bund vermutlich nichts anderes sei als ein ‚Offenlassen der ganzen Frage'. In der Tat, noch bevor der August zu Ende ging, hatten die Bevölkerungen von Parma, Modena, Toskana und Bologna ihren politischen Anschluß an Sardinien beschlossen und Viktor Emanuel gehuldigt. Napoleon schritt nicht dagegen ein, nahm nun aber die Landschaften Savoyen und Nizza in Besitz, die ihm für den Fall der Befreiung Italiens ‚bis zur Adria' von Sardinien zugesichert worden waren. Die Erwartung, welche Moltke in seiner Denkschrift vom Oktober 1858 ausgesprochen hatte, daß Frankreich gelegentlich eines italienischen Krieges vielleicht nicht einmal eine Gebietserweiterung beanspruchen, sondern *nur* für die nationale Idee kämpfen werde, erwies sich also doch als eine Überschätzung der Gesinnung Napoleons.

Im deutschen Volke erweckten diese Ereignisse und die Aufdeckung des schroffen Gegensatzes zwischen Österreich und Preußen lebhafter als je den Wunsch nach Einigung. Man erkannte, daß das Heil nur in der Führung durch Preußen zu suchen wäre, und so begann seit dem Parteitage von Hannover am 19. Juli die Bildung des deutschen Nationalvereins.

Während sich diese Ereignisse vollzogen, verlebte

Moltke mit seiner Gemahlin schöne, stille Tage in Gastein. Ein Brief an seinen Bruder Ludwig, [141]) der davon berichtet, legt wieder Zeugnis ab von Moltkes wunderbarer Kunst der Landschaftsmalerei in Worten. Er schließt mit der Bemerkung: „Wir reisen morgen (30. August) von hier nach Meran in langsamen Tagereisen durch das schöne Gebirgsland von Steiermark und Tirol. Eine Hauptbedingung des Arztes ist, daß man nach der Kur nicht so bald wieder ins Geschäft tritt. Zum 1. Oktober habe ich meinen Generalstab nach Trier beschieden, wo die Übungsreise anfängt, und Mitte Oktober denke ich wieder in Berlin zu sein."

Daß Moltke den eigentlichen Kriegsereignissen mit der größten Aufmerksamkeit gefolgt war, versteht sich von selbst; erstaunlich aber ist es doch, daß er schon am 15. Juli einen sehr reifen, nur in geringen Nebensachen fehlgehenden Aufsatz über die drei Wochen zuvor geschlagene Schlacht von Solferino abschloß. [142]) Dieser Aufsatz bildet gleichsam das Gerippe für die Darstellung der Schlacht, welche sich in dem von der historischen Abteilung des preußischen Generalstabs herausgegebenen Werke „Der italienische Feldzug des Jahres 1859" findet, einem Werke, das fast ganz der Feder Moltkes entstammt und im Winter 1861 auf 62 niedergeschrieben zu sein scheint. Eine Betrachtung daraus, welche sich mit der Zusammensetzung des Armee-Hauptquartiers beschäftigt, kennzeichnet Moltkes Auffassung und eigene spätere Haltung so deutlich, daß es angemessen scheint, sie hier wiederzugeben. Es heißt da:

„Die Zusammensetzung des Hauptquartiers einer Armee ist von einer Wichtigkeit, die nicht immer genügend erkannt wird. Es gibt Feldherrn, die keines Rates bedürfen, die in sich selbst erwägen und beschließen; ihre Umgebung hat nur auszuführen.

Aber das ſind Sterne erſter Größe, deren kaum jedes Jahrhundert aufzuweiſen hat. — In den allermeiſten Fällen wird der Führer eines Heeres des Beirates nicht entbehren wollen. Dieſer kann ſehr wohl das Reſultat gemeinſamer Erwägung einer kleineren oder größeren Zahl von Männern ſein, deren Bildung und Erfahrung ſie vorzugsweiſe zu einer richtigen Beurteilung befähigt. Aber in dieſer Zahl ſchon darf nur eine Meinung zur Geltung kommen. Die militäriſche hierarchiſche Gliederung muß der Unterordnung auch des Gedankens zu Hilfe kommen. Dem Kommandierenden darf nur dieſe eine Meinung, vorbehaltlich ſeiner eigenen Prüfung, und nur durch den einen dazu Befugten vorgetragen werden. (!) Ihn wähle der Feldherr nicht nach der Rangliſte, ſondern nach ſeinem vollen perſönlichen Vertrauen. Möge auch das Angeratene nicht jedesmal das unbedingt Beſte ſein — ſofern nur folgerecht und beſtändig in derſelben Richtung gehandelt wird, kann die Sache immer noch einer gedeihlichen Entwicklung zugeführt werden. Dem Kommandierenden bleibt dabei vor dem Ratgeber das unendlich ſchwerer wiegende Verdienſt, die Verantwortlichkeit für die Ausführung übernommen zu haben.

Man umgebe aber einen Feldherrn mit einer Anzahl voneinander unabhängiger Männer — je mehr, je vornehmer, je geſcheiter, um ſo ſchlimmer —, er höre bald den Rat des einen, bald des anderen; er führe eine an ſich zweckmäßige Maßregel bis zu einem gewiſſen Punkte, eine noch zweckmäßigere in einer anderen Richtung aus, erkenne dann die durchaus begründeten Einwürfe eines dritten an und die Abhilfevorſchläge eines vierten, ſo iſt hundert gegen eins zu wetten, daß er mit vielleicht lauter wohlmotivierten Maßregeln ſeinen Feldzug verlieren wird.

Es gibt in jedem Hauptquartier Leute, die mit großem Scharfſinn alle Schwierigkeiten bei jeder vorgeſchlagenen Unternehmung hervorzuheben wiſſen. Bei der erſten eintretenden Verwicklung weiſen ſie überzeugend nach, daß ſie alles vorhergeſehen haben. Sie ſind immer im Recht; denn da ſie ſelbſt nicht leicht etwas Poſitives vorſchlagen, viel weniger ausführen, ſo kann der Erfolg ſie nie widerlegen. Dieſe Männer der Negative ſind das

Verderben der Heerführer. — Am unglücklichsten ist aber der Feldherr, der noch eine Kontrolle über sich hat, der an jedem Tag, in jeder Stunde Rechenschaft von seinen Entwürfen, Plänen und Absichten legen soll. Ein Delegierter der höchsten Gewalt im Hauptquartier oder doch ein Telegraphendraht im Rücken, daran muß jede Selbständigkeit, jedes kühne Wagen scheitern, ohne welche doch der Krieg nicht geführt werden kann."

Bezieht sich diese Warnung auf das österreichische Hauptquartier von 1859, so haben gewisse ähnliche Erscheinungen in der österreichischen Heerführung von 1809 Moltke vermutlich veranlaßt, eben damals eine sorgfältige Studie über den ‚Feldzug 1809 in Bayern' abzufassen, welche neuerdings veröffentlicht worden ist.[145])

XI.

Moltke im Zeitalter der Heereserneuerung

1860—1862

1.

„Ich habe die Überzeugung," so hatte Moltke seinem Bruder im Juli 1859 geschrieben, „daß wir uns auf die kommenden Ereignisse mit aller Sorgfalt und Kraft vorbereiten werden." Was Preußen betraf, so hatte er damit vollkommen recht. Die Erneuerung und Verdoppelung des preußischen Heeres, König Wilhelms ‚eigenstes Werk', welches dieser ungeachtet alles Widerstrebens seiner Landesvertretung mit hingebender Beharrlichkeit durchführte, legt Zeugnis dafür ab. An dieser organisatorischen Arbeit hat Moltke unmittelbar kaum irgend einen Anteil gehabt; sie war Sache des Kriegsministeriums, und ihre glänzende Durchführung ist mit dem ruhmvollen Namen des Generals v. Roon verbunden.

Anders als um Preußens Leistungen stand es um die des deutschen Bundes. Für den Fall eines Krieges mit Frankreich, an dessen Seite jedenfalls auch Dänemark zu vermuten war, kam es dringend auf einen besseren Schutz der deutschen Küsten an. Moltke wurde zum Vorsitzenden einer auf den 9. Januar 1860 nach Berlin berufenen Küstenbefestigungs-Kommission ernannt.

„Ob Hannover kommen wird," schrieb er am 2. Januar seinem Bruder, „ist freilich sehr zweifelhaft und damit der Ausführung die größte Schwierigkeit bereitet." In der Tat hielt Hannover sich zurück; die anderen Uferstaaten aber vereinbarten, ein gemeinsames Verteidigungssystem für alle deutschen Küsten zu ermitteln, und demgemäß trat Moltke Ende Mai mit den Kommissaren eine Bereisung der Küsten von Memel bis Emden an, die eine Reihe anschaulichster Briefe an seine Gattin schildert.[144]) Die Reise in angenehmer kameradschaftlicher Gesellschaft war allerdings sehr arbeitsvoll; erst nach fünf Wochen gewährte er sich und seinen Offizieren in Ratzeburg einen Ruhetag; aber sie bot doch auch viel Anregendes, und mit besonderer Freude sah Moltke sich in seiner mecklenburgischen Heimat mit hoher Auszeichnung aufgenommen. Leider litt er zu Anfang der Küstenreise infolge von Überanstrengung und schlimmer Witterung viel am Fieber. Am 21. Juni gelangte man nach Hamburg und trat mit den inzwischen hier eingetroffenen hannoverschen Kommissaren in Verhandlung. Dann wurde die Reise über Bremerhaven, Varel und Heppens bis Emden fortgesetzt. In den ersten Augusttagen kehrte Moltke nach Berlin zurück und überwies seine durch Marine- und Ingenieur-Offiziere bis ins einzelste ausgearbeiteten Pläne und Entwürfe dem Bundestage, und zwar, wegen der Dringlichkeit der Sache, zu schleuniger Erledigung. — Es dauerte aber — drei Jahre, bevor die Bundeskommission in Hamburg zusammentrat — um dann alles beim alten zu lassen! —

2.

Um Mitte September begab sich Moltke an die Mosel, um mit dem Generalinspekteur der Festungen, Fürsten

Radziwill, und deſſen Adlatus, dem General v. Prittwitz, den ſchon wiederholt aufgetauchten Plan einer Befeſtigung der Umgegend von Trier an Ort und Stelle zu erwägen. Moltke war die Frage längſt geläufig [S. 153] und er hatte ſie noch kurz vor ſeiner Küſtenbereiſung in einer Denkſchrift über die Aufſtelllung der preußiſchen Armee in einem Kriege gegen Frankreich eingehend behandelt.[145]) Er maß der Stellung an und für ſich einen überaus hohen ſtrategiſchen Wert bei, fand aber, daß dieſer unter dem imperatoriſchen, d. h. dem militärpolitiſchen Geſichtspunkte völlig zuſammenſchrumpfe, weil die rechtzeitige Verſammlung der preußiſchen Heeresmacht an dieſem äußerſten Punkte der Weſtgrenze den kriegsbereiten Franzoſen gegenüber unausführbar ſei. Die Einrichtung einer großen befeſtigten Stellung wäre nur dann zu empfehlen, wenn ſie Hand in Hand ginge mit einer bedeutenden Verſtärkung der im ſüdlichen Rheinlande ſchon im Frieden ſtehenden Truppenmacht. Davon überzeugte er auch wohl die beiden anderen Generale; denn der Gedanke der Moſelbefeſtigung wurde aufgegeben. — „Ich ging dann," ſo ſchreibt er ſeiner Gattin, „mit Radziwill nach Luxemburg, um das wunderbare Felſenneſt einmal recht genau zu ſehen," und dann begaben ſich die Herren über Aachen nach Jülich, wo eine mit der Schleifung dieſer alten Feſtung verbundene Belagerungsübung ſtattfand. Die Stadtwälle wurden geſprengt; gegen die Nordweſtfront der Zitadelle ward ein förmlicher Angriff durchgeführt und zuletzt eines ihrer Baſtione mit großen, gezogenen Geſchützen in Breſche gelegt: ein wunderbares Schauſpiel, wie es überaus ſelten in der Welt zu ſehen iſt und zu dem daher auch Offiziere aller Völker zuſammengeſtrömt waren. „Hier iſt nun Wallenſteins Lager!" bemerkt Moltke. — Nach dem

Manöver reiſte er mit Gemahlin wieder zur Kur nach Gaſtein. — Am 18. November berichtete er ſeinem Bruder Ludwig: „Erſt vor wenigen Tagen bin ich nach Berlin zurückgekehrt, von wo ich eigentlich ſeit dem 1. Mai fortwährend abweſend und unterwegs war. Der letzte Ausflug war nach Maſuren an der ruſſiſchen Grenze, in dieſer Jahreszeit kein großes Vergnügen. Jenſeits der Weichſel war ſchon alles in Schnee vergraben ... Mir ſind allerlei Kommiſſionen übertragen, die mich ſehr in Anſpruch nehmen. Abends bin ich ſo müde, daß ich mir von Marie die leichteſte Lektüre vorleſen laſſe, meiſt engliſche Sachen von Dickens, ſo die household words, in denen viel Hübſches iſt ...“

Zu den Arbeiten, die ihn damals beſchäftigten, gehört eine Denkſchrift über den Aufmarſch der Armee in einem Kriege gegen Öſterreich,[146]) welche gerade dadurch höchſt feſſelnd iſt, daß ihre Grundlagen ſo ganz andere ſind als die, von denen Moltke ſechs Jahre ſpäter ausgehen konnte, als es zum wirklichen Schlagen kam. Das lehren ſchon die erſten Worte: „Der Krieg zwiſchen Öſterreich und Preußen zieht ganz Europa in den Kampf.“

Frankreich iſt als Preußens Feind zu betrachten; es geht auf die Eroberung aller Rheinlande aus, und Öſterreich läßt es gewähren. — Rußland und wahrſcheinlich auch England ſtehen zu Preußen; allein Englands Hilfe bleibt ohne vorwiegenden Einfluß, und diejenige Rußlands kommt erſt, wenn wir ihrer entweder nicht mehr bedürfen oder wenn wir ſchon unterlegen ſind und ſie teuer mit Provinzen bezahlen müſſen. Denn Rußland, welches am Ende des Feldzuges mit einem friſchen Heere von 300000 Mann eintritt, iſt Herr der Lage und beſtimmt weſentlich mit, bis zu welcher Grenze wir unſere Erfolge ausbeuten oder unſerem Mißgeſchick erliegen ſollen. — In Belgien und Holland,

wie in Italien bildet ſich eine Hilfe für Preußen; Belgien muß ſich ſagen, daß Frankreich, wenn es das Rheinufer erobern will, die belgiſche Neutralität gar nicht reſpektieren kann [vgl. S. 266]. Was Italien betrifft, ſo ſcheint unſer Intereſſe die möglichſte Kräftigung dieſer neu erſtehenden Macht zu erheiſchen. Die norddeutſchen Staaten können, ohne ſogleich auf ihre Exiſtenz zu verzichten, ſich dem Anſchluß an Preußen nicht entziehen; nur Sachſen, wenigſtens das Kabinett, kann und wird jedenfalls zu Öſterreich ſtehen. Die ſüddeutſchen Höfe werden vorausſichtlich ein Neutralitätsbündnis unter ſich ſchließen, wobei das franzöſiſche Protektorat nicht verſchmäht werden wird; denn beim Kriege der Bundesglieder unter ſich kann auch keine Bundesbeſtimmung Geltung behalten. — Kommt es zum Bruch zwiſchen Öſterreich und Preußen, ſo kann aus dem Kampf, je nach ſeinem Ausfall, ein mächtiges Reich unter Habsburgiſcher oder Hohenzollernſcher Herrſchaft hervorgehen; Deutſchland aber bezahlt dafür ſeine ſchließliche Einigung mit dem Verluſt von Provinzen nach Oſten und Weſten.

Das zur Beurteilung der anfänglichen Kriegslage auf dem Wege der politiſchen Kombination zu erreichende Ergebnis iſt ſehr unſicher, genügt aber, um zu überſehen: 1. daß Öſterreich ſeine öſtlichen Grenzen nicht entblößen darf, 2. daß ein anderer Teil ſeiner Armee in Italien gefeſſelt iſt, daß aber auch 3. Preußen die beiden rheiniſchen Korps nicht zum Schutz der Marken und Schleſiens heranziehen kann, weil ſie in Verbindung mit Belgien, Holland und vielleicht engliſchen Hilfstruppen am Rhein operieren müſſen, und 4. daß auf das X. Bundeskorps nur zur Unterſtützung der Weſtkorps und zur Beobachtung Dänemarks zu rechnen iſt. — Dagegen kann Preußen über die ſieben Korps der öſtlichen Provinzen frei verfügen.

Nach Abrechnung der gegen Rußland und Sardinien aufzuſtellenden Truppen bleiben Öſterreich für den Krieg gegen Preußen 235000 Mann, nach Abrechnung der Feſtungsbeſatzungen 195000 und nach Zuzug von 25000 Sachſen 220000 Mann für den Feldkrieg, die früheſtens in ſechs Wochen an der oberen Elbe verſammelt ſein können. — Die preußiſchen Korps

wären [für die Verteidigung] folgendermaßen aufzustellen: das IV. bei Delitzsch und Halle, das III. bei Torgau und Hertzberg, das II. bei Wittenberg, das I. bei Jüterbog, die Garde bei Baruth, das V. bei Spremberg, das VI. bei Striegau und Schweidnitz. Davon können, falls wir durch verspätete Mobilmachung wirklich auf die Verteidigung beschränkt bleiben sollten, in zwei Märschen 165000 Mann zwischen Torgau und Hertzberg, in fünf Märschen 198000 Mann bei Dresden vereinigt werden. Letzterenfalls würden das IV., III. und II. Korps am linken, das I., Garde- und V. Korps am rechten Elbufer vorgehen können, da man auf beiden Seiten stärker ist als alles, was der Feind möglicherweise bei Dresden versammeln kann, wenn wir, wenigstens hierfür, rechtzeitig mobil gemacht haben!! Das weitere Vorgehen auf dem rechten Elbufer ist dann nach den Umständen einzurichten.

Beabsichtigte Preußen einen Angriffskrieg gegen Österreich, so würde es sein Heer in Schlesien versammeln, dessen Grenzen auf dreißig Meilen nahe an Wien herantreten. Berlin wäre durch ein Armeekorps bei Torgau genügend geschützt, und in weniger als sechs Wochen ständen 200000 Mann an den Sudeten zum Einmarsch bereit. Es wäre möglich, daß Österreich vollständig überrascht würde, aber wohl zu erwägen, ob Preußen der nachhaltigen Macht des Kaiserstaates gegenüber die anfänglichen Erfolge zu sichern vermöchte; wie denn, im Gegensatz zur taktischen, die strategische Offensive ganz unzweifelhaft eine weit größere Machtentfaltung voraussetzt als die strategische Defensive. Auch würden in diesem Falle ganz andere politische Verhältnisse eintreten als die vorher angenommenen; außer Sardinien würde uns wohl keine andere Macht unterstützen.

Österreich wird, auch wenn es nur die Eroberung Schlesiens ins Auge fassen sollte, immer am besten tun, gegen Berlin vorzugehen, das von der preußischen Südgrenze nur zwanzig Meilen entfernt liegt, nicht befestigt ist, und dessen Besitz die Versammlung der aus Ost und West heranziehenden Korps sprengt. Da es aber wichtig ist, das Land, das man beim Friedensschluß behalten will, auch wirklich inne zu haben, und weil eine ernst-

liche Bedrohung Berlins durch Beſetzung Schleſiens und Benutzung ſeiner reichen Hilfsquellen ſehr erleichtert würde, ſo wird Öſterreich eine Nebenunternehmung auch gegen Schleſien richten. — Von Böhmen aus bedroht Öſterreich ſowohl Schleſien wie die Mark. Die Vereinigung ſeines Heeres hinter dem Rieſen- und dem Lauſitzer Gebirge erhält uns bis zum letzten Augenblick in Ungewißheit über ſeine Abſichten. Die erſte Verſammlung des öſterreichiſchen Heeres wird daher jedenfalls in dem fruchtbaren Gelände auf der Linie Prag-Pardubitz und vorwärts ſtattfinden. Der weitere Vormarſch kann auf dem linken Elbufer nur ſoweit geſchehen, als die Öſterreicher Herren des Stromes ſind, alſo höchſtens bis Dresden; die Hauptrichtung liegt auf dem rechten Ufer; ſie führt über das Lauſitzer Gebirge, und drei Tage nach erfolgter Kriegserklärung können die Öſterreicher mit großer Macht an der Elbe und an der oberen Spree auftreten; ein fernerer Marſch genügt, um ihre geſamte Streitkraft zwiſchen dieſen beiden Flüſſen zu vereinigen. — Unſererſeits haben wir uns ſofort zu entſcheiden, ob wir die Hauptſtadt direkt oder mittelbar verteidigen wollen. Erſterenfalls müſſen wir an einem natürlichen oder befeſtigten Abſchnitte die Frontalſchlacht annehmen. Verlieren wir dieſe, ſo verlieren wir damit wahrſcheinlich auch Berlin und laufen Gefahr, bis Stettin zurückgeworfen zu werden. Wäre Berlin ein großartig verſchanztes Lager, ſo würde hier der ſiegreiche Feind zum Stehen kommen, zumal er auch Torgau und Wittenberg einſchließen muß; allein wir hätten einen bedeutenden Landſtrich verloren, und der Feind könnte inzwiſchen die Eroberung Schleſiens vollenden. Daher iſt die mittelbare Verteidigung von einer auf die Elbe baſierten Flankenſtellung aus vorzuziehen. Jeder Angriff von Weſten zwingt unſeren Gegner, dorthin Front zu machen, die kürzeſte Straße, die Jüterboger Chauſſee, aufzugeben, weiter öſtlich Stellung zu nehmen und ſich nach anderen rückwärtigen Verbindungen umzuſehen. Gelingt unſer von der Elbe aus geführter Vorſtoß, ſo drängt er den Gegner auf das noch nicht eroberte Schleſien zurück; mißlingt er, ſo finden wir hinter dem Strom einen vollſtändigeren und näheren Schutz als in nörd-

licher Richtung, und die festen Elbplätze gewähren uns die Möglichkeit, in kürzester Zeit aufs neue vorzustoßen. Diese mittelbare Verteidigung wird in dem Maße andauernder sein, je weiter stromaufwärts sie beginnt; denn würden wir genötigt, bei Dresden oder Riesa auf das linke Ufer auszuweichen, so vermöchten wir noch bei Torgau oder Wittenberg wieder auf das rechte vorzugehen. Sie wird um so wirksamer sein, je weiter sie stromabwärts fortgesetzt wird. Denn von Wittenberg operieren wir bei gesichertem eigenen Rückzuge geradezu in den Rücken des gegen Berlin vorgedrungenen Feindes. Nur setzt dies voraus, daß Berlin selbst durch Besetzung eines südlichen Abschnitts davor (Nuthe- oder Notte-Linie) von einem verhältnismäßig schwachen Korps wenigstens auf einige Tage geschützt werden kann. Wäre das nicht der Fall, so würde auch bei Wittenberg die indirekte Verteidigung schon enden, d. h. wir müßten eilen, Berlin vor dem Feinde zu erreichen. Die Linie der Nuthe und Notte deckt Berlin und Potsdam zugleich, und da sie nur zwei Märsche von Wittenberg entfernt liegt, so wird dadurch die schnelle und kräftige Wirkung einer Operation, die sich auf jene Festung stützt, noch wesentlich erhöht.

Mißlingt einer der Vorstöße in die Flanke des Feindes, so werden freilich auch wir in eine Richtung zurückgeworfen, die uns von der Hauptmasse des Landes trennt; allein die Verfolgung dorthin wird sofort durch die Elbe gehemmt, deren befestigte Übergänge uns zu schleunigem Wiedervorgehen befähigen. Keine Festungs*gruppe* vermöchte uns den Vorteil zu sichern, den hier eine Festungs*linie* gewährt, namentlich falls auch Dresden als befestigter Platz für uns hinzuträte. Diese Stadt gilt es also so früh wie irgend möglich zu besetzen. — Für Schlesien wird kaum mehr als ein Armeekorps zu verwenden sein, das sich feindlicher Übermacht gegenüber auf Glogau zu basieren hätte, um dort den Stützpunkt für das Vorgehen unseres Hauptheeres abzugeben, sobald die großen Entscheidungen in der Mark zu unseren Gunsten gefallen sind.

Dieser Entwurf erscheint bei weitem zurückhaltender, als sich später die glorreiche Wirklichkeit gestaltet hat. Im

Jahre 1860 wagte Moltke natürlich nicht anzunehmen, daß es gelingen werde, die auswärtigen Mächte von dem Eingreifen in den Krieg mit Österreich zurückzuhalten; außerdem standen ihm auch nicht so gediegene Heereskräfte zur Verfügung wie im Jahre 1866, wo die Neubildung der Armee völlig eingelebt war; und der dänische Feldzug hatte noch nicht gelehrt, was dieses Heer trotz fünfzigjährigen Friedens zu leisten vermochte.

Auch eine Denkschrift über die erste Aufstellung unseres Heeres bei einem Kriege gegen Rußland verfaßte Moltke um diese Zeit; sie ist aber bisher noch nicht veröffentlicht worden, und nur einige Gesichtspunkte, die sich auf die etwaige Benutzung von Flankenstellungen beziehen, wurden durch einen vom Major v. Bigge gehaltenen Vortrag bekannt.[147])

Es heißt da zunächst, daß ein russischer Angriff von Warschau aus in drei Richtungen vorgehen könne: über Thorn, Posen oder Breslau. Die Wahl der mittleren Linie sei die wahrscheinlichste, schon weil es der kürzeste Weg nach Berlin sei. Demgegenüber habe man eine Flankenstellung des preußischen Heeres bei Thorn oder Bromberg vorgeschlagen. An einer solchen nördlich der Warthe vorbeizugehen, dürfte der Gegner allerdings kaum wagen; sie sei auch örtlich sehr stark, gewähre leichte Verbindung mit einem in der Provinz Preußen stehenden Korps, begünstige die Offensive auf beiden Ufern der Weichsel und biete endlich die Möglichkeit, sich einem überlegenen Angriffe zu entziehen, indem man an einem der befestigten Übergangspunkte das Ufer wechsele. — Allein — so urteilt Moltke weiter: die Wirksamkeit keiner Flankenstellung reicht über eine gewisse Entfernung hinaus. Rücke das russische Heer nach Kolo vor, so bedrohe es von hier gleichmäßig Thorn wie Posen. Wende es sich dann unter Zurücklassung einer beobachtenden Heeresabteilung an der Warthe über Kalisch auf Breslau, so erreiche es diese Stadt, ohne daß die Flankenaufstellung von Thorn es

hindern könnte, ja vielleicht ohne daß wir von einer solchen Unternehmung rechtzeitig benachrichtigt würden. Dann stünden die Russen als Herren Schlesiens näher bei Berlin als wir; wir hätten die wirkungslos gewordene Stellung zu verlassen und vermöchten doch nicht mehr, dem Feinde zuvorzukommen.

Der Hauptwert einer Flankenstellung beruhe darauf, daß, falls der Feind an ihr vorübergehe, sie uns ermöglicht, seine Verbindungen so empfindlich zu treffen, daß er zur Umkehr und zum unmittelbaren Angriff gezwungen werde. Dies sei aber nicht der Fall, wenn ein russisches Heer an der Flankenstellung von Thorn in der Entfernung von dreißig Meilen vorbeimarschieren könne.

Aus ähnlichen Gründen sei auch eine Flankenstellung an der oberen Oder zu verwerfen. Wir könnten dabei leicht in die Lage kommen, von Berlin und dem Reste der Monarchie ganz abgeschnitten zu werden.

3.

Inzwischen war die Heereserneuerung des Prinz-Regenten zum Gegenstande ernsten Streites zwischen der Krone und dem Landtage geworden. Während sich, für jeden Unbefangenen erkennbar, die Gefahren, denen Preußen entgegenging, von Monat zu Monat steigerten; während Österreich beständig anspruchsvoller wurde und Louis Napoleon immer mehr gedrängt ward, inneren Schwierigkeiten durch äußere Erfolge zu begegnen, verharrten die Volksvertreter Preußens auf dem Standpunkte rücksichtsloser Verneinung. Die ungeheuere Mehrzahl von ihnen wünschte die Einigung Deutschlands; aber sie wollten den Weg nicht gehen, der der einzig gangbare zu ihr war; sie wollten das Mittel zu einer großen, kühnen Politik, das starke Heer, dem Könige, der es geschaffen, wieder aus der Hand winden. Dies hatte seinen Grund zum Teil darin, daß das Volk nicht daran glaubte, König Wilhelm werde sich zu

einer tapferen, ſelbſtbewußten Politik erheben. Hätte die Regierung den Glauben zu erwecken vermocht, daß ſie in der deutſchen Frage entſchloſſen vorgehen werde, ſo wäre die Geſinnung wohl vieler Abgeordneter der dauernden Heeresvermehrung günſtiger geworden. Daher wünſchte man in dem kleinen vaterländiſch geſinnten Kreiſe, der die Dinge klarer überſah, ſchon jetzt eine erkennbar energiſche auswärtige Politik, um das Nationalgefühl kräftig anzuregen, eine Politik, wie man ſie dem damaligen Miniſter, dem Herrn v. Schleinitz, nicht zutraute. Man ſuchte nach einem geeigneten Erſatz für ihn, dachte aber nicht an Bismarck, den man nun einmal haßte, dem man mißtraute und von dem man damals wähnte, er ſei geneigt, das Rheinland an Frankreich auszuliefern, um dann, im Verein mit dieſer Großmacht und mit Rußland, Öſterreich niederzuwerfen und Preußen in Deutſchland zu vergrößern. — So lagen die Dinge, als Th. v. Bernhardi, einer der eifrigſten Vorkämpfer der Heeresreorganiſation, am 24. Mai 1861 ein Geſpräch mit Moltke hatte, über das er folgende Aufzeichnung machte:

„Zu Moltke; die augenblickliche politiſche Lage beſprochen, die wir natürlich ſehr ſchlecht finden. Beſonders iſt die Politik Englands zu bedauern; die Dinge werden in Europa überhaupt nicht eine beſſere Wendung nehmen, ſolange ſie nicht in England eine genommen haben. Mir ſcheint aber Lord Palmerſtons Politik eine ſehr verkehrte; er klammert ſich an das Bündnis mit Napoleon und ſucht England mit Preußen zu verfeinden, und doch iſt die Zeit jedenfalls nicht weit entfernt, wo der Bruch Englands mit Frankreich unvermeidlich wird, und dann iſt doch Preußen der einzig mögliche Verbündete für England.

Moltke zuſtimmend: Sie werden uns bitten müſſen, um ſo mehr, da ſie keine Armee haben und gar keine haben können nach ihrer Verfaſſung . . .

Wir kommen auf preußiſche Zuſtände zurück; Notwendigkeit

einer aktiven Politik, die von Schleinitz nicht zu erwarten ist; er müßte jedenfalls aus dem Ministerium treten; aber wer soll ihn ersetzen? — (Die Gelegenheit ist günstig zum Sondieren.)

Ich: Viele meiner Freunde und ich selbst, wir haben oft an Sie gedacht; wir wünschen Sie an der Spitze der auswärtigen Angelegenheiten zu sehen. Ich stehe, wie gesagt, keineswegs allein mit diesem Wunsche; würden Sie annehmen, wenn Ihnen das Ministerium angeboten würde?

Moltke: Gott soll mich bewahren! (NB. Bemerkenswert ist dabei, daß ihn die Frage nicht eigentlich befremdet, und daß er mich auch durchaus befugt achtet, sie an ihn zu richten; er geht weiter auf die Besprechung ein.)

Ich: Es wäre allerdings ein großes Opfer, das er brächte, eine Stellung anzunehmen, die in diesem Augenblick nichts weniger als beneidenswert ist; aber die Zeiten sind von der Art, daß sie Opfer fordern und zur Pflicht machen. Aus welchen Gründen würde er ablehnen?

Moltke meint, er sei dem persönlichen Verkehr mit den fremden Gesandten nicht gewachsen. (NB. Doch macht ihn seine große Schweigsamkeit vielleicht gerade dazu sehr geschickt.)

Ich: Da ließen sich Mittel finden; ein tüchtiger Unterstaatssekretär könnte Ihnen diese Last abnehmen.

Moltke: Meine erste Forderung wäre: Annäherung an Österreich. (NB. Die soll er immerhin versuchen, zustande zu bringen! Er würde beim ersten Schritt hinreichend sehen, daß es damit nicht geht.) Moltke fährt fort: Es würde übrigens niemand *mehr* ausrichten wie Schleinitz; die Stimmung und Verstimmung des *Königs* sei nicht zu besiegen; der König sei zu einem energischen Entschluß nicht zu bringen. Besonders lasse das der Einfluß der Königin nicht zu. Die Königin suche jeden Entschluß, der zu einem Kriege führen könnte, zu hintertreiben. Ihr bangt vor jedem Krieg, und zwar, weil sie von der militärischen Befähigung der Führer der preußischen Armee bis zu den höchsten hinauf eine sehr geringe Meinung hat."

4.

Das Jahr 1861 verlief ruhiger für Moltke, als das vorhergegangene. Doch wurde er befehligt, für die Dauer des Königsmanövers des 7. und 8. Armeekorps sich in unmittelbarer Nähe Sr. Majestät zu befinden. Es fielen ihm die gesamten Vorbereitungen für diese großen Übungen zu; mehr Arbeit aber als diese selbst bereiteten ihm die widerwärtigen Kreuzungen zwischen den Anordnungen der militärischen und der höfischen Behörden, die ihn endlich zwangen, alle diese Dinge in die eigene Hand zu nehmen. Er schreibt darüber am 28. September an seine Frau aus Düren:[148]) „Mir ist es in der ganzen Zeit unmöglich, irgend etwas zu tun oder zu denken, als was auf die unmittelbare Gegenwart Bezug hat. Seit Berlin habe ich keine Zeitung in der Hand gehabt, und manchen Abend bin ich fiebernd zu Bett gegangen. Als ich am 7. nach Köln kam, fand ich nichts geregelt oder vielmehr alles ohne Übereinstimmung angeordnet, weil drei oder vier Behörden von Berlin, Koblenz und Münster dekretierten. Bei nur drei Tagen Zeit blieb mir nur übrig, Post, Eisenbahn, Marstall und Regierungskommissarien zu versammeln und auf eigene Verantwortung alles festzustellen, dann dem Könige nach Aachen entgegenzureisen und auf der Fahrt die nachträgliche Genehmigung zu erhalten. Alles hat denn auch genau gestimmt; aber mit wahrer Angst habe ich manchmal, wenn der Eisenbahnzug hielt, ausgeschaut, ob die Wagen da hielten, ob die Reitpferde da waren, ob nicht die Hoheiten, Durchlauchten und Exzellenzen von 17 Nationen im Regen zu Fuß stehen bleiben würden ... Diese Arbeit hat mir mehr Mühe und Sorge gemacht, als das ganze eigentliche Manöver. — Die körperlichen Anstrengungen waren

nicht gering. Um 6 Uhr ging es fort, fünf bis sechs Meilen auf der Eisenbahn oder zu Wagen. Um 9 Uhr zu Pferd neben dem Könige bis 2 Uhr nachmittags oder noch später; dann zurück; um 6 Uhr Diner, und in der Nacht um ½2 Uhr gingen erst die Dispositionen für den nächsten Tag ein. Was gute Pferde leisten können, habe ich kennen gelernt. Ich habe alle Tage nur ein Pferd geritten. Dem Könige zu folgen, ist schon an und für sich nicht leicht; nun gilt es aber noch, einzugreifen, Entscheidungen zu geben oder Aufträge zu bringen auf sehr bedeutende Entfernungen, alles in der schärfsten Karriere über den hügeligen, vom Regen aufgeweichten Boden, durch Rübenfelder, Saatklee und Gräben. Der große Braune hat sich trefflich bewährt, zittert aber vor Aufregung; der Fuchs ging nach fünfstündiger Arbeit mit derselben Vehemenz, wie wenn er erst aus dem Stalle käme. Die Pferde sind auch nicht unbemerkt geblieben. „Mais, vous montez comme un jeune homme de dix-huit ans; vous avez servi dans la cavalerie?“ fragten die Franzosen, die überhaupt erstaunt waren, was unsere Adjutanten für Pferde reiten und wie sie reiten. Prinz Karl wunderte sich, warum ich lauter wütende Bestien ritte, und der Herzog von Koburg hat seinem Adjutanten befohlen, den Fuchs zu notieren, ob er vielleicht zum Winter käuflich werde. Ein Handel für Dich! Über die Manöver selbst, die hohen Gäste, den Hofhalt in Bensberg, Köln und Brühl wirst Du in den Zeitungen gelesen haben. Solange ich konnte, hielt ich mich in Köln, wo wir unter uns ein munteres Feldlager bildeten. Ich war im Hotel Bellevue einquartiert, von wo ich oft nach dem prachtvollen Dom hinübersah ... Die letzte Zeit wohnte ich im Schloß zu Brühl. Am Schluß der Übungen verlieh der König mir die I. Klasse des Roten

Adlerordens, wie er ſagte, trotz der bevorſtehenden Krönung ſchon jetzt. Auch der Herzog von Koburg hat mir das Großkreuz des Erneſtiniſchen Hausordens umgehängt ...“

An das Königsmanöver ſchloß ſich eine Generalſtabsreiſe über das hohe Veen nach Montjoie und durch die Eifel. Dann wohnte Moltke der Krönung Wilhelms I. in Königsberg bei.

5.

Im November 1861 verfaßte Moltke eine Denkſchrift über die ſtrategiſche Bedeutung der Feſtungen bei einem Kriege gegen Frankreich, deren Gedankengang hier wiederzugeben iſt.[149])

Die politiſche Lage der Staaten ändert ſich; aber es gehören große Zeiträume dazu, um ihr gegenſeitiges Verhältnis weſentlich umzugeſtalten. Die Heeresmacht der Nachbarſtaaten, die Punkte, wo ſie vorteilhaft verſammelt wird, ſind bekannt und in dauernden Verhältniſſen begründet. Das Netz der Eiſenbahnen, den Hauptrichtungen des Verkehrs folgend, iſt für alle Zeiten geſpannt; es kann ergänzt, nicht weſentlich mehr geändert werden. Die großen Ströme, welche unſer Land von Süd nach Nord durchziehen, bilden die unwandelbare Schutzwehr der Verteidigung. — Alle dieſe bleibenden Verhältniſſe bedingen die Richtung des Transportes und die erſte Verſammlung der preußiſchen Heere. Sie können vorausgeſehen und vorbereitet werden, und der Wert der Feſtungen beim Kriegsausbruch läßt ſich mit Beſtimmtheit nachweiſen.

Wie die eigentlichen Operationen verlaufen, das freilich wird um ſo unſicherer, je weiter wir ihren Gang verfolgen. Die Erfahrung früherer Kriege darf nicht außer acht gelaſſen werden, gibt aber keinen ſicheren Maßſtab für die Gegenwart. Welche Bedeutung hatte Schweidnitz in dem neu eroberten Schleſien, Graudenz als einziger Weichſelplatz für die Zeit des großen Königs! Was bedeuten ſie jetzt? Oder wer wird an-

nehmen, daß in einem Kriege gegen Frankreich Stettin ein zweites Mal die Bedeutung erlange, die es 1806 durch die außerordentlichsten Verhältnisse gegen alle Voraussicht wirklich hätte ausüben können. Man vermag also nichts Sicheres, wohl aber das Wahrscheinliche zu ermitteln, und das bleibt im Kriege überhaupt die einzige Grundlage, von der man ausgehen kann.

Ein Angriff auf Frankreich verspricht nur unter besonderen Verhältnissen Erfolg, unter solchen, wie sie 1859 eingetreten wären, wenn Napoleon III. nicht den Frieden von Villafranca geschlossen hätte. Meist werden wir zufrieden sein müssen, wenn wir dem kriegsbereiten und starken Feinde gegenüber unsere Hauptkräfte hinter der Rheinlinie ungestört zu versammeln und von dort aus den Eingedrungenen niederzuwerfen vermögen. Die Franzosen können mit 100000 Mann Trier am 21. Tage ihrer Mobilmachung, Aachen mit 80000 am 31., Mainz mit 100000 am 35. Tage erreichen. — Um uns allein anzugreifen, ohne außerpreußisches Gebiet zu verletzen, müßte Frankreich von der nur sieben Meilen langen Basis Sierk—Saarbrücken vorgehen, während die darauf zu gründende Unternehmung auf Köln viermal so lang ist und von unserer Stellung am Rhein flankiert würde; überdies können die Franzosen die Eroberung der Rheinlande niemals behaupten, ohne zugleich Belgien zu besitzen. Es gibt daher für sie nur zwei mögliche Operationen: die eine durch Belgien gegen Köln, die andere durch die Pfalz oder Süddeutschland gegen Mainz. Zur Verbindung beider wird wahrscheinlich eine Nebenunternehmung auf Trier vorgehen. Beim Vorgehen durch Belgien muß Frankreich 10000 Mann vor Antwerpen lassen; das Vorgehen durch die Pfalz oder Baden verfeindet es mit dem deutschen Bunde. Die beiden süddeutschen Korps sind aber zu schwach, um die Grenze zu verteidigen, und so lange Österreich seiner ganzen Kraft bedarf, um sich südlich der Alpen zu halten, wird es nicht zum Schutze des Oberrheines auftreten. Die erste Aufstellung der preußischen Armee muß daher sowohl der von Belgien als der von der Pfalz her drohenden Gefahr begegnen können.

Wir ſind imſtande, binnen drei Wochen drei Korps am Niederrhein, drei am Main zu verſammeln, und zwar ungeſtört von den Franzoſen auf dem rechten Ufer. Vor Trier aber können binnen zehn Tagen 25000 Mann aus Metz erſcheinen, ſomit früher, als unſere dortige 16. Diviſion mit ihrer Mobilmachung fertig iſt, die dann in eine mißliche Lage käme. Es wäre daher wünſchenswert, ſchon im Frieden eine größere Macht als bloß zwei Armeekorps im Weſten der Monarchie zu halten und bei Trier wenigſtens ein dauerndes Übungslager einzurichten, das ſtets 12000 Mann aufnimmt, um mit der 16. Diviſion zuſammenzuwirken. Sobald Trier Feſtung würde, könnte man das viel zu weit vorgeſchobene Saarlouis aufgeben; ob das auch ohne jene Bedingung geſchehen darf, iſt eine Frage, bei deren Entſcheidung der Eindruck zu erwägen bleibt, den dieſe Maßregel auf die Bewohner des linken Rheinufers machen würde, nachdem bereits Jülich geſchleift iſt.

Drei Armeekorps am Niederrhein reichen aus, dieſen zu ſchützen und die Belagerung einer der dortigen Feſtungen unmöglich zu machen. Von dieſen hätte für den Feind Köln die größte Wichtigkeit, ſowohl wegen ſeiner Beziehungen zur Provinz wie als Straßenknotenpunkt. Es iſt von Lüttich aus in fünf Märſchen zu erreichen, bei denen alle Verbindungen gedeckt bleiben. Dann aber müßten die Franzoſen ſich entſcheiden, entweder den Platz am linken Ufer anzugreifen oder angeſichts unſerer Niederrheinarmee den Strom zu überſchreiten, jene Armee zu ſchlagen und dann erſt die Belagerung zu eröffnen und durch ihr Hauptheer zu decken. — Weit geringeren Wert für ſie hätte der Beſitz von Koblenz oder Weſel.

Die Stellung bei Mainz ſichert Süddeutſchland und erlaubt, durch Vorſtöße gegen die Flanke des gegen den Rhein vordringenden Feindes dieſen aufs empfindlichſte zu treffen, ſeine Verbindungen zu zerreißen. Hier können wir nie ſtark genug ſein; Mainz iſt Preußens Schild und Schwert. Auch nach Niederlagen gilt es, feſtzuhalten am Rhein. Ein Rückzug von Mainz nach den öſtlichen Provinzen könnte leicht in einen verderblichen Parallelmarſch mit dem Feind ausarten und dann

schwerlich schon am Thüringer Walde, sondern erst hinter der Elbe zum Stehen kommen. Aber auch wenn man zum Angriff übergehen will, empfiehlt es sich, dies von Mainz her zu tun. Werden Lothringen und Elsaß erobert, so ist es denkbar, daß wir diese ehemals deutschen Lande auch behalten; dringen wir dagegen von Norden her durch Belgien in Frankreich ein, so bietet sich zwar in der Einnahme von Paris ein glänzendes Kriegsziel; aber wenn wir dann auch den Frieden an der Seine oder Loire diktierten, so könnten wir doch nur mittelbar zu einer Kriegsentschädigung kommen, während wir nach der Einnahme von Metz und Straßburg das Faustpfand bereits in der Hand hielten.

Moltkes Auffassung der politischen Gesamtlage im Dezember 1861 spiegelt sich in einem Briefe an seinen Bruder Adolf, der damals krankheitshalber in Madeira weilte. Er setzt da auseinander, wie Österreich durch den Zustand seiner Finanzen, durch Venetien und Ungarn gelähmt sei, wie Rußland sich in einer furchtbaren inneren Krise befinde und England am Rande eines Krieges gegen die Yankees stehe. „Frankreich hat, um in Europa zu schalten und zu walten, eben nur allein Preußen sich gegenüber." Es denke nicht daran, abzurüsten, und so dauere die allgemeine Bewaffnung fort. „Unsere Wahlen sind sehr schlecht ausgefallen; möglich, daß Waldeck Präsident des Abgeordnetenhauses wird. Die Landboten, welche nicht einsehen, daß Preußen zur Zeit den Bestand der Ordnung in Europa gegen Frankreichs Übermacht hält, werden auf Verminderung der Heeresstärke dringen, was abgeschlagen wird und die Auflösung der Kammer nach sich ziehen kann."

Eben damals starb ganz unerwartet der Prinz-Gemahl in England. Der Kronprinz von Preußen, der hinübereilte, um seinem Schwiegervater die letzte Ehre zu erweisen, bat sich Moltke als Begleiter aus. Dieser

ſchrieb am 23. Dezember ſeinem Bruder von London aus: „Morgen erfolgt die Beiſetzung des Royal Conſort in der St. Georgskapelle von Windſor. Die ganze Feierlichkeit dauert nur zwei Stunden und bewegt ſich innerhalb des weiten Umfangs dieſer prachtvollen Königsburg ... Um 10 Uhr geht der Expreßtrain von hier nach Windſor; um 2 Uhr kehrt er zurück; um 7 Uhr ſind wir in Dover, ſchaukeln die Nacht auf dem Kanal, rollen am Weihnachtsabende durch Köln und treffen am 25. früh wieder in Berlin ein.“ Es war ein ernſter Jahresſchluß.

6.

Und nicht minder ernſt war das nächſte Frühjahr. Preußen hatte, zunächſt nur theoretiſch, den Gedanken eines engeren Bundesſtaates im deutſchen Staatenbunde angeregt, wogegen alle deutſchen Höfe in ‚identiſchen Noten‘ feierliche Verwahrung einlegten. Wie wenig Neigung zu irgend welchem Verzicht auch nur auf das geringſte Hoheitsrecht vorhanden war, zeigte ſich auch bei den Verhandlungen über den vor drei Jahren aufgeſtellten Küſtenverteidigungsplan, die im April in Hamburg wieder aufgenommen und von Moltke geleitet wurden. Preußen hatte ein einheitliches Syſtem vorgeſchlagen, ſowohl für die Strandbefeſtigungen als für die Kanonenboot-Flottille; Hannover aber beantragte für die nichtpreußiſchen Küſtenſtaaten ein geſondertes Syſtem unter ſeiner eigenen Führung. Trotz vierwöchentlicher Verhandlungen kam es infolgedeſſen zu gar keinem Beſchluſſe; Moltkes treue Arbeit war vergeblich geweſen; die Nordſeeküſten blieben wehrlos. Und ſo handelte man in einem Augenblick, wo die Wahrſcheinlichkeit eines Zuſammenſtoßes mit Dänemark in nächſte Nähe rückte.

Am 19. März schon äußerte Moltke seinem Bruder Adolf gegenüber: „Schlimm steht die Sache mit Dänemark, welches mit seinem Rumpfreichstag, aus dem noch die beiden deutschen Abgeordneten ausgestoßen, ganz einfach bis zur Eider regiert. Es wird schließlich doch zum Bruch kommen müssen, so ungern man daran geht. Es ist offener Hohn!"

Inzwischen hatten sich, gelegentlich des Verfassungsstreites in Kurhessen, die Gegensätze innerhalb des deutschen Bundes derart zugespitzt, daß man fürchtete, es werde zum Kampfe kommen, bei dem auf der einen Seite Preußen, auf der anderen Österreich, Bayern, Sachsen, Hessen, wahrscheinlich auch Hannover stünden, und in den dann vermutlich Frankreich und Dänemark, und zwar als unsere Gegner eingreifen würden. Unter diesem Gesichtspunkte verfaßte Moltke am 3. Juni 1862 eine Denkschrift über ein Vorgehen gegen Österreich, Bayern und Frankreich.[150])

Im Mai hatte Preußen zwei Armeekorps mobil gemacht. Moltke warnt nun dringend davor, in diesem Streite zurückzuweichen; wenn Österreich den Bund zu Gegenmaßregeln in Bewegung setze, so bleibe Preußen nichts übrig, als sich zum Herrn von Kleindeutschland zu machen. Ein Zurückweichen wäre gefährlicher für uns als verlorene Schlachten; es wäre der politische Tod; jeder Mittelweg führe zum Verderben, nur die rücksichtsloseste Offensive zum Ziele. Preußen wird sich die Blokade seiner Häfen durch Dänemark, vielleicht durch England gefallen lassen, manche andere Nachteile in Kauf nehmen, vor allem aber die österreichische Macht niederwerfen müssen.

Eine etwaige russische Aktion gegen Preußen brauche Zeit und dürfe im ersten Stadium des Krieges unbeachtet bleiben. Frankreich könne, falls es jetzt in den Krieg eingriffe, nur mäßige Mittel aufwenden, da es in Mexiko und Rom gebunden sei, auch unter den vorliegenden Verhältnissen die Neutralität

Belgiens nicht verletzen werde und daher nicht anders als an der Saar und durch Süddeutschland vorzugehen vermöge. Ob aber die Süddeutschen sich hinreißen lassen würden, mit den Franzosen gemeinsame Sache gegen Preußen zu machen, bleibe doch abzuwarten. Allerdings werde Preußen anfangs keinen Verbündeten haben; es könne sich aber deren erkämpfen, und zwar auch in Deutschland selbst. Sein Vorteil besteht in der Initiative! Wir können unsere Streitkräfte schneller aufstellen als alle unsere deutschen Gegner; darum beruht der Erfolg aber auch durchaus in deren sofortigem rücksichtslosen Gebrauch. Mit dem Einrücken in Hessen muß auch die Mobilmachung der ganzen Armee vorbereitet werden. . . . Sobald der Bund, d. h. Österreich, protestiert, oder wenn irgend in Deutschland Rüstungen vorgenommen werden, ist die Mobilmachung zu befehlen. Das VIII. Armeekorps konzentriert sich bei Koblenz; das VII. und IV. dirigieren sich auf Hanau und Frankfurt; das III. zieht sich bei Magdeburg zusammen. Hannover hat von den übrigen Kontingenten des X. Bundeskorps so wenig wie von Süddeutschland sofortige Unterstützung zu erwarten. Sein Verhalten muß augenblicklich klargestellt oder das hannoversche Kontingent angegriffen und entwaffnet werden. Dazu genügt das III. Armeekorps, event. eine Gardedivision. Sodann rückt das III. Armeekorps an den Main. Das III., IV., VII. und VIII. Korps treten unter gemeinsamen Oberbefehl (Mainarmee). — Es ist nicht wahrscheinlich, daß Bayern mit 60000 Mann gegen 125000 etwas unternehmen wird, bevor Frankreich ihm zu Hilfe kommt. Geschieht dies, so operiert die Mainarmee gegen das französische Heer vom linken Rheinufer durch die bayerische Pfalz und hat dabei wahrscheinlich Baden und Württemberg, jedenfalls aber alle deutschen Sympathien für sich. Möglich, daß Frankreich sich nicht sogleich erklärt, daß es die Deutschen sich erst untereinander zerfleischen läßt, um in einem späteren Feldzuge die Früchte für sich zu ernten. In diesem Falle greift die Mainarmee über Würzburg Bayern an. Es kommt darauf an, Deutschland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen!

Das Garde- und II. Korps konzentrieren sich bei Elsterwerda, das I., V. und VI. Korps bei Görlitz. Die beiden ersteren marschieren sofort auf Dresden und nötigen Sachsen, sich für oder gegen uns zu erklären. — Alle fünf Korps konvergieren sodann mit 150000 Mann auf Prag.

Gleichzeitig mit vorstehender Denkschrift und im Anschluß an sie verfaßte Moltke eine zweite über das Vorgehen gegen Sachsen, in welcher er die damalige militärisch-politische Lage Sachsens im Vergleich mit der zu Beginn des siebenjährigen Krieges behandelt und in der es u. a. heißt:

„Für das Dresdener Kabinett würde es ein schwerer Entschluß sein, das Land bis auf den Königstein völlig zu räumen, wenn das auch, militärisch betrachtet, der richtigste Entschluß wäre." (Im Jahre 1866 war Sachsen klug genug, ihn zu fassen.) „Ist die Sache hier entschieden, so kann der Vormarsch gegen Prag mit dem Garde- und III. Korps am linken, mit dem VI., V. und I. Korps am rechten Ufer fortgesetzt werden, da beide Kolonnen dem Feinde überlegen sind, selbst wenn inzwischen das Korps aus Olmütz herangezogen wäre."

Frische Entschiedenheit, freudige Siegeszuversicht kennzeichnen diese beiden Denkschriften; um so mehr wird man überrascht, wenn Bernhardi vier Tage später den General aus einer ganz anderen Tonart reden läßt. Er schreibt am 7. Juni: „Moltke besucht. Der spricht viel und in einer gewissen Aufregung von Kurhessen; was wird man nun tun? ... Man muß einrücken; tut man das aber, so können die Folgen ganz unberechenbar und wir müssen auf alles gefaßt sein — Blokade unserer Küsten — Bombardement von Stettin — auf alles ... Findet unser Einmarsch wirklichen Widerstand von seiten Österreichs, dann stehen wir an der Schwelle eines ganz unberechenbaren Krieges." — Klingt das nicht fast, als spräche aus Moltke der Greis, der sich nicht zu helfen weiß!? Es

ſind zum Teil dieſelben Worte wie in der Denkſchrift; aber welch eine Wirkung machen ſie hier? Genau die entgegengeſetzte! Darum iſt die Wiedergabe ſolcher Geſpräche nur mit der höchſten Vorſicht zu verwerten.

7.

Die inneren Arbeiten des Generalſtabs erfuhren eine weſentliche Vermehrung durch die in Übereinſtimmung mit dem Kriegsminiſter vorgenommene Umformung des Mobilmachungsplanes. Bisher lag der Schwerpunkt der dieſen Plan betreffenden Arbeiten im Kriegsminiſterium; jetzt wurde er in die Generalkommandos, d. h. in deren Generalſtäbe verlegt, und dadurch die Schnelligkeit der Mobilmachung außerordentlich geſteigert. Die damals aufgeſtellten Grundſätze ſind noch heute maßgebend; unaufhörlich aber hat Moltke den Gegenſtand mit äußerſter Schärfe im Auge behalten; dieſe Schöpfung einer eigentlichen ‚Mobilmachungskunſt‘ erſcheint geradezu als eine der Großtaten ſeiner Wirkſamkeit, auf welche freilich hier aus naheliegenden Gründen nicht näher eingegangen werden kann. Moltkes Leiſtungen auf dieſem Gebiete ſind aber als doppelt bedeutend und zugleich doppelt ſchwierig anzuſchlagen, weil gerade zur Zeit ſeines Eingreifens das Eiſenbahnweſen für den Aufmarſch der Heere maßgebend zu werden begann, und es alſo darauf ankam, die Dezentraliſation der Mobilmachung im einzelnen mit der ſtraffſten Leitung des modernen Beförderungsweſens, wie ſie nur vom Mittelpunkt aus möglich iſt, in übereinſtimmende Wechſelwirkung zu ſetzen.

Entſprechend den vom General v. Reyher für den Friedenserſatz des Generalſtabs feſtgeſtellten Geſichtspunkten [S. 250] gab auch Moltke in jedem Frühjahr

Moltkes gräfliches Wappen

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

Digitized by Google

taktiſche Aufgaben, an deren Löſung ſich übrigens nicht nur die Kommandierten, ſondern ſämtliche Offiziere des Generalſtabs beteiligten. Es war beinahe das Hauptereignis des ganzen Jahres. Zur Beurteilung verſammelte man ſich in einem nach dem Hofe zu gelegenen Saale der Moltkeſchen Wohnung, von dem die Sage ging, daß dort einſt Biſchofswerder dem Könige Friedrich Wilhelm II. mit Geiſtererſcheinungen aufgewartet habe. Wie anders war der Geiſt, der jetzt hier erſchien! Eine Graziengruppe aus jener dämmerungsſchweren Zeit blickte von einem Kachelofen befremdlich und befremdet herab auf das dichte Gewühl der geſpannt erwartungsvollen Offiziere, in deren Mitte der General trat, um die ſtets durch ihre Klarheit und oft durch überraſchende Einfachheit ausgezeichneten Aufgaben und deren Löſungen, von denen ſo viel abhing, mit köſtlicher Ruhe zu beſprechen. Die Art, wie er das tat, war höchſt bezeichnend für ihn; und vielleicht offenbart ſich die Natur eines Mannes bei keiner Gelegenheit deutlicher als bei der Würdigung fremder Auffaſſungen. Es gibt Perſönlichkeiten, und zuweilen ſogar ſehr bedeutende, deren ſtarkes Selbſtgefühl ſie gleichſam zwingt, ſofort mit ihrer eigenen Auffaſſung, mit der ‚Patentlöſung‘, wie es die Offiziere ſcherzend nennen, hervorzutreten, um deren Vorzüge, ja ausſchließlichen Wert feſtzuſtellen und die Nichtigkeit und Verwerflichkeit jeder anderen Anſicht nach Art eines die Gegenpartei bekämpfenden Rechtsanwaltes mit ſchneidiger Schärfe auseinanderzuſetzen. Nichts lag Moltke ferner als ein ſolches Verfahren. Mit bewunderungswürdiger Unbefangenheit und Billigkeit ging er vielmehr jedesmal von der Wahrſcheinlichkeit aus, daß es verſchiedene gute Löſungen gebe, wog ihre Vorzüge und Nachteile genau gegeneinander ab, deutete an, wie viele der Wettbewerber ſich ungefähr

dieſer, wie viele ſich jener Meinung zugeneigt, und entſchied ſich endlich für eine davon. Das war dann die ‚Patentlöſung‘. Aber dieſe vernichtete die übrigen Löſungen keineswegs. Nur dann, wenn von dem einen oder anderen Bearbeiter einmal wirklich törichte Anordnungen getroffen worden waren, ſchloß Moltke ſeine Darlegungen etwa mit den Worten: „Wenn von einem der Herren nun das und das angeordnet worden iſt, ſo wird er wohl ſchon aus den bisherigen Erörterungen entnommen haben, daß von einer ſolchen Maßnahme doch überhaupt nicht die Rede ſein kann.“ — Eine ganz wunderbare Schlichtheit, welche äußerſte Gedrängtheit mit kriſtallener Durchſichtigkeit verband, machte jede dieſer Darlegungen ebenſoſehr zu einem äſthetiſchen Genuß wie zu einer unvergleichlichen Belehrung. Das Weſen einer Gefechts- oder Kriegslage mit unbeirrbarer Deutlichkeit aufzufaſſen und wiederzugeben; die Mittel nachzuweiſen, welche am beſtimmteſten, unmittelbarſten und ſparſamſten zu einem vorgeſteckten Ziele führen, oder die Maßregeln, welche in einer Zwangslage noch am beſten die Freiheit eigenen Handelns ſichern; die Notwendigkeit entſchloſſenen Wagens darzutun, wo Großes auf dem Spiele ſteht; die Methode zu lehren, wie bei raſch aufeinanderfolgenden, oft widerſpruchsvollen Meldungen und Anforderungen eine klarſichtende Kritik zu Werke geht; zu veranſchaulichen, wie der Gehorſam gegen gegebene Befehle mit dem eigenen Urteil und der eigenen Verantwortlichkeit zu verbinden, oder wie beide unter gewiſſen dringenden Umſtänden auseinanderzuſetzen ſeien — mit einem Worte: die Zurückführung der ſchwierigſten Verwicklungen auf die denkbar einfachſte Formel, das war es, was der Feldmarſchall ſeinen Untergebenen in unvergeßlicher Weiſe zu vermitteln ſuchte. Die Hauptwirkungen ergaben ſich dabei erſtens

aus der unwillkürlichen Widerſpiegelung des Charakters des Feldmarſchalls, d. h. in der ſtets durchſcheinenden Energie eines ebenſo feſten wie reinen Willens, zweitens aus der oft blendend durchblitzenden angeborenen Genialität und drittens aus dem Reichtum eines mit beiſpielloſer Leichtigkeit beherrſchten tiefen Wiſſens. — In dieſer ebenſo eindringlichen wie milden Weiſe hat der große Mann von 1858 bis 1882 einen überaus ſegensreichen Einfluß auf die Heranbildung der Generalſtabsoffiziere ausgeübt und dadurch auch ſeinerſeits in wichtigſter Weiſe an der Heereserneuerung Wilhelms I. teilgenommen.[151]) Eben deshalb haben wir dieſer ein Vierteljahrhundert währenden Betätigung Moltkes gerade am Schluſſe dieſes Abſchnittes gedacht.

XII.

Moltke im Zeitalter des Dänenkrieges

1863—1864

1.

Die kurheſſiſche Frage wurde geſchlichtet, ohne daß ſich der gefürchtete große Krieg daraus entwickelte. Unter den wahrſcheinlichen Gegnern in einem ſolchen hatte Moltke von Anfang an Dänemark ſcharf ins Auge gefaßt. Nun ſetzte die Partei der Eiderdänen im Laufe des Jahres 1862 die ſtaatsrechtliche Trennung des Herzogtums Schleswig von Holſtein durch, ſagte ſich alſo vom Londoner Vertrage los, und dadurch trat die Gefahr eines kriegeriſchen Zuſammenſtoßes zwiſchen Dänen und Deutſchen unmittelbar nahe. Um ſich darauf vorzubereiten, begann Moltke damals die erſt neuerdings veröffentlichte ‚Geſchichte des Krieges gegen Dänemark 1848/49‘ zu bearbeiten, von deren vier Büchern das erſte und letzte ganz von ſeiner eigenen Hand geſchrieben ſind. Er benutzte dabei Vorarbeiten des Generalſtabes; doch iſt das Werk als ſein geiſtiges Eigentum zu betrachten. Als ſpäter (im Jahre 1867) der däniſche Generalſtab eine Darſtellung desſelben Krieges veröffentlichte, verwertete Moltke auch dieſe noch; denn es war ſeine Gewohnheit, Schriften,

die er vorläufig abgeschlossen, nach längerer Zeit wieder vorzunehmen, sie zu bessern, ja zuweilen wieder umzuschmelzen. Man darf daher vermuten, daß das Buch über jenen Krieg noch vollkommener abgerundet worden wäre, als es jetzt vorliegt, wenn er es selbst herausgegeben hätte.[152]) Doch auch so zeichnet es sich durch all die Vorzüge der Moltkeschen Darstellungsart aus. Daß er, der einst in Dänemark gedient und der den Elbherzogtümern durch Familienbande angehörte, an diesem Kriege besonderen Anteil genommen, war ganz natürlich, zumal es drauf und dran gewesen war, daß er selbst in hervorragender Stellung an ihm mitgewirkt hätte; seine Teilnahme wurde noch durch den Umstand gesteigert, daß der ihn stets so lebhaft beschäftigende Zusammenhang zwischen Politik und Kriegführung in den damaligen Kämpfen überaus anschaulich, wenn auch keineswegs erfreulich ans Licht trat. Übten doch nicht nur die Kabinette von London und St. Petersburg, sondern auch die heimischen Gegensätze: die revolutionären Bewegungen und der Streit um die Vorherrschaft in Deutschland unmittelbaren Einfluß auf die Kriegführung und lähmten sie, da sie einander kreuzten. Mit Erfolg begonnen, lau weitergeführt und ruhmlos geendet, ließ jener Krieg eine Macht dritten Ranges als scheinbar ebenbürtigen Gegner des angeblich zu einem ‚Reiche' geeinigten Deutschlands hervorgehen. Mitschuld an dem Mißlingen trug auch die Zusammensetzung des Heeres: Die kombinierte Reservebrigade z. B. (5 Bataillone, 2 Schwadronen und 2 Batterien) wurde von nicht weniger als acht deutschen Staaten gestellt. Und neben solchen Truppen spielten nun auch noch die Freischaren mit. „Die gefährlichsten Konflikte," bemerkt Moltke, „standen in Aussicht, sobald diese mit ihrer Zuchtlosigkeit und ihren Ansprüchen mit den regu-

lären Truppen in Berührung traten; man mußte stets suchen, beide Elemente auseinanderzuhalten, und doch waren die Freischaren in diesem Kriege eine berechtigtes Element." — Das umfangreiche Werk schließt mit folgender Gesamtbetrachtung: „Der Krieg einer nicht maritimen Macht gegen das insularische Dänemark kann nur zum Austrag gebracht werden durch völlige Erschöpfung seiner Hilfsquellen, durch Besetzung und rücksichtslose Ausnutzung seines ganzen Kontinents. Schnelle Erledigung des Streites steht also niemals zu hoffen, und der Staat, welcher diesen Kampf auf sich nimmt, muß in sich selbst stark genug sein, um auf längere Dauer die Einmischung anderer Mächte fernzuhalten. Alle diese Bedingungen fehlten in der Zeitperiode, in welche der Krieg 1848/49 fällt. General v. Prittwitz hatte sich nicht entschließen können, ein Kontributions- und Requisitionssystem in Jütland durchzuführen, welches sich nicht ohne Härte und nicht ohne mehr oder minder die Disziplin der Truppen zu gefährden bewirken ließ. — Deutschland war nie zwiespältiger in seinem Innern gewesen, als zur Zeit, wo seine Einheit mit hohen Worten von Frankfurt aus verkündet wurde. Zwar hatte Preußen mit Waffengewalt die Revolution im eigenen Lande, in Sachsen, in der Pfalz und in Baden niedergeschlagen; auch hatte eine Reihe von kleineren Staaten sich ihm zugesellt; aber immer noch blieb die künftige Gestaltung Deutschlands der Gegenstand weitaussehender Verhandlungen. Denn auch Österreich, welches jede Machterweiterung Preußens mit dem äußersten Mißtrauen betrachtete, hatte in derselben Zeit die Insurrektion in Ungarn zu Boden geworfen, Venedig erobert, mit Sardinien Frieden geschlossen und schlug, gefolgt von Bayern, einen Weg ein, der sich mit dem von Preußen innegehal-

tenen nicht vereinigen ließ. — Dabei wurde die Haltung Rußlands und Englands gegen Preußen mit jedem Tage drohender, immer lauter der Notschrei der blockierten Küstenprovinzen, so daß die Regierung schließlich glaubte, um jeden Preis dem auswärtigen Kriege ein Ende machen zu sollen." (Vgl. S. 171.)

2.

Im November 1862 lehnten die Dänen sowohl die Forderungen der deutschen Großmächte als den Vermittelungsantrag Lord Russels übermütig ab, und am 6. Dezember schrieb Moltke an den Kriegsminister, Generalleutnant v. Roon:[153])

„Auf Ew. Exzellenz sekretes Schreiben vom 28. v. M. beehre ich mich ganz ergebenst zu erwidern, zunächst, daß die Eventualität einer militärischen Lösung der mit Dänemark so lange schwebenden Streitfrage diesseits unausgesetzt im Auge behalten worden ist. Die Versammlung eines preußischen Heeres bei Hamburg und Lübeck habe ich bereits als Übungsarbeit für Eisenbahntranport im Generalstabe bearbeiten lassen. . . . Wie bei einem Kriege gegen Dänemark es schon an sich nicht leicht ist, das eigentliche Kriegsobjekt bestimmt zu bezeichnen, so bietet sich eine besondere Schwierigkeit dar, die Sache einer definitiven Erledigung zuzuführen. Solange unsere Marine nicht eine Landung auf Seeland ermöglicht, um den Frieden in Kopenhagen selbst zu diktieren, bleibt nur die Okkupation der jütischen Halbinsel, welche, um als Zwangsmittel zu wirken, eine länger dauernde sein muß, dann aber die diplomatische Intervention und event. das tatsächliche Einschreiten dritter Mächte hervorruft. Das eigentliche Kampfobjekt bleibt, solange der Sitz der dänischen Regierung nicht erreicht werden kann, das dänische Landheer. Das bloße Zurückwerfen desselben führt nicht zum Ende des Krieges. Nicht ein erster Sieg, sondern dessen rastlose Ausnutzung, eine Verfolgung, welche die feindliche Armee vernichtet, bevor sie ihre gesicherten

Einschiffungspunkte erreicht, ist das anzustrebende, aber auch das allein erreichbare Ziel. Dazu ist selbstverständlich nötig, daß die dänische Hauptmacht auf der Halbinsel versammelt sei und uns in der Schlacht entgegentritt. — Die von den Dänen vorbereitete Stellung bei Schleswig ist stark, besonders wegen der vollständigen Sicherung der beiden Flanken durch den Meeresarm der Schlei und die Inundation des Treeneflusses. Im Winter — jedoch erst bei einigermaßen strengem Froste — verschwindet diese Sicherung, und gegen wesentlich überlegene Streitkräfte würde dann jene Zentralstellung nicht zu behaupten sein. Handelte es sich nur um eine Invasion Jütlands, so würde ein Winterfeldzug am schnellsten zum Ziele führen. Aber die Dänen würden in diesem Falle vielleicht sich einer vorübergehenden Okkupation fügen, um eine fast sichere Niederlage zu vermeiden, ihre Verschanzungen bei Schleswig gar nicht besetzen, sondern ihre Truppen vorerst nur auf Alsen und Fünen konzentrieren. Eine Entscheidung herbeizuführen, liegt dann ganz außer unserer Gewalt; es sei denn, daß man Truppen über das Eis auf die Inseln führen könnte. Abgesehen von manchen Bedenken wegen des späteren Rückzuges frieren aber der Kleine Belt und der Alsensund nur in seltenen Fällen auf längere Zeit zu. — Unter allen Umständen ist es nötig, daß wir mit entschieden überlegenen Streitkräften auftreten. Es ist an sich schon wünschenswert, diesen Krieg in kürzester Zeit zu beendigen, um fremder Einmischung eine vollendete Tatsache entgegenstellen zu können. Dann führt der frontale Angriff der Schleswiger Position zu bedeutenden Opfern, die frontale Verfolgung bei der Nähe der feindlichen Aufnahmestellung zu keinen entscheidenden Resultaten. Eine gleichzeitige Umgehung ist in beiden Beziehungen nötig. Man wird in der Front stark genug sein müssen, um einem möglichen — übrigens nur willkommenen — offensiven Hervortreten der Dänen begegnen zu können, und wird dabei die Umgehungsabteilungen stark genug formieren müssen, damit sie selbständig direkt auf die feindlichen Verbindungen abzurücken vermögen. Demnächst kann es nötig werden, vor Düppel und Fredericia, den Brückenköpfen von Alsen und Fünen, aus-

reichende Kräfte ſtehen zu laſſen, während man in Jütland die Maßregeln ergreift, welche zur Kompenſation des Schadens dienen, dem vorausſichtlich unſer Handel und unſere Häfen ausgeſetzt ſein werden. Jütland darf nicht vor dem Frieden geräumt werden, wenn es für den Frieden als Fauſtpfand gelten ſoll. Auch für dieſe Zwecke muß man erheblich ſtärker ſein als der Gegner, da nunmehr ihm die Initiative zufällt. . . .

Dänemark verfügt im Kriegsfalle über: 37 Bataillone, 22 Eskadrons, 12 Batterien, 4 Kompagnien Pioniere, zuſammen 43000 Mann. Demgegenüber brauchen wir eine etwa aus der 5., 6., 7. und 11. Diviſion kombinierte Heeresabteilung von 50 Bataillonen, 37 Eskadrons, 24 Batterien und 3 Pionierbataillonen, zuſammen 61000 Streitbaren.

Die Dänen geben ſelbſt an, daß ſie vier Wochen bedürfen, um ſich am Danewerk zu konzentrieren. Unſere Avantgarde würde am 20. Tage nach der Mobilmachung an der Eider eintreffen. Unter ihrem Schutz können die in Hamburg und Lübeck anlangenden Truppen echelonweiſe nach Rendsburg und Kiel dirigiert werden, und am 28. Tage würde das ganze Heer bis auf einen Marſch an die feindliche Stellung herangerückt ſein. Unſer Angriff würde alſo den günſtigen Zeitpunkt treffen, wo ein beträchtlicher Teil der däniſchen Armee in der Stellung angekommen, ein anderer aber noch in Anmarſch iſt, wo die Armierung und Paliſadierung der Werke, die Einebnung des Vorterrains unvollendet, die feindliche Infanterie einen inneren Halt in ihrer neuen Formation noch nicht gewonnen hat."

Dieſem Schreiben an den Kriegsminiſter entſpricht ein genauer Operationsentwurf,[154]) der auch den Vormarſch auf der Halbinſel anordnet, und zwar in der Weiſe, daß die Marſchſäulen ohne weiteres zu Angriffskolonnen werden, ihr Marſchziel alſo das Schlachtfeld ſelbſt iſt. Schon hier offenbart ſich ſomit einer der wichtigſten Grundgedanken der Moltkeſchen Strategie, der dann ſpäter bei Königgrätz und bei Sedan mit ſo überwältigender Großartigkeit verwirklicht worden iſt.

Über den Operationsentwurf fand ein eingehender Gedankenaustausch mit dem Prinzen Friedrich Karl statt;[155]) doch weder auf jenen noch auf dieſen kann hier eingegangen werden, weil dieſe Einzelheiten nur an der Hand guter Karten großen Maßſtabes verſtanden werden können und weil ſie zur Kennzeichnung von Moltkes Weſen doch nicht ſo viel beitragen, daß das Ergebnis im richtigen Verhältniſſe zu dem aufzuwendenden Raume ſtände.

3.

Anfangs Juni 1863 ſtand die Bundesexekution in Holſtein in Ausſicht. Moltke erwartete nicht viel von ihr;[156]) denn ein Zwangsverfahren, welches nur Holſtein betreffe, Schleswig aber nicht berühren dürfe, bekräftige deren politiſche Sonderung, ſtatt die Vereinigung beider Länder wiederherzuſtellen. Verfolge man den Zweck, Dänemark durch Entziehung der Staatseinkünfte aus Holſtein zur Nachgiebigkeit zu veranlaſſen, ſo müſſe die Beſetzung lange Jahre währen, und auch dann ſei der Erfolg zweifelhaft; denn die 3½ Millionen Taler, welche Holſtein zu den eigentlich däniſchen Staatseinnahmen beiſteuere, ließen ſich leicht durch Anleihen in England oder Frankreich aufbringen. Zur Exekution brauche man mindeſtens 15000 Mann mit beträchtlichen Reſerven. Das Korps aus den nächſten norddeutſchen Kontingenten zuſammenzuſetzen, empfehle ſich nicht; zweckmäßiger verwende man Süddeutſche und halte das X. Bundeskorps als Rückhalt in Marſchbereitſchaft; es könne dann auch unter Umſtänden gegen Frankreich verwendet werden. Im Felde koſten 15000 Mann jährlich etwa 4 Millionen; für dieſelbe Summe könne man mit 60000 Mann drei Monate lang einen Angriffskrieg führen, die Herzogtümer er-

obern und ſich dann an ihnen entſchädigen. Eine langdauernde bloße Beſetzung ſchließe die Gefahr fremden Eingriffes ein und dürfte leicht eine Volksbewegung in Schleswig hervorrufen, die dann doch zum Kriege mit Dänemark führen müßte. Gleiches ſei zu erwarten, wenn der Bund Rendsburg beſetze, und doch ſei die Erhebung dieſer Stadt zur Bundesfeſtung das würdigſte Ziel der Okkupation; denn es ergänze das Syſtem der norddeutſchen Küſtenverteidigung. Wirklicher Krieg mit Dänemark, und zwar je eher je lieber, ſei das Wünſchenswerteſte; er werde ſich doch aus der Beſetzung Holſteins entwickeln, und dann treffe man den Feind weit beſſer vorbereitet als jetzt. — Von eben dieſen Geſichtspunkten geht ein Schreiben Moltkes an Roon vom 30. Juni aus; unzweifelhaft waren ſie die militäriſch richtigen; allein ſie ſtimmten nicht mit denen der Bismarckſchen Politik, die ſich damals noch Moltkes Kenntnis entzog und die er doch bald darauf beim Bunde zu vertreten berufen wurde.

Um eben dieſe Zeit befand ſich Polen in voller Empörung gegen den Zaren, und wiederholt hatte es den Anſchein, als ob Frankreich ſich in dieſen Kampf einzumiſchen geneigt ſei. In Anbetracht deſſen beſchäftigte ſich Moltke im Juni 1863 mit der Abfaſſung einer Denkſchrift, welche von dem Grundgedanken ausging, daß „der Sympathienkrieg Napoleons für Wiederherſtellung Polens einfach der Krieg gegen Preußen zur Eroberung des Rheines ſei.“ Nach eingehender Würdigung des vorausſichtlichen Verhaltens aller dabei in Frage kommender europäiſcher Staaten ſtellt der General Vergleiche an zwiſchen den preußiſch-deutſchen und den franzöſiſchen Streitkräften und ſetzt ſchließlich die Maßnahmen auseinander, welche bei einer anfänglichen, aber

nicht andauernden Überlegenheit der Franzoſen zu Beginn des Krieges zu treffen ſeien. Die Denkſchrift iſt ſehr ausführlich, beruht aber im weſentlichen auf denſelben Grundanſchauungen, wie die vom Oktober 1858, vom Frühjahr 1860 und vom November 1861, ſo daß die Wiedergabe des allerdings höchſt intereſſanten Inhalts hier unterlaſſen werden darf.

Während der Feldmanöver des Gardekorps 1863 waltete Moltke als Schiedsrichter und trat Mitte Oktober in Landesverteidigungs-Angelegenheiten eine Reiſe nach Mainz, Mannheim und Trier an, auf der ihn hartnäckiges Unwohlſein verfolgte. Aber den Rhein wiederzuſehen, beglückte ihn. In Trier traf er mit dem Oberſten v. Kamecke, dem ſpäteren Chef des Ingenieurkorps, zuſammen. Heimgekehrt, erhielt er dann am 17. November den Befehl, zu Beratungen über die Bundesexekution nach Frankfurt zu gehen. Am 24. ſchreibt er von dort, und man hört den Seufzer: „Geſtern war die erſte Sitzung, Eine Sitzung, aber ſchon drei Einladungen zum Diner!“ Wie gewöhnlich wurden die Beratungen durch die mit jeder Sitzung wechſelnden Anſprüche Hannovers aufgehalten. Als eine achttägige Pauſe eintrat, beſuchte er ſeinen Neffen Wilhelm, den Sohn Adolfs v. Moltke, in dem warmen Wiesbaden, wohin der Jüngling, eines befürchteten Lungenleidens wegen, auf die Schule getan ward. „Ich dachte immer,“ ſo ſchreibt er wehmütig, „wenn man mir in meiner Jugend einen ſolchen ſchönen Aufenthalt geboten hätte.“[157]) — Nach Wiederaufnahme der Sitzungen, über welche Moltke Tag für Tag an den König berichtete, wurde endlich entſchieden, daß für die eigentliche Exekution ſächſiſche Truppen verwendet werden ſollten, während Öſterreich bei Hamburg,

Preußen bei Lübeck und Hannover bei Harburg die Reserven stellten. Dem Schlußprotokoll wurde ein Entwurf Moltkes fast wörtlich zugrunde gelegt.[158]) Anfangs Dezember traf er in Berlin ein, und einige Tage später richtete er ein Schreiben an Roon, in welchem er u. a. darauf hinwies, daß im Fall des Heranziehens der Reserven die Ausstattung der preußischen Divisionen mit drei gezogenen Zwölfpfünder-Batterien wünschenswert sei. Es lehrt, wie gering damals noch Moltkes Einfluß war, daß das Kriegsministerium nur zwölf solcher Geschütze bewilligte, was dann später unnötigen Zeitverlust zur Folge hatte.[159]) Bezeichnend ist auch, daß am 23. Dezember das Allgemeine Kriegsdepartement — also nicht einmal der Kriegsminister — den General v. Moltke dazu aufforderte, sich darüber zu äußern, in welcher Weise die etwaige Führung des Krieges gegen Dänemark anzuordnen sei.[160]) Moltke verwies darauf, daß er das schon am 6. Dezember dem Kriegsminister gegenüber getan, gab aber dann noch eine ausführliche Darlegung, welche Instruktion dem Oberbefehlshaber zu erteilen sein möchte.[161]) Diese zu erlassen, galt also damals offenbar als eine Aufgabe des Kriegsministeriums, nicht des Generalstabs.

An demselben 23. Dezember überschritt der sächsische General v. Hake mit der Spitze der Exekutionstruppen die Grenze Holsteins und vollzog bis zum 8. Januar 1864 die Besetzung dieses Herzogtums. Inzwischen aber trat eine gründliche Veränderung der ganzen Lage ein.

4.

Der letzte Dänenkönig aus dem Mannesstamme der Oldenburger war am 15. November 1863 gestorben,

und drei Tage ſpäter unterzeichnete ſein Nachfolger, Chriſtian IX., durch die drohende Haltung der Eiderdänen gezwungen, das neue ‚Grundgeſetz‘, welches Schleswig der däniſchen Monarchie einverleiben ſollte. Da beantragten Öſterreich und Preußen beim Bundestage, daß dieſer von Dänemark die Erfüllung aller Abmachungen von 1851/52 auch hinſichtlich Schleswigs fordere und im Falle der Weigerung Schleswig pfandweiſe beſetze. Dieſen Antrag aber lehnte der Bund am 14. Januar ab, weil die Mittelſtaaten die Entſcheidung über die vom Prinzen Friedrich von Auguſtenburg erhobenen Erbanſprüche auf Schleswig-Holſtein allen andern Fragen voranſtellen wollten. Die Vormächte jedoch nahmen nun ſelbſt die Sache in die Hand und forderten von Dänemark die Aufhebung des neuen Grundgeſetzes. Im Vertrauen auf engliſche, franzöſiſche und ſchwediſche Hilfe und auf die Unerſchöpflichkeit der deutſchen Langmut weigerten ſich die Dänen deſſen, und nun wurde beſchloſſen, unverweilt preußiſche und öſterreichiſche Truppen in Schleswig einrücken zu laſſen.

In weiterer Ausführung ſeiner Gutachten vom Dezember 1862 faßte Moltke die Geſichtspunkte für die Kriegsführung in einer Denkſchrift zuſammen, die auf Befehl des Königs dem Oberbefehlshaber der verbündeten Armee, dem Feldmarſchall v. Wrangel, am 17. Januar zugeſendet wurde. Es heißt da:[162])

„Der frontale Angriff auf die däniſche Stellung bei Schleswig kann nicht ohne ſehr große Opfer gelingen, die bloß frontale Verfolgung zu bedeutenden Reſultaten nicht führen. Es kommt alles darauf an, gleich anfangs der däniſchen Armee den Rückzug von Schleswig nach der nur drei Märſche entfernten Aufnahmeſtellung von Düppel zu verlegen, d. h. ihr ſchon bei Flensburg zuvorzukommen. Zu dem Angriff auf die Front muß daher eine

gleichzeitig wirkende Umgehung durch ein selbständiges Korps aller Waffen hinzutreten. Die Bedingung hierfür ist einmal eine dem Gegner bedeutend überlegene Streitmacht, dann das Überschreiten der Treene-Überschwemmung (im Westen) oder der Schlei (im Osten). Letzteres ist entscheidender. Ein Korps oder selbst nur eine Division, welche Missunde forciert oder der es gelingt, weiter abwärts eine Brücke zu schlagen oder sonstwie überzusetzen, würde, hinter dem Langsee fort, gerade in den Rücken des Feindes gehen oder wenigstens gleichzeitig mit ihm bei Flensburg eintreffen. Eine solche Division könnte, falls sich die ganze dänische Armee auf sie würfe, ohne allzu große Gefahr nach Angeln (also ostwärts) ausweichen; denn der Gegner vermöchte ihr nimmer zu folgen, wenn die Hauptarmee die Fühlung am Feinde behält. Gelingt es dagegen der dänischen Armee, nach Düppel zu entkommen, so findet sie dort eine noch stärkere, weil konzentriertere Stellung. Einen zweiten Brückenkopf, um auf das Festland zurückzukehren, besitzen die Dänen in der Festung Fredericia. . . . Es erscheint angemessen, beide Deboucheen nicht zu belagern, sondern nur zu beobachten, die Armee aber derart versammelt zu halten, daß man dem wieder vorgehenden Feinde eine zweite Schlacht im freien Felde liefern kann, selbst wenn dies mit verwandter Front geschehen müßte."

In einem Anhange zu dieser Denkschrift werden Vorschläge für das Verfahren an den ersten Tagen der Unternehmung gemacht. „Am ersten Operationstage soll die Eider überschritten werden und die Hauptarmee etwa zwei Meilen südlich von Schleswig Biwaks beziehen, während eine rechte Flankenarmee nordostwärts bis an die Eckernförder Bucht vorgeht. Am zweiten Operationstage marschiert die Hauptarmee bei Oberselk (fünf Kilometer von Schleswig) auf, und Artillerie rekognosziert ihre Angriffsstellungen für den folgenden Tag. Die Flankenarmee soll um Mittag vor Missunde versammelt sein, diesen Ort angreifen und je nach dem Erfolge bei Königsburg oder Stubbe den Brückenschlag über die Schlei versuchen. Zugleich aber geht eine Brigade, die zum Teil auf Wagen befördert wird, zweiundeinhalb Meilen östlich von Missunde bei Arnis über den Fluß

und sucht durch ihr Vorgehen am nördlichen Ufer den Brückenschlag zu sichern. Sobald der Übergang über die Schlei bewirkt ist, dirigiert sich die Flankenarmee in den Rücken des Feindes."

Über die allgemeine politische Lage schreibt Moltke seinem Bruder Adolf, damals Administrator der Grafschaft Rantzau[163]): „. . Preußen und Österreich gehen vorerst innerhalb der Verträge vor, um, wenn es möglich ist, eine europäische Konflagration zu vermeiden. Dabei kann ein Zusammenstoß mit den Dänen kaum noch ausbleiben (es sei denn, daß sie noch jetzt mit Preisgebung ihres ganzen Materials sich auf ihre Inseln zurückzögen, was von allem das Unerwünschteste wäre). Nach gefallener Entscheidung bleibt übrig, Dänemark die Personalunion zu bieten, dagegen alle Rechte der Herzogtümer zu fordern und für ihre etwa nicht zu erreichende Zusammengehörigkeit materielle Garantie durch Besetzung eines festen Punktes, durch ständige Bundesgarnison, endlich Kriegskosten usw." Man sieht: Moltke ist überaus maßvoll und bescheiden, höchst unwillig aber über den vordringlichen Lärm der deutschen Kleinstaaten, der Deutschland damals in einen allgemeinen Krieg zu verwickeln drohte. „Man schont die gereizte Empfindlichkeit der Kleinstaaten; doch hat das alles seine Grenzen. Wenn der Großherzog von Oldenburg sein Fürstentum Eutin mit dem Schlagbaum in Schwartau zuschließt, so sind das Sonderbarkeiten, die nur in Deutschland vorkommen können. Wenn aber die Kleinstaaten auf eigene Hand den Krieg mit Europa herausfordern, für den dann Österreich und Preußen einstehen müßten, so wird man doch ein Einsehen haben müssen."

Am 1. Februar überschritten die Verbündeten in drei Heersäulen die Eider: rechts, von Kiel her, das

preußiſche Korps unter Prinz Friedrich Karl, in der Mitte, von Rendsburg her, das öſterreichiſche unter Feldmarſchall-Leutnant v. Gablenz und links, ebenfalls von Rendsburg aus, die aus den neuerrichteten Garderegimentern zuſammengeſetzte preußiſche Diviſion unter Generalleutnant v. d. Mülbe. Der Gegner, General de Meza, hatte mit dem größten Teile des däniſchen Heeres die Danewerkſtellung beſetzt. Der Angriff auf dieſe begann am 2. Februar; leider aber wurde dabei von Moltkes Vorſchlägen in wichtigen Punkten abgewichen. Für Moltke bedeutete das Erſcheinen der Öſterreicher vor der Front des Feindes zunächſt nichts anderes, als daß dieſer in ſeiner Stellung feſtgehalten würde; der Angriff auf Miſſunde bezweckte die Deckung eines Brückenſchlages bei Königsburg oder Stubbe, während gleichzeitig eine Brigade bei Arnis die Schlei überſchreiten und dem Feinde in den Rücken kommen ſollte. Auf dies letztere wichtige Unternehmen aber verzichtete der Feldmarſchall Wrangel überhaupt. Prinz Friedrich Karl machte zwar am 2. Februar den Verſuch, durch kräftige Beſchießung der Schanzen von Miſſunde den Gegner zu deren Räumung und dem Aufgeben des ſüdlichen Schleiufers zu veranlaſſen; allein dieſer Verſuch mißlang, und von einem Brückenſchlage oder Übergange über das Eis bei Stubbe war überhaupt nicht die Rede. Am 3. Februar warfen die Öſterreicher in ſiegreichen Gefechten bei Oberſelk und Jagel die Vortruppen des Feindes in das Danewerk zurück; eigentlich waren dieſe blutigen Kämpfe jedoch überflüſſig; denn ſobald die Umgehung weſtlich vorgenommen wurde, mußten die Dänen ihre Stellung unter allen Umſtänden räumen. Deſſen war ſich auch de Meza vollkommen bewußt, und darum räumte er ſchon in der Nacht vom 5. bis 6. Februar das Danewerk. Die Öſterreicher folgten ſofort und ſchlu-

gen noch am 6. Februar die däniſche Nachhut bei Overſee. An demſelben Tage ſetzte endlich Prinz Friedrich Karl ſein Korps bei Arnis und Koppeln auf Fähren und einer Pontonbrücke über die Schlei; aber er kam nun zu ſpät; er vermochte die Dänen nicht mehr abzuſchneiden; ungeſtört gingen ſie in die ſtark befeſtigte Düppelſtellung und nach Alſen zurück. Moltkes Plan war an deſſen mangelhafter Ausführung geſcheitert. Oberſt v. Blumenthal, der Generalſtabschef des Prinzen Friedrich Karl, ſchrieb ihm darüber: „Es ſind wohl nur wenige Menſchen imſtande, einen einfachen Gedanken ebenſo einfach auszuführen. Die däniſche Armee tut uns den Gefallen, ſich ſo aufzuſtellen, daß wir ſie durch eine Umgehung in die ſchlimmſte Lage bringen können; ſtatt deſſen rennen wir an der ſtärkſten Stelle ſo energiſch gegen ſie an und machen ihr ſo bange, daß ſie beizeiten zum Rückzug bläſt. Die Dänen waren am 4. Februar klüger als wir; wir kamen mit unſerer Umgehung zwei Tage zu ſpät.“[164])

Der Briefwechſel mit Blumenthal war damals vertraulich und privat, für Moltke aber geradezu unentbehrlich; ohne ihn hätte er weder die notwendigſte Überſicht über die Kriegslage behalten noch irgend einen Einfluß auf den Gang des Krieges ausüben können; denn (ſo unglaublich es klingt) amtlich wurde er nicht auf dem laufenden erhalten. Am 11. Februar jedoch erhielt er den Auftrag, ſich in das Hauptquartier der verbündeten Armee zu begeben, um demnächſt dem Könige über die Abſichten des Feldmarſchalls in bezug auf die weitere Führung der Operationen zu berichten.

Im Hauptquartier zu Flensburg fanden lebhafte Verhandlungen hierüber ſtatt. Einerſeits drang man auf möglichſt raſche Einnahme der Düppeler Schanzen; andererſeits wurde die Beſetzung Nordſchleswigs und Jüt-

lands als wirksamstes Mittel zur Überwältigung des dänischen Widerstandes bezeichnet. Moltke sprach sich entschieden für die letztere Maßnahme aus, wie er das ja schon in seiner Denkschrift vom 6. Dezember 1862 [S. 319] getan, und dementsprechend befahl Wrangel, daß nur Prinz Friedrich Karl zur Beobachtung von Düppel zurückbleiben, Gablenz und Mülbe dagegen nach Jütland vorgehen sollten, dessen Grenze die Verbündeten am 17. Februar erreichten und wohin sich der dänische General Hegermann-Lindencrone ohne Schwertschlag zurückgezogen hatte.

Die ursprünglichen Vereinbarungen Preußens und Österreichs gingen nicht über die Inpfandnahme des Herzogtums Schleswig hinaus, und so erhielt das Oberkommando, auf österreichische Mahnung hin, Anweisung, die jütische Grenze vor der Hand nicht zu überschreiten. Bevor dieser Befehl den Feldmarschall erreichte, hatte aber bereits die Avantgarde der Gardedivision Kolding besetzt. Moltke, der inzwischen nach Berlin zurückgekehrt war, äußerte sich über die hieraus entsprungene schwierige Sachlage in einem Berichte an den König.[165]) Die Überschreitung der jütischen Grenze erscheint ihm als eine ganz natürliche und gerechtfertigte Folge des bestehenden Kriegszustandes. Ein freiwilliges Wiederaufgeben von Kolding würde dem Auslande den Eindruck der Schwäche machen und den augenblicklichen, hoffentlich noch auszugleichenden Zwiespalt mit Österreich sofort sichtbar werden lassen. Militärisch sei Kolding wichtig, und die Beschlagnahme von Jütland zunächst überhaupt die vorzüglichste Maßnahme. Sie sei in wenigen Tagen und leicht durchzuführen, während die Belagerung von Düppel mehrere Wochen und viel Blut kosten würde. Für den Schaden, welcher Dänemark unserem Handel zufügt, könnten wir uns nicht an Schleswig, in das wir als Freunde und

Beſchützer eingerückt wären, erholen, ſondern nur an Jütland. Sei freilich die Beſtimmung des Wiener Hofes zu deſſen Beſetzung nicht zu erreichen, dann empfehle ſich ein ernſthafter Angriff auf Düppel, da ein gänzlicher Stillſtand der Operationen nur die Gefahren ſteigere. — Die Bedenken Öſterreichs entſprangen weſentlich der Furcht vor England; man verſuchte aber auch, militäriſche Gründe gegen das Vorgehen nach Jütland geltend zu machen, und überreichte eine ſie darlegende Denkſchrift des Generals Grafen v. Huyn.[166]) Dieſe bezeichnete Moltke Blumenthal gegenüber als ‚echte Generalſtabsgelehrſamkeit' und berichtete über ſie dem Kriegsminiſter in folgendem Sinne:[167]) Graf Huyn ſtellt die vorübergehende Beſetzung Schleswigs als den Kriegszweck auf, während doch offenbar der Zweck unſeres Vorgehens der iſt, Dänemark zum Eingehen auf gewiſſe, die Herzogtümer betreffende Bedingungen zu nötigen. Im übrigen läßt ſich die Auseinanderſetzung in den nie bezweifelten Satz zuſammenfaſſen, daß den Dänen die Herrſchaft zur See geſtatte, einen Teil ihrer Streitmacht beliebig über Düppel oder Fredericia vorbrechen zu laſſen. Die däniſche Armee iſt jedoch zurzeit auf höchſtens 34000 Mann zu veranſchlagen und kann an irgend einer beſtimmten Stelle kaum mit 27000 Mann auftreten. Nun ſtehen Düppel 29500, Fredericia 31000 Verbündete gegenüber. Landungen geringer Kräfte in den öſtlichen Häfen hätten gar nichts zu bedeuten und würden nur zur Gefangennahme der Ausgeſchifften führen. Wo liegt alſo die Gefahr!? — Im Sinne dieſes Berichtes iſt denn auch die Inſtruktion für das Oberkommando entworfen, welche Moltke dem Könige einreichte, und die dieſer billigte.[168])

Öſterreich gab endlich den Widerſtand gegen die Beſetzung Jütlands auf, beſtand aber darauf, daß die voll-

ständige Okkupation Schleswigs die Hauptsache sei und bleibe, und daß man sich deshalb zugleich Düppels und Alsens bemächtigen müsse. Infolgedessen machte Preußen die nötigen schweren Batterien mobil, und Wrangel, der dem Unternehmen auf Düppel lange hartnäckig widerstrebt hatte, verlangte nun vom Prinzen Friedrich Karl, daß er die Belagerung sofort beginne, ohne das Eintreffen sämtlicher Batterien zu erwarten. Dieser aber versprach sich von einem allmählichen Auftreten der Belagerungsartillerie wenig Erfolg und wurde hierüber beim Könige vorstellig. Moltke stimmte ihm zu,[169]) und daraufhin stellte Se. Majestät dem Prinzen die Einrichtung des Verfahrens anheim. Während der nur allzu langsamen Vorbereitungen faßte Blumenthal den Plan, der Düppelstellung durch einen Übergang von Ballegaard nach Alsen in den Rücken zu kommen und legte den Plan privatim auch Moltke vor. Dieser bezweifelte die Möglichkeit der Ausführung von dem entfernten Ballegaarde her bloß auf Pontons und hielt die Beförderung der Truppen durch die Flotte für unerläßlich. Diese aber sei nicht in der Lage, der dänischen auf offener See zu begegnen, und da das in der Richtung von Stralsund auf Alsen wahrscheinlich der Fall sein würde, so halte er die Ausführung des an sich sehr ansprechenden Gedankens kaum für möglich. Von Tag zu Tag aber wuchs das politische Bedürfnis, daß die preußischen Truppen, die bisher noch keinen entscheidenden Erfolg errungen, eine bedeutende Waffenleistung aufzuweisen hätten, und in diesem Sinne richtete der Generaladjutant v. Manteuffel ein dringendes Schreiben an den Prinzen Friedrich Karl: „Denn," so äußerte er gegen den Kriegsminister, „den Sturmversuch unter dem Vorwande einer Unternehmung in die Ferne, die von Wind, dänischer und preußischer

Flotte abhängig bleibt, aufzuſchieben, iſt nicht Löſung der Aufgabe." Roon vertrat ganz dieſelbe Anſicht und brachte ſie in einem Berichte an den König am 13. März energiſch zum Ausdruck. In demſelben Schreiben erbat er die Erlaubnis, den General v. Moltke in die Meinungsverſchiedenheiten einzuweihen, was alſo unglaublicherweiſe amtlich bisher noch nicht geſchehen war, und der König erklärte ſich damit einverſtanden, daß Moltke folgenden Tages mit zum Vortrage käme. In dieſem einigte man ſich dann dahin, dem Prinzen zwar volle Freiheit hinſichtlich der Wahl ſeiner Mittel zu laſſen, aber beſtimmt auf baldigſte Durchführung des Unternehmens zu dringen. In dem Schreiben des Monarchen heißt es: „Weder ich noch Roon denken daran, Hofkriegsrat ſpielen zu wollen; wenn wir Dir alſo auch keine Befehle geben, wie Du operieren ſollſt, ſo müſſen wir doch unſere Anſichten ausſprechen." Es iſt auffallend, daß hier vom Kriegsminiſter und nicht vom Chef des Generalſtabs die Rede iſt, obgleich es ſich doch nicht um Verwaltungsmaßregeln, ſondern um Operationen handelt und obgleich der König tatſächlich doch auch den Rat Moltkes gehört hatte. Aber wir ſahen bereits, daß letzteres erſt auf Antrag Roons geſchehen war, und erkennen, daß damals Moltkes Stellung noch immer eine ſolche zweiten Ranges war.[170])

Da der greiſe Feldmarſchall Wrangel in oft recht unerwünſchter Weiſe auch in politiſche Dinge eingriff, ſo befahl der König ihm am 30. März, keine Verfügung zu treffen ohne Rückſprache mit dem Kronprinzen, der ſich freilich nur als Zuſchauer bei der Armee befand, nunmehr aber eigentlich tatſächlich mit deren Oberleitung betraut ward.[171])

Als die großen Schwierigkeiten immer deutlicher her-

vortraten, welche die Festigkeit der Düppelstellung dem Landangriffe entgegensetzte, beschäftigte sich Moltke wieder eingehend mit dem Gedanken eines unmittelbaren Überganges nach Alsen oder Fünen, und zwar um so mehr, als er ja von jeher gegen die Belagerung Düppels auch aus dem Grunde gewesen war, weil mit dessen Eroberung an und für sich nichts entschieden werden konnte, sondern auch nach dem Falle dieses Brückenkopfes der Übergang auf die Inseln durchaus unerläßlich blieb. Allerdings hielt er diesen, wenigstens den nach Alsen von Vallegaarde aus, nur dann für möglich, wenn ihn die preußische Flotte unterstützte. Unter diesen Gesichtspunkten ist der Briefwechsel mit dem Könige, dem Prinzen-Admiral Adalbert, Roon und Blumenthal entstanden, welcher in der Militärischen Korrespondenz I (Nr. 47—63) abgedruckt ist. In der Tat wurde für den 3. April der Übergang nach Alsen wirklich ins Auge gefaßt; aber er mußte wegen allzu schweren Wetters aufgegeben werden, und nun griff man auf den Sturm der Düppeler Schanzen zurück. — Daneben verlor Moltke aber auch den Norden nicht aus den Augen und schrieb am 17. April eine Denkschrift über die nächsten Operationen in Jütland nieder, welche eine rasche Offensive empfahl, und welche der König noch an demselben Tage genehmigte.[172])

Am 18. April 1864 fiel Düppel. Als erster namhafter Erfolg preußischer Truppen in diesem Feldzuge war das Ereignis sehr bedeutsam; als die erste große Waffentat unseres Heeres seit fast einem halben Jahrhundert erschien dieser wohlvorbereitete und mit unvergleichlicher Tapferkeit durchgeführte, glorreiche Sturm von überaus hoch anzuschlagendem sittlichen und politischen Werte; in rein strategischer Hinsicht jedoch blieb der Sieg von untergeordneter Bedeutung; denn die Dänen

hatten, zwar unter großen Einbußen, aber doch der Hauptmasse nach, Alsen erreicht und befanden sich nun hier in einer mindestens ebenso sicheren Stellung wie bisher hinter den Düppeler Schanzen.

König Wilhelm fühlte den ‚undämpfbaren Drang', den wackeren Truppen seine Genugtuung persönlich auszusprechen, und reiste zu diesem Zweck am 21. April für einige Tage auf den Kriegsschauplatz. Moltke bemerkt darüber acht Tage später zu Blumenthal: „Seit dem 17. ist mir kein Brief mehr von Ihnen zugegangen, was für mich eine Entbehrung war. Denn wenn auch seit dem Sturm nichts bei Ihnen von Erheblichkeit vorgefallen ist, so hat es doch großen Wert für mich, von Stimmungen und Absichten unterrichtet zu sein. Es werden von mir oft Gutachten in den wichtigsten Angelegenheiten plötzlich gefordert; ein andermal aber wird es nicht für nötig erachtet, mich von beabsichtigten oder selbst schon angeordneten Maßregeln in Kenntnis zu setzen ... Es wäre gewiß gut gewesen, wenn bei Anwesenheit des Königs im Hauptquartier die Kommandierenden und ihre Chefs versammelt worden wären, um ganz bestimmt festzustellen, was nach dem eben erfochtenen Siege weiter geschehen solle. Vielleicht hätte man dabei auch meine Stimme hören können; bei der freilich sehr plötzlichen Abreise Sr. Majestät bin ich aber nicht befohlen worden."[173]) — Inzwischen war der König ebenso schnell nach Berlin zurückgekehrt, und schon am 24. hatte ihm Moltke seinen Operationsentwurf vorgetragen, welcher in den wichtigsten Punkten folgendermaßen lautet:[174])

„Das Nächstliegende nach dem Siege am 18. d. M. war, den Dänen nach Alsen zu folgen, und zwar gleich unter dem Eindruck der Niederlage und sobald unsere Batterien an der Meer-

enge etabliert werden konnten. Ob durch ihr Feuer die Überfahrt nur auf Pontons zu erzwingen, nachdem Überraschung nicht mehr möglich, auch der Gegner sich am jenseitigen Ufer verschanzt, ist eine Frage, die sich nur an Ort und Stelle beantworten läßt. Sie wird bei Anwesenheit Euer Majestät entschieden worden sein. Was für die nächste Zukunft beschlossen, darüber bin ich völlig in Unkenntnis geblieben. Wenn aber in den öffentlichen Blättern verlautet, die Absicht sei, Fredericia zu belagern, so kann ich nur dringend von einer solchen Expedition abraten. Es würde dadurch den Dänen die Möglichkeit gewährt, abermals den Krieg ausschließlich auf dem ihnen vorteilhaftesten Terrain zu führen und unsere gesamte Streitmacht auf Wochen vor ihren Verschanzungen festzuhalten. Wir würden wahrscheinlich mit einer unvollendeten Unternehmung in die Friedensverhandlungen eintreten. Fredericia hat für uns gar keinen Wert. Da es nicht die Absicht sein kann, diesen Platz dauernd zu behalten, so würden wir ihn, selbst wenn er genommen wäre, wieder herausgeben müssen. . . . Jede gegen Dänemark ausführbare Maßregel kann auch ohne den Besitz von Fredericia ins Werk gerichtet werden. Dahin gehört die wirkliche und vollständige Okkupation von Jütland." Auf diese geht Moltke nun näher ein, erwägt dann die Möglichkeiten eines Überganges nach Fünen und faßt sie endlich in folgende Worte zusammen: „Der gewaltsame Übergang nach Alsen führt zu dem entscheidendsten Resultat. Hat sich indes herausgestellt, daß dies Vorgehen nicht ohne zu große Opfer zu bewirken ist, so wäre die vollständige Besitznahme von Jütland durchzuführen, eine Landung auf Fünen zu versuchen." Zwei Tage später kommt er in einem neuen Immediatbericht auf dieselben Vorschläge zurück und bittet, den Feldmarschall zu ermächtigen, die Landung auf Fünen nach eigenem Ermessen anzuordnen, wozu die Division v. d. Mülbe verfügbar und ausreichend sei. „Je näher der Waffenstillstand, um so wichtiger wird es, die kostbaren Tage unverzüglich zum Handeln zu benutzen."[175])

Nach dem Siege bei Düppel schrieb Moltke seinem

Bruder Ludwig einen Brief, der manch feſſelnden Zug der Zeitſtimmung enthält. „Die geſpannte Erwartung der letzten Wochen iſt durch den Erfolg am 18. gehoben worden. Aber abgeſehen von der Trauer, in welche Tauſende von Familien durch den Verluſt der nächſten Angehörigen verſetzt ſind — wie verſchieden mag der Eindruck ſein, welchen die gefallene Entſcheidung ſelbſt im Inneren der Familien bei Euch hervorruft, wo ſo viele in engſter Beziehung mit Dänemark ſtehen. — Der Enthuſiasmus, mit dem dies kleine Volk für ſeine Sache kämpft, die Ausdauer und Hingebung, mit der die Armee ſich in der Düppelſtellung behauptet hat, findet auch bei ihren Gegnern volle Anerkennung ... Aber waren die däniſchen Machthaber berechtigt, aus ihrer inſularen Sicherheit heraus ſolche Opfer zu fordern? war die Sache ſelbſt, für welche ſie gefordert wurden, gerecht? — Ich glaube, daß man behaupten darf, Dänemark habe ſchon ſeit Jahrhunderten und beſonders ſeit der Thronbeſteigung Chriſtians VII. eine Stellung unter den europäiſchen Staaten beanſprucht, die es nicht auf die eigene Nationalität baſieren, die es nur durch Beeinträchtigung einer anderen, und zwar einer mächtigeren behaupten konnte, und dieſe mußte ſich endlich zur Wehr ſetzen. Auch der Starke kann ſich nur bis zu einem gewiſſen Grade von dem Schwächeren verunglimpfen laſſen. Die Deutſchen in den Herzogtümern konnten lange und glücklich unter dem Zepter eines däniſchen Königs wohnen; aber ſie konnten ſich auf die Dauer unmöglich den Majoritätsbeſchlüſſen einer däniſchen Volksvertretung unterwerfen ... Abſcheulich iſt die däniſche Preſſe. Noch in dieſen Tagen verunglimpfte ſie ſelbſt die militäriſche Ehre derer, die ſie doch in jedem Zuſammentreffen beſiegt haben. Die Preußen werden mit Schimpfworten und flachen Hieben

ins Gefecht getrieben; sie werden von den Österreichern abgelöst werden müssen, weil sie nicht anbeißen wollen ... Und dabei schießen die Dänen, bis unsere Leute unmittelbar an sie heran sind, fordern dann Pardon, indem sie die Gewehre wegwerfen, und erhalten ihn auch. Am 18. d. M. 3145 Mann. Es gibt wohl kaum ein gutmütigeres Volk als unsere Soldaten. Sowie der letzte Schuß gefallen ist, tragen die langen Westfälinger wie Kinderfrauen die dänischen wie ihre eigenen Verwundeten in das nächste Lazarett, wo alle gleich sorgsam behandelt werden ... Bei der Zähigkeit der Dänen wird es noch eines zweiten entscheidenden Schlages bedürfen, um den militärischen Teil der Sache zu Ende zu führen ... Ein Dänemark, das nicht auf Kosten Deutschlands existieren will, wäre der natürlichste Verbündete Deutschlands. Der selbständigen Nationalität Dänemarks ist Schweden weit gefährlicher als Deutschland. Die Truppenzusammenziehung in Schonen, zu spät, um Dänemark zu helfen, bedroht dieses wohl mehr als uns."

5.

Tritt in den mitgeteilten Schriftstücken Moltkes aus dieser Zeit wiederholt, wenn auch gedämpft, eine begreifliche Verstimmung darüber hervor, daß er nicht genügend auf dem laufenden erhalten, nicht rechtzeitig zu Rate gezogen wurde, so sollte sich das jetzt ändern. Man war in den leitenden Kreisen mit der bisherigen Kriegführung wenig zufrieden, wünschte dringend rasches, kühnes, energisches Handeln, und so schrieb der Generaladjutant v. Manteuffel am 30. April dem Kriegsminister: „Ich erachte es für zu wichtig, daß Generalleutnant v. Moltke sogleich zum Feldmarschall abreist ...; es ist

zu wichtig, daß die richtige Organisation in das Hauptquartier kommt. Die Situation ist militärisch und politisch so wichtig, daß die Hinsendung des Chefs des Generalstabs gerechtfertigt ist."[176]) So wurde denn Moltke mit den Geschäften als Chef des Stabes beim Oberkommando betraut und traf schon am 2. Mai in Veile ein, wo sich das Hauptquartier befand und Oberst v. Podbielski ihm als Oberquartiermeister zugeteilt wurde. Zugleich wurde der bisherige Stabschef Wrangels, General Vogel v. Falckenstein, mit der Führung der sämtlichen Streitkräfte in Nordjütland betraut, um die Einheit des Befehles dort zu wahren. „Er kann dann auch zeigen," schrieb Manteuffel, „was er kann, während man heute sagt, er habe die Oberkommando-Sachen mehr oder minder verwickelt."

Der Zeitpunkt, in welchem Moltke die Geschäfte übernahm, gestattete ihm zunächst nicht, tatkräftig einzugreifen. Fredericia hatten die Dänen geräumt und die Truppen nach Fünen zum Schutz der Inseln hinübergezogen; gegen Fünen oder Alsen aber war zunächst nichts zu unternehmen; denn die in London versammelte Konferenz hatte zu Moltkes großem Mißvergnügen einen am 12. Mai beginnenden Waffenstillstand auf vier Wochen vereinbart.

Angesichts dieses Waffenstillstandes wurde der Feldmarschall v. Wrangel am 18. Mai mit Rücksicht auf sein hohes Alter von 80 Jahren unter Erhebung in den Grafenstand vom Kriegsschauplatze abberufen und an seiner Stelle Prinz Friedrich Karl mit dem Oberbefehl betraut. Die Führung des dadurch freiwerdenden ersten Korps übernahm der General Herwarth v. Bittenfeld. Zugleich ging das Oberkommando nach Horsens, und Prinz Friedrich Karl begab sich während der Waffenruhe

nach Potsdam, wohin Moltke ihm am 23. Mai eine für den König bestimmte Denkschrift über die Fortführung des Krieges mitgab.[177]) Der Gedankengang ist etwa folgender:

Wenn die Feindseligkeiten wieder aufgenommen werden, beschränkt die verbündete Armee sich auf die dauernde Behauptung des gewonnenen Ländergebietes oder sie schreitet zu neuen Eroberungen vor. Nichts könnte erwünschter sein als ein Wiedereroberungsversuch der Dänen; diese aber werden sich zu Lande in strenger Verteidigung halten, zur See aber ungehindert den Krieg fortsetzen. Das kann bei der Zähigkeit der dänischen Regierung lange dauern; wir aber dürfen nicht auf unbestimmte Zeit 70000 Mann tatenlos in diesen Erdwinkel bannen, während leicht Verwicklungen eintreten können, wo man ihrer an anderer Stelle bedarf. Entschließt man sich zur strategischen Offensive, so ist der Feind auf seinen Inseln aufzusuchen, um dort seine Streitkräfte zu vernichten. Um das mit ausreichender Macht zu tun, werden wir Jütland zum Teil räumen müssen, was um so weniger schadet, als die Waffenruhe den Verkehr dieses Landes mit Dänemark doch wieder geöffnet hat, seine Verwaltung wieder dem Gegner übertrug und uns hinsichtlich der Bedürfnisse unserer Truppen auf unsere eigenen Mittel verwies. Unser nächster Angriff kann nur gegen Alsen und Fünen gerichtet sein; es fragt sich, ob auf beide gleichzeitig. Auf Unterstützung durch die Flotten ist dabei nicht zu rechnen; sogar die Teilnahme der österreichischen Korps an einer Landung erscheint ungewiß. Alsen hat für uns den Wert eines Landesteiles, dessen Besitz wir anstreben; Fünens Eroberung ist das wirksamere Zwangsmittel gegen Dänemark und führt wahrscheinlich zur Schlacht, die wir suchen. Gleichzeitiges Vorgehen gegen beide Inseln verhindert die Dänen, ihre Streitmacht überwiegend auf einer davon zu vereinigen, und das Mißlingen an einer Stelle würde durch den Erfolg an der anderen ausgeglichen. — Die Mittel zu der doppelten Landung sind vorhanden.

Während des Waffenstillstandes wurde das Hauptquartier erst nach Horsens und dann nach Louisenlund ver-

legt, und die schönen Mai- und Junitage vergingen Moltke in der lieblichen Gegend sehr angenehm. „Es ist hier köstlich," schreibt er an seine Frau, „aus meinem Fenster übersehe ich eine Pracht von Flieder, Goldregen, weißen und roten Dornblüten. Jasmin und Rosen kommen auch schon; das Korn wogt in Ähren, und man sieht dem Lande nicht an, daß unlängst der Krieg darüber hinzog. Unsere westfälischen Kürassiere fühlen sich wie in der Heimat bei Bauart der Häuser, Sprache und Lebensweise der Bewohner. Alles wartet, was bis zum 26. dieses Monats in London fertig gemacht wird ... Der Prinz hat die Aufmerksamkeit gehabt, Deinen Bruder (Henry v. Burt) als Ordonnanzoffizier ins Hauptquartier zu kommandieren." In diesen ruhigen Tagen besuchte Moltke Schleswig und die Wohnung, wo seine Mutter gestorben war.[178]) Das Haus lag in der sogenannten ‚Verkehrten Welt' und wurde von einem Maler bewohnt, den der General bat, die vordere Wohnung betreten zu dürfen. Der Maler führte seinen Gast über einen kleinen Vorplatz ins Zimmer und zog sich, als jener Platz nahm, nachdenklich vor sich hinschaute und weder eine Miene verzog noch das begonnene Gespräch fortsetzen zu wollen schien, zurück. In dem kleinen Gemach saß der geheimnisvolle Fremde lange unbeweglich; nur in den Augen blitzte ein freundlicher, feuchter Glanz. Minute auf Minute verrann; endlich erschien der Fremde wieder mit den Spuren einer tiefen Gemütsbewegung im Antlitz und reichte dem Maler die Hand. „Nehmen Sie meinen Dank! Hier wohnte einst meine teure, gute Mutter, die inzwischen das Grab deckt. Sie werden begreifen, daß es mich verlangte, diese Räume zu besuchen. Sie ist hier auch gestorben. Man wandelt oft zum Friedhof; hier aber war es mir, als ob ich sie noch wie damals am Fenster sitzen

ſähe, und ſo hat Ihre Güte mir einige unvergeßliche Augenblicke gewährt.“ Seiner Gemahlin berichtete Moltke: „Die Wohnung, wo meine arme alte Mutter geſtorben iſt, iſt ſo niedrig, daß ich die Hand an die Decke legen konnte, aber ſonſt doch ſehr freundlich und nett. Das Grab auf dem Kirchhofe iſt gut gehalten, und da es ganz ohne Inſchrift war, habe ich in der Eiſengießerei eine Tafel beſtellt, die an das Gitter angenietet wird.“

Am 7. Juni ſchrieb Moltke dem Miniſterpräſidenten v. Bismarck:[179]) „Über die von Euer Exzellenz angeregte Frage eines etwaigen Austauſches Jütlands gegen Alſen geſtatte ich mir zu bemerken, daß dieſer auch aus dem Grunde vorteilhaft erſcheint, weil er unſere Streitkräfte konzentriert und uns geſtattet, einen bedeutenderen Teil derſelben neben den Bundestruppen in Holſtein aufzuſtellen. Dabei iſt aber nicht zu überſehen, daß wir ſtark genug ſind, unmittelbar gleich Alſen anzugreifen, auch ohne Jütland aufzugeben.“ Das ſollte ſich alsbald zeigen.

Schon am 23. Juni war es unzweifelhaft, daß der Waffenſtillſtand nicht zum Frieden führen werde, und an dieſem Tage teilte der König denn auch ſeinem Neffen mit, daß, nach eben erfolgter Vereinbarung mit dem Kaiſer von Öſterreich, Alſen und der bisher unbeſetzte Teil Jütlands angegriffen werden dürften, Fünen aber nicht. Gleichzeitig entwarf Moltke den Befehl an den General Herwarth v. Bittenfeld, unmittelbar nach dem Ablaufe der Waffenruhe die Landung in Alſen auszuführen, und verlegte, um dieſer großen Unternehmung nahe zu ſein, das Hauptquartier nach Apenrade.

Die Dänen hatten die ganze Weſtküſte Alſens mit Batterien und Schützengräben geſäumt, ſich dabei jedoch ſehr verzettelt und ihre allgemeine Reſerve im äußerſten

Süden bei Sonderburg aufgeſtellt, während Moltke das weit davon entfernte Arnkiel zum Angriffspunkte wählte. Die Waffentat ſelbſt hat er ſeiner Gemahlin in einem ausführlichen Briefe geſchildert, der damals durch die Zeitungen ging, doch ſo lang iſt, daß er hier nur teilweiſe wiedergegeben werden kann.[180]) Er datiert aus Apenrade vom 3. Juli 1864. „Berlin hat ſich fürerſt mit den 101 Kanonenſchüſſen begnügen müſſen. Es iſt aber denen, die Geſchichte machen, nicht leicht, Geſchichte zu ſchreiben. Das Oberkommando, welches das noch am leichteſten tun konnte, war doch auch von 10 Uhr abends bis 4 Uhr nachmittags, alſo 18 Stunden auf den Beinen, ehe einer die Feder wieder in die Hand nehmen konnte, und die Eiſenbahnzüge gehen denn auch nicht ab, wie man wünſcht ... Nach beendigter Partie Whiſt um 10 Uhr abends am 28. Juni fuhr ich mit Podbielski nach Schanze 10, von wo man den Alſenſund wie einen breiten Fluß in der Morgendämmerung zu unſeren Füßen glänzen ſah. Dunkel lag noch die blutgetränkte Höhe von Düppel zur Linken, gekrönt von der Ruine der einſt ſo ſtattlichen Mühle, rechts Sonderburg mit ſeinem finſteren Schloß am Meer, wo Chriſtian ‚der Böſe‘ lange Jahre den Kampf gegen den ſchwediſchen und däniſchen Adel zu betrauern hatte ... Der Meerbuſen von Sandwig und die Auguſtenburger Föhrde, in welcher wir die feindlichen Schiffe, beſonders die Anweſenheit Rolf Krakes wußten, waren unſerem Blick entzogen. Tiefe Stille lag auf Alſen. Von unſerer Seite hörte man aus der Ferne den eigentümlichen Ton von Fuhrwerk mit eiſernen Achſen: die reitende Artillerie, die ſich nach Rackebüll bewegte, wo die Reſerve verbleiben ſollte, ſonſt nichts. Das Wetter war ungemein günſtig, ausnahmsweiſe windſtill, ein trüber, verſchleierter Himmel, daher ſo dunkel, wie es um dieſe Zeit der größten

Tageslänge überhaupt nur werden kann ... Wir gingen in die zerstörte Schanze, welche durch die riesenhaften Trümmer der Betonmauern gesprengter Pulvermagazine das Aussehen eines Steinbruchs hatte. — Noch fehlten wenige Minuten an 2 Uhr, dem Augenblick, wo unsere Boote an vier Stellen vom Ufer abstoßen sollten. Das Herabbringen der Kähne und das Schurren der flachen Böden über das Geröll scheint unbemerkt geblieben zu sein. Jenseits rührte sich nichts; friedliche Ruhe lag über der schönen Gegend, und nur die Lerche erhob sich singend aus den wogenden Kornfeldern, welche bald der Schauplatz blutiger Kämpfe werden mußten. Jetzt war es 2 Uhr, und mit geschärftem Blick spähten wir nach den ersten schwarzen Punkten, die sich auf dem klaren Seespiegel zeigen würden. Da blitzte es auf. Nur sichtbar, nicht hörbar waren ein paar Schüsse gefallen, und zwar, wie es scheint, irrtümlich von unserer Seite. Alsbald sprühten die Funken vom jenseitigen Ufer, bald von dieser, bald von jener Stelle; dann leuchtete es hell auf, und der dumpfe Knall verkündete, daß die bereitgehaltenen Geschütze der nächsten Strandbatterie ihre Kartätschladung gegen unsere verwegenen Argonauten ausschütteten. Wirklich sind sie zu hoch gegangen, und nur ein Kahn ist umgeschlagen, die Mannschaft aber, wenigstens zum großen Teil, vom nächsten Boote gerettet. Die braven Pioniere, selbst wehrlos, soeben erst von der Oder und der Elbe angelangt, ruderten unaufhaltsam weiter; die Infanterie aber nahm das Feuer auf, und wenn auch manche Patrone ihr Ziel verfehlt haben mag, so rückte die schwimmende Feuerlinie doch unaufhaltsam weiter. Das war nicht anders zu erwarten, da Führer wie General Manstein und Röder in den vordersten Kähnen standen. — Das Ufer war erreicht, daran war nicht zu zweifeln, aber nun mußten

die Fahrzeuge zurück, und sie konnten auf dem Wege den endlich wachgewordenen feindlichen Schiffen begegnen. Die Gelandeten waren vorerst auf sich selbst angewiesen, was stand ihnen augenblicklich entgegen? Hell waren die Fanale aufgeflammt und leuchteten von Höhe zu Höhe bis Augustenburg und Norburg hin. Hatten die Dänen schon ein paar geschlossene Bataillone gesammelt? Das Blitzen des Gewehrfeuers an der Fohlenkoppel (im Norden der Insel) zeigte, daß unsere Märker dort schon kämpften, aber ob unser oder des Gegners Feuer vorwärts rückte oder zurückging, war nicht zu unterscheiden. Es war ein Moment atemloser Spannung. — Inzwischen hatten die dänischen Strandbatterien alle ihr Feuer eröffnet. Auf unserer Seite waren in der Nacht zuvor deren neun erbaut und armiert worden. Die Artilleristen standen seit 1 Uhr schußfertig und blieben nichts schuldig. Der Donner der Geschütze, auf unserer Seite allein 62, ist in Kiel deutlich gehört worden ... All dieser Lärm entschied nichts; die ganze Aufmerksamkeit richtete sich auf die alsische Nordhalbinsel Arnkiel. Dort sprühten nun die kleinen Funken immer weiter nach Osten; es war kein Zweifel mehr: man hatte festen Fuß gefaßt, und ein zweites Echelon unserer Truppen war unterwegs. Der Däne hatte sich abermals überrumpeln lassen! Daß wir nach Alsen wollten, daß schon am 27. Juni 160 flache Boote durch Apenrade passiert, war ihnen von ihren zahlreichen Spionen unzweifelhaft gemeldet. Aber, wie es scheint, nahm man an, daß dieser Sturm zu Wasser wie der zu Lande durch mehrtägige Beschießung werde vorbereitet werden müssen ... Ein ungeheures Gebrüll verriet, daß Rolf jetzt aus dem Schlummer erwacht sei. Der Ton seiner 100pfündigen Armstrongs auf eisernem Resonanzboden ist unverkennbar. Vergebens schleuderte er seine Riesenge-

ſchoſſe gegen unſere Tirailleure. Er wurde von den gezogenen 24-Pfündern ſofort begrüßt und zog ſich wieder in die Bucht zurück. Unterdeſſen hatte General Manſtein ſich längs des Strandes ſüdlich vorbewegt, wobei es zu lebhaftem Handgemenge kam. Die feindlichen Batterien wurden, eine nach der anderen, in der Kehle angegriffen und die Beſatzungen gefangen genommen. Am Abſchnitt von Kjär ſtieß man auf lebhaften Widerſtand geſchloſſener Abteilungen, und General Herwarth traf da im Feuer des Feindes mit unvergleichlicher Ruhe ſeine Anordnungen. Jetzt waren auch die erſten Feldgeſchütze über das Waſſer geſchafft; der Rückzug der Dänen wurde allgemein, und der ‚tappere Landſoldat‘ beſchleunigte dabei ſeinen Schritt ſehr merklich. Schon wurden ganze Scharen Gefangener von einigen Bewaffneten wie Herden an den Strand getrieben, und bewundernswert war die Dreihärigkeit unſerer Weſtfalen beim gefährlichen Vorgehen auf Sonderburg. — Inzwiſchen war es acht Uhr geworden, und die Sonne beſchien ein Gemälde, welches ein Schlachtenmaler nicht ſchöner wünſchen kann ... Die Räumung der Inſel hatte bereits begonnen; aber aller Blicke wurden noch einmal nach Norden gewendet, als abermals Rolf Krake ſeine Stimme erhob. Es ſah ſtolz aus, wie der gepanzerte Rieſe, tief im Waſſer verſteckt, mit Anſpannung aller ſeiner Dampfkraft aus der Föhrde hervorſchoß, rechts und links ſeinen Gruß ſendend, an der Landſpitze von Arnkiel vorüberſteuerte. Einen Augenblick fürchteten wir, ihn nun links drehen zu ſehen, wo unſere Boote in ununterbrochener Folge noch Feldgeſchütz, Munition und Ambulanzen überführten. Er zog es aber doch vor, das Freie zu ſuchen, und dampfte nördlich hinaus in tunlichſter Entfernung der unterhalb aufgeſtellten Batterie, deren 12- und 24pfündige Geſchoſſe laut klappernd gegen ſeine

Rippen ſchlugen . . .“ Moltke begab ſich dann mit dem Prinzen und dem Stabe nach Alſen hinüber und kehrte abends nach Apenrade zurück. Im Wagen fand er nach 36ſtündigem Wachen geſunden Schlaf, ſo daß er beim Eintreffen gleich die nötigſten Befehle und Berichte erlaſſen konnte.

Die Eroberung Alſens machte einen furchtbaren Eindruck auf die Dänen; binnen weniger Stunden war ihr trotziges Trumpfen auf die Unüberſchreitbarkeit ihrer Sunde in ſeiner Haltloſigkeit blosgeſtellt, und ſie hatten nun alle Urſache, zu fürchten, daß ſie auch auf den anderen Inſeln nicht mehr ſicher ſeien.

Nachdem Alſen erobert, die Landung auf Fünen aber aus politiſchen Rückſichten einſtweilen unterſagt war, blieb den Verbündeten nur ein Angriff auf die im nördlichen Jütland jenſeits des Liim-Fjords aufgeſtellte däniſche Heeresabteilung übrig. Die Dänen warteten ihn aber nicht ab, ſondern vereinigten ihre Hauptmacht auf Fünen. Am 12. Juli empfahl Moltke daher dem Könige noch einmal dringend die Landung auf dieſer Inſel und traf ſeinerſeits alle Vorbereitungen dazu. An demſelben Tage erſchien ein däniſcher Parlamentär im Hauptquartier und erbat eine Waffenruhe behufs Herbeiführung des Friedens. In einem Bericht an den König erklärte Moltke, daß eine ſolche nur dann ohne Nachteil bewilligt werden könne, wenn ſie von ganz kurzer Dauer ſei. „Gebieten politiſche Rückſichten, ſich auf die paſſive Behauptung des däniſchen Kontinents zu beſchränken . . . ſo läßt ſich die Ernährung ſelbſt einer ſehr bedeutenden Truppenzahl auf Koſten Jütlands bei ordnungsmäßig und ſchonend geregelter Verwaltung des Landes erreichen. Die Wehrbarmachung der Herzogtümer aus eigenen Kräften würde nach Verlauf einiger Monate ſelbſt eine Verminderung der öſterreichi-

ſchen und preußiſchen Streitkräfte geſtatten. Muß dagegen der Krieg offenſiv weitergeführt werden, was bei der Zähigkeit des Kopenhagener Kabinetts leicht zur Notwendigkeit werden kann, ſo bleibt dafür, wenn nicht bedeutende Erfolge zur See vorausgeſetzt werden dürfen, nur die Landung auf Fünen. Die Mittel dazu ſind vorhanden ... Allerdings bleibt in Erwägung zu ziehen, daß wir glücklichenfalls eine Inſel gewinnen, die wir im Frieden nicht werden behalten können, und daß wir dabei eine Armee vernichten, welche die letzte Stütze des däniſchen Königstums ſein dürfte ... Übrigens werden die ohnehin nicht mehr zu verheimlichenden Vorbereitungen zur Erzwingung des Überganges, ſelbſt wenn dieſer nicht zur Ausführung gelangt, jedenfalls einen ſehr fühlbaren Druck auf die gegenwärtige Kriſis in Kopenhagen üben ..."[181])

6.

Es kam indes zu keiner weiteren Unternehmung mehr; denn ſchon begannen die Friedensverhandlungen. — Am 14. Auguſt ſandte der König dem General v. Moltke nachſtehendes Handſchreiben: „Als ich Sie zur Armee entſendete, konnte ich noch nicht mit Beſtimmtheit vorausſehen, daß Ihre Stellung bei derſelben eine dauernde werden würde und daß Sie damit eine Gelegenheit finden würden, Ihre Talente zur Kriegführung auf eine ſo eklatante Art zu dokumentieren. Von dem Moment an, wo Ihnen Ihre jetzige Stellung dauernd zufiel, haben Sie meinem Vertrauen und meinen Erwartungen in einer Art entſprochen, die meinen vollen Dank und meine volle Anerkennung erheiſcht, welches beides ich Ihnen hierdurch mit Freuden ausſpreche. Alſen und ganz Jütland ſind,

während Sie die Operationen leiteten, in unsere Hände gefallen, und der 29. Juni reiht sich glorreich dem 18. April an. Die Armee hat sich überall ruhmvoll und ehrenvoll gezeigt und ein Resultat erreicht, das die Diplomatie diesesmal nicht verdorben hat. Als ein Zeichen meiner Anerkennung Ihrer Verdienste in diesem Kriege verleihe ich Ihnen den Kronenorden I. Klasse mit den Schwertern, den Ihnen der Prinz Friedrich Karl übergeben wird, der eine hohe Auszeichnung für Sie erbat, weshalb ich ihm die Freude gönne, Ihnen dieselbe selbst zu überreichen.

Ihr treu ergebener

Wilhelm.

In dem Dankschreiben Moltkes vom 23. August heißt es: „Euere Königliche Majestät haben mich mit einem hohen Kriegsorden weit über allen Anspruch belohnt und durch das huldvolle Handschreiben mehr erfreut, als ich auszusprechen vermag ... Ich blicke beruhigter auf eine lange Reihe von Dienstjahren zurück, während welcher ich nur Beweise der Huld und Gnade Euerer Majestät empfangen und nie im echten Soldatenberufe mich ihrer würdig zeigen konnte ..."[182]) Seiner Gattin sprach Moltke aus, daß er sich über das Handschreiben des Königs mehr freue als über den Orden, und fügte hinzu: „Im Publikum trägt man sich mit der Kombination: Prinz Württemberg Gouverneur von Mainz, General Herwarth Gardekorps, siebentes Armeekorps — ich. Aber ich bin zu lange aus der Truppe und habe zu wenig Auge für Detail, als daß ich ein Korpskommando annehmen dürfte. Ich kann keinen besseren Abschluß finden als jetzt nach einem glücklichen Kriege und mit der vollen Zufriedenheit meines Königs. Vorerst aber haben wir noch die Auseinandersetzung mit unseren Bundesfreun-

den." Einige Tage ſpäter bemerkt er: „Es iſt wahrſcheinlich, daß Falckenſtein das VII. Armeekorps bekommt und einſtweilen das Kommando über die in Schleswig-Holſtein verbleibenden Truppen übernimmt. Ich kann überhaupt kein Kriegskommando annehmen und werde ſicherlich am beſten mit dieſem Feldzuge abſchließen. — Ich würde ganz gern Williſens Nachfolger in Rom."

Trotz der traurigen Erinnerungen an ſeine Kopenhagener Jugendzeit gingen Moltke die ſchweren Schläge, welche Dänemark getroffen hatten, doch zu Herzen. Am 1. Auguſt ſchon ſchrieb er ſeinem Bruder Adolf: „Armes Dänemark, armer König! Der Gründer einer neuen Dynaſtie, der ſein Regiment damit anfängt, das halbe Reich abzutreten! Reduktionen in Heer und Flotte, in Hofſtaat und Verwaltung durchgreifendſter Art ſind unvermeidlich; man kann zweifeln, ob dies Land als ſelbſtändiges Königreich überhaupt fortbeſtehen kann. Wir haben zwar kleinere in Deutſchland; aber ſie exiſtieren nur in der Anlehnung an Öſterreich und Preußen. Sollten ſie das vergeſſen haben und jetzt verſuchen, gegen beide exiſtieren zu wollen, ſo werden ſie wohl zur Erkenntnis kommen ... Herr v. Beuſt ſpricht freilich, als ob er uns nächſtens den Krieg erklären wolle. — Übrigens verkenne ich nicht, daß neue Verwicklungen immer noch eintreten können. Wir haben mit einem Könige und einer Regierung paktiert, die vielleicht morgen, wenn die Bedingungen in Kopenhagen bekannt werden, nicht mehr exiſtieren. Nach unſeren Nachrichten ſind die Königin und General Hanſen die einzigen Männer dort. Die geſamte Armee ſteht auf Fünen, auf Seeland nur die ſchwache Garde, dagegen eine zahlreiche Bürgermiliz. Die Sorte kennen wir von 1848. —"

Wie der General im großen und ganzen über den abgeschlossenen Krieg dachte, erhellt aus einem Schreiben vom 14. September an seinen in Berlin verbliebenen Adjutanten, den Oberstleutnant v. Auer. Er bemerkt da:[183]) „Bei Beurteilung der Verhältnisse muß im Auge behalten werden, daß die Dänen bis in den Januar hinein glauben konnten, es mit dem deutschen Bund zu tun zu haben, und daß sie dadurch zu einer kühnen Politik berechtigt waren. Sie hatten aber das Unglück, auf Preußen und Österreich zu stoßen. Das hemmende Gewicht wurde nun zu klein, und das Kopenhagener Kabinett konnte nur mit auswärtiger Unterstützung hoffen, seinen Feldzug siegreich durchzuführen. Schmählich im Stich gelassen von allen Verbündeten, blieb nur der Widerstand auf den Inseln, und die ganze Schwierigkeit für die alliierte Armee bestand immer nur darin, an den Feind heranzukommen. — Die aufs höchste angespannten Kräfte des kleinen Landes reichten nicht weiter als zur Aufstellung von etwa 36000 Mann; die Gegner waren doppelt überlegen. Die dänische Armee war vermöge ihrer ganzen Organisation eine Miliz, und als solche hat sie sich gut genug gewehrt. Ihre Ausdauer in Ertragung von Entbehrungen, Anstrengung und Leiden verdient die höchste Anerkennung (Düppel); in der Schlacht war das Verhalten sehr mittelmäßig (Zahl der Gefangenen in jedem Gefecht). — Dänemark wird vollends künftig nur die Wahl haben, eine sehr kleine Armee von Berufssoldaten oder eine größere von Milizen aufzustellen. Der Erfolg spricht für die erstere Maßregel.

„Übrigens ist Dänemark zugrunde gegangen an der Lösung einer unmöglichen Aufgabe, und daß diese ihm zugemutet wurde, ist die Schuld der Minister, nicht der Armee. Für die Untersuchungskommission war es eine

leichte Aufgabe, alle die vielen Mängel in Ausrüſtung, Fuhrweſen, Artillerie uſw. nachzuweiſen; es fragt ſich aber, ob die Kammern die vielen Millionen bewilligt und rechtzeitig zur Verfügung geſtellt hätten, welche lange vorher ſchon nötig waren, um ein wirkliches Heer ſchlagfertig aufzuſtellen. — Solange übrigens die politiſchen Machthaber in Kopenhagen völlig ſicher ſaßen, forderten ſie von der Armee den Widerſtand gegen jede Überlegenheit, die Ertragung der größten Leiden und die Gefahr der Vernichtung. Sie ließen es ſich nicht anfechten, daß Jütland die ganze Schwere einer feindlichen Okkupation allein zu tragen hatte. Man könnte hierin eine Charaktergröße wie die des römiſchen Senates ſehen, welcher den Acker verſteigern ließ, auf welchem Brennus lagerte, wenn nicht der däniſche Senat völlig in Kleinmut umgeſchlagen wäre, als die Wegnahme von Alſen, die ernſtliche Bedrohung von Fünen und die unentſchiedenen Gefechte der Flotte in Oſt- und Nordſee die Inſeln gefährdet erſcheinen ließen. Die beiſpielloſe Preisgebung von Fredericia und wohl auch die Friedenspräliminarien ſind dafür unwiderleglicher Beweis. Wie die Herren Zeitungs-Redakteure und Advokaten den Generalen nachträglich konſtruieren, was ſie hätten tun ſollen, und wie gerade die beiden Paſtoren dem General de Meza an den Hals wollen, iſt nicht parlamentariſch."

Die Friedensverhandlungen zogen ſich ſchleppend hin. Noch am 12. Oktober ſchien der Abſchluß ſo zweifelhaft, daß eine Erneuerung des Kampfes und damit eine *Unternehmung auf Seeland* abermals ins Auge gefaßt wurde. Eine ſolche erklärte Moltke in einer dem Prinzen Friedrich Karl vorgelegten Denkſchrift[184]) für ein „kühnes, im Erfolg nicht geſichertes, aber nicht unausführbares letztes Mittel, wenn der Friede anders nicht erreicht wer-

den kann." Er fährt dann fort: „Für uns, die wir eigentlich eine Flotte noch nicht besitzen, ist der Krieg gegen einen Inselstaat so schwer zum Abschluß zu bringen, daß es neben der Vortrefflichkeit des Heeres und der Kühnheit seiner Führer wohl auch des Glückes bedurft hat, um ein Resultat zu erreichen, welches ein höchst ehrenvolles und vorteilhaftes immer noch bleibt, selbst wenn man in Wien dem in der eigenen Heimat so schwer bedrängten Könige von Dänemark nachträglich einige Konzessionen bewilligt. Ich glaube, daß das einmal so glücklich erreichte Resultat nicht durch Markten um Kleinigkeiten aufs neue in Frage gestellt werden sollte, zumal wenn wir das eroberte Land nicht für uns behalten könnten. Wenn die Zeit der Waffenruhe in Abzug gebracht wird, so haben die eigentlichen Operationen in diesem Kriege wenig mehr als vier Monate in Anspruch genommen. Die diplomatischen Besprechungen dauern schon jetzt im dritten Monat fort."

Am 30. Oktober wurde dann endlich der Friede zu Wien unterzeichnet; am 18. November begann die Räumung Jütlands, und zehn Tage später ging das Hauptquartier nach Hamburg-Altona. Noch aber blieb ihm eine Reihe zum Teil recht unerquicklicher Geschäfte zu erledigen: welcher Art, das hatte Moltke seiner Gattin schon im August mit den Worten angedeutet: „Die Notwendigkeit, die Herzogtümer unter Eine Verwaltung zu bringen, liegt auf der Hand, schon um das Land militärisch organisieren zu können. Wer diese Verwaltung führen soll, darüber werden unsere unpraktischen Landsleute sich gewaltig streiten; doch wird es wohl nicht leicht sein, die zum Lande hinaus zu bundesbeschließen, die es mit den Waffen erobert und in Händen behalten haben." Die Verzögerung der Entschließungen war Moltke sehr unan-

genehm. Noch aus Flensburg hatte er seiner Frau geschrieben: „Während sich für mich daheim Arbeit häuft, bin ich jetzt hier so überflüssig wie das fünfte Rad am Wagen ... Da der König mich aber vielleicht gnädig empfängt, so kann ich nicht jetzt gleich um den Abschied einkommen; aber zum Frühjahr, wenn nicht neue Verwicklungen eintreten, will ich es tun." — In Hamburg empfing er den Besuch seiner Gemahlin und meldete ihr dann am 27. November kurz nach ihrer Wiederabreise: „Am 3. Dezember haben wir 20000 Mann in Holstein beisammen; eine mobile Division steht bei Minden und eine andere sammelt sich bei Berlin. Vielleicht kommt man in Hannover und Dresden zur Besinnung und treibt die Dinge nicht auf die äußerste Spitze. Beklagenswert wäre es, wenn es hier zu wirklichen Konflikten kommen sollte; der Erfolg ist mir nicht zweifelhaft; aber die weiteren Folgen sind unabsehbar." Am 8. Dezember konnte er dann zu seiner großen Genugtuung berichten: „Jetzt darf man die Sachen hier als beendet ansehen, soweit sie das Militärische betreffen. Die Hannoveraner fangen morgen an abzurücken. Die Sachsen fahren auf dem Umwege von fünfzig Meilen über Eisenach, Hof, und kommen durch die Hintertür nach Haus, weil Herr v. Beust uns das gute Wort nicht geben will, um Magdeburg und Erfurt zu passieren. Macht ca. 50000 Taler Mehrkosten; dazu ungefähr ebensoviel für die ganz unschädliche, aber auch nutzlose Einberufung von 12000 Reserven. Alles für die Eitelkeit des großen Staatsmannes an der Elbe und die Genugtuung, sich gründlich blamiert zu haben."

Am 16. Dezember traf endlich das preußische Hauptquartier in Berlin ein, und am 18. wurde General v. Moltke von seiner Stellung beim Oberkommando entbunden. Er geleitete aber noch Mitte Januar 1865 den

Prinzen Friedrich Karl nach Wien, wo sie sich nach Auflösung der verbündeten Armee beim Kaiser zu melden hatten, und Moltke Gelegenheit fand, seinen Dank für das ihm verliehene Großkreuz des Leopoldordens auszusprechen. Entzückt war er von der Kaiserin. Beim Empfange der Generalität durch den Prinzen lernte er auch seinen künftigen Gegner, den Chef des österreichischen Generalstabs, Generalleutnant Henikstein, kennen. „So verlief," schrieb Moltke seiner Frau, „der erste Tag in Wien sehr erfreulich. Wenn ich nur alle Menschen wiedererkenne, denen ich vorgestellt bin!" Mit diesem Wunsche berührt Moltke eine Schwäche seines Wesens; denn die Fähigkeit, Menschen sicher im Gedächtnisse zu behalten, besaß er nicht, und dies hat ihn offenbar zuweilen in Verlegenheit gebracht. — Am nächsten Tage besuchte er mit der größten Freude die spanische Reitschule an der Wiener Burg sowie das kartographische Institut des Generalstabs. Über die Galatafel schreibt er: „Bemerkenswert erschien mir die Rangordnung bei Tische. Die sämtlichen Herren Minister waren zugegen; sie saßen aber unterhalb, die Fürsten, Grafen und Herren zunächst den Herrschaften. Bei uns entscheidet der im Staatsdienst erworbene Rang, hier der angeborene." In der Tat ist das ein volkscharakteristisches Merkmal von nicht geringer Bedeutung. Tags darauf besuchte Moltke die ungeheuere Anlage des Arsenals, wo man damit beschäftigt war, den gezogenen Vorderlader in einen Hinterlader umzuwandeln, „und zwar, wie ich verstand, nach dem Modell eines Stadtrates Friedrich aus Magdeburg. In dem Waffensaale lagen schon 160000 umgeändert vorrätig." Daß man trotzdem im folgenden Jahre sich dieser Waffen nicht bediente, hat auf den Verlauf des Feldzuges vielleicht einen wesentlichen Einfluß ausgeübt. Weitere Gegenstände der Be-

sichtigung waren die ‚Equitation' (militärische Reitschule), die Schatzkammer, die Ambraser Sammlung und der Weinkeller der Burg. Der Kaiser war sehr gnädig gegen Moltke und unterhielt sich wiederholt mit ihm.[185])

Bald nach seiner Heimkehr hatte Moltke ein Gespräch mit Bernhardi, über welches dieser in seinem Tagebuche ausführlich berichtet. Er schreibt am 13. Februar:

„Besuch bei General Moltke; langes, interessantes Gespräch. Er erzählt mir viel Merkwürdiges von dem Feldzug in Schleswig . . .

Ich bemerke, es sei schade, daß die Landung in Alsen am 3. April mißglückte, die dem Kriege mit einem Schlage ein glänzendes Ende — und in Europa noch größeren Effekt gemacht hätte als alles, was nachher wirklich geschah.

Moltke: Es war allerdings sehr zu bedauern. Es war ein vortrefflicher Gedanke Blumenthals; dem gebührt die Ehre des Gedankens. Man hatte gehofft, daß unsere Kriegsfahrzeuge, die Kanonenboote, uns dabei helfen würden. Die sollten sich von Swinemünde her, längs der Küste in seichtem Wasser, wo die dänischen Kriegsschiffe sie nicht angreifen konnten, bis zum Alsensund heranschleichen, aber das gelang nicht. Es zeigte sich, daß die Kanonenboote dazu nicht zu brauchen sind, sie haben einen schlechten Gang, und es ist überhaupt gar nichts mit ihnen anzufangen.

Ich: Admiral Eden sagte mir in England, daß sie nichts taugen . . .

Moltke: Man ist auch ganz von diesem System zurückgekommen und wird keine Kanonenboote mehr bauen. — Unmittelbar nach dem Waffenstillstand war eigentlich die Absicht (d. h. Moltkes Absicht), zu gleicher Zeit nach Alsen und nach Fünen überzugehen; in der Überzeugung nämlich, daß die Dänen nur an einem dieser beiden Punkte mit hinreichender Macht aufgestellt sein könnten (NB. der gleichzeitige Angriff auf den anderen also gelingen müsse). „Das wurde uns aber nicht erlaubt —." Die Politik war dagegen und gestattete den Angriff

auf Fünen nicht. Es blieb also nichts übrig, als der Angriff auf Alsen allein. Nach Alsen war aber eigentlich sehr viel schwerer zu kommen als nach Fünen; die Landung auf Fünen wäre leichter gewesen. Man hatte da nichts von der dänischen Flotte zu befürchten; die hätte sich gewiß nicht in den Kleinen Belt hineingewagt, um ihn zu verteidigen, da er leicht durch Batterien am Strande der Länge nach bestrichen werden kann. Übrigens, wenn der Schlag auf Alsen nicht genügt, den Frieden nicht herbeigeführt hätte, wären wir doch nach Fünen hinübergegangen — obgleich die Österreicher gar keine Lust hatten, mitzugehen. Es war alles dazu vorbereitet.

Dann spricht Moltke auch seine Ansicht der gegenwärtigen Lage aus — und was nun nach seiner Meinung weiter geschehen muß — und zwar das alles viel offener und bestimmter, als sonst seine Art ist. Es ist überhaupt seltsam, daß dieser im allgemeinen so überaus schweigsame, verschlossene, vorsichtige Mann sich gegen mich oft mit großer Offenheit ausspricht. — Moltke, der von Geburt ein Holsteiner ist und seine Laufbahn als dänischer Offizier begonnen hat, verlangt auf das entschiedenste die Annexion der Elbherzogtümer, und mir wurde bald klar, daß das nicht bloß eine persönliche Ansicht von ihm ist, daß vielmehr die ganze Armee, die ganze sogenannte Militär-Partei die Annexion mit derselben Bestimmtheit verlangt. Das ist von Bedeutung.

Eine Militär-Konvention mit den selbständigen Elbherzogtümern kann uns nicht genügen, sagt Moltke; wir haben ja eine Militär-Konvention mit Koburg — hätten wir nun können das koburgische Kontingent nach Schleswig marschieren lassen? nein! Das ist nichts. Die Annexion ist das einzige, was uns helfen kann. — Und sie ist auch möglich; es kommt nur darauf an, Österreich dafür zu gewinnen und es dahin zu bringen, daß es einwilligt; aber freilich, da liegt auch die Schwierigkeit; Österreich verlangt für seine Einwilligung auch seinerseits eine Vergrößerung, eine Abtretung von Land und Leuten.

Ich: Österreich möchte die Grafschaft Glatz gewinnen, wie ich höre; die können wir ihnen aber unmöglich geben; es hieße

die preußiſche Monarchie in ihren Grundfeſten erſchüttern, wenn man einen ſolchen Teil ihres Gebiets abtreten wollte. Preußen hörte damit auf, ein Vaterland zu ſein, und wäre nur noch ein gleichgültiger Länderkomplex.

Moltke gibt das mittelbar zu, indem er ſagt: Die hohenzollernſchen Lande könnten wir ihnen allenfalls geben, wenn ſie die haben wollen; freilich iſt auch das unangenehm des Namens wegen.

Ich: Ich halte auch dieſe Abtretung für verderblich, für unmöglich — und nicht bloß des Namens wegen. Preußen würde dadurch ſeinen Charakter als Staat aufgeben, und der moraliſche Verluſt wäre groß und unerſetzlich. Wir können den Öſterreichern nichts geben als Geld. . . .

Moltke läßt den Gegenſtand fallen und geht auf die Einrichtungen über, die in Schleswig getroffen werden müſſen. Kiel wird wohl nicht Kriegshafen werden können. Man wird den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen müſſen, weil der Kanal, der die Nordſee mit der Oſtſee verbinden ſoll, nicht wohl nach Kiel geführt werden kann. Da müßte ein Landrücken von 250 Fuß Höhe durchſtochen werden, und der Kanal würde fünf Millionen Taler mehr koſten als auf der Linie von Brunsbüttel nach Eckernförde. Auf dieſem letzteren bleibt man immer im Marſchlande und man hat die Waſſermaſſe der großen Seen, um den Kanal zu ſpeiſen. — Daß man den Kriegshafen nach Eckernförde verlegen muß, hat freilich ſein Unangenehmes, denn der Hafen von Eckernförde iſt nicht ſo leicht fortifikatoriſch zu ſchließen wie der von Kiel.

Ich bedaure, daß Rendsburg in fortifikatoriſcher Beziehung ſehr veraltet iſt.

Moltke: Rendsburg iſt für uns von gar keiner Bedeutung; aber auf Alſen müſſen wir feſten Fuß faſſen; Sonderburg muß befeſtigt werden; es muß den Dänen unmöglich gemacht werden, auf Alſen zu landen, was immer ſehr unbequem wäre.

Er geht dann auf die ſeltſame Weiſe über, in der die Ereigniſſe des Feldzugs von unſern Abgeordneten beurteilt werden, und das führt auf die Militär-Organiſation und den Zwiſt im

Innern. Moltke ſagt, die Leute ſind ſo unvernünftig und ſo verblendet, daß ſie behaupten, unſer altes Militär-Syſtem, die Landwehr, habe ſich in dieſem Kriege vortrefflich bewährt; da ſehe man, daß wir weiter nichts brauchten als unſere Landwehren.

Das kann ich nicht leugnen, denn es iſt buchſtäblich wahr; buchſtäblich dieſen Unſinn hat der kleine Lette im vergangenen Frühjahr gegen mich ausgeſprochen. Die Verblendung iſt eine hoffnungsloſe.

Moltke: Mit den Leuten iſt nichts anzufangen; man muß ſie gehen laſſen; ſie müſſen ſich ableben. . . ."

Um eben dieſe Zeit ging Moltke an die Bearbeitung der erſten zehn Operationstage vom 1. bis 10. Februar 1864, die er dem General v. Blumenthal zur Durchſicht überſandte. Sie iſt ebenſo wie andere Vorarbeiten Moltkes bei der endgültigen Abfaſſung des Generalſtabswerkes über den Deutſch-däniſchen Krieg benutzt worden. Außerdem aber verfaßte er eine ‚Kurze Überſicht des Feldzuges 1864 gegen Dänemark', welche er im Januar 1875 dem Kriegsarchiv als ‚Anhalt für amtliche Geſchichtſchreibung' überweiſen ließ, in der erſten Hälfte des Jahres 1881 nochmals durchſah, und welche neuerdings im II. Teile von ‚Moltkes kriegsgeſchichtlichen Arbeiten' (Berlin 1899) veröffentlicht worden iſt. Es iſt eine ganz knappe, doch überaus klare Darſtellung des durch die politiſchen Verhältniſſe oft verwickelten Feldzuges, die mit hoher Unbefangenheit geſchrieben iſt.

XIII.

Moltke im Zeitalter des österreichischen Krieges

1865, 1866.

1.

Der Krieg zwischen Preußen und Österreich, zunächst der diplomatische, begann eigentlich bereits in demselben Augenblicke, da Dänemark den beiden deutschen Großmächten die Herzogtümer zu gesamter Hand abtrat. Wenn man alles Beiwerk fortläßt, auch die augustenburgischen Ansprüche, die trotz ihrer Hinfälligkeit solange blendend und verwirrend im Vordergrunde gestanden haben, so lag die Sache so: Österreich und Preußen gemeinsam waren die rechtmäßigen Besitzer von Schleswig-Holstein; Österreich konnte keines beider Länder gebrauchen; Preußen bedurfte ihrer, und zwar mehr noch im allgemein deutschen als im eigenen Interesse. Preußen war daher bereit, den Kaiserstaat für die Aufgabe seines Mitbesitzrechtes zu entschädigen, d. h. mit Gold; Österreich aber verlangte Landabtretung (Glatz, Hohenzollern oder dergl.), und dies verweigerte wieder Preußen. Von dem Augenblicke, da dies klar war, neigte Österreich der Übertragung an einen Dritten (Augustenburg oder Oldenburg) zu. Preußen trat dem nicht unbedingt entgegen, verlangte aber, daß, zu

Nutzen der deutschen Wehrhaftigkeit, Heer und Flotte des neu zu schaffenden Kleinstaates einen Teil der preußischen Kriegsmacht bilden und der Kieler Hafen mit Friedrichsort sowie Sonderburg-Düppel und die Mündungen des zu erbauenden Nordostseekanals preußisch werden sollten. Das waren die sogenannten ‚Februar-Bedingungen'. Sie wurden abgelehnt, und nun faßte Bismarck die Entscheidung mit den Waffen ins Auge. Schon am 27. Februar 1865 forderte er vom Kriegsminister ein Gutachten über die Stärke der österreichischen Armee, welches dann Moltke erstattete.[186]) Daß dieser in einem Kriege mit Österreich dem Könige auch im Felde als Chef zur Seite stehen würde, galt den Kundigen als ausgemacht. Manteuffel schrieb am 14. März an Roon: „Zu General Moltke hat der König Vertrauen als Chef des Generalstabs, und im Innersten denkt der König doch noch die Armee in einem Kriege zu kommandieren und ist in seinem Gedankengange da an Moltke gewöhnt."[187])

Im Laufe des Frühjahrs verschlechterten sich die Beziehungen zu Österreich derart, daß der König zum 29. Mai einen Ministerrat berief, um festzustellen, ob man sich mit den Februar-Bedingungen begnügen oder die Einverleibung der Herzogtümer verlangen sollte. Auch der Kronprinz und Moltke wohnten dieser Beratung bei. Bismarck wies darauf hin, daß die Einverleibung wahrscheinlich den Krieg mit Österreich zur Folge haben werde. Ein solcher sei aber früher oder später doch nicht zu vermeiden, seitdem die Wiener Regierung die Politik der Niederhaltung Preußens wieder aufgenommen habe. Die augenblickliche politische Lage in Europa sei uns günstig, da man sowohl auf Rußlands wie auf Frankreichs Neutralität rechnen könne. Den Rat zum Kriege könne er nicht erteilen; der Entschluß dazu müsse aus freier König-

licher Überzeugung hervorgehen. Dieſer kriegeriſchen Auffaſſung ſtimmten die Miniſter v. Mühler, v. Selchow, Graf zur Lippe und v. Roon zu; zurückhaltender äußerte ſich Graf Eulenburg; für friedlichen Ausgleich ſprach v. Bodelſchwingh, und entſchieden widerriet den ‚Bruderkrieg‘ der Kronprinz. Da wendete ſich der König zu Moltke mit der Frage: „Was iſt die Meinung der Armee?“ — „Meiner perſönlichen Anſicht nach,“ erwiderte der General, „iſt die Einverleibung die einzig heilſame Löſung; der Gewinn iſt ſo groß, daß er einen Krieg verlohnt. Gerechtfertigte Anſprüche Öſterreichs ſind zu befriedigen; gelingt das nicht, ſo muß man zum Kriege entſchloſſen ſein. So viel ich weiß, geht die Meinung des Heeres auf Annexion. Ich halte eine ſiegreiche Durchführung des Krieges für möglich; auch die numeriſche Überlegenheit am entſcheidenden Punkte kann erreicht werden, wenn der Teil der Landwehr, der ſonſt für die nicht bedrohten Feſtungen beſtimmt iſt, mit ins Feld rückt.“ Der König behielt ſich ſeine Entſchließung noch vor. — Unumwundener als irgend einer der Miniſter hatte ſich alſo Moltke für die Einverleibung und den Krieg ausgeſprochen; offenbar unter der Vorausſetzung, daß Bismarck recht habe, wenn er kein Eingreifen Frankreichs und Rußlands fürchtete; denn welche Folgen dies herbeiführen würde, hatte er in ſeiner Denkſchrift vom Frühjahr 1860 [vgl. oben S. 293] nicht verhehlt; freilich hatte er auch in ſeinen Betrachtungen von 1862 ſchon das ſtolze Wort ausgeſprochen: „Es kommt darauf an, Deutſchland durch Gewalt gegen Frankreich zu einigen!“ und dazu geraten, im Falle eines Angriffs von Öſterreich, Bayern und Frankreich zur rückſichtsloſeſten Offenſive zu greifen [S. 310]. Derſelbe Gedanke erfüllte ihn auch jetzt und beherrſchte ihn dauernd, wenngleich ſein

unbedingtes Zutrauen zu Bismarcks Auffassung von der Gunst der europäischen Lage nicht lange vorhielt; denn schon am 24. Juni schrieb er seinem Bruder Adolf: „Der Krieg wäre von den unberechenbarsten Folgen, da notwendig ganz Europa für und wider Partei nehmen müßte, so ungern irgend einer der Staaten dazu schreiten würde, da Frankreich in Algier, in Mexiko und eventuell gegen Nordamerika beschäftigt, Rußland im Innern vollauf zu tun hat, und England auf dem Kontinent ebenso schwach ist als anmaßend." Diese Gründe haben die Mächte denn doch schließlich vom Eingreifen zurückgehalten.

2.

Auch mit Österreich kam es noch nicht sofort zum Zusammenstoße. Die am 20. August 1865 abgeschlossene Übereinkunft von Gastein „verklebte noch einmal", wie Bismarck sich ausdrückte, „die Risse des Baues", indem die Verwaltung des gemeinsamen Besitzes geteilt wurde, Preußen die Schleswigs, Österreich die Holsteins übernahm. Bei der Begünstigung, welche hier aber ganz unverhohlen den Augustenburgern zuteil wurde, vermochte Preußen sich auf die Dauer nicht zu beruhigen, und es entsprach durchaus der Sachlage, daß Moltke im Winter im Hinblick auf einen bevorstehenden Krieg mit Österreich eine Denkschrift ausarbeitete, welche er selbst als ‚Vorarbeit' bezeichnete.[188])

Sie setzt voraus, daß Preußen, wenn es Österreich den Krieg erklärt, Gewähr dafür hat, von Frankreich und Rußland wenigstens anfangs nicht beunruhigt zu werden, während Sachsen und Süddeutschland, vielleicht auch Dänemark als Feinde, als zweifelhafte Nachbarn Hannover, beide Hessen und Nassau, dagegen als tätiger Verbündeter Italien gedacht sind. „Wenn angenommen werden darf, daß Österreich in allen Ländern nördlich der Alpen die innere Ruhe durch die Ersatztruppen und

Depots zu sichern vermag und diese nur etwa durch eine Reserve von 30000 Mann unterstützt, so vermag es 240000 Mann im nördlichen Böhmen gegen uns zu versammeln, denen etwa 25000 Sachsen bei Dresden als Avantgarde dienen. . . . Österreich wird sich wahrscheinlich nicht das Ziel setzen, Schlesien direkt zu erobern und dann zu verteidigen, sondern durch Niederwerfung der preußischen Macht überhaupt die größtmöglichen Vorteile zu erringen. — Berlin liegt nur sechs Märsche von der ungeschützten Grenze gegen Sachsen; . . . sein Verlust halbiert den Staat, durchschneidet alle Verbindungen vom Rhein nach der Weichsel, und sein Besitz wäre auch politisch ungleich wichtiger als der von Breslau und ganz Schlesien, zu deren Wiedereroberung alle Kräfte versammelt werden können. Für den Schutz der Hauptstadt muß daher jedenfalls ein Teil der Armee verwendet werden, welcher gegen eine entschiedene Überlegenheit der feindlichen Streitkraft nicht auf Berlin zurückzugehen, sondern eine offensive Flankenverteidigung, basiert auf die Festungslinie der Elbe, zu führen hat." [Vgl. S. 296.]

„Fraglich kann es erscheinen, ob wir unsere Hauptmacht in der Lausitz oder in Schlesien konzentrieren sollen. Ersterenfalls sichern wir die Marken direkt, Schlesien indirekt; aber auch das Umgekehrte gilt; denn das österreichische Hauptheer kann nicht auf Berlin marschieren, wenn wir aus Schlesien gegen Wien oder Prag vorrücken. Gewiß wäre das richtigste, die Armee in Oberschlesien zu versammeln, um gegen Wien vorzugehen, wenn wir wesentlich früher und stärker als Österreich auf dem Kampfplatze zu erscheinen vermöchten. — Beides ist aber nicht der Fall. — Nach den vorliegenden Berechnungen ist die Möglichkeit nicht in Abrede zu stellen, daß Österreich seine Streitkräfte annähernd in derselben Zeit in Böhmen versammeln kann, wie wir die unseren in Oberschlesien.*) Die

*) Gedruckt steht ‚in der Lausitz'. Dies beruht unzweifelhaft auf einem Schreibfehler Moltkes. Der ganze Zusammenhang der Stelle fordert ‚Oberschlesien'; ‚Lausitz' dagegen kann es nicht heißen, denn alle weiteren Schriftstücke zeigen, daß Moltke den höchsten Wert gerade darauf legt, daß Preußen in der Lausitz

Konzentration in Mähren verkürzt für Österreich die Zeit nicht wesentlich, die in Oberschlesien verlängert sie aber für uns."

Die zweifelhaften Nachbarn (Hannover usw.) werden vielleicht schon durch die Zusammenziehung des VII. Armeekorps (Westfalen) zur Neutralität bestimmt; sie zu tätigen Bundesgenossen zu machen, dazu fehlt es uns an Zeit, ihnen an Wichtigkeit. — Die Süddeutschen können 80000 Mann bei Bamberg versammeln und den Österreichern an der Elbe die Hand reichen; aber das wird vermutlich lange dauern; unser bei Mainz zu konzentrierendes VIII. Armeekorps wird jene Versammlung vielleicht sprengen, jedenfalls ein Zusammenwirken nach der Mark verhindern können.

Von Festungen sind vorerst nur Cosel, Neiße und Glatz, sowie Glogau und Torgau auf volle Kriegsarmierung zu bringen; alle übrigen Plätze können durch Ersatztruppen und Landwehr besetzt werden, sogar die rheinischen. Werden die Landwehrbataillone auch nur zu 400 Mann einberufen, so ergibt das 46000; dazu kommen 83 Ersatzbataillone, und so verfügt man über zusammen 129566 Mann, womit sich der Garnisondienst in allen Festungen derart bestreiten läßt, daß die Ausbildung der jungen Mannschaft nicht beeinträchtigt wird. — Die dann für den Feldgebrauch bleibenden Korps sind 247000 Mann stark, d. h. nur ebenso stark, wie das Maximum dessen, was Österreich gegen uns versammeln kann." Unter diesen Umständen wird von einer Versammlung der Armee in Oberschlesien abzusehen sein, welche die eigenen Lande nur dann deckt, wenn wir stark genug sind, an Olmütz und Brünn vorüber auf Wien zu marschieren und die feindlichen Streitkräfte uns dorthin nachzuziehen, stark genug, um dann die Offensive noch fortzusetzen oder wenigstens das Gewonnene zu behaupten.*)

---

und Sachsen wesentlich früher versammelt sein kann, als Österreich in Nordböhmen.

*) Selbst nach der Schlacht von Königgrätz, welche die Österreicher doch so schwer erschüttert hatte, ließ man beim Vormarsch auf Wien noch ein ganzes Armeekorps vor Olmütz stehen.

Denn in der Defensive würde die Aufstellung in Oberschlesien auf die Entfernung von vierzig Meilen den Vormarsch des Feindes längs der Elbe nicht mehr verhindern. Seinen Angriff von Westen her dort abzuwarten, wäre vollends nicht ratsam, da eine verlorene Schlacht uns gegen Polen drängen könnte."

„Unter den tatsächlich stattfindenden Verhältnissen bleibt wohl nur die Frage, ob wir unsere Hauptmacht hinter dem Lausitzer oder hinter dem Riesengebirge zu versammeln haben. — Es ist unzweifelhaft, daß die letztere Aufstellung den größeren Teil von Schlesien direkt, die Marken gegen ein Vordringen der Österreicher am rechten Elbufer indirekt schützt, während ihr Vordringen am linken Ufer ungefährlich, daher unwahrscheinlich ist. Ebenso deckt aber auch die Aufstellung in der Lausitz indirekt Schlesien. In beiden Fällen beruht dieser Schutz indessen nicht auf der Defensive, sondern auf offensivem Vorgehen, und dafür zeigt sich nun das Lausitzer Gebirge sehr viel gangbarer als das Riesengebirge und seine südliche Fortsetzung. ... Für die erste Versammlung hinter dem Riesengebirge spricht die nähere Verbindung mit einer zum unmittelbaren Schutz von Schlesien doch immer aufzustellenden Heeresabteilung; dagegen entbindet uns die Versammlung in der Lausitz von der Notwendigkeit, besondere Streitkräfte zur Deckung von Berlin zurückzulassen. Verlieren wir eine erste Schlacht diesseits oder jenseits der Lausitzer Grenze, so gewährt uns die Elbe von Dresden abwärts unmittelbaren Schutz und durch ihre gesicherten Brückenköpfe Torgau und Wittenberg die Möglichkeit erneuerten offensiven Vorgehens gegen die Flanke des auf Berlin vordringenden Feindes. Bei weitem nicht dieselben Vorteile bietet einer am Fuße des Riesengebirges geschlagenen Armee der Oderstrom mit Glogau und Küstrin ... und bei einem ersten oder wiederholten Siege führt die Richtung aus Schlesien auf Wien so nahe an Olmütz und Brünn vorbei, daß man sich vielleicht zu einer langwierigen Belagerung entschließen müßte. Die Richtung aus der Lausitz über Prag-Iglau dagegen würde durch bloße Beobachtung jener Plätze geschützt sein." — Nach dieser Ansicht der Dinge wäre zu versammeln:

1. Main-Armee bei Mainz. VIII. Armeekorps und Besatzung dieses Platzes: 52000 Kombattanten.
2. Hauptarmee in der Lausitz, und zwar:
   VII., IV. und Garde-Korps bei Dresden und östlich: 94000 Mann . . .
   I., II., III. Korps bei Görlitz und westlich: 99000 Mann.
3. Schlesische Armee. V. und VI. Korps bei Freiburg-Schweidnitz: 54000 Mann.

„Wenn die Österreicher, wie wahrscheinlich, dieser Aufstellung gegenüber sich im nördlichen Böhmen konzentrieren, so stehen sie dort auf der inneren Operationslinie. Sie können sich gegen die Marken wenden und stoßen dann auf unsere Hauptmacht; es kommt dabei sogleich zur entscheidenden Schlacht. Sie können aber auch, und zwar schon von Mähren aus, in Schlesien einrücken, indem sie ein Beobachtungskorps an der Elbe zurücklassen, und werden dann unser V. und VI. Korps zurückdrängen. Dasselbe kann Breslau nicht verteidigen und müßte in der Richtung auf Lauban ausweichen. Unsere Hauptarmee hat in diesem Falle die Wahl zwischen zwei Operationen: 1. sie konzentriert sich in vier Märschen auf der Linie Görlitz-Zittau. Zwischen dieser Aufstellung und Glogau können die Österreicher nicht gegen Berlin weiter operieren, ohne alle Verbindungen preiszugeben, sondern es kommt zur Schlacht in der Gegend von Löwenberg-Jauer unter strategisch und numerisch günstigen Bedingungen für uns. 2. Unsere Hauptarmee rückt in Böhmen ein. . . . Zieht diese Bewegung die Österreicher nicht wieder aus Schlesien herbei, so wird die Hauptarmee sich nun dorthin zu wenden haben. Dabei werden für beide Teile die Verhältnisse auf die Spitze gestellt, bei beiden die Schlacht mit verwandter Front geschlagen werden.“ Stößt unsere Hauptarmee in Böhmen auf die kleinere oder größere Hälfte des feindlichen Heeres, so „könnte das zu einem wichtigen Siege führen.“

Diesem allgemeinen Entwurfe folgen noch Betrachtungen über die Maßnahmen gegen Sachsen, eine eingehende Stärkeberechnung und ein Operationsentwurf für

den deutſchen Weſten. Auffallend iſt es, daß Moltke in dem großen Entwurfe lediglich von der Abſicht einer, freilich ſehr aktiv gedachten, Defenſive ausgeht. Es iſt das allerdings inſofern folgerichtig, als er ſich ja grundſätzlich bei ſeinen ‚Kriegsplänen‘ auf die Feſtſtellung des Aufmarſches beſchränkt und es ihm wohl als vollkommen ſelbſtverſtändlich erſchien, daß für den Fall, daß die ſchleſiſche Armee nicht angegriffen würde und der Feind ſeine Hauptverſammlung in Böhmen vornähme, die ſchleſiſche Armee ohne weiteres ebenſo gegen ihn vorrückte, wie die der Lauſitz, und beide ihre Vereinigung angeſichts des Feindes vollzögen, wie das denn auch in der denkbar vollkommenſten Weiſe auf dem Schlachtfelde von Königgrätz geſchehen iſt.

3.

Zu Anfang des Jahres 1866 hatte ſich infolge der von Öſterreich begünſtigten auguſtenburgiſchen Treibereien in Schleswig-Holſtein ein für Preußen unerträglicher Zuſtand entwickelt, und da Öſterreich ſich in einem Erlaſſe vom 7. Februar ausdrücklich weigerte, dem ein Ende zu machen, ſo ſtand man offenbar dicht vor dem Kriegsausbruche. War der Krieg aber unvermeidlich, ſo ſprachen alle militäriſchen Gründe dafür, dem Gegner durch raſche Rüſtung und überraſchenden Angriff zuvorzukommen. Der König vermochte ſich jedoch zu entſcheidenden Schritten noch nicht zu entſchließen, wie das bei ſeiner ganzen Weltanſchauung, ſeinen politiſchen Grundſätzen, ſeinen Jugenderinnerungen und ſeinen perſönlichen Beziehungen ſehr begreiflich iſt, und augenblicklich war ſogar Moltke noch der Meinung, daß es noch nicht unbedingt nötig ſei, zu unmittelbaren Kriegs-

vorbereitungen zu ſchreiten. „Es fragt ſich nur," bemerkt er in einer Aufzeichnung vom 22. Februar, „wie lange wir warten dürfen, ohne unſere eigene Lage zu gefährden," und kommt nach ſorgfältiger Erwägung zu dem Schluß: „Solange nicht Pferdeankauf im großen angeordnet iſt, und nicht die italieniſchen Regimenter auf Kriegsfuß geſetzt werden, braucht man an die ernſtliche Abſicht, uns anzugreifen, nicht zu glauben."

Dieſe Aufzeichnungen ſollten Moltke anſcheinend als Grundlage für ſeine Abſtimmung in einem auf den 28. März berufenen Miniſterrate dienen. Der König eröffnete ihn mit einem kurzen Vortrage, den er dahin zuſammenfaßte, daß wir den Krieg nicht herbeiführen wollten, doch auf unſerem Wege fortſchreiten müßten, ohne vor einem Kriege zurückzuſchrecken. Graf Bismarck erwiderte, es ſei klüger, den Krieg bei einer uns günſtigen Lage ſelbſt herbeizuführen, als abzuwarten, bis es Öſterreich unter ihm vorteilhaften Verhältniſſen tue. Die Miniſter, mit Ausnahme Bodelſchwinghs, ſtimmten dem zu. Moltke erklärte als Bedingung für einen vorausſichtlich ſicheren Erfolg das aktive Vorgehen Italiens; dann vermöge Öſterreich mit höchſter Anſtrengung 240000 Mann gegen Preußen aufzubringen, denen wir (ohne Landwehr) die gleiche Zahl entgegenſetzen könnten, während 50000 Mann gegen Bayern und die anderen Süddeutſchen verfügbar blieben. Bismarck war nicht der Meinung, daß Bayern bereits ſicher als Feind zu betrachten ſei, ſtimmte aber mit Moltkes Anſicht über die Wichtigkeit des italieniſchen Eingreifens überein und ſchlug vor, Moltke möge ſelbſt nach Florenz gehen, um das Bündnis abzuſchließen.[189]) In der Tat hatte Moltke ſchon die ihm mitzugebenden ‚Inſtruktionen' ausgearbeitet,[190]) als das Eintreffen des italieniſchen Generals

Govone in Berlin die Reise überflüssig machte. Als Unterlage für die Verhandlungen mit dem militärischen Gesandten Italiens ließ Moltke dem Grafen Bismarck eine von ihm aufgestellte Übersicht der Machtverhältnisse der für den Krieg in Frage kommenden Staaten zugehen.[191]) In bezug auf die Bundesfestung Mainz sowie auf die Elbherzogtümer erschienen besondere Maßregeln nötig, um beim Ausbruche des Krieges den dortigen preußischen Truppen sofort die Übermacht zu sichern. Die darauf bezüglichen Befehle legte Moltke schon am 13. März dem Könige vor.[192])

Am 25. März schrieb der Generaladjutant v. Treskow, Chef des Militärkabinetts, an den Kriegsminister: „Euer Exzellenz sind vielleicht auch damit einverstanden, daß es sich empfehlen möchte, den Generalleutnant v. Moltke in seiner Eigenschaft als zukünftigen Chef des Generalstabs des Armee-Oberkommandos schon jetzt öfters zu den Besprechungen bei Sr. Majestät heranzuziehen, wenn es sich um Dinge handelt, die in das Ressort des Generalstabschefs gehören ...“[193]) Roon hatte nichts dagegen einzuwenden; man erstaunt aber doch, daß Treskow es überhaupt für nötig fand, eine derartige Anfrage an den Kriegsminister zu richten, statt Moltke einfach einzuladen.

Zwei Tage später beschloß der Ministerrat, dem der Chef des Generalstabes beiwohnte, unter dem Vorsitze des Königs die Armierung von Cosel, Neiße, Glatz, Torgau und Wittenberg gegen den gewaltsamen Angriff. Das VI., I. und Gardekorps sollten marschfertig, aber noch nicht mobil gemacht werden. Für diese drei Korps sowie für die 9., 6. und 7. Division wurde die Beschaffung der Artilleriebespannung befohlen. Damit setzten nun, nachdem Österreich bereits seit dem 2. März zu

rüſten begonnen hatte, endlich auch die preußiſchen Kriegsvorbereitungen ein. — Inzwiſchen beſchäftigte ſich Moltke mit Vorarbeiten für den Aufmarſch und mußte dabei den durch die fortlaufenden Rüſtungen Öſterreichs häufig herbeigeführten Änderungen der Lage beſtändig Rechnung tragen, um ſtets auf den Ausbruch des Krieges gefaßt zu ſein.[194]) Gern hätten die militäriſchen Ratgeber des Königs das Zeitmaß der Rüſtungen beſchleunigt, aber Se. Majeſtät wurde neben ihnen auch von ganz abweichenden Ratſchlägen und Einflüſſen beſtimmt; es war ihm dabei nicht verborgen, daß der Krieg keineswegs volkstümlich war; er ſcheute daher noch immer vor dem endgültigen Bruche zurück und hatte oft ſchwere Bedenken über den Ausgang des Kampfes. Auf ſolche Bedenken bezieht ſich ein Brief Moltkes an Roon vom 5. April:[195])

„... Daß die Öſterreicher — wenn man ihnen Zeit dazu läßt — nahezu ebenſoviel Truppen wie wir verſammeln können, iſt nichts Neues; ich habe es in allen früheren Konferenzen ausgeſprochen. Es kommt aber nicht auf die abſolute Zahl der Truppenſtärke, ſondern weſentlich auf die Zeit an, in welcher ſie auf beiden Seiten zur Geltung gebracht werden können. Und gerade in dieſer Hinſicht bezweckte mein Bericht an den König, den evidenten Vorteil klar und ſichtbar zu machen, in welchem wir uns während voller drei Wochen befinden, wenn wir die Initiative ergreifen oder doch wenigſtens nicht ſpäter als Öſterreich mobiliſieren ... Es kann niemandes Abſicht ſein, den König zu einem Kriege wie dieſem zu überreden, ſondern ihm durch richtige und klare Darlegung der wirklichen Sachlage die eigene Beſchlußfaſſung zu erleichtern."

Am Tage nachdem Moltke dieſen Brief geſchrieben, empfing er wieder einen Beſuch Bernhardis. Dieſer hatte

einen Feldzugsplan ausgearbeitet und Moltke überreicht; er kam nun, sein Urteil zu hören. Bernhardis Plan ging von dem Gedanken entschlossener Offensive aus, wollte daher die Hauptarmee in Oberschlesien versammeln, eine schwächere in der Lausitz, ein Zwischenkorps in Glatz. Die Österreicher wurden in Mähren und Nordböhmen vorausgesetzt; zwischen ihnen sollten die preußischen Armeen geradewegs auf Wien zugehen.

„Das Verteidigungssystem der nördlichen Hälfte der österreichischen Monarchie," so bemerkt er, „ist auf die mißverstandenen Erfahrungen der schlesischen Kriege, eigentlich und insbesondere auf die Erfahrungen von 1778 begründet. Es ist dabei eine Kriegführung vorausgesetzt, die nicht viel wagt und mit mäßiger Anstrengung nach einem beschränkten Ziele strebt; es ist vorausgesetzt, daß Wien ganz von selbst und an sich außer dem Bereich des Angriffs liegt; daß unser Angriff, auf der einen Seite auf Dresden, auf der anderen auf Schweidnitz gestützt, nur Prag zum Objekt haben kann. — Ist aber die eine österreichische Armee in östlicher Richtung, die andere auf Linz zurückgeworfen, gehen unsere beiden Armeen vereinigt bei Mautern über den Strom, bemächtigen sich Wiens und der Eisenbahn bis zum Sömmering — dann kommen die beiden Hälften der gespaltenen österreichischen Armee diesseits der steirischen Alpen nicht wieder zusammen. — Die Italiener müssen jedenfalls einen bedeutenden Teil der österreichischen Armee beschäftigen und festhalten. Damit sie nicht etwa durch das Festungsviereck und wenige Truppen aufgehalten werden, müssen sie veranlaßt werden, sich nicht auf Alessandria und Genua, sondern auf Ancona, Ferrara und ihre Flotte zu basieren, das Festungsviereck am unteren Po und an der unteren Etsch zu umgehen, die italienische Armee Österreichs womöglich nach Tirol hineinzuwerfen und zu dem Rückzug durch das Pustertal zu zwingen, selbst nach Triest zu eilen und sich dort, wo wir ihnen die Hände reichen können, eine neue Basis zu schaffen."

Moltke hatte sich gegen mehrere seiner Offiziere sehr

anerkennend über dieſen Plan geäußert; entſprach er doch ſeiner eigentlichen urſprünglichen Idee [vgl. S. 295], die er wahrſcheinlich ausgeführt haben würde, wenn er Kriegsherr und ſomit in der Lage geweſen wäre, dafür zu ſorgen, daß Preußen weſentlich früher und ſtärker als Öſterreich auf dem Kampfplatze zu erſcheinen vermochte. Aber natürlich konnte man die Initiative nicht ergreifen, wenn man (wie der König tat) den Vorwurf ſcheute, der Angreifer zu ſein.

Bernhardi bemerkt über den Beſuch bei Moltke am 6. April:

„Abend bei Moltke; erſt mit ihm allein in ſeinem Kabinett; ein langes Geſpräch, das mir im ganzen einen ſehr niederdrückenden Eindruck macht. Daß mein Operationsplan zu großartig und zu kühn angelegt gefunden wird, würde mir an ſich dieſen Eindruck nicht gemacht haben; aber ich ſehe, die militäriſche Zuverſicht entſpricht nicht der Kühnheit der politiſchen Pläne. Man traut ſich nicht ſo viel zu, wie man müßte, wenn ſolche Pläne ausgeführt werden ſollen, wie die Bismarcks ſind, und dieſe Entdeckung ſtimmt mich herab."

Moltke erklärte Bernhardis Operationsplan für an ſich richtig, lehnte aber ab, ihn anzunehmen, da Öſterreich weit ſtärker ſei, als Bernhardi glaube, und unzweifelhaft verſuchen werde, einen Stoß ins Herz der preußiſchen Monarchie zu tun. Doch nicht nur aus dieſem Grunde empfehle ſich die Aufſtellung der Hauptarmee in der Lauſitz, ſondern auch weil für den Aufmarſch in der Oberlauſitz fünf Eiſenbahnen zur Verfügung ſtünden, für den in Oberſchleſien nur eine, was eine Verzögerung der Fertigſtellung zum Kampf um vierzehn Tage bedeute. „Das einzige, was Moltke mir unbedingt und ohne Einſchränkung gelten läßt, iſt mein Entwurf für die Armee Italiens."

Dem Bericht über das Geſpräch ſind in Bernhardis Tagebuche folgende Betrachtungen beigefügt:

„So wie man die Sache anſieht und anfängt, iſt es nicht möglich, zu einem großen Ergebnis zu kommen.

Man verſammelt die Armee in der Oberlauſitz — hält ſich auf der Verteidigung und überläßt den Öſterreichern die Initiative. Selbſt wenn wir bei Löbau eine Schlacht gewinnen, kann ſich nichts Großes daraus ergeben, beſonders wenn die Machtverhältniſſe wörtlich ſo liegen, wie angenommen wird —. Uns iſt damit nur eine reine, einfache Frontalverfolgung gewonnen; die Öſterreicher müßten es ſehr ungeſchickt anfangen, wenn ſie ihren Rückzug nicht ſo einzurichten wüßten, daß ihnen die Verbindung mit Prag ſowohl wie die mit Wien geſichert bliebe. Sie weichen hinter die Iſer zurück — im beſten Fall dann weiter hinter die Elbe zwiſchen Pardubitz und Kolin. Da haben wir dann die öſterreichiſche Armee vor uns — Prag und Thereſienſtadt in der einen Flanke, Königgrätz und Joſephſtadt in der anderen — und keine Eiſenbahn hinter uns, die wir benutzen können: wir kommen nicht weiter. Ein bloßes Korps, das von Oberſchleſien aus operiert, wird ſchwerlich die Eiſenbahnlinie, die von Lundenburg über Brünn nach Wildenſchwert führt, ernſtlich gefährden können — ja, es können den Öſterreichern wohl ſchwerlich die Mittel fehlen, die Aktion eines ſolchen Korps gänzlich zu neutraliſieren. . . .

Es bleibt alſo gegen die Aufſtellung zwiſchen Pardubitz und Kolin wieder nichts übrig, als der einfache und in dieſem Fall ſchwierige Frontalangriff — und die Rückzugslinie der Öſterreicher iſt auch hier wieder ungefährdet. Aber geſetzt auch, es gelänge uns, der öſterreichiſchen Hauptarmee, nach einer bei Löbau gewonnenen Schlacht, die rechte Flanke abzugewinnen und ſie auf Prag zurückzudrängen: was wäre ſelbſt dadurch gewonnen? Wir haben keine Macht, die auf Wien losgeht und durch ihre Operationen die öſterreichiſche Armee zwingen könnte, Prag aufzugeben und an die Donau zu eilen, zum Schutz der Punkte, von deren Beſitz der ſtrategiſche Zuſammenhang der öſterreichiſchen Monarchie abhängt. Eine preußiſche Armee aber, die auf die Lauſitz baſiert iſt, kann nicht an Prag und der dort aufgeſtellten öſterreichiſchen Hauptarmee vorbeigehen, um gegen die Donau vorzurücken. Der Krieg kommt bei Prag zum Stehen. Abgeſehen alſo von dem nicht ſehr wahrſcheinlichen

Fall, daß wir gleich zu Anfang eine Vernichtungsſchlacht gewinnen, eine Schlacht wie die bei Leuthen oder Waterloo — führt uns ein ſo angelegter Feldzug lediglich in das nördliche Böhmen, wird blutig, hartnäckig, verfällt in einen ſchleppenden Gang und läßt, eben weil er keine endgültige Entſcheidung bringt, allen Kombinationen fremder Mächte Zeit und Raum zur Einmiſchung."

Die Dinge ſind denn doch ganz anders verlaufen, als Bernhardi hier prophezeite.

4.

Am 8. April wurde endlich das Bündnis zwiſchen Preußen und Italien abgeſchloſſen, durch welches Italien ſich für ein Vierteljahr unbedingt dem Gange der preußiſchen Politik unterwarf, und dadurch gewann Moltke eigentlich erſt den feſten Untergrund für ſeine Kriegspläne. Er hielt darüber Beratungen mit ſeinen Abteilungschefs, zu denen auch der damalige Vorſteher der ‚Eiſenbahnſektion', Major Graf Wartensleben, hinzugezogen wurde, und überreichte dem Könige am 14. April eine Denkſchrift über die Lage und den beabſichtigten Aufmarſch.[196]) Moltke bemerkt da wörtlich:

„Da die Öſterreicher ſchon jetzt ein Heer in Böhmen aufgeſtellt haben, auch die Sachſen in ſehr kurzer Zeit bei Dresden ſich verſammeln, ſo kann ihr gemeinſames Vorgehen anfangs, wo wir noch in den Friedensgarniſonen mobil werden, uns Störungen und Nachteile bewirken. Aber dieſe gleich verfügbare Macht reicht bei weitem nicht aus, um einen Krieg gegen Preußen zu führen. Die dazu erforderlichen Mittel können aus Öſterreich, Ungarn und weiterher nur auf einer Bahn herangeführt werden, ſo lange nicht etwa Bayern einen Durchzug auf der Linie Regensburg-Pilſen geſtattet. Wir hingegen transportieren auf fünf Schienenwegen. Bei gleichzeitiger Rüſtung muß daher ein Zeitpunkt eintreten, wo wir

numeriſch überlegen werden, und dieſer Zeitpunkt iſt es, den wir mit aller Beſchleunigung und Energie zur Herbeiführung großer Waffenentſcheidungen zu nutzen haben. Er wird um ſo ſicherer und ſchneller eintreten, wenn die Öſterreicher in Sachſen einrücken, oder je weiter ſie auf unſer Gebiet vorrücken. Verhalten die Öſterreicher ſich hingegen defenſiv, ſammeln ſie zuvor alle ihre Kräfte etwa bei Pardubitz oder Olmütz, wobei ihnen freilich Sachſen und ein großer Teil von Böhmen verloren geht, ſo wird das numeriſche Verhältnis ſich gleich ſtellen oder (falls wir das VII. und VIII. Armeekorps nicht heranziehen), bei großer Machtentwicklung auf gegneriſcher Seite zu unſeren Ungunſten ausfallen. ... Unſererſeits ſtehen ſieben Armeekorps am 25. (Mobilmachungs-) Tage in Stärke von etwa 200000 gegen 118000 Mann, und noch am 32. (Mobilmachungs-) Tage in Stärke von etwa 223000 gegen 182000 Mann. Wir werden alſo vom 25. bis zum 40. Tage auf die numeriſche Überlegenheit rechnen dürfen, ſelbſt wenn auf die beiden Korps aus dem Weſten vorerſt nicht zu zählen iſt. — Der Wert jedes dieſer koſtbaren vierzehn Tage läßt ſich ſchätzen, wenn man erwägt, daß auf öſterreichiſcher Seite jeden zweiten Tag eine Brigade nebſt zugehöriger Kavallerie, Artillerie und Trains transportiert wird, um welche eine Zögerung in Anordnung unſerer Mobilmachung oder Fortführung unſerer Operationen die Widerſtandsfähigkeit des Gegners bereichert. ... Es ergibt ſich, daß wir eine erhebliche Überlegenheit haben werden, wenn mindeſtens das VII. Armeekorps noch an die Elbe herangezogen werden kann. ... Auch bei einer öſterreichiſchen Defenſive geſtalten ſich die Verhältniſſe nicht ungünſtig für uns, ſelbſt wenn wir nur mit ſieben Armeekorps gegen ihn auftreten. Nur dürfen wir, ſobald wir einmal mobil machen, den Vorwurf der Aggreſſion nicht ſcheuen. Jedes Zuwarten verſchlimmert unſere Lage ganz entſchieden.“ —

„Wir können,“ ſo bemerkte der General damals auf die Denkſchrift eines ſeiner Abteilungschefs, des Oberſten v. Doering, „die Konzentration unſerer Streitkräfte mit

Vorteil nur nach vorn, d. h. in Böhmen bewirken. Dies wird unmöglich, sobald der Feind da schon mit solchen Kräften steht, daß er den aus Schlesien oder aus der Lausitz vorrückenden Kolonnen die Überlegenheit entgegenstellen kann. Dieser Moment darf in keinem Falle abgewartet werden. Unsere ganze Sicherheit liegt in der Offensive!“[197])

Jetzt folgt fast täglich Schriftstück auf Schriftstück aus Moltkes Feder.[198]) Er spricht sich entschieden für die Heranziehung der beiden westlichen Korps aus. „Es kommt darauf an, den einen Feind, Österreich, niederzuwerfen, um jeden anderen Widerstand in Deutschland zu beseitigen. Die ersten Schlachten in Böhmen werden voraussichtlich früher geschlagen sein, als Bayern eine Armee von 40000 Mann aufzustellen vermag, und in diesen Schlachten wesentlich überlegen zu sein, dürfte den Ausgang des Krieges entscheiden.“

In Österreich wurde am 27. April Feldzeugmeister Benedek zum Befehlshaber der Nordarmee, Erzherzog Albrecht zu dem der Südarmee ernannt und für die letztere zugleich die Mobilmachung beschlossen. Auch die ersten Befehle zu der der Nordarmee ergingen. — Da endlich entschloß sich König Wilhelm schweren Herzens am 3. Mai ebenfalls zwar noch nicht zur Mobilmachung, aber doch zur Kriegsbereitschaft der Kavallerie und Artillerie sowie zur Einziehung der Reserven bei den Fußtruppen.

Als der wegen seiner rücksichtslosen Energie berühmte Benedek mit der Führung der Nordarmee betraut wurde, erwartete man in Berlin einen entschlossenen, vielleicht sogar überstürzten Angriff auf Schlesien; aber Benedek oder vielmehr Krismanic, der ihn strategisch leitende Chef

seiner Operationskanzlei, war weit entfernt von einem solchen Verfahren. Begreiflicherweise erwog er vor allem den Fall, daß Preußen, welches 3 Wochen früher als Österreich marschbereit sein konnte, das Heer des Kaisers auf seinen Sammelplätzen überrasche. Der Einbruch Friedrichs des Großen in Böhmen 1757 von drei Seiten her mit dem gemeinsamen Zielpunkte Prag beherrschte seinen Vorstellungskreis und ließ ihn die defensive Haltung der kaiserlichen Armee als eine „wenn auch bedauerliche, doch feststehende Tatsache" bezeichnen.[199]) Er entschied sich, das Heer im Schutz der Festung Olmütz zu versammeln, und erwartete den Vormarsch der Preußen dorthin aus Mittel- oder Oberschlesien.

Demgegenüber bestand in Preußen noch immer der innige Wunsch des Königs fort, womöglich den Frieden zu erhalten, und die daraus folgende Zurückhaltung begann bereits gefährlich zu werden. Bei voller Würdigung der friedlichen Absichten des Königs mußte Moltke doch daran festhalten, daß der preußischen Kriegsführung die strategische Initiative und Offensive nicht verschränkt blieben. Schon am 23. April hatte er dem Kriegsminister geschrieben: „Wir sind unbedingt darauf angewiesen, die Konzentrationspunkte unserer Heere vorwärts nach Böhmen zu verlegen, die Offensive dorthin zu ergreifen, sobald die Korps an der Grenze marschfertig geworden sind, wenn wir uns nicht dem auf der inneren Operationslinie sich täglich verstärkenden Feinde gegenüber auf die nachteiligste Defensive beschränkt sehen wollen."

An Manteuffel schrieb Moltke am 2. Mai: „Was Allerhöchsten Ortes seit den letzten drei Tagen beschlossen ist, weiß ich nicht, glaube aber, daß die Mobilmachung der Armee, will man nicht die Sicherheit des

Staates gefährden, nur noch um Stunden verschoben werden darf." — Es währte doch noch zehn Tage, bevor es gelang, sie ihrem ganzen Umfange nach dem Könige abzugewinnen, Tage bitterster Sorge für Moltke, die nur durch jene unabläſſige Tätigkeit einigermaßen in den Hintergrund gedrängt wurde, die ſich zum Teil, aber eben nur zum Teil in ſeinem Briefverkehr ausſpricht. Inwieweit z. B. Moltke unmittelbar Einfluß auf die Mobilmachung nahm, iſt nur unvollſtändig aus der Korreſpondenz zu erſehen, namentlich gilt dies von den vorzüglichen Maßregeln zur Beſchleunigung der Mobilmachung, die im Generalſtabe ſelbſt bearbeitet wurden.

Unabläſſig aber dringt er auf beſchleunigtes Vorgehen. So heißt es in einem Vortrage bei Sr. Majeſtät vom 25. Mai: „Wir ſtehen auf dem 60 Meilen langen Bogen Zeitz-Torgau-Görlitz-Neiße mit 60000, 130000, 30000 und 60000 Mann. Die Konzentration von je zwei und endlich von allen dieſen Gruppen kann am ſchnellſten nur nach vorwärts, alſo durch die Offenſive erreicht werden." Und an demſelben Tage ſchreibt er dem Prinzen Friedrich Karl: „Nach vorwärts iſt die Konzentration unſerer durch die geographiſche Lage, die Richtung der Eiſenbahnen und die defenſiven Rückſichten notwendig anfangs getrennten Aufſtellung in wenigen Märſchen zu erzielen. Bleiben wir ſtehen, ſo iſt ſie allerdings ſchwieriger."[200])

Die Ungewißheit der Verhältniſſe in jenen Tagen hatte vielfach die Befürchtung hervorgerufen, daß Preußen Gefahr laufe, ſich aus politiſcher Rückſichtsnahme in eine nachteilige Lage für den bevorſtehenden Feldzug zu bringen. Das klingt ſchon aus einem Schreiben des älteren Grafen Bethuſy-Huc hervor, das dieſer am 1. Mai an Moltke gerichtet hatte und in dem er namentlich ſeiner

Besorgnis für Oberschlesien Ausdruck gab. In Moltkes Antwort vom 29. Mai heißt es: „Sie haben ganz recht, daß eine kräftige Initiative das beste wäre. Die Österreicher haben in ihren Rüstungen 6 Wochen vor uns voraus. Dennoch werden wir sie anfangs nächster Woche darin überholt haben. Das Zuwarten vermehrt ihre Kräfte und läßt die sich erst bildenden Feinde in Süddeutschland zu Realitäten werden; es erschöpft unsere finanziellen Mittel und wirkt moralisch niederdrückend. — Aber freilich fordert man von unserem siebzigjährigen Könige und Herrn den schweren Entschluß, den ersten Schritt zu einem europäischen Kriege zu tun, dessen Ausdehnung und Dauer niemand übersehen kann. . . . Natürlich konnte unser erster Aufmarsch nur ein anscheinend verzettelter sein. Wir müssen da ausschiffen, wo die Eisenbahnen an der Landesgrenze münden. Sobald das aber erfolgt sein wird, soll diese anfänglich notwendige Zersplitterung bald aufhören. . . . Der Einbruch in Schlesien kann für die Österreicher augenblicklichen Erfolg haben. Aber dieser Stoß trifft nicht den Schwerpunkt der Monarchie. Entscheidend würde nur die Operation auf Berlin sein. Streifzüge, wie der, welchen Sie richtig charakterisieren, können nicht ganz verhindert werden; doch soll das mögliche nach dieser Hinsicht getan werden."[201])

An demselben Tage, an welchem Moltke diesen Brief schrieb, richtete an ihn der Kommandierende des V. Armeekorps, General v. Steinmetz, ein Schreiben, das man wohl als aufgeregt und streng bezeichnen darf.

Es beginnt: „Nachdem ich gestern Se. Königliche Hoheit den Kronprinzen in Breslau gesprochen, habe ich über unsere politische und Kriegslage etwa folgendes vernommen:

1. daß man eigentlich noch zu nichts entſchloſſen iſt, folgerichtig
2. unſere Armee in einer Frontausdehnung von ſechzig und mehr Meilen aufgeſtellt iſt,
3. abgewartet werden ſoll, daß die Öſterreicher den erſten offenſiven Schritt tun; dann ſoll
4. das V. und VI. Armeekorps, welche dem Stoß der geſamten öſterreichiſchen Armee von Olmütz her nicht gewachſen ſeien, in der Richtung auf Hannau zurückweichen, während indes preußiſche Verſtärkung von Sachſen her herangezogen werden und gegen die linke feindliche Flanke operieren ſoll. Man will alſo erſt Schleſien verlieren und dann wieder erobern.

Was ich mir erlaubt habe, Se. Königliche Hoheit darüber auszuſprechen, teile ich Euer Exzellenz zur beliebigen Benutzung ganz ergebenſt mit, da Ihre Stimme ja hierbei von Einfluß iſt."

Und nun kommen die Vorwürfe, Warnungen und Ratſchläge, für deren Wiedergabe hier der Raum mangelt und deren weſentlicher Inhalt aus Moltkes Antwort vom 1. Juni hervorgeht. Dieſe lautet:

„Euer Exzellenz haben mir heute mitgeteilt, was Sie aus Äußerungen Sr. Königlichen Hoheit des Kronprinzen entnommen, und welche Anſichten Sie demſelben mitgeteilt haben. Da ich an den getroffenen Anordnungen meinen Anteil habe, ſo will ich nicht unterlaſſen, Euer Exzellenz auch meine Anſichten zur beliebigen Benutzung auszuſprechen. Wir haben nur einen wirklichen, gefährlichen Feind, die Triebfeder aller übrigen Rüſtungen in Deutſchland. Dieſer Feind ſteht völlig gerüſtet da; es wäre fehlerhaft, ein ganzes Armeekorps in der Rheinprovinz untätig zu belaſſen, gegen einen noch nicht vorhandenen Gegner. Wir brauchen alle unſere Kräfte gegen 240000 Öſterreicher, und alle neun Armeekorps (bis auf

eine vorläufig um Minden verbleibende Diviſion) ſind herangezogen.

Öſterreich hat ſechs Wochen in ſeinen Rüſtungen voraus. Es kam darauf an, in kürzeſter Friſt widerſtandsfähig ihm gegenüber dazuſtehen. Dies konnte nur erreicht werden durch gleichzeitige Benutzung aller Eiſenbahnen. Auf keiner durfte mehr als ein Korps befördert werden; auf keiner konnte weiter als bis zur Landesgrenze transportiert werden. Unter dieſen gegebenen Bedingungen mußten die Ausſchiffungspunkte einen Kordon längs der Grenze bilden. Keine anderweite Anordnung konnte dies ändern oder die geographiſche Notwendigkeit beſeitigen, daß die Öſterreicher in Böhmen auf der inneren Operationslinie zwiſchen Schleſien und der Mark ſtehen. Die Richtung einer Operation auf Berlin war die größte Gefahr, da keine Feſtung, kein Terrainabſchnitt die Hauptſtadt ſchützt, und unſer Kriegstheater die mindeſte Tiefe, die wenigſten Hilfsquellen hinter ſich hat. Es ſind vier Armeekorps am rechten Elbufer in der Lauſitz aufgeſtellt. Für Schleſien konnten in der gegebenen Friſt nur zwei Armeekorps verſammelt werden.

Wir können Schleſien nicht in Schleſien, ſondern nur in Böhmen verteidigen. Eine Armee in Oberſchleſien aufzuſtellen, war nicht angänglich; daß man aber ſchon jetzt alle Linientruppen dort fortgezogen hat, halte ich nicht für richtig und von den Umſtänden noch nicht geboten. (Das war alſo ohne Wiſſen und Willen Moltkes geſchehen!)

Die Neutralität Sachſens mußte nicht mit Sachſen, ſondern mit Öſterreich verhandelt werden. Sie iſt für uns durchaus unvorteilhaft, und Verhandlungen darüber haben nicht ſtattgefunden. Das Korrektiv für unſere zerſplitterten Ausſchiffungspunkte — die nicht der ſtrategiſche

Aufmarſch ſind — iſt die Konzentration nach vorn. Wir können in fünf Märſchen 190000 Mann bei Dresden, in neun Märſchen 220000 Mann bei Schluckenau aus unſerer ‚Verzettelung‘ verſammeln. Man kann nicht ſagen, daß unſere Armee untätig daſtehe. Sie ſteht überhaupt noch nicht da. Noch heute transportieren wir mit 40 Militärzügen täglich. Erſt am 5. Juni ſind die Transporte beendet, erſt dann kann per Fußmarſch erreicht werden, was per Eiſenbahn nicht bewerkſtelligt werden konnte: der ſtrategiſche Aufmarſch. Die nächſten Befehle dafür ſind gegeben. Das I. Armeekorps ſteht am richtigen Fleck (bei Görlitz). Treffen wir die öſterreichiſche Hauptmacht in Sachſen oder im nördlichen Böhmen, ſo ſchließt es ſich der Ersten Armee an; iſt die feindliche Hauptoperation nach Schleſien gerichtet, ſo iſt es à portée, die Zweite Armee zu verſtärken.

Für enge Kantonnements, welche die Truppen und Quartiergeber ohne Not beläſtigen, liegt keine Veranlaſſung vor. Eine Sommation mit noch ſo kurzer Friſt, von welcher die Korps telegraphiſch benachrichtigt werden, gewährt die nötige Zeit zur Konzentration in ſich.

Die rheiniſchen Feſtungen ſind mit allem Nötigen verſehen. Alle verfügbaren Landwehrerſatztruppen haben ihre Beſtimmung erhalten, und verſäumte Maßregeln ſind in dieſer Richtung nicht nachzuholen.

Daß für die Initiative alle militäriſchen Gründe ſprechen, liegt offen da; die anderweitigen Rückſichten, welche dabei in Betracht treten, entziehen ſich meiner Beurteilung.“

Es iſt eine vornehme Zurückhaltung in dieſem klaſſiſchen Schreiben, welches die falſchen Vorausſetzungen berichtigt, von denen Steinmetz ausging, und zugleich zwiſchen den Zeilen deutlich auf die Grenzen hinweiſt, welche

den Befugniſſen Moltkes ſelbſt, gewiß aber auch denen des General Steinmetz, gezogen waren. — Leider aber waren die Auffaſſungen, denen dieſer Ausdruck gegeben hatte, weit verbreitet und keineswegs einflußlos.

Bisher wurden alle Befehle, welche ſich auf die bevorſtehende Kriegstätigkeit bezogen, vom Chef des Generalſtabs entworfen, aber vom Kriegsminiſterium ausgefertigt und den Truppen zugeſtellt. Das war ein ſchleppender Geſchäftsgang, der wiederholt zu Verzögerungen führte, und ſo erließ denn der König am 2. Juni eine Kabinettsordre an den Kriegsminiſter, wonach von jetzt an ſeine Befehle über die operativen Bewegungen der Armee und ihrer Teile durch den Chef des Generalſtabs der Armee den Kommandobehörden mitgeteilt werden, das Kriegsminiſterium nur Kenntnis der Vorgänge erhalten ſollte. Darin lag eine weſentliche Verbeſſerung der Stellung Moltkes, der übrigens am 6. Juni zum General der Infanterie befördert wurde. Dennoch war es zu bedauern, daß er nicht auch ausdrücklich (wie das 1870 geſchah) zum ‚Chef des Generalſtabs der Armee im großen Hauptquartier Sr. Majeſtät des Königs‘ ernannt wurde. Das hätte ſeiner Stellung noch mehr Gewicht gegeben und ſie den anderen Generalen gegenüber in ihrer vollen Bedeutung klargeſtellt.

Seit den Tagen des Großen Kurfürſten war es Brauch der Hohenzollernfürſten geworden, in allen großen Kriegen, wo es darauf ankam, Politik und Heerführung in Einer Hand zu behalten, ihre Heere als Kriegsherren perſönlich ins Feld zu führen. Da bedurften ſie natürlich militäriſcher Ratgeber. Der Große Kurfürſt fand einen ſolchen nach ſeinem Herzen in dem Feldmarſchall Derff-

linger, der bei ihm dieſelbe Vertrauensſtellung einnahm, wie Moltke ſie 1870 inne hatte. König Friedrich I. beſaß keinen ſo imponierenden Gehilfen und ſuchte ſich deshalb dadurch zu helfen, daß er vor wichtigen Entſcheidungen den ‚Kriegsrat‘ d. h. die Generalität zur Sache vernahm. Welche weitſchweifigen Dürftigkeiten dabei herauskamen, zeigen z. B. die zwölf Gutachten, welche 1689 im Kriege gegen Frankreich über die Frage abgegeben wurden, ob Bonn belagert oder nur blockiert werden ſollte. — Unter Friedrich Wilhelm I. nahm Fürſt Leopold von Anhalt-Deſſau eine ähnliche Stellung ein wie ſeiner Zeit Derfflinger, verlor ſie jedoch unter Friedrich II., deſſen übermächtige Natur die leitenden Ideen jedes Feldzuges und die Entſcheidung in jeder Kriſe ſich ſelbſt vorbehielt, wenn er auch die großen Probleme anfangs mit dem alten Deſſauer, ſpäter mit Schwerin und Winterfeldt erwägen mochte. — Friedrich Wilhelm III. ernannte 1806 einen Oberbefehlshaber ſeiner Armeen: den Herzog von Braunſchweig, und gab ihm Scharnhorſt als Generalquartiermeiſter; allein, dem Herkommen gemäß, erſchien auch er ſelbſt im Hauptquartier und hob damit die Einheit der oberſten Führung tatſächlich auf. Niemand wußte, wer eigentlich den höchſten Befehl führte, und wenn der König ſelbſt ſich auch zurückhielt: ſeine Umgebung war dazu durchaus nicht geneigt. Zwar Phull, den der König von Berlin mitgebracht hatte, hielt es mit dem Herzoge; aber ein Mann wie Kalckreuth konnte nicht Worte genug finden gegen das von dem ‚Hannoveraner‘ Scharnhorſt eingerichtete Bureau de l'état major, welches ſich eine ebenſo unausſtehliche wie lächerliche Tyrannei über die Armee anmaße, und Kleiſt und Rauch ſtießen, von dem abweſenden Maſſenbach angeſtachelt, in das-

ſelbe Horn. Am Ende wurde jeder um ſeinen Rat gefragt; jeder hielt ſich für verpflichtet, ihn auch unaufgefordert zu erteilen, und ſo trat, wie von ſelbſt, die denkbar ſchlechteſte Art der Heerführung ein, die kollegialiſche.[202]) Es iſt das genau jener Zuſtand, den Moltke ſo überaus anſchaulich in ſeinem Buche über den lombardiſchen Krieg geſchildert hat [S. 288], und aus ihm ging der Verluſt der Schlacht von Jena, damals der Untergang Preußens, hervor.

Nun hatte König Wilhelm I. in unſerem Moltke zwar einen amtszuſtändigen Berater; ob er aber der erſte oder gar der einzige ſein und bleiben werde, das war doch die Frage. Unter den Generaladjutanten waren höchſt ausgezeichnete und ſtarkwillige Naturen, und auch ſonſt gab es deren ſo manche in der Umgebung des Königs. Man denke nur an die machtvolle, ſelbſtherrliche Natur Bismarcks, dem es keineswegs an Neigung fehlte, ſich auch in militäriſche Angelegenheiten zu miſchen! Dann war Roon da, der Altvertraute des Königs, im Frieden mit der vollen Befehlsgewalt ausgerüſtet, während der Chef des Generalſtabs da nur eine beratende Stimme hat. Jetzt im Kriege galt es, die Rollen zu wechſeln, und das war nicht leicht, ging nicht ohne Reibung ab. Auch der Wirkungskreis des Chefs des Militärkabinetts, des Generaladjutanten v. Treskow, wurde da, wo es ſich um die Beſetzung höherer Führerſtellen handelte, naturgemäß durch die Wünſche des Generalſtabschefs bedingt. Da hat es ſich denn gezeigt, daß für deſſen Amt kein beſſerer Mann gefunden werden konnte als eben Moltke, der bei höchſter ſtrategiſcher Begabung auch durch ſeinen Charakter ſo wunderbar geeignet war, in dieſer ſchwierigen Stellung zum Heile des Ganzen zu wirken. Seine vornehme, edle, über alles Kleinliche und Häßliche hoch er-

habene Natur beſaß die ſeltene Fähigkeit, jedes Perſönliche der pflichttreuen, uneigennützigen Hingabe an den Dienſt völlig unterzuordnen. Dennoch wäre es kaum möglich geweſen, ein gedeihliches Zuſammenwirken ſolcher Größen wie der genannten, die Harmonie der Oberbefehlshaber der drei Armeen, von denen zwei königliche Prinzen waren, auf die Dauer zu gewährleiſten, wenn des Königs Majeſtät nicht die wundervolle Herrſcherkunſt beſeſſen hätte, richtige Männer nicht nur zu finden, ſondern jeden auf ſeinen zuſtändigen Platz zu beſchränken und ihm auch wieder freie Bahn zu ſchaffen, ſobald es deſſen bedurfte.[203])

Über das ſchwierige Verhältnis zum Kriegsminiſterium hat ſich Moltke übrigens ſpäterhin unumwunden ausgeſprochen.[204]) Er ſagt:

„Im Laufe der langen Friedensperiode waren die Wirkungskreiſe des Kriegsminiſteriums und des Generalſtabs nicht ſcharf gegeneinander abgegrenzt geweſen. Dem erſteren liegen, wie im Frieden die Verwaltung des Heeres, ſo im Kriege eine Menge von Funktionen in der Heimat ob, die ſich nur vom Zentralpunkt derſelben leiten laſſen. Der Kriegsminiſter gehört daher nicht in das Hauptquartier, ſondern nach Berlin. — Dem Chef des Generalſtabes hingegen fällt von dem Augenblicke an, wo die Mobilmachung befohlen, die volle Verantwortlichkeit zu für die im Frieden ſchon vorbereiteten Märſche und Transporte behufs erſter Verſammlung der Streitkräfte und alle weitere Verwendung derſelben, wobei er die Genehmigung nur allein des oberſten Feldherrn — bei uns jederzeit der König — einzuholen hat. — Wie nötig dieſe ſcharfe Scheidung beider Reſſorts, mußte ich im Juni 1866 erfahren. Ohne mein Wiſſen war angeordnet, daß das VIII. Korps am Rhein verbleiben ſolle. Nur indem auf meine Gegenvorſtellung auch die 16. Diviſion noch nach Böhmen herangezogen wurde, war die numeriſche Überzahl da erreicht, wo die Entſcheidung lag.“

5.

An dem Tage, an welchem die großen Eisenbahntransporte ihr Ende erreichten, am 5. Juni, standen von der Zweiten Armee das V. und VI. Armeekorps in Waldenburg, Schweidnitz und Frankenstein, das I. Armeekorps bei Görlitz. Vier Divisionen der Ersten Armee (5., 6., 7. und 8.) in der Lausitz und das II. Armeekorps bei Herzberg; das Gardekorps hatte den Marsch nach Kottbus angetreten; die spätere Elbarmee (14., 15., 16. Division) befand sich zwischen Torgau und Zeitz, die 13. Division an der Grenze zwischen Westfalen und Hannover; Manteuffels Korps stand um Schleswig, bereit zum Einrücken in Holstein, die Division Beyer[205]) bei Wetzlar. In der Bildung begriffen war ein aus mobilen Landwehren aller Waffen zusammenzusetzendes Reservekorps bei Berlin. (v. d. Müllbe.)

Es wäre nun, militärisch genommen, vom größten Vorteil gewesen, wenn man jetzt sofort hätte die Operationen beginnen und die 8½ Armeekorps durch Vormarsch über die Grenze konzentrieren können; denn trotz des früheren Beginnes seiner Rüstungen hatte damals Österreich erst 180000 Mann in Böhmen und Mähren. Aber die Konzentration in Feindesland hinderte der Entschluß des Königs, nicht seinerseits zuerst anzugreifen, sowie die Unklarheit der politischen Lage. Sogar Sachsen durfte noch nicht einmal als demnächst feindliches Gebiet betrachtet werden. Blieb dieser Staat — was ja doch immer noch möglich war — neutral, so mußte sich der ganze Krieg im schlesischen Grenzgebiete, wenn nicht abspielen, so doch eröffnen. Da die Heeresvereinigung vorwärts also nicht gestattet war, so wurde nun beschlossen, die Erste Armee und das II. Armeekorps auf Inlands-

straßen durch einen Flankenmarsch nach links (ostwärts) näher an die Zweite Armee heranzuziehen. Dieser Marsch wurde am 5. Juni angetreten. — Inzwischen änderten Nachrichten vom Feinde die Dinge aufs neue. Während im Mai, allem Anschein nach, der österreichische Angriff von Nordböhmen her zu drohen schien und dies auf Beschleunigung unserer Defensivstellung in der Lausitz gewirkt hatte, ließen seit anfangs Juni zuverlässige Mitteilungen erkennen, daß die kaiserliche Hauptmacht sich bei Olmütz und Brünn versammelte, so daß der Angriff auf Schlesien außerordentlich wahrscheinlich war. Unter diesen Umständen erbat der Gouverneur dieser Provinz, der Kronprinz, die Erlaubnis, mit der Zweiten Armee bis an die Neiße vorzugehen. Der König erteilte die Genehmigung dazu und verstärkte gleichzeitig das schlesische Heer durch das I. Armeekorps. Infolge dieses Vorgehens der Zweiten Armee an die Neiße kamen nun aber die getrennten preußischen Heeresmassen (trotz des Linksmarsches der Ersten Armee) einander nicht näher; vielmehr wuchs die Entfernung zwischen ihnen. Gleich darauf erschollen neue Notschreie aus Schlesien. Blumenthal, der Generalstabschef der Zweiten Armee, meldete am 8. Juni, daß seine Vermutung, die Österreicher würden beim Kriegsausbruch durch Oberschlesien an den Festungen vorbei unmittelbar auf Breslau vorgehen, sich fast zur Gewißheit gesteigert habe. Der Kronprinz erschien selbst in Potsdam, um auf weitere Verstärkung seiner Armee zu dringen. — Damals (9. Juni) schrieb Moltke an Blumenthal: „Schließen Sie aus meinem heutigen Telegramm (daß der König sich die Leitung der Operationen vorbehalten habe und wesentliche Änderungen in der Aufstellung der Armee nicht ohne seine Genehmigung erfolgen dürfen) nicht etwa, daß es die Absicht sei, die Operationen der

Armee, sobald sie dem Feinde gegenüber begonnen, durch Bestimmungen von oben zu beschränken. Mein ganzes Streben wird darauf gerichtet sein, das zu verhindern. Aber die allgemeinen Direktiven, ob eine Armee offensiv oder defensiv verfahren, ob sie vorgehen soll oder ausweichen muß, können nur von Sr. Majestät erteilt werden; denn die Bewegungen der einen Armee müssen notwendig im Zusammenhang mit denen der anderen stehen ... Sie haben recht, daß die österreichische Aufstellung ganz auf den Einmarsch durch Oberschlesien und mit großen Massen über Neiße hinweist. Das offensive Vorgehen der Ersten Armee würde Ihnen am besten Luft machen. — Wenn aber dies offensive Vorgehen nicht zu erlangen ist, so bleibt nach meiner Auffassung nur die direkte Verstärkung der Schlesischen Armee."[206]) Und so wurde denn in der Tat auch noch das Gardekorps der Zweiten Armee zugeteilt und sein Transport nach Brieg eingeleitet. Dadurch waren ganz andere Verhältnisse geschaffen, als sie ursprünglich von Moltke vorgesehen waren. „Sie wissen," so schrieb er damals wie mit einem Seufzer an Blumenthal, „daß nach meinem Wunsche die Erste und Elb-Armee in Sachsen einrücken sollten. Aber man darf nicht mit Wünschen und Hoffnungen, sondern muß mit gegebenen Größen rechnen."

Inzwischen hatte Österreich am Bundestage den Antrag gestellt, alle nichtpreußischen Armeekorps des Bundesheeres mobil zu machen, und dieser Antrag, welcher der Krieg mit Preußen war, wurde wirklich am 14. Juli angenommen. Damit waren endlich die Würfel gefallen; der Krieg war gewiß. Es galt nun, diejenigen norddeutschen Staaten, welche sich durch ihre Abstimmung zu Feinden Preußens erklärt hatten, schleunigst unschäd-

lich zu machen. Moltke hatte den Einmarsch in Sachsen, Hannover und Hessen auf den Morgen des 17. Juni festgestellt, Bismarck aber war es gelungen, den diplomatischen Feldzug so rasch zu fördern, daß der Einmarsch einen Tag früher möglich wurde, und er bat deshalb Moltke, noch am Spätabend des 14. ihn zur Besprechung zu besuchen. Der Fürst hat darüber wie folgt berichtet: „Wie lebhaft Moltkes Bedürfnis war, seine militärisch-strategische Neigung und Befähigung praktisch zu betätigen, habe ich damals beobachtet. Ich fand meinen militärischen Mitarbeiter im Dienste des Königs, abweichend von seiner sonstigen trocknen und schweigsamen Gewohnheit, heiter, belebt, ich kann sagen lustig. In der Juni-Nacht 1866, als ich ihn zu mir eingeladen hatte, um mich zu vergewissern, ob der Aufbruch des Heeres nicht um 24 Stunden verfrüht werden könnte, bejahte er die Frage und war durch die Beschleunigung des Kampfes angenehm erregt. Indem er elastischen Schrittes den Salon meiner Frau verließ, wandte er sich an der Tür noch einmal um und richtete in ernsthaftem Tone die Frage an mich: ‚Wissen Sie, daß die Sachsen die Dresdener Brücke gesprengt haben?‘ Auf meinen Ausdruck des Erstaunens und Bedauerns erwiderte er: ‚Aber mit Wasser, wegen Staub.‘ — Eine Neigung zu harmlosen Scherzen kam bei ihm in dienstlichen Beziehungen wie den unsrigen sehr selten zum Durchbruch. Mir war, gegenüber der berechtigten und erklärlichen Abneigung an maßgebender Stelle, seine Kampflust, seine Schlachtenfreudigkeit für die Durchführung der von mir für notwendig erkannten Politik ein starker Beistand.“[207])

Und doch sah Moltke dem Kriege keineswegs mit leichtem Herzen entgegen, namentlich deshalb nicht, weil er der Meinung war, es werde unmöglich sein, die Ein-

miſchung des Auslandes hintanzuhalten, und dann werde Deutſchland ſeine Einigung mit „Provinzen rechts und links an ſeine Nachbarn bezahlen müſſen“.[208]) Man ſieht: er würdigte die Meiſterſchaft Bismarcks in ihrer vollen Größe noch ebenſowenig, wie ſeine eigene damals anerkannt wurde, anerkannt werden konnte. — Blickt man auf das Jahr bis zum Kriegsausbruche zurück, ſo zeigt ſich, daß Moltkes Pläne in keinem Augenblicke ſicher waren vor ändernden Eingriffen von berechtigter und unberechtigter Seite. Von vornherein mußte er auf denjenigen Kriegsplan verzichten, den er für den richtigſten hielt: auf den Vormarſch aus Oberſchleſien mit geſamter Kraft auf Wien. Der war freilich nur möglich, wenn man die Öſterreicher durch rückſichtsloſes Vorbrechen überraſchte, und dazu gehörte, daß man nicht nur alle Gehäſſigkeit des Friedensſtörers auf ſich nahm, ſondern den Krieg etwa in einer Weiſe herbeiführte, wie Frankreich im Jahre 1870. Dazu aber wäre König Wilhelm niemals zu haben geweſen. Nun baute Moltke ſeine Entwürfe auf den konzentriſchen Vormarſch nach Böhmen: mit einer ſtarken Armee aus der Lauſitz, einer ſchwächeren aus dem nahen nordweſtlichen Schleſien; aber die Einflüſſe, welche ſich aus letzterer Provinz her auf den König geltend machten, zwangen ihn, auch dieſen Plan aufzugeben und die geſamte Streitmacht Preußens in zwei faſt gleich ſtarke, ſieben Märſche weit voneinander entfernte Heeresmaſſen zu teilen, deren Vereinigung vorwärts natürlich viel ſchwerer herbeizuführen war als bei dem urſprünglichen Konzentrationsentwurfe, ja die wohl unmöglich geworden wäre, wenn der friedliebende König auch nur noch zwei oder drei Tage länger gezaudert hätte, den Einmarſch in Böhmen zu befehlen. Nicht ſowohl die Maßregeln des Feindes als die Einflüſſe des Kabinetts nötigten Moltke

zu wiederholten Änderungen seiner Pläne, und der Eigenwille der sich ihm gleichstellenden Generale kreuzte seine Entwürfe. So schob z. B. das Kriegsministerium den von Moltke dringend verlangten Abmarsch der Garde zur Armee um vier Tage hinaus. Man sieht, unter welchen erschwerenden Umständen Moltke zu arbeiten hatte, mit welchen Schwierigkeiten er kämpfen mußte, wie er nur durch höchste Zähigkeit und Klugheit wenigstens das Wesentlichste seiner Gedanken retten konnte, und wie verkehrt es ist, ihn ohne weiteres mit den gekrönten Feldherren zu vergleichen, die gleich Friedrich oder Napoleon als Kriegsherren unbedingt befehlen konnten.

6.

Die Besetzung des Königreichs Sachsen geschah ohne jeden Kampf. Die im Linksabmarsche zur Annäherung an die Zweite befindliche Erste Armee erhielt einfach den Befehl, rechtsum zu machen, und die 8. Division betrat bei Löbau sächsischen Boden; die Elbarmee ging in Eilmärschen auf Dresden zu; das sächsische Heer aber zog sich, was Moltke selbst für das Klügste erklärt, aber kaum erwartet hatte [S. 311], ohne Schwertschlag nach Böhmen zurück, um sich dort mit dem I. österreichischen Korps zu vereinigen, dessen Führer, Graf Clam-Gallas, unter die Befehle des Kronprinzen von Sachsen trat.

Ganz ähnlich verliefen die Dinge in Hessen. Die dortigen Truppen zogen sofort nach der Kriegserklärung ab, und General v. Beyer besetzte das Land. Anders in Hannover. Hier kam es zu dem Gefecht bei Langensalza, das wohl hätte vermieden werden können, wenn der mit dem Oberbefehl in Westdeutschland betraute General v. Falckenstein sich an Moltkes Weisungen gehalten und die Umzingelung der Hannoveraner nicht eigensinnig

seinen Plänen auf Frankfurt a. M. nachgestellt hätte. Wenn es trotzdem gelang, die hannöversche Armee am 29. Juni zur Waffenstreckung zu nötigen, so war das nicht Falckensteins Verdienst, sondern dasjenige Moltkes, welcher mit hoher Umsicht und Schnelligkeit von Berlin aus die Unterlassungssünden jenes Heerführers wieder gut machte. Hierauf bezieht sich eine Stelle aus dem sonst die Zweite Armee betreffenden Schreiben vom 24. Juni an Blumenthal.[209]) Da heißt es: „Ich komme fast nicht mehr zu Bett; seit gestern Abend verhandeln wir mit der hannöverschen Armee wegen Kapitulation.*) Schwache Abteilungen von zusammengewürfelten Besatzungstruppen haben bis jetzt einen gewaltsamen Durchbruch in Eisenach und Gotha verhindert. Die Hannoveraner sind 18000 Mann stark mit 54 Geschützen. Falckenstein hat an 40000 Mann *hinter* ihnen gesammelt; ich habe alles getan, um *vor* ihnen etwas zusammenzubringen, stoße auf große Schwierigkeiten, hoffe aber morgen so stark zu werden, daß wir jede Bedingung vorschreiben können. Dann hat der König in acht Tagen Norddeutschland erobert. Sachsen können wir leicht in den nächsten Tagen verlieren, schadet aber nichts; die Entscheidung liegt in Böhmen. Eine sächsisch-bayerische Invasion in Sachsen soll mich nicht irre machen; die Bayern sollen, wenn wir nur erst mit Hannover fertig sind, bald genug zu Hause zu tun bekommen."

Der schnellste und vollständig abschließende Verlauf der Unternehmungen gegen die norddeutschen Mittelstaaten war ein großes Glück; denn die norddeutschen

*) Die Zahl der von Moltke in dieser Angelegenheit vom 16. bis 29. Juli abgesandten Schriftstücke, welche in der Militärischen Korrespondenz abgedruckt sind, beträgt nicht weniger als 93!

Kleinlande, welche sich, noch dazu meist recht halbherzig, für Preußen erklärt hatten, stellten alle zusammen eine Bevölkerung von noch nicht 3 Millionen Seelen dar; während diejenigen deutschen Staaten, welche auf Österreichs Seite standen, über eine Volksmasse von 15 Millionen geboten und im Norden die beiden großen Hauptmassen des preußischen Staates voneinander trennten. Dieses Verhältnis mußte, wenn es bestehen blieb, namentlich bei längerer Dauer des Krieges immer vorteilhafter, immer ausgiebiger für Österreich werden. Jetzt war es wesentlich geändert! Ganz Norddeutschland war geklärt; die getrennten Gebietsteile Preußens waren vereinigt, die Volkskräfte von sechs Millionen Deutschen dem habsburgischen Bündnisse entzogen. Hannover und Hessen waren bewältigt und besetzt, und wenn diese Tatsachen für die Folgezeit die größte Bedeutung hatten, wichtiger für den Augenblick war es noch, daß man sich Sachsens bemächtigt hatte, daß man die Pässe des Erzgebirges beherrschte, somit die offene, wehrlose Südgrenze Preußens eine für Angriff wie für Verteidigung gleich vorteilhafte Schutzwehr erhalten hatte. Und so war denn in kaum einer Woche eine ganz neue Grundlage für den Krieg gewonnen. Fast ohne Schwertstreich hatte Preußen einen großen strategischen Sieg errungen zu einer Zeit, für welche sonst kundige Beurteiler kaum etwas anderes hätten voraussagen mögen als eine Schlacht bei Dresden oder ein österreichisches Hauptquartier in Jüterbog. — Wie die Dinge nun lagen, hatten die Österreicher einen weiten Weg dahin.

7.

Bereits am 14. Juni hatte der Oberst v. Doering, Chef des Zentral-Nachrichten-Bureaus im großen General-

ſtabe, gemeldet, daß die Aufſtellung der Öſterreicher ſich geändert habe. Man gewann den Eindruck, als ob ihre Hauptmacht ſich aus Mähren nach Böhmen wende, um von dort aus durch Sachſen gegen die Mark vorzubringen. Da nun der Kaiſer Franz Joſef am 16. die amtliche Erklärung abgab, daß er infolge des preußiſchen Vorgehens gegen Sachſen, Hannover und Kurheſſen dieſen Staaten mit ſeiner vollen Macht beiſtehen und mit Aufbietung aller militäriſchen Kräfte unverzüglich handeln werde, ſo durfte ſich Preußen als im Kriege mit Öſterreich betrachten, und nun endlich, am Nachmittage des 19. Juni, entſchloß ſich der König, nicht ferner den Angriff Öſterreichs abzuwarten, ſondern ſeinerſeits die Initiative zu ergreifen. — So war denn endlich das erlöſende Wort geſprochen, nach dem ſich Moltke ſo lange geſehnt hatte.

Es wäre nun für die Offenſive von großem Vorteil geweſen, wenn die Zweite Armee noch da geſtanden hätte, wo ſie bis Anfang Juni ſtand. Dann hätte man ſofort von der Linie Rumburg-Landeshut vordringen, die enge Verbindung aller drei Armeen faſt unmittelbar nach dem Betreten Böhmens herbeiführen und mit der Geſamtmaſſe auf die ſich noch ſammelnden öſterreichiſchen Korps fallen können. Wollte man jetzt die Vereinigung unſerer Armee von vornherein ſicher ſtellen, ſo mußte man die Zweite Armee wieder über Landeshut an die Erſte heranziehen, und das koſtete 8 bis 10 Tage, während derer die Öſterreicher ſich in Nordböhmen völlig verſammeln oder ſelbſt zum Angriff übergehen konnten. Verzichtete man dagegen auf die Vereinigung im Inlande, ſo war das freilich gefährlicher, verhieß aber im Falle des Gelingens ein entſcheidenderes Ergebnis. Man wußte, daß auch der Feind ſeinerſeits noch nicht vereinigt, ſondern erſt

im Vorrücken begriffen war. Gelang es, die Gebirgspässe auf den Straßen Glatz-Nachod und Landeshut-Trautenau zu überschreiten oder zu erzwingen, so waren die Nachteile der bisherigen Trennung unserer Armeen nicht nur ausgeglichen, sondern in Vorteile verwandelt, da dann beide Armeen, in der Richtung auf Gitschin vordringend, sich gegenseitig flankierten, dadurch sicherten, und den Feind beständig mit Flankierung, ja Umfassung bedrohten. Moltke entschied sich daher endgültig für dies zweite Verfahren. Er verhehlte sich nicht, daß dabei der Zweiten Armee, welche die schwierigen Bergpässe in unmittelbarer Nähe der anrückenden Österreicher zu durchschreiten hatte, eine starke Zumutung gestellt war; dafür war die Aufgabe der mit der Elbarmee wesentlich schon vereinten Ersten Armee desto leichter zu lösen, da ihr nur die Sachsen und das I. österreichische Korps gegenüberstanden. Als Moltke seinen Generalstabschefs diese Sachlage darlegte, entschieden auch diese sich sämtlich für das kühnere Verfahren, und ebenso fand es, angesichts der daraus im Fall des Gelingens zu erwartenden ungeheueren Erfolge, alsbald auch die unbedingte Zustimmung des Königs.[210])

Am 22. Juni durfte Moltke den beiden Oberkommandos endlich das entscheidende Telegramm senden: „Se. Majestät befehlen, daß beide Armeen in Böhmen einrücken und die Vereinigung in der Richtung auf Gitschin aufsuchen. Das VI. Korps bleibt bei Neiße verfügbar.“ Ein erläuterndes Schreiben, welches dem Chiffre-Telegramm folgte, führte aus, daß es sich natürlich nicht darum handle, Gitschin selbst unter allen Umständen zu erreichen, sondern um die Vereinigung aller Streitkräfte zur Hauptentscheidung. Dem Schreiben an die Erste Armee war hinzugefügt: „Da der schwächeren

Zweiten Armee die schwierige Aufgabe des Debouchierens aus dem Gebirge zufällt, so wird, sobald nur erst die Verbindung mit dem Truppenkorps des Generals v. Herwarth (Elbarmee) bewirkt ist, der Ersten Armee um so mehr obliegen, durch ihr rasches Vorgehen die Krisis abzukürzen." Und um eine Krisis handelte es sich in der Tat; es war ein sehr kühnes Verfahren, die Vereinigung des Heeres, sozusagen angesichts des Feindes, herbeizuführen, und zwar unter so schwierigen Umständen, wie sie das Durchschreiten der Gebirgspässe von Schlesien nach Böhmen ergab. Es fehlte daher auch nicht an Einwürfen und Widerspruch aus der nächsten Umgebung des Königs. Das beweisen z. B. drei bei den Akten befindliche Zuschriften des Generaladjutanten v. Alvensleben an Moltke vom 19., 20. und 22. Juni, die, wie es scheint, ohne Beantwortung geblieben sind.[211]) In dem Schreiben vom 22. heißt es: „Es steht zu viel auf dem Spiel, um nicht sicher gehen zu sollen; ich nehme daher die Österreicher in Böhmen (einschl. Sachsen und Bayern) auf 240000 Mann an. Demgegenüber ist Prinz Friedrich Karl mit 5 Armeekorps (150000 Mann) zu schwach und müßte durch mindestens 3 Korps (90000 Mann) verstärkt werden. Dies soll auch geschehen; aber wie? Jenseits der Pässe oder diesseits? — Jenseits der Pässe (also in Böhmen) kann der Feind nur wünschen; er steht nahe genug, sich zwischen beide Armeen zu drängen und sie geteilt zu schlagen. Gelingt es ihm, so sind Schlesien und Dresden verloren und Berlin ist bedroht. — Also möglichst diesseits? Das kostet 10 Tage Zeit! Zugegeben. Aber sind wir denn so sehr pressiert? Oder haben wir nicht vielmehr diese 10 Tage sehr nötig, um uns zu stärken, das bisher Gewonnene zu sichern, d. h. die Hannoveraner zu entwaffnen, die Westarmee gegen

den Main hin zu konzentrieren, die kleindeutſchen Kontingente zu vereinigen, die vorbereitete Organiſation der Reſervetruppen zu vollenden, Dresden zu befeſtigen und deſſen Garniſon zu verſtärken, um daran zunächſt einen Stützpunkt für die Offenſive in Böhmen zu gewinnen? Alles dies iſt im Werke und in 10 Tagen größtenteils vollendet; wir haben dadurch viel größere Chancen in Böhmen und en cas de revers eine Reſerve hinter uns. Nach reiflicher Erwägung kann ich daher nur raten, in der Lauſitz noch zu temporiſieren." — Dieſe Darlegungen ſind einſichtsvoll und gut begründet und würden auf eine minder kühne Natur als diejenige Moltkes unzweifelhaft großen Eindruck gemacht haben. Moltke aber war nach ſorgfältiger Erwägung der Sachlage überzeugt, daß die Öſterreicher eben noch nicht vollſtändig verſammelt ſeien, daß jede Stunde Verzögerung deshalb ihnen zugute kommen müſſe, daß die geteilt heranmarſchierenden Preußen auch immer nur Teilkräfte ſich gegenüber finden und ſchlagen würden, und daß dann die durch ſolche Teilniederlagen geſchwächten und erſchütterten Öſterreicher, wenn ſie nun endlich wirklich verſammelt ſeien, von den beiden großen preußiſchen Heeren umfaßt und erdrückt werden würden. Allerdings: ein Wagnis war das; aber wer nichts wagt, gewinnt auch nichts. — Möglich war es übrigens auch noch immer, daß die Konzentration der peußiſchen Ameen in Böhmen ohne jede Berührung mit dem Feinde ſtattfand. „Beſtätigt ſich," ſo ſchreibt Moltke am 24. Juni dem General Blumenthal, „daß die Öſterreicher ſich bei Jung-Bunzlau konzentrieren, ſo wäre die Vereinigung unſerer Armee geſichert, wenn von beiden Seiten raſch vorgegangen wird. Große Entſcheidung ſteht bevor; Gott wird uns nicht verlaſſen."

Es war ein feierlicher Augenblick, und mit verhaltenem

Atem lauſchte Europa nach Böhmen, wo ſich nun die ſo lange ſchwarz am Himmel ſtehenden Wetterwolken mit Donner und Blitz entladen mußten. Die vergleichende Beurteilung der gegneriſchen Heere fiel faſt in ganz Europa, zumal in Frankreich, zu Gunſten der Öſterreicher aus. Hatten doch dieſe in neuerer Zeit wiederholt ſiegreich im Feuer geſtanden, und wenn auch ihr Feldzug von 1859 unglücklich geweſen, ſo waren es eben ‚die unvergleichlichen Franzoſen‘, die dort triumphiert; den italieniſchen Truppen gegenüber hatte Benedek den Ruhm bewahrt, den Radetzky an die ſchwarzgelben Fahnen geknüpft. Sollte es den Preußen gegenüber anders ſein!? Hatte von dieſer ‚Friedensarmee‘ doch nur ein kleiner Teil die kurze Kriegserfahrung von 1864 gewonnen. Die Heere ſchienen ſich zu verhalten wie die leitenden Männer. Hier Moltke, dem Auslande faſt nur als Gelehrter und Reiſender bekannt, der, abgeſehen davon, daß er einmal am Euphrat einer Türkenſchlacht beigewohnt, den Krieg nur von der Epiſode in Schleswig her kannte und groß geworden war ganz außerhalb des Frontdienſtes in den Schreibſtuben des Generalſtabs und in Begleitung der Prinzen — dort Benedek, der von der Pike auf gedient hatte und ebenſo zu Hauſe war auf den ungariſchen Puſchten wie in den durchſchnittenen Geländen Oberitaliens, am grünen Tiſch wie vor der Front von Sturmkolonnen. War eine ſolche Kriegserfahrung auch bei höchſter Begabung aufzuwiegen durch bloßes Studium? —

Das Vorgehen des preußiſchen Heeres auf drei verſchiedenen Operationslinien iſt der Gegenſtand einer lauten und oft wiederholten abfälligen Kritik geweſen, welche ganz beſonders von der Schule Jominis ausging. Die Anhängerſchaft dieſes damals noch lebenden greiſen Kriegs-

gelehrten, welcher mit großem Wiſſen und glänzendem Geiſt den Grundſatz von der unbedingten Vorzüglichkeit der ‚inneren Linien' gepredigt hatte, ſagte der Welt voraus, daß ein geteilter Vormarſch der Untergang Preußens ſein werde; und als dies nun keineswegs der Fall war, faßte jene Schule eine ſolche unverzeihliche Abweichung von ihrer Prophezeiung wie eine perſönliche Beleidigung auf und erging ſich, bald in Flugſchriften, bald in dickleibigen Büchern, in bitterböſen Gloſſen. Schaudernd ruft ein Hauptbannerträger dieſer Methodiſten, der ſchweizeriſche Oberſt Lecomte: „La Prusse du 22 au 30 juin marcha sans nécessité sur l'extrême bord d'un abîme sans fond. Un seul coup de ces adversaires eû suffi à l'y précipiter. Ce coup ne fut pas donné. Un vrai miracle seul épargna à la Prusse un échec qui n'aurait pu être dans les conditions où elle s'était placé, qu'une effroyable catastrophe."[212]) Eine ſonderbare Anſicht! Nicht nur un seul coup, ſondern eine ganze Reihe von Schlägen ſchlachtartiger Gefechte führten die Öſterreicher gegen die anmarſchierenden Preußen; aber die ſchreckliche Kataſtrophe blieb aus. — Beſonderes Aufſehen erregte die Kritik des Franzoſen Lullier, mit deſſen geſchichtlichen Kenntniſſen es freilich ſchwach ſteht, der aber dieſen Mangel durch Wucht und Strenge des Ausdruckes zu erſetzen ſuchte.[213]) Er meint: „Die Einleitung des Krieges zeigt eine verwegene Verletzung aller Grundſätze des Krieges durch die Preußen. Napoleon hat folgende Maxime ausgeſprochen: Une armée ne doit avoir qu'une seule ligne d'opération; on doit la conserver avec soin et ne l'abandonner que par suite de circonstances majeurs. Und an einer anderen Stelle äußert er: Quand on marche à la conquête d'une pays avec deux ou trois armées qui ont chacune leur ligne d'opération jusqu'à un point

fixe où elles doivent se réunir, il est de principe que la réunion de ces divers corps d'armée ne doit jamais se faire près de l'ennemi, parceque non seulement l'ennemie, en concentrant ces forces, peut empêcher leur jonction mais encore peut le battre séparément. Der bon sens predigte dieſe Grundſätze. Napoleon iſt ihnen in ſeiner langen Laufbahn immer treu geblieben, und niemals hat man ſie ungeſtraft verletzt." Niemals? Iſt nicht Friedrich der Große 1757 mit Glück entgegengeſetzt verfahren? Und beweiſt nicht eben die Einleitung des Feldzuges 1866, daß man unter Umſtänden mit dem höchſten Erfolge dieſe Napoleoniſchen Grundſätze beiſeite laſſen, getrennt marſchieren und ſich angeſichts des Feindes, ja in der feindlichen Stellung ſelbſt, vereinigen darf!? — Der franzöſiſchen Anſchauungsweiſe wurde auch von den geſchlagenen Öſterreichern zugeſtimmt, namentlich in den ‚Betrachtungen über die Operationen im Kriege 1866',[214]) welche zu dem Ergebnis kommen, daß die ſtrategiſchen Leiſtungen der preußiſchen Heerführung ſich kaum über das Niveau des Mittelmäßigen erhoben hätten. Hierauf erwiderte Moltke ſelbſt in vornehm ſtolzer Beſcheidenheit:[215]) „Die Vereinigung der preußiſchen Heere im rechten Augenblick iſt, wenigſtens vom preußiſchen Generalſtabe, niemals als eine beſonders geiſtreiche Idee oder tiefgelehrte Kombination in Anſpruch genommen worden. Es war die verſtändig angeordnete und energiſch durchgeführte Abhilfe einer ungünſtigen, aber notwendig gebotenen urſprünglichen Situation ... Die Queue der öſterreichiſchen Armee brauchte etwa neun Tage, um aus ihren ausgedehnten Kantonnements bis zur Tête aufzumarſchieren; ſie brauchte 13 Tage, wenn der Verteidigungspunkt vorwärts nach Joſefſtadt verlegt wurde; die Vereinigung konnte nicht vor dem 30. Juni

erfolgen, wenn man am 18. aufbrach. — An demſelben 18. Juni reichten die preußiſchen Heere noch von Dresden bis Neiße; aber ſelbſt von dieſen äußerſten Flügeln iſt der Abſtand bis Gitſchin nicht größer als der von Brünn und Olmütz bis Joſefſtadt. Den bloßen Entfernungen nach war alſo das Zuſammentreffen an dem gewählten Rendezvous nicht zu verhindern, wohl aber durch Gefechte. Denn ſelbſtverſtändlich konnten die zunächſt dislozierten öſterreichiſchen Korps dort früher anlangen, als die entfernten. Gegen jene Korps rückten aber zwei geſchloſſene Armeen an, deren jede über 100000 Streitbare zählte; nur auf jene Korps, nicht aber auf die verſammelte Hauptmacht des Gegners konnten der Kronprinz und Prinz Friedrich Karl ſtoßen, wenn, wie es der Fall war, alle Parteien ungefähr gleichzeitig aufbrachen. Es handelte ſich alſo keineswegs um ein unüberlegtes Wageſtück... Wer im Kriege völlig ſicher gehen will, der wird ſchwerlich überhaupt das Ziel erreichen."[216])

Neuerdings hat man darauf hingewieſen, daß, wenn der konzentriſche Einmarſch in Böhmen gewiſſermaßen als typiſch für die Moltkeſche Heerführung angeführt werde, doch auch Napoleon ein derartiges Verfahren durchaus nicht fremd geweſen ſei. Im Jahre 1805 ſetzte der franzöſiſche Vormarſch, der endlich nach Ulm führte, aus einem Kreisbogen an, deſſen Ausdehnung anfänglich von Straßburg über Mannheim bis Würzburg mehr als 30 und demnächſt von Stuttgart über Neckarelz bis ſüdlich Würzburg nahezu noch 20 Meilen betrug. Der preußiſche Einmarſch in Böhmen nahm 1866 ebenfalls ſeinen Ausgang von einem Kreisbogen, der von der Elbe über Görlitz bis Glatz 30 Meilen maß. Napoleon wußte, als er jene Dispoſition traf, ſeinen Gegner noch an der Donau

und traute ihm weit mehr Tatkraft zu, als er in Wirklichkeit bewiesen hat; er war darauf gefaßt, den Feind an den Schwarzwaldpässen oder bei Stuttgart zu treffen, und die Absichten der Österreicher waren damals ebensowenig vorauszusehen, wie preußischerseits im Jahre 1866.[217]) Napoleon wie Moltke handelten eben ganz den Umständen gemäß, unbekümmert darum, ob es möglich sein würde, vor der Schlacht jene große, enggeschlossene Vereinigung herbeizuführen, die Napoleon allerdings mit Vorliebe angewendet hat.

8.

Die Befehle Moltkes an die Oberkommandos der beiden Armeen, die deren Einmarsch in Böhmen anordneten, waren nur Weisungen (Direktive), welche den beiden Prinzen und ihren Stäben sagten, was bezweckt sei, ihnen die Ausführung jedoch vollständig überließen. Dies Verfahren war Moltke eigentümlich und wurde immer von ihm innegehalten. Er erzog seine Untergebenen geradezu zu diesem freien Gehorsam. So bemerkte er dem Generalstabschef der Ersten Armee, General v. Stülpnagel, noch am 22. Juni: „Aus meinem offiziellen Schreiben von heute (S. 398) werden Sie ersehen, daß die Richtung Gitschin zwar im allgemeinen maßgebend ist, aber wirkliche Erfolge Ausnahmen gestatten. Nur darf die Abweichung nicht zum Lufthiebe werden. Vor einem wirklichen taktischen Siege verschwinden alle strategischen Rücksichten." Und zwei Tage später schreibt er an Blumenthal: „Die Heranziehung des VI. Armeekorps liegt ganz in der Hand des Oberkommandos. Sorgen Sie nur für die richtige und korrekte Führung ... Gott mit Ihnen!" Gerade das entgegengesetzte Verfahren schlug

Benedek ein. Seine Befehle schrieben das Geringste vor, was zu tun oder zu lassen sei, ließen aber den Zweck, für welchen so zu verfahren sei, im Dunkel. Moltke erkannte die Unmöglichkeit, im Flusse der Dinge das einzelne von fernher zu regeln; Benedek sah eben darin eine Bewährung seiner eisernen Willenskraft. Die Folge davon war, daß Moltke die geistige Selbständigkeit, die Initiative seiner Unterführer weckte, während Benedek sie erstickte.

Dieser Haltung Moltkes entsprach es, daß er in die Anmarschkämpfe, welche die beiden preußischen Heere bei dem Vormarsche zu ihrer Vereinigung durchzuführen hatten, kaum eingriff. Jedem ihrer Führer teilte er von Berlin aus genau mit, wo der andere soeben mit seinen Truppen stand; er sorgte für ihre Verbindungen rückwärts; kurz „seine Tätigkeit glich der Arbeit eines Ingenieurs, der bei Anlegung eines Tunnels den Berg von zwei Seiten her anbohren läßt: die beiden Arbeiterkolonnen müssen sich an einem vorher bestimmten Punkte treffen. Aber freilich, das österreichische Heer war keine tote Masse."[218]) Es ging bei weitem rascher von Olmütz nach Josefstadt vor, als sein bisheriges Verhalten erwarten ließ, und als Moltke vorausgesetzt hatte. Dieser merkte das sehr früh und schrieb schon am 23. Juni an Stülpnagel: „Die Österreicher sind in vollem Marsch nach Norden, es kommt darauf an, die Iser früher zu erreichen als sie. 100000 Mann mit dem Prinzen Friedrich Karl an der Spitze und einer Reserve von 50000 Mann einen Tagemarsch dahinter haben die größten Chancen des Sieges. Die ganze Zweite Armee rückt auf Arnau vor, so daß sie einen erheblichen, ich fürchte sogar allzu großen Teil der gegnerischen Kräfte auf sich ziehen wird. Nur ein kräftiges Vorgehen der Ersten Armee kann die Zweite degagieren." Trotzdem ging Friedrich Karl ziemlich lang-

ſam mit methodiſcher Bedächtigkeit vor. Als er am 26. vor der Iſerlinie erſchien, zogen ſich die dort ſtehenden 60000 Sachſen und Öſterreicher, Benedeks Befehlen entſprechend, fechtend hinter den Fluß zurück. Kaum aber war dieſer aufgegeben, als Benedek, der eben an jenem Tage in Joſefſtadt ankam, den Befehl ſandte, die Iſer um jeden Preis feſtzuhalten. Kronprinz Albert und Clam-Gallas verſuchten, die Stellung wieder zurückzugewinnen; doch das Gefecht von Podol lehrte ihnen, daß das nicht mehr möglich war.

Inzwiſchen rückte die Zweite preußiſche Armee aus Schleſien vor. Benedek ſtellt ihr die Armeekorps Ramming und Gablenz entgegen. Ramming gegenüber bricht Steinmetz durch das glorreiche Gefecht von Nachod in Böhmen ein; Gablenz aber wirft bei Trautenau das I. preußiſche Korps wieder hinter den Engpaß zurück, beides am 27. Juni. Tags darauf ſchlägt Steinmetz den Erzherzog Leopold bei Skalitz, 10 Kilometer vor dem öſterreichiſchen Hauptquartier Joſefſtadt, und die preußiſche Garde ſchlägt Gablenz bei Soor aufs Haupt. Ein wundervoller Tag dieſer 28. Juni! — Bis zu dieſem Augenblicke hatte Benedek den Gedanken feſtgehalten, ſich mit ſeiner Hauptmacht auf die Erſte preußiſche Armee zu werfen. Jetzt war das nicht mehr möglich. Der Kronprinz hatte die Verbindung zwiſchen den drei Kolonnen ſeines Heeres hergeſtellt; er konnte, wenn Benedek ſich wirklich gegen Friedrich Karl wendete, ihm unmittelbar in den Rücken fallen. Unter ſolchen Umſtänden zog ſich Benedek am 29. auf das weſtliche Ufer der Elbe in eine Verteidigungsſtellung bei Dubenetz zwiſchen Joſefſtadt und Königinhof zurück. Blumenthal wollte ihn hier ſofort angreifen; Moltke aber beſtand von Berlin her darauf, daß zur Hauptſchlacht auch die Erſte Armee unmittelbar

zur Stelle ſein müſſe. Es war befremdlich, daß ſie, die ſich doch in ſo viel günſtigerer Lage befand als die Zweite Armee, ihr Marſchziel noch nicht erreicht hatte. In der Morgenfrühe des 29. telegraphierte Moltke an Stülpnagel: „Der Kronprinz mit nur drei Korps hat die Gebirgsdefileen hinter ſich, das X., IV., VI. und VIII. öſterreichiſche Korps vor ſich, das II. in der linken Flanke. Es ſcheint mir durchaus nötig, daß die Zweite Armee ihn degagiert, welche, fünf Korps ſtark, nur dem I. und III. öſterreichiſchen und dem ſächſiſchen Korps gegenüber hält.“ Und kaum eine Stunde ſpäter richtete er an den Prinzen Friedrich Karl ſelbſt nachſtehendes Telegramm: „Seine Majeſtät erwarten, daß die Erſte Armee durch beſchleunigtes Vorrücken die Zweite degagiert, welche trotz einer Reihe ſiegreicher Gefechte dennoch ſich augenblicklich noch in einer ſchwierigen Lage befindet.“ Das half denn. Noch am 29. ſelbſt nahm der Prinz Gitſchin. Die dort geſchlagenen Auſtro-Sachſen zogen ſich hinter das öſterreichiſche Hauptheer auf Königgrätz zu, und eben dahin, auf das Gelände zwiſchen Elbe und Biſtritz, ging folgenden Tages auch Benedek zurück.

9.

Die Verwicklungen mit den Hannoveranern hatten die Anweſenheit des Königs in Berlin erfordert. Endlich am 29. morgens konnte er mit Moltke zum Heer aufbrechen, noch gerade rechtzeitig, um in entſcheidender Stunde das Zuſammenwirken der beiden großen böhmiſchen Armeen anzuordnen und an Ort und Stelle den Oberbefehl übernehmen zu können. Im Augenblick der Abreiſe kam die Meldung, daß die Zweite Armee in den Beſitz der oberen Elblinie gelangt ſei, und Moltke be-

fahl nun noch unterwegs, von Kohlfurt aus: „Die Zweite Armee hat sich am linken Ufer der oberen Elbe zu behaupten, ihr rechter Flügel bereit, sich dem linken der vormarschierenden Ersten Armee über Königinhof anzuschließen. — Die Erste rückt ohne Aufenthalt in der Richtung auf Königgrätz zu." Das war die Richtung eines etwaigen Rückzugs der Österreicher; empfanden sie diese bedroht und suchten sie durch einen Angriff auf Friedrich Karl zu schützen, so konnte sie gleichzeitig ein Angriff des Kronprinzen im Rücken oder in der rechten Flanke treffen. In dem Kohlfurter Telegramm steckt also schon der Keim der Schlachtanordnung von Königgrätz. In der Tat war der Augenblick gekommen, in welchem die so viel gepriesene Stellung auf der ‚inneren Linie' allemal ihre schwache Seite zeigen wird. Moltke hat sich darüber ebenso einfach als gründlich ausgesprochen. Er sagt:[219]) „Um die Vorteile der inneren Operationslinie auszunutzen, muß man notwendig so viel Raum haben, daß man dem einen Gegner auf mehrere Märsche entgegenrücken kann und Zeit behält, sich sodann erst dem anderen zuzuwenden. Wird dieser Raum wesentlich verengt, so entsteht die Gefahr, daß man es mit beiden zugleich zu tun bekommt. Eine Armee, die auf dem Schlachtfelde in Front und Flanke angegriffen wird, steht auch auf der inneren Operationslinie; aber der strategische Vorteil ist in den taktischen Nachteil umgeschlagen. — Ließ man die Preußen bis an Elbe und Iser vordringen, fielen einzelne Defileen dieser Abschnitte in ihre Hände, so war es offenbar sehr bedenklich, sich zwischen beide Heere hineinzuschieben. Man lief dann Gefahr, indem man die eine angriff, selbst von der anderen im Rücken angegriffen zu werden."

Der König ging am 1. Juli nach Schloß Sichrow

und am 2. vormittags nach Gitschin, wohin Moltke mit dem Generalquartiermeister v. Podbielski und dem Major Grafen Wartensleben bereits am Abend des 1. vorausgeeilt war, um sich mit den Generalstabschefs der beiden Armeen zu besprechen. Genaue Nachrichten vom Feinde hatte man leider nicht, da der Erkundungsdienst in diesem Feldzuge (übrigens zum Teil auch später in Frankreich) keineswegs berechtigten Wünschen entsprach, weil die Reiterei nicht richtig verwendet wurde. „Im Hauptquartier des Königs zu Gitschin," so berichtet Moltke selbst,[220]) „fehlten sonach sichere Nachrichten. Man vermutete das Gros des feindlichen Heeres noch im Anmarsche, und daß es sich in einer Stellung, die Elbe vor der Front, die Flügel an die Festungen Josefstadt-Königgrätz gelehnt, versammeln werde. — Dann gab es nur zwei Wege: entweder mußte diese überaus starke Stellung umgangen oder in der Front angegriffen werden. Ersteren Falles bedrohte man von Pardubitz aus allerdings die Verbindungen des österreichischen Heeres so ernstlich, daß es sich vielleicht zum Rückzug entschloß. Zur Sicherung dieses Abmarsches (nach Pardubitz) mußte aber dann unsere Zweite Armee die Erste ablösen und auf das rechte (westliche) Ufer der Elbe übertreten. Dennoch konnte der Flankenmarsch der letzteren leicht gestört werden, wenn genügende Flußübergänge vorbereitet waren. — Im anderen Fall stand ein Erfolg nur zu erwarten, wenn mit dem frontalen Angriff der Ersten Armee ein Vorgehen der Zweiten gegen den rechten Flügel der feindlichen Stellung verbunden wurde. Dazu mußte dann wiederum die Zweite Armee am linken Ufer verbleiben. — Die absichtlich noch beibehaltene Trennung beider Armeen ermöglichte, die eine wie die andere Maßregel zu ergreifen; aber mir lag die schwere Verantwortung ob, Seiner Maje-

stät vorzuschlagen, welche. — Um zunächst noch beide Wege offen zu halten, wurde angeordnet, daß General v. Herwarth (Elbarmee) Pardubitz besetzen, der Kronprinz, am linken Ufer der Elbe verbleibend, diesen Fluß, sowie Aupa und Mettau rekognoszieren und die Schwierigkeiten beseitigen sollte, welche in der einen oder anderen Richtung einem Überschreiten entgegenstehen möchten. Prinz Friedrich Karl endlich erhielt, ebenfalls schon am 2. Juli, Befehl, falls sich größere Streitkräfte vorwärts der Elbe (also vor Königgrätz) befänden, diese unverzüglich anzugreifen. — Aber noch am Abend dieses Tages wurde dem Prinzen bekannt, daß das ganze österreichische Heer an der Bistritz aufmarschiert stehe, und der erhaltenen Weisung entsprechend, ordnete er alsbald die Versammlung der Ersten und der Elbarmee, nahe dem Feinde gegenüber, in aller Frühe des folgenden Morgens an.

„Mit der Meldung über die Stellung der Österreicher traf abends 11 Uhr General v. Voigts-Rhetz in Gitschin beim Könige ein, welcher ihn zu mir herüberschickte.[221]) Diese Nachricht beseitigte alle Zweifel und nahm mir einen Stein vom Herzen. Mit einem ‚Gott sei Dank!' sprang ich aus dem Bett*) und eilte sogleich zum König, der am Marktplatz gegenüber wohnte. Auch Se. Majestät hatte sich auf seinem niedrigen Feldbett bereits zur Ruhe gelegt. Er erklärte sich nach meiner Auseinandersetzung der Sachlage völlig einverstanden, am folgenden

*) „Nichts war mir erwünschter als dies freundliche Entgegenkommen der Österreicher und ihr Vorgehen aus dem starken Abschnitt" schrieb Moltke am 4. Juli seiner Gemahlin. Er glaubte also auch nach der Schlacht noch, daß Benedek ursprünglich zwischen Josefstadt und Königgrätz gestanden hatte.

Tage mit Heranziehung aller drei Armeen die Schlacht zu schlagen (die feindliche Armee gegen die Elbe zu werfen, sie von den beiden befestigten Übergängen abzuschneiden, und wenn möglich ganz zu vernichten). Er befahl mir, die nötigen Ordres an den Kronprinzen zu erlassen, welcher nunmehr die Elbe zu überschreiten hatte. Die ganze Verhandlung mit Sr. Majestät wird kaum mehr als zehn Minuten gedauert haben. Das ist der ‚Kriegsrat' von Königgrätz."

„General v. Podbielski und Major Graf Wartensleben lagen mit mir in demselben Quartier. Die Befehle an die Zweite Armee wurden sogleich aufgesetzt und schon um Mitternacht in doppelter Ausfertigung auf zwei verschiedenen Wegen abgeschickt. Die eine, welche Voigts-Rhetz mitnahm, gab dem Prinzen Friedrich Karl Kenntnis von allem Angeordneten; die andere ging direkt nach Königinhof zum Kronprinzen. Auf seinem nächtlichen Ritt von über sechs Meilen mußte der Überbringer, Oberstleutnant Graf Finckenstein, den Rayon des am weitesten zurückstehenden I. Armeekorps passieren. Er übergab dem Vorpostenkommandeur ein besonderes Schreiben zur sofortigen Beförderung an den kommandierenden General, welches die unverzügliche Versammlung seiner Truppen befahl und ein selbständiges Vorgehen auch noch *vor* Eintreffen von Befehlen aus Königinhof anheimstellte."

„Die Stellung der Österreicher am 3. Juli hatte kaum mehr als eine Meile Front. Gegen sie rückten unsere drei Armeen aus einem Kreisbogen von fünf Meilen Erstreckung *umfassend* heran. Aber während im Zentrum die Erste Armee mit dem IV. und II. Korps schon bei Tagesanbruch dicht vor dem Feinde stand, hatte auf dem rechten Flügel General v. Herwarth von Smidar aus

auf schlechten Wegen und bei nächtlichem Dunkel über zwei Meilen bis an die Bistritz zu marschieren; auf dem linken hingegen konnte der Befehl aus dem Hauptquartier nicht vor 4 Uhr früh beim Kronprinzen eingetroffen sein. Es war daher geboten, mit dem Zentrum ein mehrstündiges, hinhaltendes Gefecht zu führen. Vor allem mußte hier einer etwaigen Offensive des Feindes begegnet werden, und dafür standen auch noch das ganze III. und das Kavalleriekorps bereit; aber die Schlacht entscheiden konnte nur der doppelte Flankenangriff beider Flügelarmeen.

„Mit meinen Offizieren war ich frühzeitig nach der Höhe vor Sadowa aufgebrochen, und um 8 Uhr traf dort auch der König ein. Es war ein trüber Morgen, und von Zeit zu Zeit fiel ein feiner Sprühregen. Die Fernsicht war beschränkt; indes sah man zur Rechten an den weißen Streifen des Pulverdampfes, daß die Spitzen der Ersten Armee weithin vor den Dörfern an der Bistritz im Gefecht standen. Zur Linken, im Swipwalde, hörte man lebhaftes Schützenfeuer. Hinter dem Könige hielten außer seinem Stabe die fürstlichen Gäste mit ihrem zahlreichen Gefolge von Adjutanten, Reitknechten und Handpferden, eine Gruppe in Stärke von zwei Schwadronen. Eine österreichische Batterie schien dieselbe zum Zielpunkte zu nehmen und veranlaßte einen Stellungswechsel mit verminderter Umgebung.

„Ich ritt bald darauf mit Graf Wartensleben durch das bereits vom Feinde geräumte Sadowa. Hinter dem Walde hatte die Avantgarde der 8. Division unter dem Schutze der vorgeschobenen Tirailleure die Gewehre zusammengesetzt; aber zahlreiche Granaten einer großen Batterie schlugen dort ein. Beim weiteren Vorreiten auf der Chaussee bewunderten wir die Seelenruhe eines mäch-

tigen Ochsen, der unbekümmert um die Geschosse vorschritt und entschlossen schien, die feindliche Stellung zu durchbrechen. — Die gewaltige Geschützreihe der österreichischen Artillerie dem Walde gegenüber verhinderte jedes Vorbrechen aus demselben, und es gelang mir, einen dazu bereits erteilten Befehl zu inhibieren." — Auch Graf Wartensleben hat über diesen Ritt berichtet:[222]) „Wir fanden das Gehölz jenseits Sadowa von unseren Truppen besetzt, aber dies ganze Gelände unter heftigem feindlichem Geschützfeuer. Unaufhörlich schlugen die Granaten ein und zersplitterten neben uns die Bäume. Ein Vordringen auf der Chaussee über den jenseitigen Waldrand hinaus erwies sich gegenüber der großen österreichischen Batterie vor Lipa und Langenhof als unausführbar. Als wir etwa in der letzten Vormittagsstunde zum Standpunkte des königlichen Hauptquartiers zurückkehrten, war hier inzwischen die Meldung eingetroffen, daß die kronprinzliche Armee in Anmarsch gegen die rechte feindliche Flanke begriffen sei. Konnte auch eine Wirkung davon jetzt noch nicht bemerkbar werden, so veranlaßte es doch den General Moltke, mir einen Befehl an General Herwarth zu diktieren, welcher ihm, ‚da der Feind durch den Kronprinzen von Josefstadt abgeschnitten sei', einen kräftigen Vorstoß anbefahl, um auch den Rückzug nach Königgrätz zu verlegen. — Wieder verging eine geraume Zeit, und noch immer war vom Kronprinzen nichts bemerkbar. Schon verbreitete sich eine bedenkliche Stimmung in der königlichen Umgebung, wobei aber General Moltke und der Generalquartiermeister fortgesetzt eine ruhige Miene bewahrten und Fragenden immer nur zuversichtliche Antworten gaben." Auf diese Zeit beziehen sich folgende Bemerkungen Moltkes: „Die Schlacht war zum Stehen gekommen ... Seit fünf Stunden standen die Truppen

im lebhaften Feuer des Feindes ohne Verpflegung, da zum Kochen keine Zeit. Einiger Zweifel über den Ausfall der Schlacht mochte sich bei manchem regen, vielleicht auch bei Graf Bismarck, als er mir seine Zigarrentasche anbot. Wie ich später erfahren, hat er es für ein gutes Zeichen gehalten, daß ich ihm von zwei Zigarren kaltblütig die beste wegnahm. — Der König fragte mich um diese Zeit, was ich von dem Verlaufe des Gefechtes halte. Ich erwiderte: ‚Euere Majestät gewinnen heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug!‘“

Wartensleben berichtet fortfahrend: „Es handelte sich in der Front jetzt nur darum, das bereits Gewonnene festzuhalten. Offensivstöße wären unrichtig gewesen; denn sie hätten im Falle des wahrscheinlichen Mißlingens die Verluste unnötig vermehrt und im Fall des Gelingens kein so großes Ergebnis erzielt, als bei schon eingetretener Flankenwirkung der kronprinzlichen Truppen. Fehlerhafterweise aber war allmählich (ich weiß nicht auf welchen Befehl) die Infanterie der 5. und 6. Division, also die ganze Infanteriereserve der Ersten Armee, über Sadowa vorgezogen worden, welche gegen etwaige feindliche Vorstöße eine weit günstigere Verwendung diesseits der Bistritz gefunden hätte. Jetzt, wo es einmal geschehen war, hielt man es in bezug auf die Moral der Truppen nicht für geraten, sie ohne sichtbaren Grund wieder zurückzuziehen. . . . Bald nach der Mittagsstunde kam mein Schwager, der Leutnant v. Podbielski, mit der Meldung, daß Prinz Friedrich Karl dem General Manstein befohlen habe, mit der 6. Division die feindliche Stellung vor seiner Front mit Sturm zu nehmen. Der König war augenblicklich nicht anwesend, die Gefahr einer in Betracht des Vorhergesagten nutzlosen Aufopferung

aber nur durch unmittelbaren Gegenbefehl abzuwenden. Ich ritt in Moltkes Auftrag dazu über Sadowa vor. Nachdem mein Schimmel mich schnell durch das zwischen den Gehölzen fortdauernde Granatfeuer getragen, fand ich den General Manstein auf einer Anhöhe, im Begriff, den erhaltenen Befehl auszuführen. Als ich nun die Sachlage dahin vortrug, daß es sich in der Front nur um Festhalten bis zur Ankunft der kronprinzlichen Armee handle, waren diese Gründe wohl einleuchtend genug; doch glaubte General Manstein nur einem eigenen Befehle des Königs oder des Prinzen Friedrich Karl gehorchen zu dürfen. Er sagte mir etwa: „Das ist alles sehr richtig, wer aber ist der General Moltke!?" — Er versprach mir indessen, den Angriff noch eine Viertelstunde aussetzen zu wollen, um mir Zeit zur Erwirkung des Gegenbefehls zu gewähren. Glücklicherweise fand ich mittels eiligen Rittes den Prinzen sehr bald in Sadowa, wo er meinem kurzen Vortrage sofort zustimmte."

„Um ½2 Uhr," so fährt Moltke fort, „erblickte man links auf der weithin sichtbaren und von einer Baumgruppe gekrönten Höhe, auf welche schon lange unser Augenmerk gerichtet gewesen, eine weiße Wolke. Es war noch nicht die Zweite Armee, aber das Feuer, welches auf sie gerichtet, verkündete ihren nahen Anmarsch. Der freudige Ruf: „Der Kronprinz kommt!" ging durch alle Reihen.... Die Fortschritte des Kronprinzen blieben unseren Blicken entzogen; aber um 3½ Uhr befahl der König das Vorgehen nun auch der Ersten Armee. Als wir aus dem Walde von Sadowa ins Freie hinaustraten, fanden wir zwar noch einen Teil der großen Batterie, welche so lange das Debouchieren hier verhindert hatte; aber Pferde und Mannschaften lagen neben den zertrüm-

merten Geſchützen hingeſtreckt. Sonſt war auf weite Entfernung nichts mehr vom Feinde zu erblicken. — Der Rückzug der Öſterreicher aus der von zwei Seiten umklammerten Stellung war unvermeidlich geworden und auch ſchon vor geraumer Zeit angetreten. Ihre treffliche Artillerie, welche bis zum letzten Augenblicke feuernd ſtandhielt, hatte den Abzug verſchleiert und der Infanterie einen beträchtlichen Vorſprung verſchafft. — Das Überſchreiten der Biſtritz verzögerte das Vorgehen beſonders der Kavallerie, ſo daß nur vereinzelte Abteilungen noch an den Feind gerieten. — In ſcharfem Tempo ritten wir über das weite Schlachtfeld, ohne uns allzuviel nach den Greueln umzuſehen, die es darbot. Am Ende desſelben fanden wir dann unſere drei Armeen, welche ſich ſchließlich aus den verſchiedenen Richtungen auf engem Raume durchdrungen und untereinander gemiſcht hatten. Es brauchte 24 Stunden, um ſie zu entwirren und die Verbände wiederherzuſtellen; eine augenblickliche Verfolgung war unmöglich, aber der Sieg auch ſo ein vollſtändiger."

Graf Wartensleben berichtet über dieſen Ritt: „Mit General Moltke und meinem Schwiegervater (dem Generalquartiermeiſter v. Podbielski) ritt ich nun nach Langenhof vor, aus welchem Dorfe wir noch Gewehrfeuer erhielten, während rechts von uns preußiſche Batterien gegen feindliche Artillerie im Feuer ſtanden. Bald darauf befanden wir uns in den ſich ſammelnden Schwärmen unſerer Kavallerie, welche ſoeben bei Streſetitz das ſiegreiche Reitergefecht beſtanden hatte. Vom Feinde ſah man in ſüdlicher Richtung eilig abziehende, aber noch nicht aufgelöſte Infanteriekolonnen in verhältnismäßig geringer Zahl. Wir fragten uns deshalb, wohin denn die feindliche Armee ſo ſchnell verſchwunden wäre, und es

entstand wieder die Besorgnis, wir könnten nur einen Teil davon vor uns gehabt haben. — Es sei hier gleich bemerkt, daß der Eindruck ein anderer gewesen sein würde, wenn wir, statt die Chaussee vor Lipa zu schneiden, ihr über Lipa und Rosberitz gefolgt wären. Hier fand gerade jetzt, uns durch die Wellen des Geländes entzogen, der Hauptrückzug des Feindes in aufgelöster Ordnung statt, wovon wir noch drei Tage später auf der Fahrt nach Pardubitz die deutlichen Spuren fanden. Es war das da, wo dem Gardekorps, noch mehr aber dem auf unserem äußersten linken Flügel kämpfenden VI. Korps die Haupttrophäen des Sieges zufielen. — Von Langenhof aus ritten wir in der Richtung auf Stößer vor.... Hier mußte, unserer Meinung zufolge, die feindliche Arrieregardenstellung bald von der Elbarmee bedroht und angegriffen werden, welche letztere wir, dem früher [S. 414] erwähnten Befehle gemäß, in dieser Richtung im Vormarsch glaubten.... General v. Herwarth aber hatte sich nicht gegen die feindliche Rückzugsflanke, sondern gegen die Flanke der feindlichen Stellung gewendet, um die Erste Armee wirksamer zu unterstützen.... Abgesehen von dem Geschützkampf mit feindlichen Batterien hinter dem langgestreckten Dorfe Stößer war nun zwischen 6 und 7 Uhr abends das Feuer auf der ganzen Linie verstummt. Wir wußten den Feind geschlagen und in vollem Rückzuge; wir wußten aber noch nicht sicher, daß die ganze feindliche Armee uns gegenüber gestanden hatte, und welche ungeheuren Trophäen an Geschützen und Gefangenen ihr abgenommen waren. Unter dieser Anschauung diktierte mir General Moltke einen kurzen, sogleich ausgegebenen Befehl an beide Armee-Oberkommandos, wonach morgen die Truppen im wesentlichen ruhen, die Elbarmee aber noch heute die Verfolgung des Feindes

auf Pardubitz fortsetzen sollte. Lag diesem Befehle eine nicht zutreffende Auffassung sowohl über den damaligen Stand der Elbarmee als auch über die Hauptrichtung des feindlichen Rückzuges zugrunde, so scheint es doch, daß wenigstens die frischeren Truppen, z. B. die 16. Division und die Kavallerie der Elbarmee, denjenigen Teil, der wirklich auf Pardubitz abzog, noch erheblich hätte belästigen können, was aber so gut wie gar nicht geschah.[223])

„Die Dämmerung brach über dem Schlachtfelde ein. Überzeugt, daß wir wenige Tage später noch eine zweite entscheidende Schlacht zu bestehen haben würden, ritten wir langsam über Langenhof zurück." Bei Sadowa wartete man auf den König. Aus dieser Zeit des Harrens hat ein Johanniterritter folgende sehr bemerkenswerte Äußerung aufbewahrt: [224]) „Moltke trat zu uns heran, und er, den man ‚den Schweigsamen' nennt, war, wohl durch die Höhe der Situation erregt, lebendig und mitteilsam. „Ich bin," sagte er unter anderem, „mit den Erfolgen der Schlacht nicht vollkommen zufrieden. Ich hätte gewünscht, die Österreicher wären hier bei Sadowa vorgedrungen; dann hätten wir sie vollständig wie in einer Mausefalle gehabt!" In der Tat: dann würde der Kronprinz ihnen den Rückzug nach Königgrätz abgeschnitten haben!

Man sieht, wie im Geiste des leitenden Strategen von Anfang an, und weder durch die Verzögerung noch durch die gewaltigen Eindrücke der Schlacht beirrt, der Gedanke jener großartigen Flankenbewegung als Grundmotiv des Schlachtplans festgestanden hat, und daß es trotz aller Erfolge sein kriegskünstlerisches Empfinden kränkte, daß der Gedanke nicht noch reiner, noch vollkommener in die Entscheidung getreten war.[225])

Der König nahm Nachtquartier in Horsitz. Moltke

mußte mit ſeiner nächſten Umgebung noch 5 Meilen weit nach Gitſchin zurückfahren, wo ſich die Bureaus befanden. Er ſagt: „Wir waren am Morgen um 4 Uhr von dort ausgerückt und dann 14 Stunden im Sattel geblieben. Bei dem plötzlichen Aufbruch hatte niemand daran gedacht, Lebensmittel mitzunehmen. Mir ſchenkte ein Ulan vom 2. Regiment ein Stückchen Wurſt; Brot hatte er ſelbſt nicht. . . . Erſt nach Mitternacht erreichten wir das Quartier. Zu eſſen gab es dort um dieſe Stunde auch nicht; aber ich war auch ſo erſchöpft, daß ich mich, wie ich war, in Überrock und Schärpe auf mein Lager warf und ſofort einſchlief. Am folgenden Morgen mußten indes neue Befehle aufgeſetzt und Sr. Majeſtät in Horſitz unterbreitet werden.“ Wartensleben vervollſtändigt dieſe Schilderung durch die Bemerkung: „General Moltke fieberte in der Nacht, erholte ſich aber nach ſtarkem Schweiß.“ Schon am folgenden Tage fand er Zeit, ſeiner Gattin einen ausführlichen Bericht über die Schlacht zu ſchreiben, und zwar von Horſitz aus, wo das Hauptquartier während des 4. und 5. Juli verblieb.

10.

Am 6. Juli war die Armee in der Linie Pardubitz-Chlumetz aufmarſchiert, und nun gab Moltke die Befehle für den Vormarſch nach Mähren. Er ſelbſt ging zunächſt mit dem Hauptquartier nach Pardubitz. Man fuhr dicht an Königgrätz vorüber und gewann ein erſchütterndes Bild von der Bedrängnis, in welcher ſich hier das fliehende Heer befunden haben mußte. „Auf der Weiterfahrt,“ berichtet er an Frau von Moltke,[226]) „kamen wir zwiſchen den Proviant- und Munitionskolonnen ſchön ins Gedränge, welche meilenweit in zwei oder drei Reihen

auf der Chaussee fuhren. Mein Wagen wurde aufgefahren, die Deichsel gebrochen. Ich kam zu Fuß eine Stunde früher nach Pardubitz. Die Elbbrücke war abgebrannt und rauchte noch; aber schon lagen zwei Pontonbrücken daneben über den Fluß. Die Stadt ist sehr eigentümlich, eine Art Festung. Auf dem hübschen, altertümlichen Marktplatz, der mit Stroh bedeckt war, biwakierte das 1. Bataillon 1. Garde-Regiments." Es gab die Ehrenwache des Königs ab. „Mit welchen Gefühlen," sagt Wartensleben, „mochte unser Kriegsherr heute in Pardubitz diese Front entlang gehen, nachdem er sie zuletzt vielleicht am ‚langen Stall' zu Potsdam hatte vorbeimarschieren lassen!" Am 8. berichtet Moltke: „Nichts Neues, als daß General Gablenz heut zum zweiten Male hier mit seinen Waffenstillstandswünschen abgewiesen ist. Er hat den König gar nicht gesehen, sondern ich habe ihn abgefertigt."

Weniger leicht abzufertigen aber war leider die sich schon jetzt fühlbar machende Einwirkung der französischen Politik. Noch am 8. Juli telegraphierte Moltke an den General v. Falckenstein: „Euer Exzellenz Aufgabe ist, eine Schlacht zu gewinnen.... Wir können nur wünschen, die bayerische Armee irgendwo versammelt zu finden, um sie anzugreifen. Vor Nürnberg muß sie sich stellen. Die Länder nördlich des Mains fallen uns zu, ohne daß wir hineingehen." Tags darauf aber schon mußte er diesen Befehl widerrufen, da Bismarck eine andere Ansicht beim Könige durchsetzte. Er drahtete am 9.: „Französische Vermittlung wahrscheinlich nicht zu vermeiden. Daher faktische Okkupation der Länder nördlich des Mains für voraussichtliche Verhandlungen auf status quo jetzt politisch wichtig." Moltke war durch dies Eingreifen sehr unangenehm berührt; denn das bis-

her so erfolgreiche Operieren der Mainarmee auf ‚innerer Linie' zwischen getrennten Gegnern hatte damit ein Ende — ein Ergebnis, welches den errungenen taktischen Erfolgen nicht entsprach. Bei Wiederaufnahme des Kampfes nach dem 20. Juli hatte die Mainarmee einen in seiner Vereinigung erheblich stärkeren Feind zu bekämpfen. — Ebensowenig entsprach es Moltkes Wünschen, daß Falckenstein bald darauf vom Oberkommando der Mainarmee abberufen wurde.

Übel vermerkt wurde von den Kriegsgästen die Schweigsamkeit des Generalstabs. „Man erfährt aber auch gar nichts," beklagte sich einmal einer der Herren bei Moltke, der darauf lächelnd erwiderte: „Ich danke Ihnen namens meiner Offiziere; es ist das beste Kompliment, welches dem Generalstabe gemacht werden kann." — Von Pardubitz ging es nach Zwittau. Über seinen Körperzustand schrieb Moltke von dort: „Ich komme wenig zum Reiten, befinde mich aber sehr gut und bekümmere mich nicht mehr um den Schwindel, den ich freilich nicht los werde." Zur Sicherung des königlichen Hauptquartiers in Zittau war die Brigade Pape des I. Armeekorps zurückgeblieben; außerdem diente die ein Bataillon und 200 Pferde starke Stabswache zur Bedeckung, was vollständig ausreichend erschien. „Das immer mehr hervortretende Vertrauen des Königs zu Moltkes militärischen Anordnungen," berichtet Graf Wartensleben, „war indessen damals noch nicht allgemein. Denn ungeachtet unserer beruhigenden Angaben über die getroffenen Sicherheitsmaßregeln herrschte am Nachmittage des 10. große Besorgnis im Hofstaate. Sogar hochgestellte Offiziere gingen persönlich zum Rekognoszieren vor, trafen dann jedesmal sehr bald auf die biwakierende Brigade Pape und kehrten nun erst mit zufriedenstellendem Berichte

heim. Einen Gegensatz zu dieser bei aller guten Absicht doch übergroßen Sorge bildete Moltkes Harmlosigkeit, welcher, meist nur von Podbielski, mir und seinem westfälischen Kutscher begleitet, umherstreifte, als seien wir friedliche Touristen und kein Feind mehr im Lande. Diese Gemütlichkeit erinnerte mich lebhaft an unsere Ausflüge in Jütland im Sommer 1864, z. B. nach Kap Skagen." Moltke war, namentlich im Interesse der Verpflegung der Armee, auf das eifrigste mit Herstellung der rückwärtigen Eisenbahnverbindungen beschäftigt. Hocherfreut schreibt er am 12. Juli: „In Prag haben wir 30 Lokomotiven und etwa 1000 Waggons gefunden, ein nicht zu berechnender Vorteil für die Verpflegung der Truppen." Tags darauf ging das Hauptquartier nach Brünn. „Hier hat der aus dem Reichstage bekannte Bürgermeister Dr. Giskra die verständigsten Anordnungen für 45000 Mann Einquartierung mit Verpflegung beim Wirt getroffen, ebenso im Interesse der Stadt wie in unserem. Alles wimmelt von Soldaten, die seit langen Tagen zum erstenmal ein Dach über sich haben; alles macht vergnügte Gesichter. . . . Die Erste Armee ist seit der Schlacht in 11 Tagen über 30 Meilen marschiert, und wie schritten die Burschе heute hinter ihren wirbelnden Trommeln geschlossen einher! Ich bewohne die Prachtzimmer im Palast Mitrowski, wo der ganze Generalstab untergebracht ist, so daß ich alles zur Hand habe. Soeben reist Benedetti von hier über Wien nach Paris. Nichts von Waffenruhe! Erst politische Vorschläge, und die sind noch nicht gemacht. . . . Es kommt mir manchmal unfaßlich vor, daß ich erst seit 14 Tagen aus Berlin bin. Was ist alles seitdem vorgefallen und wie hat die Weltlage sich umgestaltet. Gott der Herr möge ferner gnädig sein: Er hat unsere Sache sichtlich in Schutz genommen, und

ich glaube, daß es Sein Wille ist, daß Deutschland unter Preußen zur Einheit gelangt!"

Wie man damals in der nächsten Umgebung des Königs über Moltke dachte, zeigt eine Briefstelle des Generaladjutanten v. Boyen aus Brünn[227]): „Die Geschicklichkeit unserer militärischen Entwürfe konnte niemand bisher genug rühmen, und solch Vertrauen in die oberste Leitung ist für eine Armee unbezahlbar. Alle Linien wurden mit großer Kühnheit und vorsichtiger Berechnung gezogen, den beiden Lebensadern des Soldaten, und Moltkes Verdienste sind in dieser Beziehung außerordentlich. Selbst in der Beurteilung der politischen Situation halte ich seinen Kopf für feiner als den Bismarcks, wenn ich auch des letzteren Konduite in diesem Augenblick auf allen Punkten in vollem Maße anerkenne."

Da die österreichische Nordarmee sich in Olmütz durchaus untätig verhielt, andererseits ein Angriff auf ihr verschanztes Lager wenig Aussicht auf Erfolg bot, so war eine Entscheidung des Feldzuges offenbar nur durch weiteres Vorrücken auf Wien herbeizuführen. Dabei kam es darauf an, den Raum zwischen der Thaya und der Donau möglichst schnell zurückzulegen und die Mittel zur Überschreitung des großen Stromes bereitzustellen. Damit beschäftigen sich ein Teil der von Moltke in Brünn gegebenen Befehle. Als dann der Abmarsch der Österreicher von Olmütz nach Prerau begann, ging Moltke auf den Vorschlag Blumenthals ein, Olmütz gegenüber nur das I. Armeekorps stehen zu lassen, mit dem V. Korps und der Kavalleriedivision dem Feinde zu folgen und dabei, je nach Umständen, über die March vorzustoßen,

während die Garde und das VI. Korps vereint mit der Ersten Armee auf Wien marschierten. Da aber die feindliche Nordarmee durch die Kleinen Karpathen abzog, so verzichtete man darauf, ihr auf diesem Umwege zu folgen, beschloß vielmehr, die kürzeste Richtung nach der Donau einzuschlagen, diesen Strom unterhalb Wiens zu überschreiten und so die Armee Benedeks von den Streitkräften zu trennen, welche aus Italien zum Schutze der Hauptstadt herangezogen wurden. Die betreffenden Befehle erließ Moltke am 17. und 18. Juli von Nikolsburg aus. Ebendort wurden auch die Vorbereitungen gegen einen etwaigen Vorstoß der Österreicher aus den Schanzen von Florisdorf getroffen und die für den Donauübergang bei Preßburg erwogen. — Den Gedanken, statt unmittelbar auf die feste Stellung von Florisdorf loszugehen, diese in ihrer rechten Flanke bei Preßburg zu umgehen, hat Bismarck sich selbst zugesprochen, und eine private Äußerung des Königs hat diesen Anspruch bestätigt. Überaus unwahrscheinlich aber ist es, daß Bismarck allein diesen Gedanken gehabt und ihn Moltke erst eingeflößt habe. Denn ein solches Umfassungsverfahren ist ja so vollkommen echt Moltkesch, daß es fast unmöglich erscheint, der General habe es diesmal außer acht gelassen. Die ‚Militärische Korrespondenz' läßt hier im Stiche; offenbar sind die entscheidenden Erwägungen mündlich angestellt worden, und auch aus der Reihenfolge der Befehle läßt sich kein bestimmter Schluß ziehen. Der Erlaß vom 17. Juli sagt nur: „Se. Majestät der König beabsichtigen im allgemeinen den Vormarsch gegen die Donau, wobei indessen die Richtung auf Wien oder auf Preßburg noch vorbehalten bleibt." Vermutlich sind die Dinge so verlaufen, daß Bismarck dem Könige auf eigene Hand den Vorschlag zuerst, und zwar

zu einer Zeit gemacht hat, wo Moltke ihn noch nicht aussprechen wollte. Aus einem solchen Verhalten würde sich auch die Verstimmung des Generalstabs gegen Bismarck erklären, die in dem Vorwurfe unbefugten Eingreifens in strategische Maßnahmen gipfelte und die dazu führte, daß der Ministerpräsident im Jahre 1870 nicht mehr zu dem täglichen Vortrage zugezogen wurde, welchen der Chef des Generalstabs dem Könige hielt.

Inzwischen fanden Verhandlungen über eine fünftägige Waffenruhe statt, deren Abschluß am 21. Juli erfolgte. Offenbar wenig über diese diplomatische Wendung erfreut, schreibt Moltke: „Fünftägiger Waffenstillstand, da unsere Truppen auf 2 Meilen vor Wien stehen und sich den Stefan ansehen!" — Am 23. begannen dann die Friedensunterhandlungen, deren militärischen Teile Moltke führte. Drei Tage später schreibt er der Gattin: „Soeben sind die Präliminarien zwischen Bismarck und Karoly, die Waffenstillstands-Konventionen von mir und Degenfeld gezeichnet. Die Ratifikation muß bis übermorgen erfolgen; dann Verhandlungen des definitiven Friedens unter Bedingungen, welche hoffentlich befriedigen werden. Danken wir Gott aus vollem Herzen! ... Von früh bis 5 Uhr abends in diplomatischen Verhandlungen und ganz Halali." Am 29. fügt er hinzu: „Liebe Marie. Am 5. oder 6. künftigen Monats komme ich mit Sr. Majestät nach Berlin zurück. .. Gestern bei Ratifikation der Präliminarien hat der König Roon und mir den Schwarzen Adlerorden verliehen, und was mir noch mehr Freude macht, ist, daß man ihn mir in der Armee allseitig zu gönnen scheint ... Der Kronprinz schickte mir heute seinen Stern, obwohl ich ihn anzulegen keine Veranlassung habe, da wir stets nur den Überrock tragen. Gestern hat der König sich mit seiner

Umgebung in der Schlacht zu Pferde photographieren laſſen; der Rappe kommt alſo auch auf das Bild; er ſtand exemplariſch ruhig."

Als am 4. Auguſt der König mit dem großen Hauptquartiere wieder in Berlin eintraf und auf dem Bahnhofe Frau v. Moltke bemerkte, ſchritt er auf ſie zu, reichte ihr beide Hände und ſprach tiefbewegt Worte der Anerkennung und des Dankes für die Verdienſte ihres Gatten.

11.

Auch nach der Heimkehr des Königs war die Ernte noch immer nicht ſicher eingebracht. Die Friedensverhandlungen mit Öſterreich gingen in Prag nur langſam, die mit den deutſchen Mittelſtaaten in Berlin um etwas ſchneller fort; die größten Schwierigkeiten aber erwuchſen aus der Haltung Frankreichs, welches Entſchädigungen dafür forderte, daß es den Machtzuwachs Preußens in Deutſchland geſtattete, Entſchädigungen in Geſtalt der Abtretung deutſchen Gebietes an Frankreich. Die damit heraufſteigende Gefahr eines neuen Krieges, und zwar eines Krieges gegen Frankreich und Öſterreich zugleich, bewog Moltke, am 8. Auguſt dem Miniſterpräſidenten Grafen Bismarck eine Denkſchrift über die militäriſche Lage zu überreichen, welcher er im Anſchreiben die Bemerkung vorausſchickte, daß nach ſeiner Berechnung Frankreich eine Operationsarmee von 250000 Mann nicht wohl früher als in 26 Tagen zwiſchen Metz und Straßburg verſammelt haben könne. Dann heißt es:[228])

„Es iſt offenbar von größter Wichtigkeit, ſobald wie möglich zu einem definitiven Abſchluß mit Öſterreich zu gelangen, um gegen Oſten und Weſten freie Hand zu haben, wenn unſere Nachbarn die Frucht eines ſiegreichen Feldzuges uns zu verkümmern ſuchen ſollten. Bei den Verhandlungen in Prag kann es daher

auf untergeordnete Bedingungen nicht ankommen, sondern wesentlich darauf, in kürzester Frist die in Böhmen und Mähren aufgestellten Truppen wieder verfügbar zu machen.

Am nächsten liegt wohl die Möglichkeit, daß Frankreich Gebietsabtretungen fordern könnte, welche unvereinbar wären mit der Preußen zugefallenen geschichtlichen Aufgabe, das ganze Deutschland zusammenzufassen und zu schützen, eine Aufgabe, zu deren Lösung der wichtigste Schritt eben jetzt getan ist.

Gegen eine solche Anmaßung Frankreichs würde der Krieg im ganzen außerösterreichischen Deutschland populär sein. Es kann kaum bezweifelt werden, daß gegen Preisgabe des größten Teiles oder selbst des ganzen von uns besetzten Gebietes südlich des Mains eine Allianz gegen Frankreich mit den süddeutschen Staaten zu erlangen ist. Es würde in diesem Falle das neue Bundesverhältnis nicht bloß mit Nord-, sondern mit Ganzdeutschland ins Leben treten. Die süddeutschen Kontingente würden in ihrer gegenwärtigen Kriegsbereitschaft und derzeitigen Aufstellung binnen acht bis zehn Tagen in der Stärke von etwa 80 000 Mann bei Mannheim zu versammeln sein. In derselben Zeit würde unsere Mainarmee durch Fußmarsch, das zweite Reservekorps, je nachdem es vorläufig noch bei Nürnberg verbleibt oder schon jetzt nach Würzburg in Marsch gesetzt wird, mittelst Eisenbahn oder Fußmarsches sich um Mainz mit etwa 90 000 Mann konzentrieren. Keinesfalls kann Frankreich in so kurzer Zeit ein Offensivheer versammeln, welches stark genug wäre, diesen ersten Aufstellungen gegenüber den Rhein an irgend einem Punkte zu überschreiten; und wenn der Friede mit Österreich geschlossen, so ist es nur eine Frage der Zeit, wie schnell eine der französischen völlig gewachsene Truppenmacht im Westen konzentriert sein kann.

Die Bedingungen für einen Krieg des französischen Kaisertums gegen das siegreiche Preußen und das gesamte deutsche Volk eben in diesem Augenblick erscheinen so wenig günstig, daß derselbe wohl nicht gewagt werden wird, ohne daß eine Verständigung mit Österreich über Fortsetzung des Kampfes bereits stattgehabt hätte, welche dann freilich den Friedensschluß

vereiteln müßte. Es ist daher nötig, diese Eventualität vom militärischen Standpunkt ins Auge zu fassen. Da Italien vertragsmäßig nicht ohne uns Frieden schließen darf, so würde Österreich mindestens den größten Teil seiner Süd-Armee wieder jenseits der Alpen zurückführen müssen, wie dies auch jetzt schon geschehen zu sein scheint. Es könnten dann noch etwa 150 000 Mann an der Donau gegen uns aufgestellt bleiben, welche zum größten Teil schon durch die Gefechte im Juni und Juli dieses Jahres tief erschüttert sind.

Dennoch glaube ich nicht, daß wir bei gleichzeitigem Kriege mit Frankreich die Offensive gegen Wien fortsetzen dürfen, da diese, wenn sie nicht an der Donau zum Stehen kommen soll, unsere ganze Macht in Anspruch nimmt. Allerdings können wir in acht Tagen an der Thaya 160—180 000 Mann versammeln und damit voraussichtlich eine neue Schlacht gewinnen, wenn die Österreicher über die Donau vorgehen. Es ist aber nicht wahrscheinlich, daß sie dies tun, sondern sie werden definitiv hinter dem Strom abwarten, bis die französische Kooperation wirksam wird. Der Waffenstillstand ist auf vier Wochen ohne Kündigung abgeschlossen; diese Frist genügt für die französischen Rüstungen, und wenn zwar diese auf unserer Seite bereits vollendet sind, so bedürfen wir doch der Zeit, um unsere Heere von der Donau an den Rhein überzuführen.

Sollte daher Österreich bei den Verhandlungen in Prag unerwartete Schwierigkeiten erheben, so wird daraus auf ein Bündnis mit Frankreich zu schließen, unsere Militärmacht aber nicht in Böhmen zu verstärken, sondern sofort nach dem Rhein zu transportieren sein.

Vier Armeekorps, gegen 120 000 Mann, werden genügen, um in der Gegend von Prag eine auf das befestigte Dresden basierte Defensive erfolgreich durchzuführen.

Zwei Armeekorps mittelst Eisenbahn über Oderberg—Berlin—Köln, ein Armeekorps mittelst Eisenbahn über Dresden—Leipzig—Kassel, und die Elbarmee, das Bündnis mit Süddeutschland vorausgesetzt, auf den zwei Schienenwegen Eger—Würzburg—Frankfurt a. M. und Pilsen—Nürnberg—Stuttgart

—Bruchſal können, wenn die Transporte am 22. Auguſt beginnen, bis zum 9. September in der Stärke von 150 000 Mann bei Mainz und Mannheim eingetroffen ſein, wodurch dann die dortigen preußiſch-norddeutſchen Truppen auf eine Totalſtärke von 240 000 Mann gebracht ſein werden.

15 000 Mann Linientruppen würden für Mainz abzurechnen ſein, deſſen ausſchließlicher Beſitz in den Verhandlungen mit den Süddeutſchen vor allem geſichert werden muß, und noch ungefähr ebenſo viel Fortstruppen für Saarlouis, Koblenz, Köln, Weſel und Luxemburg.

Es verblieben dann noch über 200 000 Mann und mit Hinzurechnung der Süddeutſchen nahe an 300 000 Mann als Operationsarmee gegen Frankreich disponibel.

Bei Berechnung dieſer Reſultate liegen indeſſen folgende Vorausſetzungen mit zu Grunde:

a) daß Preußen das alleinige Beſatzungsrecht in Mainz ausübt, um dieſen Platz gegen jeden franzöſiſchen Handſtreich als geſichert anſehen zu können;

b) daß die Regierungen in Bayern, Württemberg, Baden und Heſſen-Darmſtadt ihre Eiſenbahnen und deren Material für die erwähnten Transporte der Elbarmee uns zur Verfügung ſtellen;

c) daß die bayeriſchen Truppen ſchon jetzt eine Aufſtellung etwa an der württembergiſchen Grenze nehmen, um in der Lage zu ſein, mittelſt Fußmarſches nach zehn Tagen am Rhein eintreffen zu können. Bei den übrigen ſüddeutſchen Kontingenten iſt, wenn ſie in ihren betreffenden heimatlichen Staaten ſtehen, auf ein ſolches Eintreffen innerhalb jener Friſt nur zu rechnen.

Es wird bei den Verhandlungen mit den ſüddeutſchen Staaten auf dieſe drei Punkte mit Bedacht genommen werden müſſen.

Es iſt nicht wahrſcheinlich, daß Frankreich ſeinen Angriff durch Belgien führen ſollte. Es würde dadurch in Konflikt mit England geraten und müßte ſich durch Beſetzung des Landes und von Antwerpen ſehr weſentlich ſchwächen.

Eine Invasion Süddeutschlands würde nicht direkt zum Ziel führen, da sie Preußen zunächst unerschüttert und ohnehin die deutschen Heere in der Flanke ließe. Ohne Zweifel würde das französische Angriffsheer zwischen Luxemburg und Rastatt hindurch direkt in das Ländergebiet eindringen, dessen Besitz es anstrebt. Unsere Rheinfestungen, deren sofortige Armierung selbstverständlich, sind daher zunächst nicht bedroht, und es dürfte gerechtfertigt sein, die gesamte Streitmacht, welche Deutschland gegen Frankreich aufbieten kann, zwischen Main und Neckar zu versammeln.

Sofern die Zeit zur Vereinigung derselben in der Pfalz nicht mehr gegeben ist, kann der Angriff hinter dem Rhein erwartet werden, denn die bloße Besetzung des linksrheinischen Landes sichert den Franzosen nicht den Besitz desselben. Sie werden sich der Notwendigkeit nicht enziehen können, den Strom angesichts des Verteidigers zu überschreiten, und müssen sich dabei durch Einschließung von Luxemburg, Saarlouis, durch Beobachtung gegen Koblenz, Mainz, Germersheim, Landau, Rastatt schwächen.

Im allgemeinen läßt sich daher übersehen, daß der Krieg gegen Österreich in dessen augenblicklicher Schwäche und Frankreich zugleich mehr in defensiver Weise zu führen sein wird, doch aber in Rücksicht auf die großen zu erreichenden Zwecke nicht zu scheuen ist. Selbst ein nicht überall ganz glücklicher Ausgang wird für alle Zukunft Deutschland um Preußen versammeln, während die freiwillige Abtretung auch des kleinsten deutschen Gebietes die künftige Führerschaft Preußens ausschlösse.

Gelingt es, den Frieden mit Österreich in den nächsten Tagen abzuschließen, so wird sicherlich Frankreich vorerst von allen Forderungen Abstand nehmen; es könnte keinen unglücklicheren Augenblick als den jetzigen zum Kriege wählen. Dann würde es darauf ankommen, Norddeutschland schnell zu konsolidieren, um späteren Gefahren von Westen und Osten her mit genügender Macht entgegenzutreten."

Frankreich trat sehr bald den diplomatischen Rückzug an, so daß es nicht notwendig wurde, die kühnen und doch so maßvollen Entwürfe Moltkes zu verwirklichen, die, wenngleich sie den Nachdruck auf die Verteidigung legen, diese doch unzweifelhaft sehr offensiv geführt haben würden. In seiner einfachen Größe ist dies Schriftstück für Moltke als Feldherrn und Staatsmann so bezeichnend, daß es unerläßlich schien, es nach seiner ganzen Ausdehnung wiederzugeben.

Mit welcher Bescheidenheit die berechtigte Genugtuung verbunden war, die den glücklichen Heerführer über den Verlauf des glorreichen Krieges erfüllte, zeigt der Schluß eines am 22. August an General v. Goeben gesandten Schreibens. Da sagt er: „Zu den allerdings kaum in solcher Ausdehnung zu erwartenden Erfolgen bei der überraschend kurzen Dauer unseres Feldzuges dürfen wir uns gegenseitig Glück wünschen. Die 13. Division unter Ihrer Führung hat einen so wesentlichen Anteil an dem Gelingen auf dem süddeutschen Schauplatz, daß die vaterländische und die Kriegsgeschichte davon zu berichten haben werden ... Von besonderem Wert ist es für mich, wenn Euere Exzellenz meinen Anteil an der Heeresleitung so freundlich beurteilen. Es ist mein stetes Bestreben gewesen, dahin zu wirken, daß nicht mehr befohlen wurde, als unumgänglich nötig, und daß die Führer nicht im freien Handeln beschränkt wurden. Eine nur nicht ganz fehlerhafte obere Leitung mußte solche Truppen wie die unseren notwendig zum Siege führen."

Nach dem Abschlusse des Friedens mit Österreich und Bayern ergingen am 25. August die Befehle für Rückbeförderung des Heeres, und am 20. September fand endlich der feierliche Einzug der Garde und der Vertreter

der anderen Korps in Berlin statt, worauf sich der letzte Befehl Moltkes in diesem großen Jahre bezieht.[229]) Es war eine sinnige Anordnung des Königs, daß er den Ministerpräsidenten, den Kriegsminister, Moltke und die beiden Generalstabschefs der I. und der II. Armee in einer Reihe unmittelbar vor sich den Zug eröffnen ließ. Moltke ritt also gerade in der Mitte dieses feierlichen Vortritts. Und er empfing an diesem Tage noch eine besondere Auszeichnung. Se. Majestät ernannte ihn zum Chef des Grenadierregiments Kolberg unter besonderem Hinweis auf seinen berühmten Vorgänger in dieser Stellung: Neidhardt von Gneisenau.

In der zweiten Hälfte des September ging Moltke mit seiner Gattin nach Ragaz, wo ihm die Bäder sehr gut taten. Sie trafen dort die Großfürstin Helene und deren höchst angenehmes Gefolge, so daß es an Umgang nicht fehlte, was bei den schon langen Abenden willkommen war. Dann siedelte man nach Ouchy und endlich nach Glion über, wo auch der Kriegsminister v. Roon nebst Familie weilt. Am 3. November berichtet Moltke über das dortige stillheitere Leben sehr zufrieden seinem Bruder Fritz. Dieser war damals eben aus dem Staatsdienste getreten und nach Lübeck gezogen. Der General stellt ihm dort für das nächste Jahr seinen Besuch in Aussicht und fügt hinzu: „Wie gern würde ich mich zu der Zeit auch zurückziehen; doch kommt es darauf an, ob die Verhältnisse es mir gestatten werden, meinen Abschied zu erbitten."

Mitte November ließ die Regierung, welche für die Verwundeten und die Hinterbliebenen bereits nach Kräften gesorgt, dem Landtage eine Vorlage zugehen, in welcher sie die Ermächtigung nachsuchte, 1½ Millionen Taler zu Nationalbelohnungen (Dotationen) an die Männer

zu verwenden, welche in hervorragender Weise zu dem glücklichen Ausgange des Krieges beigetragen hatten. Die Verwendung sollte der Bestimmung des Königs vorbehalten bleiben. Der Landtag nahm den Antrag im Abgeordnetenhause mit 219 gegen 80 Stimmen, im Herrenhause einmütig an; am 28. Dezember erfolgte die königliche Bestätigung, und zu den durch den öffentlichen Dank des Königs und des Volkes geehrten Männern gehörte auch Moltke.

Das Lebensalter, in welchem Moltke dazu gelangte, eine großartige Feldherrntätigkeit zu entfalten, ist fast unerhört hoch: 66 Jahre! Nur Radetzky und Blücher kommen ihm darin gleich, ja übertreffen ihn noch, da jener erst mit 81, dieser mit 71 Jahren zuerst eine große Armee befehligte. Beide hatten jedoch, als sie das Kommando des Heeres übernahmen, eine weit größere Kriegserfahrung als Moltke. Immerhin sind Radetzky, Blücher und Moltke außerordentliche Erscheinungen in der Kriegsgeschichte, deren größte Genien sonst fast sämtlich in jugendlicher Frische zur Macht gelangten. Noch nicht dreißig Lebensjahre zählten Alexander, Hannibal, Friedrich und Napoleon als sie zuerst ihre Heere zu glänzenden Siegen führten; es erscheint schon als eine Ausnahme, daß Cäsar erst mit 42 Jahren zur Heerführung kam. Der große Condé siegte bei Rocroi mit 22, Prinz Eugen bei Zenta mit 34 Jahren. — Männer, die, nachdem sie einmal in jüngeren Jahren zum Oberbefehl gelangt waren, ihn auch noch als Greise mit mehr oder minder großer Tüchtigkeit fortführten, sind natürlich nicht so selten wie diejenigen, welche ihn erst spät antraten. Prinz Eugen befehligte noch mit 72 Jahren am Rhein, freilich recht matt; Fürst Leopold von Anhalt-Dessau aber gewann im 70. Lebensjahre die Schlacht bei Kesselsdorf; Feldmarschall

Schwerin fiel 73 Jahre alt bei Prag mit der Fahne in der Hand. Gerade im brandenburgiſch-preußiſchen Heere ſind ſolche ſiegreichen Greiſe verhältnismäßig reich vertreten; mit mehr als 70 Jahren ſtanden ſie noch im Beſitz ausreichender Kraft des Körpers und des Willens und wurden von der Nation mit beſonderer Vorliebe betrachtet. Meiſt kennzeichnet ſie ſchon ihr Name: der alte Derfflinger, der alte Deſſauer, der alte Blücher; ihnen geſellte ſich nun glorreich ‚der alte Moltke‘ zu. Das ‚alt‘ aber iſt zugleich ein Koſewort im Munde unſeres Volkes.

Moltkes Meisterjahre

B

1867—1881

Moltkes Meiſterjahre

B

1867—1881

XIV.

Moltke im Zeitalter des französischen Krieges 1867—1871.

1.

Goethe hat den Satz aufgestellt: „Natur- und Kunstwerke lernt man nicht kennen, wenn sie fertig sind; man muß sie im Entstehen aufhaschen, um sie einigermaßen zu begreifen.“ Ein solches Kunstwerk ist auch der Krieg von 1870/71. Man muß es im Entstehen beobachten, wenn man es verstehen will. Zu dem Ende sind im vorigen Teile bereits die wichtigen Denkschriften und Vorarbeiten Moltkes mitgeteilt worden, welche sich auf einen höchst wahrscheinlichen Krieg mit Frankreich bezogen, und eben deshalb sind hier die drei Jahre von 1867 bis 1869 schon mit zum ‚Zeitalter des französischen Krieges‘ gerechnet worden; denn die Tätigkeit, welche damals diesseits und jenseits des Rheines entwickelt wurde, ist so bedeutungsvoll für das Entstehen des großen Kriegskunstwerks, daß es ohne ihre genaue Kenntnis überhaupt nicht begriffen werden könnte.

Die großen Erfolge unseres Heeres in Böhmen und Süddeutschland haben keinen der dort tätigen Generale verblendet, am wenigsten Moltke. Weit entfernt zu rasten,

wurde überall rüſtig weitergearbeitet, einſichtsvoll verbeſſert. Was den Generalſtab betrifft, ſo hatte ſich die Zahl der Offiziere desſelben ſchon 1864 als nicht ausreichend erwieſen. Damals waren nicht ganze Armeekorps planmäßig mobil gemacht, ſondern einzelne Diviſionen zu neuen Korpsverbänden zuſammengeſtoßen worden, und den dadurch erforderlichen Mehrbedarf hatte man aus dem Großen Generalſtabe gedeckt, deſſen ſonſtige Arbeiten darunter empfindlich litten. Ebenſo erwies ſich 1866 der Beſtand an Generalſtabsoffizieren als gar zu knapp. Die wiſſenſchaftlichen Arbeiten aber krankten von jeher an dem Übelſtande, daß, wenn ein Offizier ſich gründlich in ſeine Aufgabe hineingedacht hatte, er meiſt vor der Löſung zur Truppe verſetzt wurde, ſo daß die vorzüglichſten Anfänge immer wieder zu ‚ſchätzbarem Materiale‘ wurden. Infolgedeſſen beſchloß Moltke die Vermehrung ſeiner Offiziere und zugleich die Schöpfung eines ſogenannten ‚Nebenetats für wiſſenſchaftliche Zwecke‘,[230]) deſſen Mitglieder nicht zur Truppe zurückverſetzt werden ſollten, ſondern dauernd im Generalſtabe verblieben, ohne jedoch deſſen auszeichnende Uniform zu erhalten. Bei dieſer Gelegenheit wurde zugleich eine neue Abteilung eingerichtet: die ‚geographiſch-ſtatiſtiſche‘, an deren Spitze der ausgezeichnete Kartograph Emil v. Sydow trat. Die Kabinettsordre vom 31. Januar 1867 ſetzte daher einen Hauptetat von 88 und einen Nebenetat von 21 Offizieren feſt.

Am 12. Februar fanden die Wahlen zum norddeutſchen Reichstage ſtatt, und Moltke war ſehr geſpannt, welches Ergebnis dieſe erſte direkte Wahl haben würde. Er ſollte es ſogleich am eigenen Leibe erfahren. In Berlin waren er ſelbſt, Bismarck, Roon, Falckenſtein, Steinmetz und Herwarth zur Wahl geſtellt — ſie fielen

ſämtlich durch, und ebenſoviel Demokraten wurden gewählt. „Ich gönne das der Stadt Berlin!“ ſchrieb Moltke ſeinem Bruder Adolf. Indeſſen gaben ihm drei andere Wahlkreiſe (Memel-Heydekrug, Fürſtentum und Bitterfeld-Delitſch) ihre Stimmen, und der General nahm für Memel an, das er bis zu ſeinem Tode vertreten hat. — Am 24. Februar wurde der Reichstag eröffnet.

Seit dem Jahresbeginne traten die Abſichten Napoleons III. auf Luxemburg in den Vordergrund der politiſchen Angelegenheiten. Der niederländiſche König war bereit, ſein Großherzogtum an Frankreich abzutreten. Preußen hatte das Beſatzungsrecht in der Feſtung; da dieſe aber nun ſeit 1866 nicht mehr zum deutſchen Bunde gehörte, ſo war dies Recht allerdings beſtritten. Wollte man es aufrecht erhalten, ſo war das der Krieg mit Frankreich. Die Meinung des deutſchen Volkes, des Reichstages und des Königs war unbedingt gegen die Abtretung des deutſchen Landes; auch Bismarck wünſchte ſie zu vermeiden, zugleich aber auch den Krieg, und ſo ging ſeine Abſicht dahin, zur Beſchwichtigung der Franzoſen das Beſatzungsrecht aufzugeben und Luxemburg als ein neutrales Gebiet unter den Schutz Europas zu ſtellen. Dieſe rückſichtsvolle Friedenspolitik hielt Moltke für unangebracht; er wünſchte, daß Preußen für die Behauptung Luxemburgs das Schwert ziehe, hatte aber kein Recht, dem Könige einen dahin gehenden Vorſchlag zu machen; denn er war nicht politiſcher Berater der Krone und trat niemals aus den Grenzen ſeines Amtskreiſes heraus. Seinem Freunde und Reichstagskollegen, dem Grafen Bethuſy gegenüber aber ſprach er ſich folgendermaßen aus: „Nach einem Kriege, wie wir ihn eben geführt, kann man wahrlich nach einem zweiten kein Verlangen haben,

und niemand ist davon entfernter als ich. Und doch muß ich wünschen, daß der gegebene Anlaß zu einem Kriege mit Frankreich benutzt werde. Ich halte nämlich diesen Krieg binnen jetzt und fünf Jahren für absolut unvermeidlich, und innerhalb dieser Frist wird sich das heut unbestreitbare Übergewicht unserer Organisation und Bewaffnung durch Frankreichs Anstrengungen täglich zu unseren Ungunsten mehr ausgleichen. Je früher wir also handgemein werden, um so besser. Der gegenwärtige Anlaß ist gut. Er hat einen nationalen Charakter; man benutze ihn also!" Graf Bethusy trug diese Anschauungen zunächst vertraulich seiner, der freikonservativen Fraktion vor und wurde von ihr beauftragt, den Reichskanzler über seine Ansicht zu befragen. Graf Bismarck erkannte zwar die Richtigkeit der Moltkeschen Ausführungen auf politischem wie auf militärischem Gebiete an, erklärte aber zugleich, daß er niemals würde verantworten können, das Elend eines Krieges über sein Land heraufzubeschwören, wenn das Land ihn nicht, wie das im österreichischen Kriege der Fall gewesen, zur Wahrung seiner vitalen Interessen oder seiner Ehre bedürfe. Die wie immer begründete subjektive Überzeugung eines Regenten oder Staatsmannes, daß der Krieg dereinst doch hereinbrechen werde, vermöge einen solchen nicht zu rechtfertigen. Unvorhergesehene Ereignisse könnten die Lage ändern und das scheinbar Unvermeidliche abwenden. — Als Bethusy dies dem General mitteilte, erwiderte er: „Bismarcks Standpunkt ist unanfechtbar, wird uns aber seinerzeit viel Menschenleben kosten![231]) — Es geschah also nach dem Willen des Kanzlers; die preußische Besatzung wurde infolge des Londoner Traktates von 1867 aus Luxemburg zurückgezogen, die ehrwürdige Feste zerstört. Moltkes Voraussage aber traf ein.

Einen besonders wichtigen Teil der zur Beratung des Reichstags stehenden Verfassung des norddeutschen Bundes bildete der Abschnitt über das Bundeskriegswesen, bei dessen Erörterung denn auch wieder die Forderung der zweijährigen Dienstzeit vorgebracht wurde. Moltke erläuterte ihr gegenüber eingehend und klar den Nutzen des bestehenden Systems an der Hand der Erfahrungen des letzten Krieges. „Wir haben," sagte er, „50000 Gefangene gemacht und selbst kaum 3000 Vermißte eingebüßt, die noch nicht einmal alle gefangen waren. Woher kam dieser ungeheure Unterschied? Ich kann ihn nur der längeren Dauer unserer Dienstzeit zuschreiben. Die Österreicher waren ebenso tapfer wie unsere Soldaten; aber bei schwierigen Verhältnissen, bei Wald- und Dorfgefechten lockerte sich ihre Ordnung; sie wurden scharenweise gefangen. Unsere Leute hielten stets unter ihren Vorgesetzten zusammen; das kann nicht einexerziert, das kann nur eingelebt werden." Überhaupt drang Moltke auf Festigkeit und Dauer in den Einrichtungen des Heeres; bei der zwölfjährigen Dienstzeit in Linie und Landwehr wirke jede Änderung zwölf Jahre lang fort; sie könne vielleicht in einem Jahre tiefster europäischer Friedensruhe zur Erleichterung des Volkes beschlossen werden, ihre Folgen aber inmitten schwerer Kriegsgefahr verderblich zu Tage treten. Unter keinen Umständen dürfe man die Aushebung von den jährlichen Beratungen des Staatshaushaltes abhängig machen, deren Ergebnisse von schwankenden Mehrheiten abhingen. Wolle man die Heeresstärke nicht, wie die Regierung wünsche, zu einem Stück der Verfassung machen, so daß sie nur in den Formen der Verfassungsänderung herabgesetzt werden könne, so beantrage er, daß sie fortbestehen solle bis zu etwaiger Änderung durch ein Bundesgesetz.[232]) — Leider

iſt das nicht durchgeſetzt worden. Es war der Wunſch der Beſten und Klarſten. Perthes ſchrieb am 30. April aus Bonn an Roon: „Ich hätte gewünſcht, daß Moltkes Antrag: ‚Bis zum Erlaſſe eines abändernden Bundesgeſetzes bleibt es in der Armee und für die Armee beim alten, und die Herren ſtellen Männer und zahlen Taler wie einmal beſtimmt‘ — zu dem Haupt- und Fundamentalgeſetz der norddeutſchen Bundesverfaſſung erhoben worden wäre. Es war zu erreichen; davon bin ich feſt überzeugt, wenn der Ausbruch des Bismarck-Vulkans nicht um einige Tage zu früh erfolgt wäre und (ſtatt die 3 Taler Diäten) jeden Verſuch, die Artikel 56 und 58 zu beſchränken, mit ſeinem Glutſtrom überflutet hätte. Wer aber kann Percy vorwerfen, daß er Percy iſt!“[233])

Der Reichstag nahm Moltke, der, wie alles in der Welt, auch ſein Amt als Abgeordneter mit voller Hingebung ausübte, ſtark in Anſpruch. Wie viel ihn beſchäftigte, zeigt ein Brief an ſeinen Bruder Ludwig vom 14. April. Da heißt es: „Ich möchte ſo gern ein paar Tage verreiſen und einen Grundbeſitz in der Lauſitz anſehen, der mir von kompetenter und uneigennütziger Seite als ein ſehr vorteilhafter Kauf empfohlen wird. Da iſt aber noch der Reichstag, dann bis zum 20. eine Kommiſſion wegen Anlage des Kriegshafens, dann die Hochzeit des Grafen v. Flandern (meiner eigenen ſilbernen gar nicht zu gedenken), bei welcher ich zur Aufwartung beim Könige von Belgien kommandiert bin; dann iſt der Louis Napoleon da mit ſeinen verrückt gewordenen Franzoſen, endlich das unaufhörliche Regenwetter, welches mich ganz krank macht ...“[234])

Am 20. April 1867 feierte das Moltkeſche Ehepaar ſeine ſilberne Hochzeit. Obgleich es ſeine Freunde gebeten hatte, den Tag unbemerkt vorübergehen

zu laſſen, geſchah das doch nicht. Zunächſt ſtellten ſich die Verwandten aus Holſtein, dann aber auch eine große Zahl von Offizieren und endlich, ſchon zu früher Stunde, Se. Kgl. Hoheit der Kronprinz nebſt Gemahlin im Generalſtabsgebäude ein, um dem ſo innig glücklichen Paare ſeine Wünſche auszuſprechen. Im ſchönen dunklen Haar der Frau v. Moltke prangte der ſilberne Myrthenkranz, und der General trug im Knopfloche des Waffenrockes den Silberſtrauß, auf den er wohl mit nicht geringerer Freude blickte als auf ſeine hohen Ehrenzeichen. — Als die Silberbraut ſich zum Frühſtück niederſetzte, fand ſie unter ihrem Mundtuch als Geſchenk des Gatten ein ſchönes Armband mit einer Kapſel, die des Gatten Bild enthielt. Die Außenſeite der Kapſel aber war mit einer genauen Nachbildung des 25jährigen Dienſtkreuzes auf blauem Schmelzwerk verziert. Silberne Myrthen umgaben das Kreuz. Dies ſinnige Geſchenk empfing Frau v. Moltke mit tiefer Rührung. Die Offiziere des Generalſtabes überreichten ihrem Chef ſein eigenes Bildnis, das ihn zu Roß vor den Toren von Nikolsburg darſtellt, und ſo folgte eine Überraſchung der anderen, und jede bewies dem Jubelpaare, wie viel warme und treu anhängliche Freunde es ſich im Laufe der Zeit erworben hatte.[235])

Noch immer war der politiſche Horizont nicht völlig geklärt; denn zu dieſer Zeit war die Feſtung Luxemburg noch nicht von ihrer preußiſchen Beſatzung geräumt. Moltke aber glaubte ſchon nicht mehr an den baldigen Ausbruch des Krieges. „Louis Napoleon," ſo ſchrieb er ſeinem Bruder Adolf, „muß ſich ſelbſt ſagen, daß er jetzt gar nicht imſtande iſt, Krieg zu führen; aber ſeinen eitlen Franzoſen darf er das nicht ſagen; die

Stimmung ist sehr aufgeregt in Paris, von den Parteien gehetzt, und eine Explosion nicht unmöglich. Uns könnte nichts willkommener sein, als den Krieg, den wir doch haben müssen, jetzt gleich zu bekommen, wo Österreich aller Aussicht nach im Orient engagiert wird. 30000 Mann werden in diesem Augenblick bei Semlin versammelt, ob gegen die Serben oder gegen die eigenen Kroaten, ist noch nicht zu erkennen."[236])

Im Mai und Juni leitete Moltke die Verhandlungen mit den süddeutschen Staaten über die im Fall eines Krieges gegen Frankreich zu ergreifenden militärischen Maßregeln. Dabei blieb die Besprechung eines gemeinsamen Operationsplanes ganz ausgeschlossen, „da ein solcher überhaupt nicht der Beratung unterliegt, sondern ausschließlich Sache des Oberfeldherrn ist. Dagegen kam es darauf an, Mittel zu finden, um die süddeutschen Kontingente rechtzeitig und am geeigneten Orte zur Verfügung des Oberfeldherrn zu versammeln, und in dieser Beziehung wurden unter Berücksichtigung des allgemeinen Zweckes wie der speziellen Interessen der Einzelstaaten preußischerseits Vorschläge gemacht."[237])

Die politische Lage nach 1866, dann die Schöpfung dreier neuer preußischer Armeekorps und andererseits das Aufgeben der Festung Luxemburg hatten die strategischen Verhältnisse Norddeutschlands verändert und Moltke zu Erwägungen veranlaßt, deren Ergebnisse er zum Teil in einem Schreiben an den Kriegsminister v. Roon niederlegte, das vom 15. Mai datiert ist.[238])

Moltke wirft die Frage auf, ob nach dem Verluste unserer militärischen Stellung in Luxemburg irgend ein anderer Punkt nahe der französischen Grenze zum Schutze der Rheinprovinz zu befestigen oder etwa Saarlouis zu einer großen Festung umzubauen sei. Beides verneint er aus allgemeinen wie örtlichen

Gründen ganz entschieden. Er sieht eine größere Sicherheit im beschleunigten Fortbau unserer Eisenbahnen als in allen fortifikatorischen Anlagen. Bei den bis jetzt bestehenden Verbindungen vermöchten wir bis zum 30. Mobilmachungstage 3 Armeekorps mittels Fußmarsch, 4 auf der Eisenbahn nach dem Rhein zu schaffen; die übrigen 6 Korps könnten erst nach diesem Zeitpunkte zum Transport gelangen und der Aufmarsch nicht unter 6 Wochen vollendet sein. Es sei nun zweifelhaft, ob die zunächst versammelten 7 Korps (200000 Mann) ausreichten, um sogleich die Offensive nach Frankreich hinein zu ergreifen. Diese aber werde unsere Rheinprovinz besser schützen als alles andere. Darum sei es zweckmäßig, die Schnelligkeit des Aufmarsches zu steigern durch Eröffnung neuer durchgehender Eisenbahnlinien, die auch das Bedürfnis von Handel und Verkehr bereits vorgezeichnet habe. Es seien das 1. die Linie Börßum-Halberstadt, 2. die Fortführung der Halle-Nordhausener Bahn von Heiligenstadt, sei es direkt über Witzenhausen, über Münden oder selbst Göttingen, 3. die Bahn Fulda-Hanau. Das sei im ganzen ein Bau von nur 20 Meilen, durch welchen dann fünf selbständige Linien gewonnen würden, ein Vorteil, der bei eintretendem Kriege durch Millionen nicht aufgewogen würde; denn es werde dann möglich sein, den Aufmarsch der Armee im wesentlichen binnen vier Wochen zu vollenden. Moltke ersucht daher den Kriegsminister, den Bau dieser Bahnstrecken im Staatsministerium zu beschließen und mit möglichster Beschleunigung fördern zu lassen.

Um den Franzosen so freundlich wie irgend möglich entgegenzukommen, nahm König Wilhelm anfangs Juni 1867 die Einladung Napoleons zur Weltausstellung in Paris an, wo sich damals auch der russische Zar befand. Moltke befand sich in des Königs Begleitung. „Mein Zimmer," so schreibt er seiner Gattin, „liegt 85 Stufen hoch, aber mit Aussicht über die Champs Elysées bis Arc de triomphe und Dome des invalides." Nach der ersten Mittagstafel hatte Moltke eine deutsche Unter-

redung mit dem Kaiſer, die leider unterbrochen wurde; längere Geſpräche ergaben ſich mit den Marſchällen Niel und Canrobert. Paris zeigte ſich in ſeinem höchſten Glanze; aber der Mordverſuch auf die beiden Kaiſer Alexander und Napoleon bewies doch, welche hölliſchen Mächte unterirdiſch in ihm wühlten. Am 9. Juni hatte Moltke ein Geſpräch mit dem Kaiſer von Rußland, der zu Frieden und Mäßigung riet. Der Höhepunkt der Feſtlichkeiten war der an dieſem Tage ſtattfindende Beſuch von Verſailles. Am 13. überbrachte General Failly Moltke den Großcordon der Ehrenlegion. Tags darauf fand die Rückreiſe nach Berlin ſtatt.[239])

Nach der Heimkehr erhielt Moltke die Promotion zum Doktor der Philoſophie von der Univerſität Halle, welche die gleiche Ehrenbezeugung auch Bismarck und Roon erwieſen hatte. — Von Berlin aus begab er ſich mit ſeiner Frau auf Reiſen, um ſich nach einem mit ſeiner Dotation anzuſchaffenden Landbeſitze umzuſehen; allein weder in Mecklenburg noch in Holſtein wollte ſich etwas Geeignetes finden laſſen.

Inzwiſchen führten die Verabredungen mit den ſüddeutſchen Staaten zu befriedigenden Ergebniſſen, welche Moltke am 29. Juni dem Kriegsminiſterium mitteilen konnte. Die damals noch „obwaltende eiferſüchtige Sprödigkeit unſerer ſüddeutſchen Alliierten hatte auf ſchriftliche Abmachungen verzichten laſſen; allein der ſchwierigſte und zarteſte Teil der Vorbereitungen zu einem etwa nötig werdenden Kriege Geſamtdeutſchlands gegen Frankreich durfte doch ſchon jetzt, dank der Initiative Moltkes und der geſchickten Art ſeiner Verhandlungen, als geſichert betrachtet werden.“[240])

Am 5. Juli fand im Luſtgarten zu Potsdam die Weihe der Fahnen der neuen Regimenter ſtatt;

es waren 73 Feldzeichen, in denen ſich eine Heeresvermehrung von 60000 Mann darſtellte. Beim Mahl im Neuen Palais ſprach der König mit großer Innigkeit und Wärme und brachte das Wohl des Kronprinzen, des Prinzen Friedrich Karl, des Kriegsminiſters und des Chefs des Generalſtabes aus.

Trotz Moltkes Ablehnung einer Erweiterung von Saarlouis hatte das Kriegsminiſterium doch einen vorläufigen Plan dazu ausarbeiten laſſen und ihm mitgeteilt. Er ſprach ſich wieder entſchieden dagegen aus. „Wären wir in der Lage, den Krieg defenſiv am Rheine führen zu müſſen, ſo würde die Befreiung einer vom Feinde in Saarlouis eingeſchloſſenen Diviſion eine ſchwierige Operation ſein. Sind wir, wie zu hoffen, vielmehr imſtande, angriffsweiſe in Frankreich einzurücken, ſo bedürfen wir einer Feſtung nicht, um über die Saar vorzugehen ... Verſchanzte Lager überhaupt haben den großen Mangel, daß die Anweſenheit eines Heeres niemals verbürgt werden kann, und daß ſie in Abweſenheit desſelben ſchwach ſind ... Bisher fällt in den Kriegsannalen die Geſchichte der verſchanzten Lager meiſt mit der der Kapitulationen zuſammen.“[241]) Welch prophetiſches Wort im Hinblick auf Metz!

Unmittelbar nach Abſendung dieſes Berichtes trat Moltke eine Generalſtabsreiſe nach Schleſien an. „Es iſt nicht zu ſchildern,“ ſchreibt er von Landeck ſeiner Frau, „wie dankbar man hier in Schleſien iſt, und mit welcher Freundlichkeit wir überall aufgenommen werden. Die Reiſe iſt bisher eine fortgeſetzte Ovation geweſen; alle Kirchtürme flaggen; die Schlagbäume ſind mit Blumen und Tannenreiſern umwickelt.... An einer Stelle mein Porträt in Lebensgröße, Transparent, an einer

anderen die Inſchrift: ‚Der den Feldzugsplan erdacht, der ihn zu Ende gebracht, Moltke hat es gut gemacht.‘ Überall ſtellen Bürgermeiſter und Stadtverordnete ſich vor" uſw. — Der General benutzte die Gelegenheit, um in Schleſien auf die Güterſuche zu gehen; am 24. Juli ſchreibt er ſeinem Bruder Fritz: „Ich habe hier ein paar wunderſchöne Güter geſehen; leider iſt der Preis enorm ... So viel habe ich wohl gelernt, daß mit 200 000 Talern in Grundbeſitz nicht viel zu machen iſt." Endlich fand er doch, was er ſuchte. In der Nähe von Schweidnitz zwiſchen der hohen Eule und dem Zoptenberge war ein Beſitz zu verkaufen. Auf Anraten eines in der Nachbarſchaft wohnenden Herrn v. Kulmiz entſchloß er ſich raſch. Wenige Tage nach der Beſichtigung war Freiherr v. Moltke Beſitzer der zuſammengehörigen Rittergüter Creiſau, Grädiz und Wieriſchau. — Schon in der Seele des jungen Mannes hatte der Wunſch gelebt, ein Stück Erde zu beſitzen. Im Juni 1844 hatte er dann ſeiner Braut geſchrieben: „Hätte ich doch eine Scholle Landes und wäre mein eigener Herr! Ganz zufrieden werde ich nicht ſein, bevor der Wunſch erfüllt iſt." Jetzt war er es in ſeinem 68. Lebensjahre. Gern hätte er die alten Güter der Moltke in Mecklenburg zurückerworben; das hatte ſich als unmöglich erwieſen; nun ſchuf er einen neuen Kriſtalliſationspunkt für ſeine Familie in Schleſien, das ihm ſchon in den alten Tagen von Salzbrunn und Schön-Brieſe ans Herz gewachſen war, und wo ihm eben jetzt in ſo reichem Maße Liebe und Verehrung der Bevölkerung entgegenkamen.[242]) Er war ſehr zufrieden in dem neuen Beſitz, und auch Frau v. Moltke, die ſich am liebſten in Holſtein niedergelaſſen hätte, fühlte ſich glücklich in dem Gedanken, daß ihres Gatten wohlverdienter Ruheſitz von den Schlacht-

feldern des großen Königs umgeben sei. Fast das erste, was Moltke dort vornahm, war, daß er inmitten der Dorfstraße von Creisau einen Bauernhof kaufte und an seiner Stelle ein Schulhaus bauen ließ, um den Kindern den allzuweiten Schulweg nach Grädiz zu ersparen. Demnächst schaffte er für jedes Kind, das in die Schule eintrat, ein Sparkassenbuch an, auf das er eine Mark einzahlte. Dann erhielt das Kind das Buch, um selbst pfennigweise weitere Ersparnisse eintragen zu lassen, und jedesmal, wenn es auf diese Weise eine Mark erspart hatte, zahlte der General ihm eine weitere Mark ein; bei der Einsegnung erhielten die Kinder das Buch dann zu unbeschränkter Verfügung. Mit dieser Einrichtung hoffte Moltke den Sinn für das Sparen schon früh in den Kindern zu wecken.

Aus Creisau ist schon vom 6. September ein Bericht an den Minister-Präsidenten datiert. Bismarck hatte sich über den Fortgang der französischen Rüstungen erkundigt. Der General erwiderte:

„Meines Erachtens befindet sich Frankreich seit dem letzten Frühjahr in einem kontinuierlichen Rüstungsstadium: 1. um frühere Vernachlässigungen im dortigen Militärwesen zu redressieren, 2. um die Wehrkraft überhaupt auf eine den neuen Verhältnissen angemessene Höhe zu bringen, 3. unter dem Gesichtspunkte, daß die anscheinend vielfach schwankende Politik des Kaisers einmal plötzlich zum Kriegsausbruch führen könnte ... Welches Gewicht nun diesseits auf die einzelnen Maßregeln zu legen ist, wird wesentlich davon abhängen, ob sie aus einem der beiden ersten Motive zu erklären oder ob sie in Verbindung mit einer bevorstehenden politischen Frage zu bringen sind ... Die in neuerer Zeit hervortretenden Symptome, welche im kriegerischen Sinne gedeutet werden können, sind: a) der fortdauernde Pferdeankauf in Ungarn, durch den man jedoch nicht sowohl die Zahl als die Qualität der fran-

zösischen Pferde verbessern zu wollen scheint, b) die Ankäufe von Getreide und Schlachtvieh in Italien sowie von Ausrüstungsgegenständen für einen Winterfeldzug in England und von Karten des deutschen Kriegsschauplatzes in Wien, c) der Zuwachs von Truppen in den nordöstlichen Garnisonen um 28 Bataillone und d) die Bewegungen im Marinewesen... Unleugbar hat die französische Wehrkraft seit dem Frühjahr einen wesentlichen Aufschwung genommen; ... allein Frankreich kann auch jetzt noch keine stärkere als die bisher berechnete Feldarmee von höchstens 300000 Mann gegen Preußen aufstellen. Da nun, wie es den Anschein hat, der Kaiser Napoleon die in Salzburg erstrebte österreichisch-süddeutsche Allianz nicht erlangt hat, so lassen die militärischen Erwägungen eine kriegerische Aktion in diesem Herbste für Frankreich nicht wünschenswert erscheinen, der es ohne Allianz auch jetzt noch nicht gewachsen sein kann."

Moltke hegte den Wunsch, daß die Geschichte des Krieges 1866 ebenso schnell geschrieben werde wie dieser selbst geführt worden war. Die Leitung der Arbeit legte er in die Hände des Majors v. Verdy, nahm aber selbst hervorragenden Anteil an ihr. Er verfaßte ‚Betrachtungen über das Gefecht bei Trautenau und über die Kämpfe des V. Armeekorps bei Nachod, Skalitz und Schweinschädel'[243]) deren kritische Ausführungen zum Teil unmittelbar in das entstehende Werk übernommen wurden. Im übrigen aber wurde jeder in der kriegsgeschichtlichen Abteilung fertiggestellte Abschnitt dem General vorgelegt, und dieser unterzog ihn so sorgfältiger Durcharbeitung, daß oftmals eine Umarbeitung daraus wurde: In seiner klassischen Schreibweise drängte er die Darstellung zusammen, strich jede Wiederholung und hob in kurzen Sätzen die Hauptsachen deutlich hervor; sein Gesichtspunkt war: „Die richtige historische Darstellung gibt die schärfste Kritik!" In solcher Umgestaltung kam die

Moltkes Landſitz Creiſau, 1880

Arbeit wieder an die Abteilung, die sie nun ihrerseits darauf prüfte, ob auch jeder Satz der geschichtlichen Grundlage völlig entspreche, ob auch die Kürzungen nicht etwa Wichtiges in den Hintergrund gedrängt, oder ob sich Irrtümer eingeschlichen hätten. Fand sich dergleichen, so ging das Schriftstück an Moltke zurück, und dieser Verkehr wiederholte sich so lange, bis beiderseitig nichts mehr zu bemerken war.[244]) Trotz dieses nicht ganz einfachen Verfahrens gelang es doch, das Generalstabswerk noch im Jahre 1867 herauszugeben!

Die Einrichtung Creisaus bereitete Moltke viel Freude, Arbeit und Kosten, und immer ist er dabei auf das Wohl der anderen bedacht. Das bisher nur mit Schindeln gedeckte Herrenhaus erhält ein Schieferdach; alles aber wird bedächtig und allmählich gefördert. Ich hebe darüber folgende Stellen aus Briefen an seine Brüder hervor: „Meinen Hofleuten habe ich bessere Fleischportion gewährt, so daß sie bei Kräften und gutem Willen sind. Es ist ein sehr guter Menschenschlag hier ... Wie wenig einträglich in unserer Zeit Grundbesitz selbst unter geregelten Verhältnissen ist, beweist Creisau. Obwohl der Kaufpreis mit 120 Talern pro Morgen von allen sachverständigen Nachbarn als günstig beurteilt wird, will ich ganz zufrieden sein, wenn ich am Schlusse des Wirtschaftsjahres mein Kapital zu 2½% verzinst habe. Wer höhere Zinsen haben will, muß sich nicht ankaufen. Grundbesitz bleibt aber immer Grundbesitz. Er gewährt die größte Sicherheit für alle Zeiten. Der Gutsherr ist der erste Stand der Welt. — Auch die so zu gewärtigende Revenue wird meinen Nachfolger in den Stand setzen, den Namen der Familie ehrenvoll zu repräsentieren; auch sind höhere Einnahmen wohl zu erwarten, wenn

das sehr vernachlässigte Gut erst in Düngungsstand gesetzt und ein Teil der Schuld amortisiert ist."

Der Oktober rief Moltke wieder zum Reichstage nach Berlin, und in der Sitzung vom 18. hielt er bei der Spezialdebatte des Gesetzes über die Verpflichtung zum Kriegsdienste eine kurze, einfache, aber wirksame Rede zugunsten des Regierungsvorschlages.[245])

Als Grundlage für eine Besprechung mit den Abteilungschefs im Großen Generalstabe über die Aufstellung der Armee für den Fall eines Feldzuges gegen Frankreich im nächsten Frühjahr machte Moltke am 16. November 1867 Aufzeichnungen, deren Gedankengang sich folgendermaßen zusammenfassen läßt:

Die Haltung Österreichs und Dänemarks wird voraussichtlich so zweifelhaft sein, daß ein Teil unserer Streitkräfte ihnen gegenüber wenigstens zu Anfang zurückbleiben muß. Das VI. Korps ist bei Neiße, das I. und eine starke Division des IX. Korps sind bei Görlitz aufzustellen, zusammen 80 000 Mann, welche, durch Landwehr verstärkt, je nach Umständen zu handeln, jedenfalls aber Dresden zu besetzen haben. Der Rest des IX. Korps konzentriert sich in dem verschanzten Lager von Düppel. — Dabei bleiben sämtliche Linien nach dem Westen unberührt und noch 10 Armeekorps (300 000 Mann) verfügbar. Davon sind am 25. Mobilmachungstage 8 Korps zwischen Rhein und Saar zum Vormarsche bereit, während in den heimischen Standquartieren die Garde und das X. Korps ihrer Bestimmung harren, um entweder von Dresden aus gegen Österreich oder von Bingen und Mainz aus gegen Frankreich verwendet zu werden. Wäre am 25. Tage keine größere Machtentwicklung nötig, so würde das Heer gegen die Franzosen bis zum 32. Tage auf 300 000 Mann zu bringen sein, ohne Schlesien und Sachsen zu entblößen, wo immer noch 100 000 Mann verblieben. — Moltke geht dann näher auf die ersten Operationen gegen Frankreich

ein, sowohl für den Fall, das wir anfangs auf die Offensive verzichten müßten, als auf den wahrscheinlicheren und erwünschteren, daß wir sofort den Vormarsch gegen den Feind antreten könnten, den wir, wenn nicht früher, unbedingt auf der Linie Nancy—Pont à Mousson finden würden, die in 7 Märschen zu erreichen sei.[246])

2.

Der Winter 1867/68 brachte viel Geselligkeit, zumal Frau v. Moltke sich bemühte, ihren schleswig-holsteinischen Landsleuten, die nun zum erstenmale nach Berlin und zu Hofe kamen, ein warmes Willkommen in ihrem eigenen Hause zu bieten. Die Hoffeste waren in diesem Jahre besonders glänzend, und neben der Neueinrichtung in Creisau traten dem Ehepaar auch die Gedanken an eine Neueinrichtung in Berlin täglich näher. Die Räumlichkeiten in der Behrenstraße waren mit der Zeit völlig unzureichend für die Unterbringung der Amtszimmer des Großen Generalstabs geworden. Ein Neubau auf dem Königsplatze war in Angriff genommen. Die Pläne für dessen innere Ausstattung beschäftigten den General und namentlich seine Frau sehr lebhaft, besonders die Auswahl der geschichtlichen Figuren des preußischen Heeres im Arbeitszimmer Moltkes. Auch der Kronprinz nahm Anteil an diesem Bau, und auf seine persönliche Veranlassung wurde neben dem Moltkeschen auch das Burtsche Wappen auf dem Parkettfußboden und an den Türgriffen eingefügt, zum Andenken an die Gattin des Chefs, der diese Wohnung zuerst bezog.

Um Frühlingsanfang 1868 faßte der General die Maßregeln ins Auge, welche zu treffen seien, falls die

Franzoſen noch vor Vollendung ihrer eigenen Mobilmachung angriffsweiſe gegen uns vorgingen, und kommt zu dem Schluſſe: „Wir können nur Einen Modus für Bereitſtellung der Armee feſthalten, gleichgültig, ob die Franzoſen die regelmäßige Rüſtung aller Streitkräfte abwarten oder mit den ſogleich verfügbaren den Angriff unternehmen.“ Wenige Wochen darauf legte er ſeine Anſichten über den Aufmarſch der deutſchen Streitkräfte und die wahrſcheinlichen erſten Bewegungen in einer Denkſchrift nieder; am 13. Mai aber hatte er zu Berlin eine Beſprechung mit den Militärbevollmächtigten von Bayern und Württemberg über eine gemeinſame Verwendung der nord- und ſüddeutſchen Streitkräfte bei einem Kriege gegen Frankreich, deren Ergebnis er dem Reichskanzler mitteilte. Es läuft auf ſeinen alten Vorſchlag einer indirekten Verteidigung Süddeutſchlands durch die Aufſtellung einer Armee am Mittelrhein hinaus.[247])

In Frankreich ſtand ſeit Anfang des Jahres 1867 der überaus tüchtige Marſchall Niel als Kriegsminiſter an der Spitze der militäriſchen Geſchäfte. Er veranlaßte die ſchleunige Durchführung der Bewaffnung des Heeres mit Hinterladern (Chaſſepots) und begann die Aufſtellung einer von der ſtehenden Armee unabhängigen Mobilgarde als einer großartigen Reſervearmee. Vielen erſchien es als wahrſcheinlich, daß Napoleon III. vor Vollendung dieſer umfaſſenden Heereserneuerung nicht zu den Waffen greifen werde; allein im Mai 1868 hielt Moltke die politiſche Lage doch für ſehr ernſt. Er ſchrieb ſeinem Bruder Fritz: „La France s'ennuye! und um ſie zu amüſieren, muß Europa in Brand geſteckt werden. Einen auf ſo frivole Weiſe hervorgerufenen Krieg ohne Veranlaſſung und ohne Zweck, der an Lud-

wig XIV. und seinen Louvois erinnert, sollte man im 19. Jahrhundert für unmöglich halten, und doch stehen wir vielleicht unmittelbar davor. Alles hängt von dem Entschlusse eines unschlüssigen Mannes ab, der die nationalen Leidenschaften fortwährend und absichtlich anstachelt, in einer Weise rüstet, daß das Land das Budget auf die Dauer nicht ertragen kann, der nicht abrüsten darf, ohne in der öffentlichen Meinung, besonders der Armee, zugrunde zu gehen, und der diese Armee auf die Schlachtbank führen muß, um sie wieder los zu werden."[248])

Dieser Zeit entstammen vier Entwürfe zu Reden im Zollparlament, die nicht gehalten worden sind und vielleicht nur den Zweck hatten, ihm selbst dazu zu dienen, sich über seine eigenen Gedanken völlig klar zu werden. Sie beleuchten die Möglichkeit einer größeren Annäherung zwischen Nord- und Süddeutschland auf militärischem Gebiete, über die Schutz- und Trutzbündnisse hinaus; sie warnen davor, den Wert dessen zu überschätzen, was Süddeutschland in ein engeres Bündnis einbringen könne. Der Norden empfange dadurch zwar eine Hilfe, leiste dafür jedoch selbst eine weit größere. „Ich meine damit nicht, daß wir im Norden eine zehnfach größere Macht gegen die Feinde zu entwickeln vermögen, nicht, daß wir noch jetzt einen Teil der Militärlast für Gesamt-Deutschland tragen, daß noch heut unsere Geschütze auf den Wällen der süddeutschen Festungen stehen. Aber der Norden stellt ein einheitliches Heer auf unter seinem Kriegsherrn, der Süden Kontingente; er kann beim besten Willen nicht mehr bieten als eine Koalition, und was das sagen will, wird man im Süden am besten wissen."[249])

Diese Entwürfe sind zum Teil wohl schon in Treisau

verfaßt, wo Moltke damals mit seiner Gattin weilte, ohne zu ahnen, daß es das erste und letzte Mal sein sollte, daß er sich des neuen Besitzes mit der geliebten Lebensgefährtin freute. Übrigens unterbrach er den ihm so angenehmen Aufenthalt sehr bald, um an den Sitzungen des Reichstages teilzunehmen. Am 15. Juni sprach er dort zugunsten des Heeresbudgets und hob die Bedeutung Deutschlands als friedengebietender Macht hervor. Zwei Tage später ergriff er das Wort, um sich gegenüber der für den Nordostsee-Kanal vorgeschlagenen Richtung Flensburg-Unterelbe für Kiel-Unterelbe auszusprechen, falls der Kanal überhaupt gebaut werden solle.[250])

Anfangs August bereiste Moltke mit dem Prinzen Albrecht-Vater von Preußen die Schlachtfelder der Mainarmee, und hieran schloß sich dann die Generalstabsreise, zu der sich die Offiziere in Salzungen versammelt hatten. Sie endete am 30. August bei Ilmenau. Später begab er sich mit seiner Gemahlin nach Wildbad und von dort schrieb er am 12. Oktober seiner Schwester Helene: „Ich hoffe, daß die in den nächsten Tagen hier beendete Kur auch mich zu allem stärken wird, was das nächste Frühjahr bringen kann. Vielleicht hat unser alter König noch eine harte Probe zu bestehen; indes steht zu hoffen, daß der gesunde Menschenverstand über den Hochmut unserer Nachbarn siegt. Man muß es Gott anheimstellen. — Es freut mich sehr, daß der König so allgemein in den Herzogtümern gefallen hat. Das Geheimnis seiner Liebenswürdigkeit ist sein redlicher, offener Charakter . . .“[251])

Im November reisten Herr und Frau v. Moltke nach Segeberg in Holstein, um an der silbernen Hochzeit

ihrer Schweſter Jeanette teilzunehmen. Mit faſt kindlicher Freude bewegte die Generalin ſich im Tanze und bat wiederholt um ihren Lieblingswalzer, die ‚Morgenblätter‘. — Heimgekehrt, war Frau v. Moltke ſehr beſchäftigt durch einen Wohltätigkeitsbazar, deſſen Anordnungen ſie mit gewohnter Tatkraft leitete. Auf dieſem Bazar nun zog ſie ſich eine Erkältung zu, die ſie anfangs wenig beachtete. Bald ſtellten ſich heftige rheumatiſche Schmerzen ein; ſeit dem 6. Dezember mußte ſie das Bett hüten, und die Krankheit nahm einen ſehr unerwarteten und beſorgniserregenden Verlauf. Der Arzt erkannte einen gefährlichen Gelenkrheumatismus und verhehlte ihrem kummervollen Gatten nicht, wie bedroht das teure Leben ſei. Die Schwerkranke trug ihre Schmerzen mit bewunderungswürdiger Geduld. In den Augenblicken, wo ihr Bewußtſein klar war, ſprach ſie zu ihrem Gatten von Plänen für Creiſau, und nur wenn ſie ſeinen Schmerz bemerkte, verlor ſie die eigene Faſſung. Dann traten lange Stunden ein, wo das Bewußtſein ganz geſchwunden ſchien. Am Morgen des 23. Dezember beſchenkte ſie ihren Gatten mit einem Rubinringe, den ſie ihm als Weihnachtsgabe hatte anfertigen laſſen; ſie taſtete nach ſeiner Hand und ſteckte ihm den Ring an den Finger; man ſah, daß ſchon das Augenlicht umdüſtert war. Gegen Abend richtete ſie ſich mit großer Kraftanſtrengung auf, faltete die Hände und ſprach mit noch verſtändlicher Stimme ein Gebet für den König. Das waren ihre letzten Worte. Am 24. ſchwand das blühende Leben langſam ohne Todeskampf dahin, während der Gatte die Atemzüge belauſchte und unter heißen Tränen immer wieder rührende Worte des Dankes an ſie richtete für die Liebe, mit der ſie ſein Leben verſchönt.

Drei Tage ſpäter fand ein feierlicher Trauergottes-

dienſt im Generalſtabsgebäude ſtatt, an dem die Königin Auguſta und ein großer Kreis von wahrhaft Leidtragenden teilnahm. Der tiefgebeugte Witwer führte den Sarg nach Creiſau hinüber, wo er vorläufig in der kleinen katholiſchen Kapelle beigeſetzt wurde. Dann kehrte Moltke in die verödete Berliner Wohnung zurück, um ſein der Arbeit für das Vaterland gewidmetes Leben weiterzuführen. — Als er bald darauf bei einem Ritt im Tiergarten den ihm und ſeiner verſtorbenen Frau befreundeten amerikaniſchen Geſandten Bancroft zum erſten Male wieder begegnete, begann er zu deſſen Überraſchung eine lebhafte Unterhaltung. Nach innigen Worten der Liebe und der Bewunderung für die Verſtorbene verfiel er in ein längeres Schweigen und begann dann wieder mit der Bemerkung: „Ich muß jetzt gerade denken, ob es nicht eine Gnade Gottes iſt, daß er ſie mir jetzt genommen hat. Sehen Sie, nach meiner Meinung iſt ein Krieg mit Frankreich unausbleiblich, was immer der Vorwand ſein wird. Geſetzt den Fall: wir unterliegen — das würde ſie nie überlebt haben. Der Gram um ihres Landes Schmach würde ihr das Herz gebrochen haben. Nein, nein, das würde noch ſchwerer zu tragen geweſen ſein!“[252]) Dem Grafen Bethuſy ſchrieb er damals: „Lebhaft erinnere ich mich der Zeit, wo unſere beiden jungen Frauen freundlich miteinander verkehrten, gegenſeitig angezogen durch Frohſinn und Wahrheit des Charakters, die für mich 27 Jahre hindurch eine Quelle des Glücks geworden ſind. Wie oft habe ich in der ernſten Zeit großer Entſchließungen mich an der Charakterfeſtigkeit und der Zuverſicht meiner Frau aufgerichtet und geſtärkt. Sie war eine wahre Patriotin, ſtolz auf die Erfolge unſerer Armee und auf ihren König, den ſie ausdrücklich in ihr letztes Gebet einſchloß.“[253])

Die tiefe Teilnahme an Moltkes jähem und schwerem Verluste war allgemein. Die Königin Auguſta befahl ſeine Schweſter Auguſte zur Audienz und legte ihr ans Herz, ihren Bruder dem Könige und dem Vaterlande zu erhalten. Nach dem Tode ſeiner Frau liege, wenn er einſam bliebe, die Gefahr vor, daß er ſich ganz in ſich ſelbſt und infolgedeſſen bald vom Dienſt zurückziehen werde. Pflicht der Schweſter ſei es deshalb, zu ihm zu ziehen und ihm eine behagliche Häuslichkeit zu ſchaffen. Demgemäß entſchloſſen ſich Frau Auguſte v. Burt und ihr älterer Bruder Fritz, von Lübeck nach Berlin in das Haus des Generals überzuſiedeln. Außerdem geſellte der König dieſem in der Perſon ſeines Neffen Henry v. Burt einen perſönlichen Adjutanten zu.

Mit Abſchiedsgedanken trug Moltke ſich damals übrigens nicht. Er nahm unmittelbar wieder am Dienſte teil; ſchon am 6. Januar 1869 erſchien er ſogar inmitten des Offizierkorps, als der dem Generalſtabe zugeteilte General v. Ollech einen Vortrag über den Feldzug 1814 hielt. Der Verfaſſer ſaß Moltke zufällig dicht zur Seite und wird den Ausdruck tiefen Leidens und zugleich erhabener Faſſung nie vergeſſen, der damals ſein Antlitz verklärte. Vielleicht war er niemals ſchöner als in dieſem Augenblick. Die feine Naſe war durchſcheinend wie Alabaſter, obgleich doch das winterliche Morgenlicht ſo blaß und trübe war.

3.

Der 8. März 1869 brachte Moltkes fünfzigjähriges Dienſtjubiläum, das natürlich ſeiner Trauer wegen ganz ſtill und zwar erſt am 12. begangen wurde. Der König ſandte ihm mit Worten höchſter Anerkennung

ſein Bild, und die Offiziere des Generalſtabs überreichten ihm einen Ehrendegen. Es war ein etwas froſtiger Auftritt; die Gedanken des Gefeierten ſchienen weit, weit von der Stätte zu ſein, an der er ſelber ſtand.

Nichtsdeſtoweniger nahm er in treuer Pflichterfüllung auch an den Reichstagsſitzungen teil und ſprach am 19. März über die Wahlberechtigung für Heer und Flotte und acht Tage ſpäter über die Kommunalſteuerfreiheit der Militärperſonen.[254])

Den Entwurf zur erſten Verſammlung der deutſchen Heere, welchen Moltke im Jahre 1868 auf Grundlage der Beſprechungen mit den Süddeutſchen verfaßt hatte, überarbeitete er im Januar und März 1869 abermals und ſchuf damit die Grundlage, auf welcher der Krieg gegen Frankreich im weſentlichen geführt worden iſt. Der Entwurf behandelt zwei große politiſche Möglichkeiten: erſtens den Krieg gegen Frankreich allein und zweitens den Krieg gegen Frankreich und das mit dieſem verbündete Öſterreich zugleich.[255]) Faſſen wir zunächſt die Maßnahmen im erſten Fall ins Auge!

Bei einem Kriege gegen Frankreich allein können wir unſere geſamten Streitkräfte auf ſechs durchgehenden Eiſenbahnlinien in der Pfalz konzentrieren. Die Franzoſen ſind durch ihr Eiſenbahnnetz auf die Verſammlung in zwei durch die Vogeſen getrennte Gruppen um Metz und um Straßburg verwieſen. Zwiſchen beiden ſtehen wir in der Pfalz von Haus aus auf der inneren Operationslinie. Der Unterrhein iſt durch die Neutralität Belgiens geſchützt und, wenn dieſe mißachtet werden ſollte, zunächſt doch durch die weite Entfernung der franzöſiſchen von der dortigen preußiſchen Grenze. Auch den Oberrhein und den Schwarzwald wird ein Vorgehen aus der Pfalz beſſer verteidigen, als jede direkte Aufſtellung. Es wären vier Armeen zu bilden.

Die erſte Armee auf dem rechten Flügel aus dem VIII. und

VII. Korps bestehend, sammelt sich, 60 000 Mann stark, in der Gegend von Wittich—Bernkastel an der Mosel. Ihre Vorhut bildet die Garnison von Trier, die schon am 14. Mobilmachungstage durch 3 Bataillone, 4 Eskadrons und mehrere Batterien unterstützt werden kann.

Die zweite (Haupt-) Armee besteht aus dem III., IV., X. und dem Gardekorps und zählt 130 000 Mann. Davon werden das III. und IV. Korps am 15. Tage an Truppen vollzählig und sammeln sich vorwärts der Linie Neunkirchen—Zweibrücken, hinter ihnen bis zum 19. Tage das X. und das Gardekorps.

Die dritte (linke Flügel-) Armee besteht aus dem V. und XI. preußischen, dem I. und II. bayerischen Korps, der württembergischen und der badischen Division, etwa 150 000 Mann bei Landau.

Die vierte (Reserve-) Armee: IX. und XII. Korps, 60 000 Mann stark, wird in der Richtung auf Kaiserslautern herangezogen und kann bald durch die drei preußischen Ostkorps verstärkt werden.

Diese Versammlungsweise ermöglicht es, am 20. Mobilmachungstage die Defensivschlacht vorwärts des Rheines, und zwar wahrscheinlich schon mit Überlegenheit anzunehmen, am 22. Tage aber, d. h. nach Ankunft der Trains, mit 300 000 Mann angriffsweise westwärts über die Grenze vorzugehen. Das I., II. und IV. preußische Korps sind dabei noch nicht mitgerechnet. Ihre 100 000 Mann stehen noch zur freien Verfügung; ihr Transport kann vom 21. Mobilmachungstage an beginnen.

Sollten die Franzosen sich mit ihrer Hauptmacht durch Belgien oder Luxemburg gegen den unteren Rhein wenden, so würde die erste Armee die Front nach Norden nehmen und unsere Avantgarde bilden; die zweite würde den linken, die vierte unseren rechten Flügel bilden, und die dritte ginge je nach Umständen angriffsweise gegen Metz oder Straßburg vor. Die Franzosen werden dann in ihrer Vorbewegung auf Köln gezwungen, Front nach Süden, nach der Mosel zu nehmen, wobei alle ihre Verbindungen in der Flanke zu liegen kommen. Die Entfernung Maubeuge—Köln ist größer als Homburg—Köln;

die Gleichzeitigkeit der Rüſtungen vorausgeſetzt, würden wir alſo auch von der Pfalz aus noch rechtzeitig eintreffen, um den Vormarſch nach Köln zu kreuzen. Wollten wir aber, unbekümmert um das Einrücken der franzöſiſchen Geſamtmacht, mit der unſrigen gegen Paris vorgehen, ſo erreichten wir, da wir keinen Widerſtand fänden, ungefähr gleichzeitig die Gegend jenſeits der Argonnen, wie die Franzoſen unſere Grenze bei Aachen; wir ſtänden dann 30, die Franzoſen 80 Meilen von der Hauptſtadt des Gegners entfernt. Allein das bloße Vorgehen auf das befeſtigte Paris würde die Sache nicht unbedingt ſchon zur Entſcheidung bringen, und wir würden vielleicht beſſer von der Linie Luxemburg—Pont à Mouſſon längs der Moſel konvergierend in der Richtung auf Sedan vorgehen. Von dort bedrohen wir gleichzeitig Paris und zwingen das franzöſiſche Heer, aus Belgien zurückzukehren und uns die Schlacht zu liefern, ohne welche der Krieg nicht beendet werden kann.

Zur Verteidigung der deutſchen Küſten werden 4 Landwehrdiviſionen, etwa 60000 Mann, bei Bremen, Hamburg, Stettin und Elbing, ſowie eine Reſervediviſion bei Hannover aufgeſtellt.

So einfach liegen die Verhältniſſe natürlich nicht, wenn Öſterreich ſich an dem Kriege gegen uns beteiligen ſollte.

In dieſem Falle, ſo bemerkt Moltke, würden wir durch Gleichteilung unſerer Kräfte nach keiner Seite eine Überlegenheit zur Geltung bringen. Es entſteht alſo zunächſt die Frage, gegen welchen Feind wir vorerſt mit ſchwächeren Mitteln die Defenſive führen wollen, um möglichſt ſtark und offenſiv gegen den anderen aufzutreten. Unſtreitig gewährt uns der Rhein mit ſeinen Feſtungen eine ungleich haltbarere Verteidigungslinie gegen Frankreich, als wir ſie gegen Öſterreich beſitzen. Wir können mit Sicherheit darauf rechnen, daß dieſe Schutzwehr, unterſtützt durch 100000 Mann, ſechs bis acht Wochen halten wird; allein wir würden dann Süddeutſchland wenn nicht gegen, ſo gewiß nicht mit uns haben. Die Franzoſen würden unſere Rhein-Front über Worms uſw. umgehen

und durch Franken gegen Berlin operieren; nur eine Offenſive mit ſtarken Kräften von der Pfalz aus kann ſie daran hindern. Dazu kommt, daß die Öſterreicher in Böhmen oder Mähren vielleicht gar keine Schlacht annehmen, ſondern die Wirkung einer franzöſiſchen Invaſion im verſchanzten Lager von Olmütz oder hinter der Donau abwarten, wo dann leicht unſere Offenſive zum Stehen käme. Öſterreich, zurzeit mit Bataillonen von nur 100 Mann, wird, wenn wir bei einem doch unvermeidlichen Krieg rechtzeitig mobil machen, ſchwerlich ſo bald fertig ſein, und leicht können wir jene ſechs bis acht Wochen hindurch ohne weiteres freie Hand haben.

Frankreich iſt nicht allein der gefährlichſte, ſondern auch der bereiteſte Feind. Rücken wir in Frankreich ein, ſo wird der franzöſiſche Hochmut nicht auf Öſterreich warten, ſondern man wird uns ſofort angreifen. Mit überlegenen Kräften dürfen wir hoffen, ſchon in den allererſten Tagen einen Sieg zu erfechten. Ein ſolcher wird vorausſichtlich einen Dynaſtiewechſel in Frankreich herbeiführen. Da wir nichts von Frankreich wollen, ſo wird ſich mit den neuen Machthabern vielleicht ein baldiger Friede abſchließen laſſen. Wenn wirklich inzwiſchen Öſterreich Schleſien, die Marken und die Hauptſtadt beſetzt hätte, unſer ſchwaches Defenſivheer aber, ohne gänzlich geſchlagen zu ſein, ausgewichen wäre, ſo iſt noch nichts zu unſerem Nachteile definitiv entſchieden. Dazu kommt, daß wir im Weſten keine fremde Unterſtützung zu gewärtigen haben, folglich ſelbſt ſtark ſein müſſen, während im Oſten doch vorausſichtlich Rußland einen mehr oder weniger aktiven Beiſtand leiſten dürfte. Rücken wir gegen Wien vor, ſo hat wohl Rußland kein direktes Intereſſe, uns dabei zu helfen; anders aber, wenn die Öſterreicher Berlin bedrohen. Aus dieſen Gründen würde ich vorſchlagen, zehn Armeekorps zur ſofortigen Offenſive in der Pfalz zu konzentrieren, drei Armeekorps gegen Öſterreich aufzuſtellen, welche, durch die 1. und 2. Landwehr-Diviſion verſtärkt, auf etwa 120000 Mann gebracht würden. Die Verteidigung der an ſich wenig bedrohten Oſtſeeküſte muß in dieſem Falle aufgegeben werden.

Die Deckung Berlins war wieder in derſelben Weiſe gedacht, die Moltke ſchon 1860 ins Auge gefaßt hatte, nämlich durch eine auf die Elbe baſierte Flankenſtellung [S. 296]. Unmittelbar auf Berlin ſollte nur die bei Görlitz aufgeſtellte 1. Diviſion zurückgehen. „Nicht leicht wird übrigens der Feind mit ſchwachen Kräften in eine Stadt von einer halben Million einrücken, ſo lange noch ein Kern bewaffneter Macht zum Anſchluß ihres Widerſtandes zur Stelle iſt.“

Dieſe Entwürfe oder Denkſchriften ſind weltberühmt geworden, ſeitdem ſie zuerſt in der vom Generalſtabe verfaßten Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges abgedruckt worden ſind. Ihre durchſichtige Klarheit und Einfachheit, das Zutreffende ihrer Vorausſetzungen und Erwartungen ſind in der Tat erſtaunlich. Urſprünglich wurden ſie nur Moltkes Abteilungschefs bekannt.

Höchſt intereſſant iſt es, zu ſehen, in welcher Weiſe von anderen Seiten die Aufgabe des Doppelkrieges gegen Frankreich und Öſterreich zu löſen verſucht wurde. Zu einem ſolchen Vergleiche eignet ſich beſonders eine Denkſchrift des Oberſten v. Doering vom Ende Februar 1869, welche die Generale v. Moltke, v. Goeben, v. Sperling und v. Blumenthal mit beurteilenden Bemerkungen verſehen haben.[256])

Doering iſt ein Verehrer der ‚inneren Linie‘. Seinen urſprünglichen Gedanken, mit der Hauptkraft eine ‚Zentralaufſtellung‘ in Sachſen oder im nördlichen Bayern zu nehmen, gegen jedes feindliche Heer eine Avantgarden-Armee vorzuſchieben und denjenigen zuerſt anzugreifen, der uns am unbequemſten wird oder für einen Sieg die beſten Chancen bietet, verwirft er zwar bei näherer Prüfung ſelbſt und entſcheidet ſich dafür, mit geſammelter Macht zuerſt ſo ſchnell wie möglich über Öſterreich herzufallen; dies aber in einer Richtung, bei welcher uns die Operation auf den inneren Linien gegen die beiden feindlichen Heere geſichert bleibt, alſo vorzugsweiſe auf dem linken Elbufer. — Hierzu bemerkt Moltke: „Die innere Operations-

linie ist verderblich bei kleinen, sie ist unwirksam bei so großen Dimensionen, wie hier während der ersten 8 Wochen angenommen werden müssen."

Erfreulich zu sehen ist es, wie vollkommen Goebens Auffassung mit derjenigen Moltkes, die er nicht kannte, übereinstimmt. „Ich würde," so sagt er, „Österreich gegenüber mit einem Minimum an Kräften defensiv agieren und mich mit möglichst starken Heeresmassen auf den in jeder Beziehung gefährlicheren Gegner Frankreich werfen. Hier liegt die Entscheidung! Siegen wir den Franzosen gegenüber, so sind alle inzwischen von den Österreichern errungenen Vorteile — und wenn sie bis Berlin vorgedrungen — eitel Quark! Sie werden alsbald weggefegt. Siegen wir dagegen anfangs den Österreichern gegenüber und haben inzwischen die Franzosen Vorteile errungen, stehen mitten in Deutschland, so steht uns immer noch das Hauptstück Arbeit bevor! Nein, mit ungeschwächten, frischen Kräften an die schwerste Aufgabe! Dafür stimme ich!" Ganz ähnlich äußerte sich auch Blumenthal.

So bald wie möglich begab Moltke sich mit seinen Verwandten nach Creisau, so daß in der Tat sein Wunsch vom Jahre 1848 in Erfüllung ging: „Mein Lieblingswunsch ist noch immer, daß wir uns nach und nach auf einem Grundbesitze sammeln." Aber die geliebte Gattin fehlte dabei. Ihre sterblichen Überreste wurden im Sommer in die kleine Grabkapelle überführt, welche Moltke auf einem bewaldeten Hügel nahe am Hause hatte erbauen lassen, von wo man eine weite Aussicht auf die lachende Ebene und das sie zu beiden Seiten umfassende Gebirge genießt. Fast täglich besuchte der General diesen stillen Ort. Er trat entblößten Hauptes an den Sarg und legte liebkosend die Rechte auf dessen Kopfende. Oft brachte er kleine Liebeszeichen mit hinauf, eine schöne Blume oder einen Blütenzweig, und wenn er dann wieder heraustrat, lag ein wehmütig weicher Aus-

druck in seinen Zügen, und in den sonst so strengen Augen schimmerte die tiefe Bewegung seines Inneren nach.[257])

Als Mitglied einer Kommission, welche die ‚Emplacements für die Küstenbefestigungen' festzustellen hatte, begab der General sich im Juni nach Wilhelmshaven und besuchte dabei auch Bremen als Gast der Stadt. Spottend schreibt er seinem Bruder Fritz: „Die Feuilletons der Zeitungen bringen ja eine Menge geistreicher Dinge, die ich gesagt haben könnte, aber nicht gesagt habe."

Die Generalstabsreise des Jahres 1869 fand im Königreiche Sachsen statt. Man war sehr munter in der schönen Gegend, machte von Stolpen aus auch einen Ausflug in die Sächsische Schweiz, und Moltke entzog sich diesen kameradschaftlichen Vergnügungen nicht. Während der Anwesenheit in Dresden nahm der Kronprinz Albert regen Anteil an den Arbeiten der Offiziere, und damals bildeten sich die innigen Beziehungen zwischen König Albert von Sachsen und dem Chef des Generalstabs, die während des Krieges 1870/71 zu so segensreicher Geltung kamen. Bei dieser Gelegenheit gab der Kronprinz den preußischen Offizieren im Schlosse ein Mahl. Als Moltke nachher die Treppe hinabging, blieb er plötzlich stehen und sagte in vorwurfsvollem Tone zu sich selbst: „Wie ungeschickt! Da hätte ich doch heute einen sächsischen Orden anlegen müssen!" Sein Adjutant, Major de Claer, verschaffte ihm sofort Beruhigung, indem er bemerkte: „Ich würde mir erlaubt haben, Euer Exzellenz darauf aufmerksam zu machen; aber Exzellenz besitzen keinen." Ein zufriedenes Lächeln glitt über des Generals Gesicht; aber auf dem nächsten Treppenabsatz blieb er wieder stehen und äußerte mit einer gewissen Schüchternheit: „Das ist aber doch eigentlich merkwürdig,

daß ich noch keinen ſächſiſchen Orden habe.“[258]) Auch an der ‚Abſchiedsmonſtrebowle‘ in Großenhain, bei der, wie Moltke ſeinem Bruder Adolf ſchrieb, die muntere Laune der Dienſtreiſegeſellſchaft gipfelte, nahm der ſächſiſche Kronprinz teil. Dann begab ſich Moltke nach Creiſau, und im September nahm er in Begleitung des Königs an den Herbſtübungen der Truppen in Preußen und Pommern teil.

Schmerzlich waren die Weihnachtstage, in denen traurige Erinnerungen die kaum vernarbten Wunden ſeines Herzens wieder mit kaltem Finger berührten. Er hatte erſt zu dem wehmütigen Feſte nach Creiſau fahren wollen, aber es war ihm, als ſei ihm die Geſchiedene in den ſo lange gemeinſam bewohnten Räumen der Behrenſtraße näher als dort. Seiner Schwägerin Jeanette ſchrieb er damals: „Sie war eine tapfere Seele! Ich höre noch, wenn die Ärzte fragen: ‚Haben Sie Schmerzen, Exzellenz?‘ und ſie wie verwundert ſagte: ‚Nein!‘ Vielleicht ſteht ſie jetzt hier neben mir und ſagt in ihrer kecken Weiſe: ‚Ach! Was für Aufhebens; ich hab’ es hinter mir, und Ihr werdet’s auch bald haben.‘“

4.

Um dieſe Zeit richteten ſich die Augen der konſervativen Parlamentarier auf Moltke. Anfangs Januar ſchrieb Moritz v. Blanckenburg an den Kriegsminiſter v. Roon: „Sehr lieb wäre es mir, wenn Du, gelegentlich General Moltke ſehend, dieſem von mir Eröffnungen machteſt dahingehend, daß meine einzige Hoffnung wäre für die Fraktionsſeſſion, daß Er die Leitung in der Art in die Hand nähme, wie Stolberg früher. Es würden dabei die eigentlichen Korporaldienſte von Denzin ge-

leiſtet, und ich würde mich ihnen gewiß nicht entziehen, wenn ich da wäre. Aber wir müßten ihn gerade in erſter Linie haben als feinſtes Deckblatt, das wir noch hätten für unſere Vierradener Einlagen.“ Roon nahm dem Freunde jede Hoffnung auf die Erfüllung ſeines Wunſches und antwortete: „Ich hoffe, daß Du dem Reichstage nicht fehlen wirſt. Deine Pläne mit dem ‚Deckblatt‘ Moltke dürften ſich ſchwerlich verwirklichen, da ſich dieſes Deckblatt nicht gut rollen läßt.“[259])

In der erſten Hälfte des Jahres 1870 waren die Kriegsſorgen, die 1869 ſehr lebhaft geweſen, ſo ziemlich in den Hintergrund getreten. Marſchall Niel war im Auguſt 1869 geſtorben; man glaubte mit ihm eine der am kräftigſten zum Kriege drängenden Perſönlichkeiten begraben zu haben. Moltke lebte inmitten ſeiner Verwandten ruhig auf ſeinem Gute, und nichts deutete an, wie nahe die größte Aufgabe ſeines Lebens, die Führung der deutſchen Heere im Kriege gegen Frankreich, ihm bevorſtand. Am Nachmittag des 11. Juli war er mit ſeinem Bruder Adolf, ſeiner Schwägerin und deren beiden Töchtern im offenen Wagen ausgefahren. Er ſelber führte die Zügel; ſein Bruder ſaß neben ihm. Gerade als der Wagen eine Furt durch die Peile paſſierte, rief ihn ein Telegraphenbote an, der ihm eine Depeſche zu bringen hatte. Der General empfing, erbrach, las ſie und ſchob ſie ſtill in die Taſche. Dann ſetzte er die Spazierfahrt fort. Nichts an ihm verriet etwas von der Mitteilung, die der Telegraph ihm gebracht hatte; nur noch ſchweigſamer als ſonſt ſaß er da, und daß ſeine Gedanken hie und da von den Pferden abſchweiften, merkten die Inſaſſen des Wagens daran, daß er einmal ziemlich unſanft an einen Prellſtein anfuhr. Als man nach

etwa einer Stunde wieder vor dem Wohnhause anlangte, sprang er rasch vom Wagen und sagte zu seinem Bruder, der ihm ins Haus folgte: „Es ist eine dumme Geschichte; ich muß noch diese Nacht nach Berlin." Darauf ging er in sein Arbeitszimmer. Zur Teestunde saß er still aber freundlich in der Mitte des kleinen Kreises, bis er plötzlich aufstand, mit der Hand auf den Tisch schlug und ausrief: „Laßt sie nur kommen! Mit oder ohne Süddeutschland; wir sind gerüstet!" Ohne eine weitere Erklärung zu geben, ging er dann wieder in sein Zimmer, wo er bis zur Abreise verblieb.[260])

Am 12. Juli traf auch Bismarck in Berlin ein und wurde sofort von Moltke begrüßt. Der Kanzler berichtet darüber:[261]) „In den Hof meiner Berliner Wohnung einfahrend, empfing ich Telegramme, aus denen hervorging, daß der König nach den französischen Bedrohungen und Beleidigungen im Parlament und in der Presse mit Benedetti zu verhandeln fortfuhr, ohne ihn in kühler Zurückhaltung an seine Minister zu verweisen. Während des Essens, an dem Moltke und Roon teilnahmen, traf von der Botschaft in Paris die Meldung ein, daß der Prinz von Hohenzollern der Kandidatur entsagt habe, um den Krieg abzuwenden, mit dem uns Frankreich bedrohte. Mein erster Gedanke war, aus dem Dienste zu scheiden, weil ich nach allen beleidigenden Provokationen, die vorhergegangen waren, in diesem erpreßten Nachgeben eine Demütigung Deutschlands sah, die ich nicht amtlich vertreten wollte ... Zum Rücktritt entschlossen, trotz der Vorwürfe, die mir Roon darüber machte, lud ich ihn und Moltke zum 13. ein, mit mir zu Drei zu speisen, und teilte ihnen bei Tische meine An- und Absichten mit. Beide waren sehr niedergeschlagen und machten mir indirekt Vorwürfe, daß ich die im Ver-

gleich mit ihnen größere Leichtigkeit des Rückzuges aus dem Dienste egoistisch benutzte. Ich vertrat die Meinung, daß ich mein Ehrgefühl nicht der Politik opfern könne, daß sie beide als Berufssoldaten wegen der Unfreiheit ihrer Entschließung nicht dieselben Gesichtspunkte zu nehmen brauchten wie ein verantwortlicher Minister. Während der Unterredung wurde mir gemeldet, daß ein Ziffertelegramm aus Ems, von dem Geheimrat Abecken unterzeichnet, in der Übersetzung begriffen sei. Nachdem mir die Entzifferung überbracht war, welche ergab, daß Abecken das Telegramm auf Befehl Sr. Majestät redigiert und unterzeichnet hatte, las ich dasselbe meinen Gästen vor, deren Niedergeschlagenheit so tief wurde, daß sie Speise und Trank verschmähten. Bei wiederholter Prüfung des Aktenstückes verweilte ich bei der einen Auftrag involvierenden Ermächtigung Sr. Majestät, die neue Forderung Benedettis und ihre Zurückweisung sogleich sowohl unseren Gesandten als in der Presse mitzuteilen. Ich stellte an Moltke einige Fragen in Bezug auf das Maß seines Vertrauens auf den Stand unserer Rüstungen, resp. auch die Zeit, deren dieselben bei der überraschend aufgetauchten Kriegsgefahr noch bedürfen würden. Er antwortete, daß er, wenn Krieg werden sollte, von einem Aufschub des Ausbruchs keinen Vorteil für uns erwarte; selbst wenn wir zunächst nicht stark genug sein sollten, sofort alle linksrheinischen Landesteile gegen französische Invasion zu decken, so würde unsere Kriegsbereitschaft die französische sehr bald überholen, während in einer späteren Periode dieser Vorteil sich abschwächen würde; er halte schnellen Ausbruch im ganzen für uns vorteilhafter als eine Verschleppung."

Welch eine zurückhaltende Bescheidenheit in diesen Worten Moltkes, der seiner Überlegenheit doch so sicher

war! Welch ein Unterschied gegen das prahlerische ‚archiprêt', mit dem der Marschall Le Boeuf auf gleiche Fragen in der französischen Kammer antwortete!

Bismarck fährt dann fort: „In der Empfindung, daß der Krieg nur auf Kosten unserer preußischen Ehre und des nationalen Vertrauens auf dieselbe vermieden werden könnte, machte ich nun von der königlichen Ermächtigung Gebrauch, den Inhalt des Telegramms zu veröffentlichen, und reduzierte in Gegenwart meiner beiden Tischgäste das Telegramm durch Streichungen, ohne ein Wort hinzuzusetzen oder zu ändern, auf die bekannte Fassung ... Nachdem ich meinen beiden Gästen die konzentrierte Redaktion vorgelesen hatte, bemerkte Moltke: „So hat das einen anderen Klang; vorher klang es wie Chamade,*) jetzt wie eine Fanfare in Antwort auf eine Herausforderung." Ich erläuterte: „Wenn ich diesen Text, welcher keine Änderungen und keinen Zusatz des Telegrammes enthält, in Ausführung des Allerhöchsten Auftrages sofort nicht nur an die Zeitungen, sondern auch telegraphisch an alle unsere Gesandtschaften mitteile, so wird er vor Mitternacht in Paris bekannt sein und dort nicht nur wegen des Inhalts, sondern auch wegen der Art der Verbreitung den Eindruck des roten Tuches auf den gallischen Stier machen. Schlagen müssen wir, wenn wir nicht die Rolle des Geschlagenen ohne Kampf auf uns nehmen wollen. Der Erfolg hängt aber doch wesentlich von den Eindrücken bei uns und anderen ab, die der Ursprung des Krieges hervorruft; es ist wichtig, daß wir

*) Trommelsignal, mit dem man vom Feinde Zeit zur Bestattung der Toten oder zur Anknüpfung von Verhandlungen erbat. ‚Chamadeschlagen' sprichwörtlich = aus dem letzten Loche pfeifen.

die Angegriffenen seien; und die gallische Überhebung und Reizbarkeit wird uns dazu machen, wenn wir mit europäischer Öffentlichkeit, soweit es uns ohne das Sprachrohr des Reichstags möglich ist, verkünden, daß wir den öffentlichen Drohungen Frankreichs furchtlos entgegentreten." — Diese meine Auseinandersetzung erzeugte bei den beiden Generalen einen Umschlag zu freudiger Stimmung, dessen Lebhaftigkeit mich überraschte. Sie hatten plötzlich die Lust zu essen und zu trinken wiedergefunden und sprachen in heiterer Laune. Roon sagte: „Der alte Gott lebt noch und wird uns nicht in Schande verkommen lassen." Moltke trat so weit aus seiner gleichmütigen Passivität heraus, daß er sich, mit freudigem Blick gegen die Zimmerdecke und mit Verzicht auf seine sonstige Gemessenheit in Worten, mit der Hand vor die Brust schlug und sagte: „Wenn ich das noch erlebe, in solchem Kriege unsere Heere zu führen, so mag gleich nachher ‚die alte Carcasse'*) der Teufel holen!" Er war damals hinfälliger als später und hatte Zweifel, ob er die Strapazen des Feldzuges überleben werde."

Am 15. Juli kehrte König Wilhelm von Ems nach Berlin zurück. Der Kronprinz, Bismarck, Roon und Moltke fuhren ihm bis Brandenburg entgegen, um Vortrag über die Lage zu halten und Befehle zu empfangen. Auf dem Potsdamer Bahnhofe erhielten die Herren Kenntnis von jenen Vorgängen in Paris, welche der (erst am 19. überreichten) Kriegserklärung gleichkamen. Bald eilte der Kronprinz leuchtenden Auges zu der den Bahnhof und dessen Umgebungen füllenden brausenden Menge hinaus, und diese pflanzte seinen Zuruf: „Die Mobil-

*) Carasse = Gerippe; militärisches Gestell der Brandkugel, auch diese selbst.

machung der Armee ist befohlen!" mit tausenden von jubelnden Stimmen fort. Roon und Moltke traten zunächst im Kriegsministerium zu einer vorbereitenden Besprechung zusammen; in den Abendstunden erfolgte dann der letzte entscheidende Vortrag bei des Königs Majestät, und bald nachdem Moltke und Roon gegen Mitternacht das Palais verlassen hatten, flog der kurze Befehl durch den Telegraphen hinaus in alle deutsche Gaue: „Die Armee ist planmäßig mobil zu machen." Roon hat ausgesprochen, daß die nach dieser denkwürdigen Nacht folgenden Tage fast die arbeitslosesten seines Dienstlebens gewesen sein: die Mobilmachungsmaschine arbeitete so musterhaft, sicher und reibungslos, daß auch nicht Eine Anfrage der Generalkommandos oder anderer Behörden zu beantworten war; und das, obwohl der Befehl so völlig ohne alle Vorbereitungen erlassen worden, und obwohl viele, gerade der höchstgestellten Offiziere des Generalstabes sich in jener Hochsommerzeit auf Urlaub, zum Teil sogar im Auslande befanden.[262]) So wundervoll hatten Kriegsministerium und Generalstab zusammenwirkend vorgearbeitet!

5.

Am 20. Juli wurde Moltke zum Chef des Generalstabs der Armee im großen Hauptquartier Seiner Majestät des Königs für die Dauer des Krieges ernannt. Über die zum Ausrücken bereiten Truppen verfügte nun Moltke und nur er im Namen des Königs; unter den Befehlen an die Armee-Oberkommandos stand Moltkes Unterschrift; aber sie galten als königliche Erlasse. Im übrigen lagen die Verhältnisse wie zu Beginn des böhmischen Krieges, und diese waren, ob-

gleich Moltkes Autorität allerdings außerordentlich gestiegen war, immer noch schwierig genug. Schon der Eisenbahntransport fand nach den Bestimmungen des Chefs des Generalstabes statt; der Kriegsminister hatte eigentlich nur die Wünsche desselben entgegenzunehmen, die sich auf Heeresergänzung und Aufstellung neuer Truppenteile bezogen. In diese kleinere Rolle sich zu fügen, das mußte erst gelernt werden, und dies wurde dem trefflichen, willensstarken Roon nicht leicht, zumal er wieder mit ins Feld genommen wurde, während Moltke es für zweckmäßiger gehalten hätte, wenn er in der Hauptstadt geblieben wäre, wo alle Fäden der Verwaltung zusammenliefen und Roons Einwirkung unmittelbarer sein mußte als vom Feldlager aus. [Vgl. S. 387.]

Die Beförderung der Truppen ging durchaus nach den im Generalstabe bearbeiteten Fahrplänen vonstatten. Es war das erste Mal, daß ganze Heere mit Hilfe der Eisenbahn aufmarschierten, und es bleibt für immer ein hoher Ruhmesanspruch Moltkes, daß er es gewesen ist, der sie zu einem Kriegsmittel höchsten Ranges erhob.

Die französischen Truppen waren in nichtmobilem Zustande von ihren Standorten aufgebrochen, ein für sie selbst höchst bedenkliches Verfahren, das nur dann einen Sinn hatte, wenn man sie zu einer Art von strategischem Überfall verwenden wollte. Man mußte also darauf gefaßt sein, daß sie sich mit augenblicklicher Überlegenheit auf die Ausschiffungspunkte unserer Truppen werfen würden, um deren Aufmarsch zu stören. Moltke ordnete daher, wenn auch ungern, an, daß die Zweite Armee zwar links des Rheines, aber doch näher an diesem Strome den Fußmarsch anzutreten habe, als ursprünglich in seiner Absicht gelegen hatte.

„Der vom Chef des Generalstabs eingereichte und vom Könige genehmigte Feldzugsplan faßte von Haus aus die Eroberung der feindlichen Hauptstadt ins Auge, welche in Frankreich von größerer Bedeutung ist als in anderen Ländern. Auf dem Wege dahin sollte die Streitmacht des Gegners möglichst von dem an Hilfsmitteln reichen Süden ab- und in das engere Hinterland des Nordens gedrängt werden. Maßgebend aber vor allem war der Entschluß, den Feind, wo man ihn traf, unverzüglich anzugreifen und die Kräfte so zusammenzuhalten, daß es mit überlegener Zahl geschehen könne."[263])

Inzwischen verflossen die Tage, an welchen die Franzosen von ihrer überstürzten Versammlung hätten Vorteil ziehen können, unbenutzt. Die Aufstellung der französischen Heere im Elsaß und vorwärts Metz war auf schnelle Offensive nach Deutschland hinein berechnet, und doch besaß man zu einer solchen weder den ernsten Willen noch auch die Mittel. Als der König mit Moltke am 1. August in Mainz eintraf, standen westlich des Rheines oder an diesem Strome selbst bereits 300000 deutsche Krieger in drei Armeen. Die Erste Armee (Steinmetz) war, 50000 Mann stark, südöstlich von Trier vereinigt; die Zweite (Prinz Friedrich Karl), die allmählich auf 194000 Mann anwuchs, war von Mainz bis an die Ausgänge des Hardtgebirges vorgeschoben; die Dritte (Kronprinz) sammelte sich noch auf beiden Seiten des Rheins von Speyer bis Karlsruhe. Gegenüber dieser geschlossenen Heereskraft standen die französischen Streitkräfte in einem weiten Bogen von der Nied bis zum oberen Rhein in zwei getrennten Gruppen bei Straßburg unter Mac Mahon und bei Metz unter Bazaine, und diese Trennung zu erhalten war Moltkes nächstes Streben. Die gedrängte Zusam-

menfaſſung der Deutſchen unter faſt völliger Entblößung aller Nebenkriegstheater, die Aufſtellung der ganzen gewaltigen Macht auf dem engen Raume der Rheinpfalz war einer der ſtrategiſchen Ur- und Grundgedanken Moltkes, aber ſie war auch durch die Verhältniſſe geboten; denn falls man ſich die ſtrategiſche Offenſive wahren wollte, ſo mußte man links des Rheines aufmarſchieren, und da ſtand uns eben nur ein ſehr beſchränktes Gebiet zur Verfügung. Dabei mußten die Schwierigkeiten mit in den Kauf genommen werden, welche eine ſo ſchmale Baſis für den Vormarſch der Zweiten Armee und für die Einrichtung der rückwärtigen Verbindungen unleugbar hatte.

Am 4. Auguſt erteilte Moltke der Zweiten Armee den Befehl, die Grenze zu überſchreiten. Dabei kam es bei Weißenburg zum Treffen und am 6. zu dem teuer errungenen, glorreichen Siege von Wörth. An demſelben Tage ſchlug und ſiegte die Erſte Armee, welche ſich gegen die Abſicht der oberen Heeresleitung in ſüdweſtlicher Richtung nach der Saar hin ausgebreitet hatte, bei Spicheren. „Dieſe Schlacht," ſagt Moltke, „war allerdings nicht vorgeſehen. Im allgemeinen aber wird es wenig Fälle geben, wo der taktiſche Sieg nicht in den ſtrategiſchen Plan paßt. Der Waffenerfolg wird immer dankbar akzeptiert und ausgenutzt werden." Auch Wörth war gegen den Willen des Armeeführers geſchlagen worden, und gleiches gilt von dem acht Tage ſpäter erfochtenen Siege bei Colombey. Überall ging der Kampf von den vorgeſchobenen Truppen aus; übereinſtimmend hegte man bei dieſen die Anſicht, daß der nahe Feind im Abzug begriffen ſei, und war vom Drange beſeelt, nicht nur die Fühlung mit ihm zu behalten, ſondern ihm auch bei ſeinem Abzuge ſo viel Schaden zuzufügen als nur

möglich. Letzteres gelang, ersteres nicht immer. Nach Wörth war die Richtung des feindlichen Rückzuges nicht erkannt worden. Man erwartete, ihn jenseits der Vogesen zu erneutem Widerstande geordnet zu finden, und durchschritt das Gebirge daher nur mit großer Vorsicht und in kurzen Tagesmärschen. Mac Mahon aber schlug die Richtung auf Châlons ein, die ihn völlig außer Verbindung mit der unter Bazaine bei Metz stehenden Armee brachte. Nun hatte der linke Flügel der Dritten Armee keinen Feind mehr vor sich, konnte näher herangezogen werden, und um alle drei Armeen in gleiche Höhe zu bringen, befahl das Große Hauptquartier eine Rechtsschwenkung, bei welcher die Erste Armee gewissermaßen den Drehpunkt bildete und die Richtung auf Metz einschlug.

In die reine Freude dieser ersten Ruhmestage fiel ein Mißklang durch das Schreiben des Generals v. Steinmetz vom 5. August, in dem er sich darüber beschwerte, daß Moltke ihm keine ausreichende Direktive gegeben habe, so daß ihm der Anhalt für das richtige Eingreifen fehle, und daß sich bei den jetzt vom Großen Hauptquartiere getroffenen Anordnungen die Zweite Armee vor die Erste schiebe. Bald darauf beschwerte Prinz Friedrich Karl sich über Steinmetz.

Das Hauptquartier begab sich am 8. August von Mainz nach Homburg und tags darauf nach Saarbrücken. Noch am Abend der Ankunft wurde allen drei Armeen der Befehl zum Vormarsch an die Mosel gegeben, wie er am Morgen vom Könige mit Moltke festgestellt worden war. Eine gewaltige Heeresmasse ergoß sich so wie auf Ein Kommandowort in Feindesland, ein Strom von 60 Kilometer Breite und ungeheurer Wucht. — Inzwischen lief die Nachricht ein, daß der Gegner, den man

im Abmarſch auf die Moſel angenommen hatte, hinter der franzöſiſchen Nied wieder Front gemacht hätte und dort den Kampf annehmen zu wollen ſchiene. Auf dieſe Linie war nur die Erſte Armee angeſetzt, und um ſich Überlegenheit zu ſichern, war es nötig, die Zweite heranzuziehen. Hierüber mußten beide Armeen verſtändigt werden, was aber inſofern auf unliebſame Schwierigkeiten ſtieß, als Steinmetz ſein Hauptquartier und die Aufſtellung ſeiner Armee nicht gemeldet hatte. Nachmittags des 11. Auguſt begab der König ſich nach St. Avold, betrat hier zum erſtenmal franzöſiſchen Boden, befand ſich aber zugleich unerwarteterweiſe in der vorderſten Linie; denn die Erſte Armee war an dieſem Tage, um Verpflegungsſchwierigkeiten zu beſeitigen, ſtehen geblieben, ohne dieſen wichtigen Umſtand an Moltke zu melden. Übrigens war die Lage von St. Avold zwiſchen der Erſten und Zweiten Armee günſtig, um rechtzeitig nach beiden Seiten eingreifen zu können, und wenn Moltke ſich in der Regel darauf beſchränkte, allgemeine Direktiven zu geben, deren Ausführung den Armeebefehlshabern überlaſſen blieb, ſo ſah er ſich unter den augenblicklichen Verhältniſſen doch veranlaßt, die Bewegungen der einzelnen Korps durch unmittelbare Befehle einheitlich zu leiten, ein Verfahren, welches der eiferſüchtige General Steinmetz ſehr übel genommen zu haben ſcheint. — Am 12. Auguſt gaben die Franzoſen ihre Stellung an der Nied auf und zogen auf Metz ab, und zwar, wie man vermutete, auf das linke Ufer der Moſel; denn nur dies Verhalten konnte man als ſachgemäß betrachten. Der Zweiten Armee wurde daher ſchon an dieſem Tage die Beſetzung einiger Moſelübergänge und das Vorſchieben von Reiterei über den Fluß empfohlen. Die am 13. eingehenden Meldungen beſtätigten jedoch den Abzug der Fran-

zosen durch Metz nicht, sondern besagten, daß noch größere Kräfte östlich der Festung verharrten, wahrscheinlich aus Rücksicht auf die öffentliche Meinung in Paris. Moltke aber mußte mit diesem schwankenden Verhalten ernstlich rechnen und wohl erwägen, ob er den begonnenen Moselübergang fortsetzen lassen dürfe. War es doch möglich, daß der östlich von Metz stehende Gegner, wenn der größte Teil der deutschen Heere den Fluß überschritten hatte, plötzlich hervorbrach, um sich mit Übermacht auf die noch am rechten Ufer verbliebenen preußischen Korps zu werfen. Anderseits bot die ununterbrochene Fortführung des Moselüberganges die Aussicht, dem von Metz abziehenden Gegner zuvorzukommen und ihn nach Norden und von Paris abzudrängen. Moltke entschied sich für diesen kühneren, gewagteren, aber verheißungsvolleren Plan und gewann auch den König dafür. Mit der Ausführung dieses Entschlusses, der am Abende des 13. zu Herny in Befehle umgesetzt wurde, begann jene Zeit höchster Spannung, welche erst am 18. die Riesenschlacht von Gravelotte löste.

6.

Am 14. August entspann sich die schon erwähnte Schlacht von Colombey-Nouilly, welche den Abzug des Feindes durch Metz verzögerte und einen Tag für den Moselübergang der Zweiten und Dritten Armee gewann. Die Nachricht von dieser Schlacht traf im Großen Hauptquartier erst in der Nacht ein. Steinmetz meldete, daß er mit dem I. und VII. Armeekorps den Feind nach Metz hineingeworfen, seine eigenen Truppen dann aber wieder in ihre anfänglichen Stellungen zurückgenommen habe. Moltke verursachte es schwere Bedenken, daß die

Franzoſen dies Zurückgehen der Preußen durch Wiederbeſetzung ihrer alten Stellungen ausnutzen und ſich den Sieg zuſchreiben könnten. Es ſei nicht abzuſehen, welche geiſtige Erhebung die Nachricht von einem glaubhaften Waffenerfolge bei den ſo leicht entzündlichen Franzoſen herbeiführen könnte. Er weckte deshalb den König, der ganz entrüſtet über den Rückzug war, und erwirkte den telegraphiſchen Befehl, daß die eroberten Stellungen ſogleich wieder eingenommen werden ſollten. Um 5 Uhr früh brach dann Se. Majeſtät mit Moltke nach dem Schlachtfelde auf und hatte hier eine perſönliche Begegnung mit dem General v. Steinmetz. Eine Beobachtung der gegneriſchen Maßnahmen von der Höhe von Bellecroix aus hob jeden Zweifel über den Abmarſch der Franzoſen, und ſo konnte nach dem Wiedereintreffen in Henry der Zweiten Armee eine kräftige Offenſive gegen die von Metz nach Verdun führenden Straßen vorgeſchrieben werden.

Nachdem am Morgen des 16. die gewöhnlichen Vorträge erledigt waren, brach das Große Hauptquartier um 1 Uhr nach Pont à Mouſſon auf. Moltke war nicht ohne Beſorgnis; denn aus der Meldung des Prinzen Friedrich Karl über ſeine Abſichten an dieſem Tage ging hervor, daß er zwei Korps, das III. und X., etwas vereinzelt auf dem linken Moſelufer vorgehen ließ. Doch war noch vor der Abfahrt von Henry dem IX. Armeekorps der Befehl zugeſandt worden, womöglich heute noch dem III. Korps über die Moſel zu folgen. Unter dieſen Umſtänden kam es, während der König und Moltke unterwegs waren, bei der Zweiten Armee zu jener blutigen Ruhmesſchlacht von Vionville-Mars la Tour, die eine der glänzendſten Waffentaten des ganzen Krieges iſt und die den Abmarſch der Franzoſen abermals und

diesmal auf dem linken Moselufer unterbrach. — Während so der rechte Flügel der Zweiten Armee in seinem Vorgehen nach Norden auf den Schwerpunkt der feindlichen Macht gestoßen war, hatte der linke die Bewegung nach Westen fortgesetzt. Die Garde und das XII. Korps legten über Pont à Mousson und Dieulouard den halben Weg zur Maas zurück; das IV. Korps überschritt die Mosel bei Marbach und machte mit seiner Avantgarde Front gegen Toul. Das II. Korps rückte, starke Märsche fortsetzend, an diesem Tage bis Buchy, also auf drei Meilen an die Mosel heran. An den Kolonnen dieses Korps entlang fuhr Se. Majestät auf der Fahrt nach Pont à Mousson und wurde mit brausendem Jubel begrüßt.

Die erste Kunde der Schlacht von Vionville erhielt das Große Hauptquartier beim Eintreffen in Pont à Mousson. König Wilhelm hatte zunächst die Absicht, sich sofort auf das Schlachtfeld zu begeben; allein wegen der vorgerückten Tageszeit und der weiten Entfernung halber nahm man doch davon Abstand, und so kam dem Großen Hauptquartier erst am späten Abende sichere Nachricht zu von dem schwer erkauften Siege. Es ergab sich daraus, daß man jedenfalls einen großen Teil des feindlichen Heeres, wenn nicht das ganze, noch hart an der Mosel erreicht hatte; damit bot sich die Möglichkeit, durch schnelles Vorrücken am linken Ufer den Feind von seinen Verbindungen mit Châlons abzudrängen. Vor allem kam es also darauf an, schon am folgenden Morgen in möglichster Stärke an der Straße nach Verdun aufzutreten. Die betreffenden Befehle ergingen alsbald. Alle Korps der Zweiten Armee wurden nach Mars la Tour dirigiert; von der Ersten Armee sollten das VII. und VIII. Korps am folgenden Morgen die Mosel überschreiten; nur das

I. Korps hatte zur Beobachtung von Metz auf dem rechten Ufer zu verbleiben.

Schon um ½2 Uhr früh brach am 17. Auguſt der Generalſtab zum Schlachtfelde auf und verſammelte ſich dort auf der Höhe von Flavigny, wo eine Stunde ſpäter, d. h. um 6 Uhr, auch der König mit Moltke eintraf. Hier fanden ſich bald Prinz Friedrich Karl nebſt ſeinem Generalſtabschef, General v. Stiehle, ſowie andere hohe Offiziere ein, und es wurde feſtgeſtellt, daß am 16. die geſamte franzöſiſche Rheinarmee gegen die beiden Korps der Erſten Armee gefochten hatte. Jetzt liefen beſtimmte Meldungen ein, daß der Feind ſeine bisher innegehabten Stellungen verlaſſe und mit einem Angriff ſeinerſeits daher heute nicht zu rechnen ſei. Im übrigen aber ließ ſich nicht überſehen, ob die Franzoſen ſich bei Metz konzentrieren oder auf den beiden noch freien nördlichen Straßen über Etain und Briey abziehen wollten.

Moltke hatte den dringenden Wunſch, den Kampf noch am 17. wieder aufzunehmen, um den jedenfalls am vorigen Tage erſchütterten Feind nicht wieder los- und zu Atem kommen zu laſſen, und ſeinen Abmarſch an die Maas zu hindern. Aber auch wenn Bazaine nicht abzog, ſondern an Ort und Stelle ſtandhielt, hätte ein Angriff der Deutſchen am 17. den Feind daran gehindert, ſich in ſeiner an und für ſich ſchon ſtarken Stellung noch künſtlich zu befeſtigen. Prinz Friedrich Karl jedoch bat dringend um Ruhe für das III. und X. Korps, und nach längerer Beſprechung, an der die Generale v. Goeben, v. Podbielski und v. Stiehle teilnahmen, entſchied ſich denn auch Moltke dafür, den Angriff erſt für den 18. in Ausſicht zu nehmen. Er hielt dem Könige in dieſem Sinne Vortrag, und dieſer befahl die Ausfertigung der erforderlichen Befehle.

Inzwiſchen war es gelungen, bis bald nach Mittag 7 Armeekorps: das III., VII., VIII., IX., X., XII. und die Garde ſowie 4 Kavallerie-Diviſionen auf dem Schlachtfelde zu vereinen und 2 Korps, das I. und das II., ſo nahe heranzuführen, daß ſie am folgenden Tage mit in den Kampf einzugreifen vermochten: eine Verſammlung zur geplanten Schlacht ganz im Stil des erſten Napoleon, doch mit größeren Maſſen, als dieſer je an einem Kampftage geführt hatte.

Die Meldungen, welche während der Vormittagsſtunden eingelaufen waren, widerſprachen ſich zum Teil und ließen kein klares Bild von der Stellung und den Abſichten des Feindes gewinnen. Zwar ſtand unſer rechter Flügel in unmittelbarer Berührung mit ihm bei Gravelotte; auf unſerem linken Flügel jedoch war die Fühlung gänzlich verloren gegangen. Allein hätte man auch rechtzeitig erfahren, daß der Feind am 17. noch nicht nach der Maas aufgebrochen war, ſo konnte dieſer Abzug doch immer noch nachts oder am 18. früh geſchehen. Die Anordnungen für die bevorſtehende Schlacht mußten daher auf zwei ganz verſchiedene Möglichkeiten berechnet werden: — Hatten die Franzoſen den Rückzug nach Verdun angetreten, ſo galt es, ſie einzuholen und anzugreifen. In dieſem Falle traf die Zweite Armee mit breiter Front auf die Flanke der feindlichen Marſchkolonnen, und die Erſte Armee konnte unter bloßer Beobachtung der Feſtung Metz nachgezogen werden. Der Gegner mußte dann Front machen und die Schlacht mit dem Rücken gegen die nur zwei Märſche entfernte belgiſche Grenze annehmen. War dagegen die franzöſiſche Heeresmacht an der Moſel mit verkehrter Front halten geblieben, ſo mußten beide deutſche Armeen eine Rechtsſchwenkung ausführen, für welche das an der Moſel

ſtehende VII. Korps den Angelpunkt zu bilden hatte. Je nach der Stellung des feindlichen rechten Flügels hatte unſer linker dann mehr oder minder weit auszuholen; vermutlich mußte er, um an den Feind zu kommen, auch wenn er auf der Diagonale marſchierte, zwei Meilen zurücklegen, und deshalb ſollte unſer rechter Flügel zunächſt ein bloß hinhaltendes Gefecht führen, damit alle Kräfte gleichzeitig in Wirkſamkeit träten. Solche Zurückhaltung empfahl ſich auch angeſichts der bereits erkannten ungemeinen Stärke der Stellung des Gegners hinter Gravelotte. Vorausſichtlich konnte die Entſcheidung am 18. daher erſt ſpät am Tage und jedenfalls mußte ſie auf unſerem linken Flügel fallen. — Unter Berückſichtigung dieſer Verhältniſſe wurde um 2 Uhr nachmittags folgender Befehl ausgefertigt: „Die Zweite Armee wird morgen, den 18., um 5 Uhr früh antreten und mit Echelons vom linken Flügel zwiſchen dem Yron- und Gorzebache vorgehen. Das VIII. Korps hat ſich dieſer Bewegung auf dem rechten Flügel der Zweiten Armee anzuſchließen. Das VII. Armeekorps wird anfangs die Aufgabe haben, die geſamten Bewegungen der Zweiten Armee gegen etwaige Unternehmungen von Metz her zu ſichern. Weitere Beſtimmungen Sr. Majeſtät des Königs werden von den Maßnahmen des Feindes abhängen. Meldungen an Se. Majeſtät gehen zunächſt nach der Höhe ſüdlich Flavigny.“

Dieſer Befehl hat große kriegsgeſchichtliche Bedeutung; denn er führte unmittelbar zur Einſchließung der franzöſiſchen Rheinarmee. Meiſterhaft hatte Moltke es verſtanden, der Unklarheit der Lage, den beiden Möglichkeiten: Ausweichen des Gegners nach Metz oder nach Norden, Rechnung zu tragen. Wenn auch nach allem Vorausgegangenen zu erwarten war, daß die Feſtung

Metz große Anziehungskraft auf die Franzoſen ausüben würde, ſo mußte man ihnen zunächſt doch immer das Vernünftige zutrauen; das aber war der Abzug hinter die Orne. Die Bewegungen, welche Moltkes Befehl für die Morgenſtunden des 18. vorſchrieb, trafen nun für beide Fälle zu. Im übrigen hieß es: „Weitere Beſtimmungen werden von den Maßnahmen des Feindes abhängen.“ Hierin lag die deutliche Aufforderung an die beiden Armeekommandos, die Maßnahmen des Feindes zu erkunden und ſobald als möglich zu melden. In der Hoffnung und begründeten Vorausſetzung, daß hinreichend aufgeklärt werde, wozu ja 4 Kavalleriediviſionen zur Verfügung ſtanden, kehrte das Große Hauptquartier gegen Abend nach Pont à Mouſſon zurück.[264])

Als der Befehl von 2 Uhr bei Steinmetz einlief, geriet er in hellen Zorn. Er fand dieſe Art, einem Armeebefehlshaber ſein Tun und Laſſen vorzuſchreiben, rückſichtslos; bei ſolchen Übergriffen wie die Verfügung über das VIII. Armeekorps ſei das Armeekommando überhaupt überflüſſig. Wozu er denn nun da ſei!? Er fürchtete einen Angriff auf ſein VII. Korps und ſah ſich das VIII. entzogen, von dem aus er das VII. zu unterſtützen gedacht hatte. In dieſem Sinne berichtete er an das Große Hauptquartier nach Pont à Mouſſon, wo ſein Schreiben erſt tief in der Nacht anlangte. Um 4 Uhr früh antwortete Moltke: . . . „Das VII. Armeekorps wird zunächſt eine defenſive Haltung zu beobachten haben. Die Verbindung mit dem VIII. Armeekorps kann nur nach vorn geſucht werden. Sollte ſich herausſtellen, daß das feindliche Heer ſich nach Metz hineinwirft, ſo wird diesſeits eine Rechtsſchwenkung ausgeführt werden. Eine Unterſtützung der Erſten Armee wird, wenn nötig, aus dem zweiten Treffen der Zweiten Armee erfolgen.“

Marſchall Bazaine hatte es nicht ratſam gefunden, auf Verdun abzumarſchieren, nachdem die Deutſchen ſo nahe in der Flanke einer ſolchen Bewegung ſtanden. Er hatte es vorgezogen, ſeine Streitkräfte in einer Stellung bei Metz zu verſammeln, die er mit Recht für nahezu unangreifbar hielt: auf dem Höhenzuge nämlich, welcher das Tal von Chatel weſtlich begleitet. Hier ſenkt ſich der breite, dem Feinde zugekehrte Hang frei wie die Vorböſchung einer Feſtung herab, während der kurze und ſteile Oſtabfall den franzöſiſchen Rückhaltstruppen Deckung gewährte. Den Kamm dieſer Hochfläche beſetzten von Roncourt im Norden bis Rozerieulles im Süden 4 Korps: eine 1½ Meilen lange Front, für welche 8 bis 10 Mann auf den Schritt zur Verfügung ſtanden. Vor ihr waren Schützengräben ausgehoben und in ihr Batterieſtände errichtet. Eine Brigade des V. franzöſiſchen Korps ſtand bei St. Ruffine im Moſeltal, die Kavallerie auf beiden Flügeln. Seine Reſerve, die Kaiſergarde, hielt der Marſchall bei Fort Plappeville zurück. Sie hätte unbedingt hinter den rechten Flügel der Geſamtaufſtellung gehört; aber entweder fürchtete Bazaine das Schlimmſte von einem Angriff von Süden her oder es leiteten ihn ſchon damals politiſche Geſichtspunkte, welche es ihm rätlich erſcheinen ließen, dieſe Kerntruppe unmittelbar bei Metz in der Hand zu behalten.

Als König Wilhelm mit Moltke und dem Großen Hauptquartier am 18. Auguſt um 6 Uhr früh bei Flavigny eintraf, war die eben geſchilderte Aufſtellung der Franzoſen deutſcherſeits noch keineswegs erkannt. Obgleich der Zweiten Armee doch die Aufgabe geſtellt war, eintretenden Falles den äußerſten rechten Flügel des Feindes anzugreifen, war ihr noch immer nicht bekannt, wo dieſer denn eigentlich ſtände. Prinz Friedrich Karl ſoll

der Meinung gewesen sein, daß man höchstens noch 3 Divisionen vor sich habe; die übrige Armee des Feindes sei am 17. und in der Nacht zum 18. hinter die Orne abmarschiert. Er scheute deshalb auch den Zeitverlust nicht, welcher daraus entstand, daß er (aus unbekannten Gründen) das in seiner Schlachtordnung rechts von der Garde stehende sächsische Korps mit jener den Platz tauschen ließ, sodaß die Sachsen nun den äußersten linken Flügel der deutschen Armeen bildeten.

Das Große Hauptquartier gewann dagegen bald die Überzeugung, daß wenigstens die Hauptmacht des Feindes bei Metz stehen geblieben sei, wähnte aber noch immer: ihr rechter Flügel stehe, wie tags vorher, bei Amanweiler, während er doch eine halbe Meile weiter nach Norden über St. Privat bis Roncourt reichte. Um 10½ Uhr erging an Friedrich Karl der Befehl, mit dem IX. Korps von Verneville her den (vermeintlichen) rechten Flügel der Franzosen anzugreifen, mit der Garde und den Sachsen aber nordwärts in der Richtung auf Batilly aufzubrechen, um, falls der Feind nach der Orne abmarschiere, ihn bei St. Marie aux Chênes zu erreichen, oder, falls er stehen bleibe, ihn von dorther in seiner rechten Flanke anzugreifen. — Zu gleicher Zeit mit diesem Umfassungsflügel der Zweiten Armee sollte Steinmetz mit der Ersten Armee von Gravelotte und vom Bois de Vaux aus auf Front und Flanke des linken feindlichen Heerflügels fallen.

Der Kriegsminister v. Roon war mit dem Entschlusse, am 18. anzugreifen, nicht einverstanden. Er äußerte Moltke gegenüber: die Franzosen seien von ihrer Rückzugslinie abgedrängt; damit wäre zunächst genug erreicht, und wegen der furchtbaren Menschenopfer, denen wir nicht mehr lange gewachsen sein würden, schiene es

ihm nicht zu verantworten, den Feind in seiner starken Stellung, noch dazu mit teilweise müden Truppen anzupacken. Man möge am 18. wenigstens bloß zur Schlacht aufmarschieren und erst alle verfügbaren Truppen heranziehen, bevor man wirklich angriffe. General v. Moltke versuchte, den Kriegsminister zu widerlegen, und da sich noch andere Personen an der Unterredung beteiligten, wurde sie ziemlich laut, so daß der König sich umwandte und sie mit der Bemerkung abschnitt, es bliebe bei den gegebenen Befehlen.

Beim Oberkommando der Zweiten Armee ging nun bald nach 1 Uhr die Meldung ein, daß sich bei St. Privat ein feindliches Lager befinde, wonach der Angriff des IX. Korps nicht auf den rechten Flügel der Franzosen, sondern auf deren volle Front stoßen werde. Prinz Friedrich Karl befahl dem Korps daher, den Angriff aufzuschieben, bis das Gardekorps von Nordwesten her eingreifen würde. Aber während dieser Befehl noch ausgefertigt wurde, um 12 Uhr mittags, war das IX. Korps bereits in den Kampf eingetreten. Vorzeitig entspann sich hier ein blutiges Gefecht, an dem bald auch die hessische Division sowie die Artilleriemassen des III. Korps und der Garde teilnahmen und dessen Wucht und Ernst naturgemäß auch das Gardekorps von Batilly herbeizog; stand doch von Verneville bis St. Ail eine Front von 130 deutschen Geschützen im Feuer. — Die Schlacht war somit gegen den Willen des Königs und Moltkes entbrannt; denn in dem Befehle von 10½ Uhr war ein gleichzeitiger Angriff vorgesehen, zu welchem der Umfassungsflügel, also der linke der Zweiten Armee, das Zeichen zu geben hatte.

Als man beim Großen Hauptquartier den Kanonendonner von Verneville her vernahm, berechnete man so-

gleich, daß es ſich hier um einen verfrühten Angriff handle, weil der linke Flügel Friedrich Karls ſeine Bewegungen noch nicht ausgeführt haben konnte. Daher wurde an Steinmetz der Befehl geſandt, keine ſtarken Truppen zu zeigen und höchſtens zur Einleitung des ſpäteren Angriffs Artillerie zu entwickeln. Dies geſchah; da ſich ihr Feuer jedoch wenig wirkſam erwies und die Bedienungsmannſchaft ſtark unter der Wirkung der weittragenden Chaſſepotgewehre litt, ſo entſpann ſich auch hier vorzeitig das Infanteriegefecht, und zwar in einer Weiſe, bei der leider Moltkes Hinweiſung auf ein Umfaſſen des feindlichen linken Flügels vom Bois de Vaux her nicht in geeigneter Weiſe beachtet wurde, und der Erfolg daher geringer war, als man hoffen durfte.

Von dieſen Vorgängen war auf der Höhe bei Flavigny wenig zu ſehen, weshalb der König weiter vorreiten wollte. General v. Moltke bat jedoch, den Standort zunächſt nicht zu wechſeln, da alle Meldungen dorthin beſtellt ſeien und eine Unterbrechung der Berichterſtattung die allgemeine Schlachtleitung erſchweren werde. Indes ritt der König um ½2 Uhr doch etwas weiter auf eine Höhe ſüdlich von Rezonville, von wo die lange Geſchützlinie der Erſten Armee gut zu überſehen war. Von General Steinmetz liefen ſehr günſtige Meldungen über den Fortgang ſeines Gefechtes ein. Die Vorpoſtierungen der Franzoſen waren zurückgedrängt; auch ihre Artillerie ſchien allmählich niedergekämpft zu ſein; Steinmetz gewann den Eindruck, daß es nur noch auf eine Verfolgung ankomme, und ſo befahl er um 4 Uhr einen erneuten Vorſtoß mit friſchen Kräften und ſogar mit Kavallerie. Die dagegen erhobenen Bedenken übertönte der Ruf: „Die Verfolgung darf nicht wieder zu ſpät kommen, wie bei Königgrätz!“ Ungeduldig ſetzte der ‚Löwe von Nachod‘

die 1. Kavallerie-Diviſion zur Verfolgung an.[265]) Dieſer Verſuch beruhte jedoch auf arger Verkennung der Sachlage und ſcheiterte vollkommen.

Als König Wilhelm, um die Fortſchritte der Erſten Armee beſſer überſehen zu können, um 4 Uhr nach der Höhe bei Mogador ritt, kehrte gerade die Kavalleriediviſion von dem verunglückten Vorſtoße über das Mancetal zurück. Bald darauf erſchien der Oberquartiermeiſter der Erſten Armee, Graf Wartensleben, und berichtete über die unerfreuliche Gefechtslage. Infolgedeſſen ſtellte Se. Majeſtät dem Oberkommando das herannahende II. Armeekorps zur Verfügung. Den General Steinmetz, der dann ſelbſt bei dem Könige erſchien, empfing dieſer nicht eben gnädig und verlangte Aufklärung über die rückgängige Bewegung der Kavallerie. Steinmetz gab an, daß er in dem Glauben, der Feind ſei erſchüttert, der Kavalleriediviſion und einem Teile der Artillerie den Befehl zum Vorgehen über den Engweg erteilt habe. Mit dieſer Verwendung der Reiterei war der König durchaus nicht einverſtanden. „Was," ſagte er, „Kavallerie gegen die Höhen? Ich ſehe noch nichts davon, daß der Feind erſchüttert iſt; die Höhen können doch nur von Infanterie genommen werden!"

Um dieſe Zeit erſt wurde das Große Hauptquartier durch einen von der Zweiten Armee zurückkommenden Generalſtabsoffizier davon unterrichtet, wie weit nach Norden hin ſich die feindliche Front ausdehne; zugleich erhielt man gute Nachrichten von dort; aber der von unſerem linken Flügel herüberſchallende ſtarke Kanonendonner bewies doch auch, daß eine Entſcheidung dort nicht gefallen war. Beim IX. Korps war das Feuer ſchwächer geworden, und geradeaus, Gravelotte gegenüber, ſchwiegen die feindlichen Batterien. Eine Art Kampfespauſe trat

ein, herbeigeführt durch die Ermattung und den großen Kräfteverbrauch des Angreifers. Auf dem linken Flügel dagegen begannen gerade jetzt jene heroischen Kämpfe der Garden und der Sachsen um St. Privat, die eigentlich eine Schlacht für sich bildeten, deren Verlauf jedoch vom Standpunkte des Hauptquartiers aus kaum in den äußersten Umrissen zu verfolgen war.

Die Sonne begann bereits zu sinken, und nirgends eröffnete sich die Aussicht auf eine nahe Entscheidung. Se. Majestät hielt das nachdrückliche Eingreifen frischer Kräfte für nötig und entschloß sich, das jetzt herangekommene II. Armeekorps auf dem rechten Flügel einzusetzen. In seiner kurzen Geschichte des Feldzuges bemerkt Moltke hierzu: „Es wäre richtiger gewesen, wenn der zur Stelle anwesende Chef des Generalstabes der Armee dies Vorgehen in so später Abendstunde nicht gewährt hätte. Eine völlig intakte Kerntruppe konnte am folgenden Tage sehr erwünscht sein, an diesem Abend aber kaum noch einen entscheidenden Umschwung herbeiführen." Der General hielt mit seinen Bedenken dem Könige gegenüber nicht zurück. Er war wohl überzeugt, daß auch ein Stoß frischer Kräfte an dieser Stelle ebenso vergeblich sein würde wie alle früheren, weil er bei der späten Stunde ebenso frontal wie jene angesetzt werden und sich wie jene aus schmaler Front gegen eine überaus starke Stellung entwickeln mußte. Aber wenn es Moltke in einer ähnlichen Lage bei Königgrätz gelungen war, den vom Prinzen Friedrich Karl dem III. Korps schon erteilten Angriffsbefehl noch rechtzeitig rückgängig zu machen, weil es gar nicht beabsichtigt war, bei Sadowa zu siegen, sondern die Entscheidung durch den Kronprinzen kommen mußte, so gelang das hier dem Könige selbst gegenüber nicht. Unter dem unmittelbaren Ein-

drucke der schwierigen Lage seines rechten Flügels verlor der Monarch anscheinend den Umstand aus den Augen, daß hier bei Gravelotte die Entscheidung der Schlacht ebensowenig gesucht werden sollte wie 1866 bei Sadowa, sondern daß, gemäß der Gesamtanlage dieses großen Kampfes, vielmehr auch hier der Flügelangriff durch die andere Armee den Ausschlag bringen mußte. Der König war jedoch in echter Hohenzollernstimmung zum äußersten bereit; er hatte den leidenschaftlichen Willen zu siegen, noch heute zu siegen, und so kam es zu einem der wenigen Augenblicke im Feldzuge, in denen der oberste Kriegsherr dem Rate Moltkes nicht gefolgt ist. Er befahl dem General v. Steinmetz, dem er (wie erwähnt) das II. Korps bereits unterstellt hatte, den Angriff mit allen verfügbaren Kräften gegen die Höhen von Point du Jour. — Zunächst gingen die noch gefechtsfähigen Bataillone des VIII. Korps aufs neue vor. Bei dem gegenüberstehenden Feinde war indessen die Garde-Voltigeur-Division zur Verstärkung eingetroffen; seine Artillerie trat in verdoppelte Tätigkeit, und ein vernichtendes Gewehrfeuer ergoß sich über die anrückenden Deutschen. Dann schritten die Franzosen selbst mit mächtigen Schützenschwärmen zu einem Gegenstoß, und schon besorgte man im königlichen Hauptquartier, es werde sich ein allgemeiner Gegenangriff der Franzosen daraus entwickeln. Nur Moltke bemerkte in seiner unerschütterlichen Ruhe: „Das ist nichts; das ist ihr allabendlicher Abendsegen, mit dem sie das Gefecht abbrechen." In der Tat fand jener Gegenstoß bald seine Schranke, und nun kam das II. Armeekorps heran: die Pommern, welche noch nicht gefochten hatten, freilich aber seit 2 Uhr morgens marschiert waren und jetzt um 8 Uhr abends zum Kampf antraten. Mit stürmischem Jubel begrüßten die Vorüberziehenden den

König; Moltke aber ritt nebst seinem Stabe zwischen ihren beiden Divisionen mit vor, um den Erfolg ihres Eingreifens zu beobachten. „Nie werde ich vergessen," erzählt General v. Verdy, „welch einen erhabenen Eindruck das Vorgehen dieser Bataillone machte. Man konnte nur noch hundert Schritt vor sich sehen; nur die glühenden Gebäude auf der Höhe traten gespensterhaft aus der Dunkelheit hervor. Da ertönte plötzlich der Trommelschlag der pommerschen Bataillone, und wieder illuminierten sich die langen Reihen der feindlichen Schützengräben, und wieder ließ sich das ununterbrochene Rollen des Schnellfeuers der Franzosen vernehmen. Dazwischen erklang an einer Stelle unser langgezogenes Signal „Das Ganze avancieren!" Von allen Seiten wurde es wiederholt, aus allen Richtungen erscholl das Hurra der braven Truppen und deutlich hörte man nun auch das Geknatter unserer Zündnadelgewehre ... Nachdem wir hier den Eindruck gewonnen, daß alles nach Wunsch ging, hatte es keinen Sinn, daß sich General v. Moltke, ohne etwas nützen zu können, weiter der persönlichen Gefahr aussetzte. Hierauf aufmerksam gemacht, blieb er doch noch einige Zeit auf der Chaussee halten und kehrte erst später um."

Aus dem Umstande, daß Moltke sich mit dem Generalstabe eine Zeit lang im Bereiche der Vorwärtsbewegung des II. Armeekorps befunden hatte, bildete sich schon bald nach der Schlacht die Legende, er habe die Pommern persönlich zum Angriffe vorgeführt. Das hätte seinen Obliegenheiten als Chef des Generalstabs nicht entsprochen und hat daher auch nicht stattgefunden. Im übrigen würde der erprobte Führer des Armeekorps, der tapfere General v. Fransecky, sich einen solchen Eingriff in seine Befugnisse niemals haben gefallen lassen.

Der Eindruck, ‚daß alles nach Wunsch ging', war eigentlich nicht berechtigt. Das II. Armeekorps ist tatsächlich kaum weiter vorgedrungen als vor ihm das VIII. Korps. Vertrieben war der Feind noch keineswegs aus

ſeiner ſtarken Stellung; aber an jenem Abende hatte man glücklicherweiſe den Eindruck, als ſei das geſchehen, und da gleichzeitig auch Siegesnachrichten vom linken Flügel der Zweiten Armee einliefen, ſo glaubte man den Erfolg des Tages unzweifelhaft und geſichert.

Auf dem Rücktritt vom II. Armeekorps kam Moltke der Flügeladjutant Graf Lehndorf entgegen, um ihm zu melden, daß der König ſich bei Rezonville befände und dem Bericht des Generals über den Stand der Schlacht entgegenſähe. „Wir ſetzten uns nun," ſo erzählt Verdy, „in Trab. Kaum aber hatten wir Gravelotte paſſiert, ſo fühlte ich mich bewogen, dem General zu ſagen, er möge lieber Schritt reiten, da die Rückwärtsbewegung dieſes ziemlich beträchtlichen Haufens Berittener in eiliger Gangart bereits anfing, auf die zu beiden Seiten der Chauſſee befindlichen Verwundeten und Verſprengten Eindruck zu machen, ſo daß befürchtet werden mußte, wieder eine Panik entſtehen zu ſehen, wie wir ſie aus ganz ähnlichem Grunde vor einer Stunde erlebt hatten." Ein Zeichen, wie nervös man hier geworden war! „Der General ließ demgemäß ſein Pferd in Schritt fallen, und ſo erreichten wir den weſtlichen Ausgang von Rezonville. Hart ſüdlich der Chauſſee hatte Se. Majeſtät neben einer niedergebrannten Scheune ſich an einem Fenſter niedergelaſſen. Da ich gerade an der betreffenden Seite der Chauſſee neben dem General v. Moltke ritt, war ich nach dem Abſteigen der erſte, der hier an Se. Majeſtät herantrat. In demſelben Augenblicke hörte ich, wie ein höherer Offizier (wohl Roon) ſehr eindrucksvoll dem Könige ſagte: ‚Nun aber, Euere Majeſtät, iſt meine unmaßgebliche Anſicht, daß wir bei den großen Verluſten des heutigen Tages morgen den Angriff nicht fortſetzen, ſondern die Franzoſen erwarten.' Mir erſchien dieſe Idee ſo unge-

heuerlich, daß ich nicht umhin konnte, laut die Worte herauszustoßen: „Dann weiß ich nicht, warum wir heute überhaupt angegriffen haben!“ Natürlich erhielt ich die nicht gerade in sehr freundlichem Tone gehaltene Antwort: ‚Herr Oberstleutnant, was wollen Sie?‘ Aber in demselben Augenblicke drängte sich Moltke, der unsere Worte gehört hatte, zwischen uns beide hindurch und sagte in seiner ruhigen und bestimmten Weise: ‚Euere Majestät haben nur noch den Befehl zur Fortsetzung des Angriffs zu geben, wenn morgen der Feind noch außerhalb Metz standhalten sollte.‘ Die Abfassung dieser Befehle erfolgte dann auch sofort, und dann beriet der König noch mit Bismarck und Moltke über die Form der in die Heimat zu sendenden Nachricht. Der Ministerpräsident schrieb das Telegramm an die Königin nieder, malte aber den Sieg für die Öffentlichkeit in etwas lebhafteren Farben, als es dem königlichen Herrn bei seiner strengen Wahrheitsliebe genehm war. In einem zweiten Entwurfe erschien der Erfolg der Schlacht wieder auf ein gar zu bescheidenes Maß herabgedrückt, so daß nun Moltke Einspruch erhob, da die Fassung die militärischen Vorgänge nicht richtig zum Ausdruck bringe. Endlich fand folgende Niederschrift volle Billigung: „An Ihre Majestät die Königin. Biwak Rezonville. 18. August 9 Uhr abends. Die französische Armee in sehr starker Stellung westlich von Metz heute unter meiner Führung angegriffen, in neunstündiger Schlacht vollständig geschlagen, von ihren Verbindungen mit Paris abgeschnitten und gegen Metz zurückgeworfen. Wilhelm.“

In Rezonville wurde für den König mit Mühe ein Dachstübchen ausfindig gemacht. Auch für den Generalstab entdeckte Graf Nostitz ein noch nicht von Verwundeten belegtes Haus. „Während wir im engen Raum,“ er-

zählt Verdy, „zum Teil in Soldatenmäntel gehüllt, an dem mit allen möglichen Utensilien gefüllten Tische saßen und zwischen Speiseresten arbeiteten, und zwar bei einer Beleuchtung, die aus einzelnen kleinen, in Flaschen gesteckten Lichtendchen bestand, trat plötzlich Se. Majestät herein mit den Worten: Er wolle doch sehen, was wir noch machten. Am anderen Tage bemerkte der hohe Herr, er habe bei seinem Eintreten geglaubt, sich plötzlich in einer Räuberhöhle zu befinden. — Schließlich überließen wir die Stube, in welcher sich zwei in der Wand eingelassene Betten vorfanden, den beiden Generalen (v. Moltke und v. Podbielski) und suchten uns eine Lagerstätte in einem Wirtschaftsstall."

Inzwischen waren nähere Nachrichten vom linken Flügel der Zweiten Armee eingetroffen. Man hörte von dem Gefechte bei Roncourt, von dem furchtbaren aber so glorreichen Ringen um St. Privat; man erfuhr, wie die Deutschen (Garde und Sachsen) diesen entscheidenden Punkt bei untergehender Sonne dem Feinde entrissen, und wie die Flucht der Franzosen ins Moseltal begonnen. Nun war der Sieg eine volle Wahrheit; er war da erfochten, wo Moltke es gewollt und erwartet, und sofort zog der ‚Schlachtendenker' aus der vollendeten Tatsache mit höchster Kühnheit jene Folgerungen, mit deren geschäftsmäßiger Einleitung der König die Generalstabsoffiziere bereits in der ‚Räuberhöhle' beschäftigt fand. Nicht ein einziger Tag, nicht eine einzige Stunde ging für die Förderung des allgemeinen Kriegszwecks verloren.

Moltke bemerkt hierüber: „Es hatte nicht im ursprünglichen Feldzugsplan gelegen, Metz zu belagern. Man wollte, während die Armee an dem Platz vorüber gegen Paris vorrückte, sich mit seiner bloßen Beobachtung begnügen, und die dazu bestimmte Reservedivision befand

sich in nahem Anmarsche. Unter den eingetretenen Verhältnissen (d. h. nachdem die ganze Armee Bazaines nach Metz hineingeworfen) war nun aber die förmliche Einschließung von Metz nötig geworden, was eine durchgreifende Änderung der Heereseinteilung bedingte." Für den bezeichneten Zweck wurde eine besondere Armee von 150000 Mann unter Befehl des Prinzen Friedrich Karl gebildet, in welche die Erste Armee aufging. Ihr bisheriger Führer, General v. Steinmetz, wurde bald darauf vom Oberbefehl entbunden und zum Generalgouverneur in Posen ernannt. — Eine zweite, die ‚Maas-Armee', trat, 180000 Mann stark, unter das Kommando des Kronprinzen von Sachsen, der so hervorragenden Anteil an dem Siege bei St. Privat gehabt. Diese Zweite und die Dritte Armee, unter dem Kronprinzen Friedrich Wilhelm, welche 223000 Mann zählte, waren zum Vorgehen gegen ein sich in Châlons bildendes neues französisches Heer bestimmt. Allerdings blieb dabei die Einschließungsarmee schwächer als der einzuschließende Gegner. Es stand zu erwarten, daß dieser erneute Anstrengungen machen werde, gegen Westen durchzubrechen, und die Hauptkräfte der Deutschen sollten daher am linken Moselufer verbleiben. — Alle auf diese Anordnungen bezüglichen Befehle gingen schon am 19. August vormittags um 11 Uhr ab.

So zu verfahren, wie Moltke es hier tat, war eine ungeheure Kühnheit; denn die Haltung der Franzosen am vorigen Tage hatte bewiesen, daß ihre Widerstandskraft noch keineswegs gebrochen war. Moltke aber rechnete mit dem schweren sittlichen Rückschlag, der sich einstellt, wenn ein Heer das Feld räumt und sich in den Schutz einer Festung begibt; er rechnete mit den großen Schwierigkeiten, welche es hat, aus einer so engen

Lage wieder herauszukommen. Er hat sich nicht verrechnet.

Am Nachmittage des 19. August kehrte das Hauptquartier nach Pont à Mousson zurück. Moltke nahm Verdy und Winterfeldt in seinen Wagen. „Schweigend fuhren wir unseres Weges. Nur dreimal unterbrach der Chef den stillen Lauf unserer Gedanken. Das erste Mal war es, als wir auf dem Wege von Rezonville nach Gorze einen Teil des Gefechtsfeldes vom 16. August durchfuhren und hier auf die zahlreichen Leichen der noch unbeerdigten französischen Garde-Voltigeurs stießen, in deren vordersten Reihen ein junger Unteroffizier von unserem 11. Regimente lag, der mit seinen Händen noch das gefällte Gewehr umschloß. Da sagte der General: „Das war der Tapferste der Tapferen!" — Weiterhin bemerkte er plötzlich: „Ich habe doch wieder gelernt, daß man auf dem Schlachtfelde nicht stark genug sein kann." Die letzte Äußerung aber erfolgte, als wir uns Pont à Mousson näherten und im Abendlicht vor uns die Kirchtürme und Häuserumrisse der Stadt malerisch beleuchtet dalagen und darüber sich die Höhe des rechten Ufers mit einer alten Kapelle erhob, wodurch das Ganze zu einem schönen Bilde abgerundet wurde. Da gab der General dem Gedanken Ausdruck: „Mit welchen Gefühlen würden wir jetzt hier entlang fahren, wenn wir die Besiegten gewesen wären!"

Mit Recht hat man darauf hingewiesen, daß die Deutschen des Riesenerfolges von Gravelotte-St. Privat, auf dem doch der glückliche Verlauf des ganzen weiteren Siegeszuges beruhte, niemals ebenso froh geworden seien wie des Triumphes von Sedan. Zunächst lag das an den ungeheueren Opfern, die der Sieg gekostet, und ferner

daran, daß die augenfällige Ernte: die Übergabe von Feſtung und Armee, nicht ſo unmittelbar unter Dach gebracht werden konnte, wie bei Sedan. Dann aber war bei Gravelotte-St. Privat doch auch hervorgetreten, daß unſere Fechtweiſe, zumal die unſeres Fußvolks, zum Teil veraltet war; nur durch übergroße Ströme von Blut hatte die hingebende Tapferkeit der Truppen dieſen taktiſchen Mangel ausgeglichen. Das war nicht Moltkes Schuld. Aber auch gegen dieſen ſelbſt richtete ſich, je länger je mehr, die Kritik und warf ihm die mangelhafte Erkundung des Feindes vor, welche die Schlacht wagen ließ, ohne daß man ſich überzeugt hatte, wo eigentlich der rechte Flügel des Feindes ſtände, eine Unſicherheit, die auch den unzweckmäßigen Standort des Großen Hauptquartiers während der Schlacht zur unmittelbaren Folge gehabt habe. Wenn es gleich Sache des Prinzen Friedrich Karl geweſen wäre, die notwendigen Aufklärungen herbeizuführen, ſo bleibe Moltke doch vorzuwerfen, daß er den Prinzen nicht rechtzeitig angehalten habe, das Verſäumte nachzuholen.[266]) Aber Moltke hat viel beſſeres getan, als ſo plump in den Befehlsbereich des Prinzen einzugreifen: er hat den Irrtum über den Standpunkt des feindlichen rechten Flügels unſchädlich gemacht. Gerade weil er ſich bewußt war, daß man in bezug auf dieſen im Ungewiſſen tappe, ſorgte er dafür, daß die Garde und die Sachſen in einer Richtung zum Kampfe angeſetzt wurden, wo ſie unter allen Umſtänden auf die Flanke des Feindes treffen mußten, ſei es auf eine marſchierende oder eine ſtehende. In der Gewißheit, für dieſe Umfaſſung geſorgt zu haben, lag für Moltke aber auch die Gewißheit des Sieges, mochte er den nun mit den Augen verfolgen können oder nicht. Er ſah ihn mit den Augen des Geiſtes und ſah richtig. Er war ſeiner Sache gewiß,

daß es ihm, aller Schwierigkeiten ungeachtet, mit denen ihn mangelhaftes Verständnis und Eifersucht umgaben, gelingen müsse, seinen Grundgedanken: Abschneiden des Feindes von allen Verbindungen mit dem Inneren Frankreichs, zur Tatsache zu machen. Und es gelang ihm. — Was also auch von diesem und jenem in Einzelheiten gefehlt sein mag: die Schlacht von Gravelotte-St. Privat ist eine der am genialsten angelegten und durchgeführten strategischen Leistungen der gesamten Kriegsgeschichte, und in fast noch höherem Maße gilt das von der Art, wie der Sieg ausgenutzt wurde.

Über die Absichten Moltkes hinsichtlich der Einschließung Bazaines in Metz sind mißverständliche Auffassungen hervorgetreten. Der russische General Woide hat z. B. in seinem kritischen Werke über den Feldzug die Ansicht ausgesprochen, Prinz Friedrich Karl habe durch die vollständige Isolierung der Franzosen sich in Widerspruch mit Moltkes Ansichten gesetzt.[267]) Dieser habe den Durchbruch nur auf dem linken Moselufer verhindert wissen wollen, während es seinen Wünschen entsprochen haben würde, wenn der Marschall sich auf dem rechten Ufer von der Festung losgelöst und so Gelegenheit geboten hätte, ihn nochmals im freien Felde, möglichst nahe der belgischen Grenze zum Entscheidungskampfe mit verkehrter Front zu stellen. Um diesen Erfolg habe Moltke sich gebracht, indem er dem Prinzen statt genauer Befehle nur allgemeine Direktive gegeben habe. Das ist unrichtig. Ganz abgesehen davon, daß der Prinz am 19. auf dem Schlachtfelde selbst mündlich über die Absichten der Heeresleitung vollkommen unterrichtet worden war, so schrieb ihm Moltke schon am 22. August: „Vermag das französische Heer sich nicht durchzuschlagen, so kann es

bei der Unmöglichkeit des Entsatzes doch sicher nicht lange existieren, und Euere Königliche Hoheit ernten mit seiner Kapitulation einen der größten Erfolge, den die Kriegsgeschichte aufzuweisen hat.“[268])

7.

Unterdessen hatte sich, im Anschluß an die Trümmer der Armee Mac Mahons, bei Châlons s. M. jenes neue Heer gebildet, bei welchem sich Napoleon befand, und dessen Befehl Mac Mahon führte: 166 Bataillone, 100 Schwadronen, 380 Geschütze. Mac Mahon war zunächst willens, auf Paris zurückzugehen; da ihm jedoch Bazaine mitteilte, er hege noch immer die Absicht, sich über Montmédy nach Châlons durchzuschlagen, und da die Kaiserin-Regentin und der Ministerrat darauf drangen, daß Mac Mahon die Armee von Metz entsetze, so rückte er am 23. August plötzlich statt nach Paris in der Richtung auf Stenay ab.

Die deutschen Heere waren inzwischen seit dem 21. westwärts in der Weise vormarschiert, daß die Dritte Armee links der Maasarmee i. a. einen Tagesmarsch voraus war, um den Feind, wo er etwa standhielte, in Front und rechter Flanke anzugreifen und nördlich von Paris abzudrängen. Da erhielt am Abende des 25. August das in Bar le Duc lagernde Große Hauptquartier die ganz unerwartete Nachricht von dem Abmarsch der Armee von Châlons in der Richtung auf Reims, also offenbar zum Entsatz von Metz. Die Meldungen der Reiterei bestätigte ein über London kommendes Telegramm aus Paris, das angab, Mac Mahon stehe in Reims und suche Verbindung mit Bazaine zu gewinnen. „Es ist immer bedenklich,“ sagt Moltke, „einen einmal gefaßten, wohl überlegten Plan ohne die zwingendste

Notwendigkeit gegen einen neuen, nicht vorbereiteten, zu vertauschen. Auf Gerüchte hin, die sich später vielleicht als unbegründet erwiesen, eine völlig veränderte Marschrichtung einzuschlagen, war nicht gerechtfertigt. Daraus mußten mancherlei Schwierigkeiten erwachsen: die Anordnungen für den Nachschub von Lebensmitteln und Ersatz wurden durchkreuzt, und zwecklose Märsche konnten auf das Vertrauen der Truppen zur Heerleitung nachteilig zurückwirken." Die Befehle für den folgenden Tag gaben daher beiden Armeen die nur wenig veränderte Richtung statt auf Châlons, jetzt auf Reims; von der Kavallerie des rechten Flügels aber wurde ausdrücklich gefordert, daß sie bis Buzancy und Vouziers vorgehe, wodurch alsbald volle Klarheit erreicht werden mußte. „Man hat im Kriege vielfach nur mit Wahrscheinlichkeiten zu rechnen, und das wahrscheinlichste ist meist, daß der Gegner die richtigste Maßregel ergreift. Als eine solche war nicht anzusehen, wenn der Gegner Paris entblößte und längs der belgischen Grenze nach Metz marschierte. Der Zug erschien befremdlich, selbst etwas abenteuerlich; aber möglich war er doch." Er hätte sogar recht gefährlich werden können, wenn Mac Mahon seine Aufgabe nicht durch den bloßen Marsch nach Metz, sondern durch einen Angriff zu lösen versucht hätte, indem er überraschend vor der Maas-Armee erschien und sie mit Übermacht zurückwarf, bevor die Dritte Armee heranmarschieren konnte.

Der deutschen Heeresleitung schwebte dieser neuen Lage gegenüber von Anfang an der Gedanke vor: den Feind, während er den rechten deutschen Flügel zu umgehen suchte, selbst in der Flanke zu fassen und über die Maas gegen die belgische Grenze zu drängen. Da lagen nun zwei Möglichkeiten vor: entweder man erreichte Mac Mahon schon diesseits, d. h. links der Maas bezüglich an

dieſem Strome ſelbſt, oder erſt jenſeits desſelben. Erſteres war das Günſtigere; denn dann ſah man ſich in der Lage, außer den beiden zunächſt befindlichen bayeriſchen Korps auch noch andere Korps der Dritten Armee zum Kampfe heranzuziehen. Handelte es ſich dagegen um eine Schlacht weiterhin auf dem rechten Ufer der Maas, ſo vermochte man die zahlenmäßige Überlegenheit nicht anders zu erreichen, als indem man die beiden hinter der Metzer Einſchließungsarmee ſtehenden Reſervekorps mit heranzog; dann konnte man in der Gegend von Damvilliers die Maasarmee, die Bayern und die Metzer Korps vereinigen und hier die Schlacht annehmen oder ſie dem Gegner im Vorgehen auf Longuyon aufnötigen. — Da neue Beſtätigungen von Mac Mahons Oſtmarſch eintrafen, wurden der Rechtsabmarſch der deutſchen Heere und die Heranziehung der Metzer Reſerven noch am Abende des 25. Auguſt vom Könige genehmigt, und in der Nacht gingen die Befehle unmittelbar an die betreffenden Armeekorps ab.

Am 26. begab das Große Hauptquartier ſich nach Clermont. Tags darauf erreichte das vorderſte deutſche Korps, die Sachſen, Stennay und beſetzte die Maasübergänge. Man durfte jetzt darauf rechnen, den Feind noch links des Fluſſes zu erreichen, und die Armee bei Metz wurde benachrichtigt, daß die Heranziehung von zweien ihrer Korps nicht mehr gefordert werde; indes waren ſie bereits in Bewegung geſetzt. — Als Mac Mahon erfuhr, daß in Montmédy, wo er mit Bazaine zuſammentreffen ſollte, nichts von deſſen Truppen geſehen worden, die Rheinarmee vielmehr in Metz verblieben ſei, beſchloß er den Rückzug, gab die Befehle dazu für den folgenden Tag und meldete ſeine Abſicht nach Paris. Von dort aber liefen in der Nacht die dringendſten Gegenvorſtellungen

ein. Der Kriegsminiſter telegraphierte: „Wenn Sie Bazaine in Stich laſſen, ſo bricht die Revolution aus.“ Zum Schutze von Paris ſei General Vinoy mit dem neuen XIII. Korps nach Reims abgerückt. Der Marſchall ordnete ſeine militäriſche Einſicht unter und erließ neue Befehle, die nun zu manchen peinlichen Kreuzungen führten. Im übrigen wurde ſein Marſch oſtwärts jedoch nicht geſtört; die deutſche Kavallerie war angewieſen, den Feind zwar aus größter Nähe zu beobachten aber nicht zu drängen; denn es galt für uns noch, das Eintreffen der Dritten Armee zu erwarten.

Am 29. waren von der Dritten Armee vier Korps bis auf zwei Meilen hinter der Maasarmee heran, die mit den Sachſen bei Nouart, mit der Garde bei Buzancy ſtand. Das deutſche Hauptquartier ging bis Grand Pré vor, und hier wurde beſchloſſen, den Gegner am nächſten Tage, bevor er die Maas überſchritte, anzugreifen. Die Maasarmee ſollte gegen Beaumont, die Dritte zwiſchen dieſem Ort und Le Chêne vorgehen. Dieſe Bewegung führte am 30. Auguſt zur Schlacht von Beaumont, welche vorzugsweiſe vom IV. Armeekorps durchgeführt wurde und die Franzoſen in eine äußerſt ungünſtige Lage drängte. Die ſächſiſche Kavallerie war am rechten Maasufer vorgegangen und beobachtete die etwaigen Abzugslinien des Feindes gegen Carignan; die Garde erreichte Beaumont, das I. bayeriſche Korps Raucourt, das II. bayeriſche Sommauthe, das V. Korps Stonne, das XI. La Beſace, ſo daß nun ſieben Korps eng verſammelt ſtanden. — Nach Beendigung der Schlacht ritt der König, da man alle näheren Ortſchaften mit Verwundeten belegt fand, nebſt dem Hauptquartier nach Buzancy zurück. Wie ſchon in Clermont machte ſich hier die ſchwere Beläſti-

gung geltend, welche aus Hunderten von hohen Gästen und ihrem Gefolge erwuchs, wenn das Hauptquartier einmal nach einem kleineren Orte verlegt werden mußte. Nur mit größter Mühe gelang es, spät in der Nacht den Stäben ein Unterkommen zu sichern, welche für den folgenden Tag die nötigen Befehle vorzubereiten hatten. Moltke war damit noch um ½2 Uhr morgens beschäftigt. Diese Befehle bestimmten, daß zwei Korps der Maasarmee auf das rechte Ufer des Flusses überzugehen hätten, um jedes weitere Vordringen der Franzosen über Montmédy auf Metz zu hindern, zu welchem Zweck außerdem die beiden Reservekorps der Metzer Einschließungsarmee bei Etain und Briey bereit standen. Die Dritte Armee sollte die Bewegung in nördlicher Richtung fortsetzen. — „Wie die Verhältnisse sich gestaltet hatten, war bereits ins Auge gefaßt, daß die Armee von Châlons genötigt werden könne, auf neutrales Gebiet überzutreten, und auf diplomatischem Wege wurde die belgische Regierung aufgefordert, in diesem Falle für die Entwaffnung Sorge zu tragen, die Truppen aber angewiesen, unverzüglich ebenfalls die Grenze zu überschreiten, falls dort der Gegner die Waffen nicht niederlege."

Noch während der Schlacht von Beaumont hatte Mac Mahon die Versammlung seiner Armee bei Sedan befohlen, denn sie bedurfte einer kurzen Rast und neuer Versorgung mit Lebensmitteln und Schießbedarf. Dann wollte er den Rückweg über Mézières antreten, wo eben jetzt General Vinoy mit dem neuformierten XIII. Korps anrückte. Am Abende des 30. August traf auch der Kaiser Napoleon in Sedan ein, und so wurde die kleine Festung unerwartet zum Mittelpunkte einer großen Heeresversammlung.

Am 31. August begannen nun die Deutschen Sedan

einzuſchließen. Moltke beobachtete die Bewegungen von der Höhe nördlich Sommauthe. Zwei Armeekorps der Maasarmee traten auf das rechte Ufer des Fluſſes über und näherten ſich der belgiſchen Grenze; die Dritte Armee erreichte die Maas, und Moltke hatte in Chémery, dem Hauptquartier des Kronprinzen, eine Beſprechung mit dem General v. Blumenthal über die Fortführung der Bewegungen am folgenden Tage, ſo daß eine Befehlsausgabe überflüſſig ward. Die Maasarmee wurde angewieſen, den Feind in ſeiner Stellung feſtzuhalten, und um jedem Verſuch desſelben, etwa weſtwärts auszubrechen, ſofort entgegentreten zu können, überſchritt auf Moltkes dringendes Erſuchen auch die Dritte Armee, trotz ihrer Ermüdung, noch in der Nacht mit dem XI. und V. Korps die Maas bei Donchery.

Moltke arbeitete nachts mit ſeinen Offizieren wieder bis gegen 2 Uhr, ſchlief zwei Stunden und begab ſich um 4 Uhr früh in die Gegend von Donchery, um einen geeigneten Punkt für die Schlachtleitung aufzuſuchen. Nachdem er ihn gefunden, empfing er in Chéveuges den König und geleitete ihn auf eine Höhe ſüdlich von Frénois, welche eine wunderbare Ausſicht auf das ganze vorausſichtliche Schlachtfeld bot: weit hinaus über Sedan bis zur belgiſchen Grenze. Nur Bazeilles, wo bereits der Kampf begonnen hatte, war durch einen bewaldeten nahen Höhenrücken den Blicken des Hauptquartiers entzogen. Das Feuer der vorwärts des Königs ſtehenden bayeriſchen Batterien wurde von der Feſtung her in großen Pauſen aus ſchweren Geſchützen beantwortet, und da vereinzelte Geſchoſſe nahezu den Standpunkt des Großen Hauptquartiers erreichten, wurde alles von der Höhe entfernt, was nicht zur nächſten Umgebung gehörte.

Die Bayern hatten bei ihrem Angriffe auf Bazeilles mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen, weil die Franzosen zu dieser Zeit noch an keiner anderen Stelle beschäftigt waren und ihre Kräfte nachhaltig und mit voller Wucht einsetzten. Um 8½ Uhr griffen dann aber die ersten Truppen der Maasarmee an und begannen nördlich von Bazeilles große Batterien mit der Front nach Westen zu entwickeln. Diese Geschützlinie wurde beständig nordwärts verlängert und bedeckte schließlich um 11 Uhr das gesamte östliche Gelände des Givonnebaches. Fast zu gleicher Zeit griffen auf der entgegengesetzten Seite, also von Westen, allmählig sogar von Norden her das XI. und V. Armeekorps in die Schlacht ein, während die Württemberger bei Donchery in Reserve blieben. Auch diese Armeekorps vereinigten vor ihrer Front die gesamte Artillerie in großen Batterien. Kein Zweifel mehr, daß der Feuerring um die französische Armee bald völlig geschlossen sein würde; nur im Nordosten bestand noch eine Lücke, deren Ausfüllung dem heranziehenden Gardekorps vorbehalten blieb. — Es war ein ungeheures, ergreifendes Schauspiel. Die feindliche Artillerie wehrte sich mit allen Kräften, aber sie erwies sich als minderwertig. Unsere sicheren Geschosse zerstörten ein französisches Geschütz nach dem anderen; eine Protze nach der anderen flog in die Luft. Mehr als 1000 Feuerschlünde standen hier auf engem Raum einander gegenüber; Luft und Erde zitterten unter ihrem andauernden Donner.

Schon um 6 Uhr früh war Marschall Mac Mahon durch einen Granatsplitter verwundet worden und hatte den General Ducrot zu seinem Nachfolger bestimmt. Dieser hatte um 7 Uhr befohlen, die ganze Armee nördlich von Sedan bei Illy zu versammeln, um nach Mézières abzumarschieren. Nun war aber vom Kriegsminister in

Paris dem kürzlich aus Algier eingetroffenen General v. Wimpffen Vollmacht gegeben, für den Fall einer Behinderung des Marſchalls den Oberbefehl zu übernehmen. Wimpffen hielt den Marſch nach Mézières für unausführbar, wollte vielmehr ſüdoſtwärts nach Carignan durchdringen. Er hoffte, die Bayern und Sachſen überrennen zu können, und machte daher ſeine Vollmacht geltend — zu ſeinem Unſtern. Zwar fügte ſich Ducrot und gewiß nicht ungern; die Bayern und Sachſen aber hielten ſtand, und bald traf auch das IV. preußiſche Armeekorps bei Bazeilles zu ihrer Unterſtützung ein. Damit war der Verſuch, nach Carignan durchzubrechen, geſcheitert. Und jetzt wurde auch von Weſten und Norden her das Andringen des Fußvolkes des XI. und V. Armeekorps bemerkbar; der großartige Reiterſturm, mit dem der General Galliſet die Deutſchen wegzufegen oder ſich doch freie Bahn zu erfechten verſuchte, brach unter dem Feuer des Zündnadelgewehres zuſammen. Das entſchied im Norden und Weſten die Schlacht; nur im Oſten waren noch keine eigentlichen Erfolge erkennbar. Sehnſüchtig wartete man im Großen Hauptquartier auf das Eingreifen der Infanterie des Gardekorps, deſſen Batterien ſchon ſeit 1 Uhr in die für ſie offen gehaltene Lücke eingerückt waren. Alle Gläſer waren voll Erwartung nach Nordoſten gerichtet; auch der König ging in lebhafter Ungeduld auf und ab. Moltke allein hatte ohne Zeichen von Unruhe, ſogar ohne Glas, nur mit der Karte in der Hand, beobachtet. Plötzlich richtete er ſich ſtramm auf, ſchob die Schärpe zurecht und trat in ſtreng dienſtlicher Haltung an den König heran. „Das Gardekorps greift jetzt ein," meldete er; „ich gratuliere Eurer Majeſtät zu einem der größten Siege dieſes Jahrhunderts!"

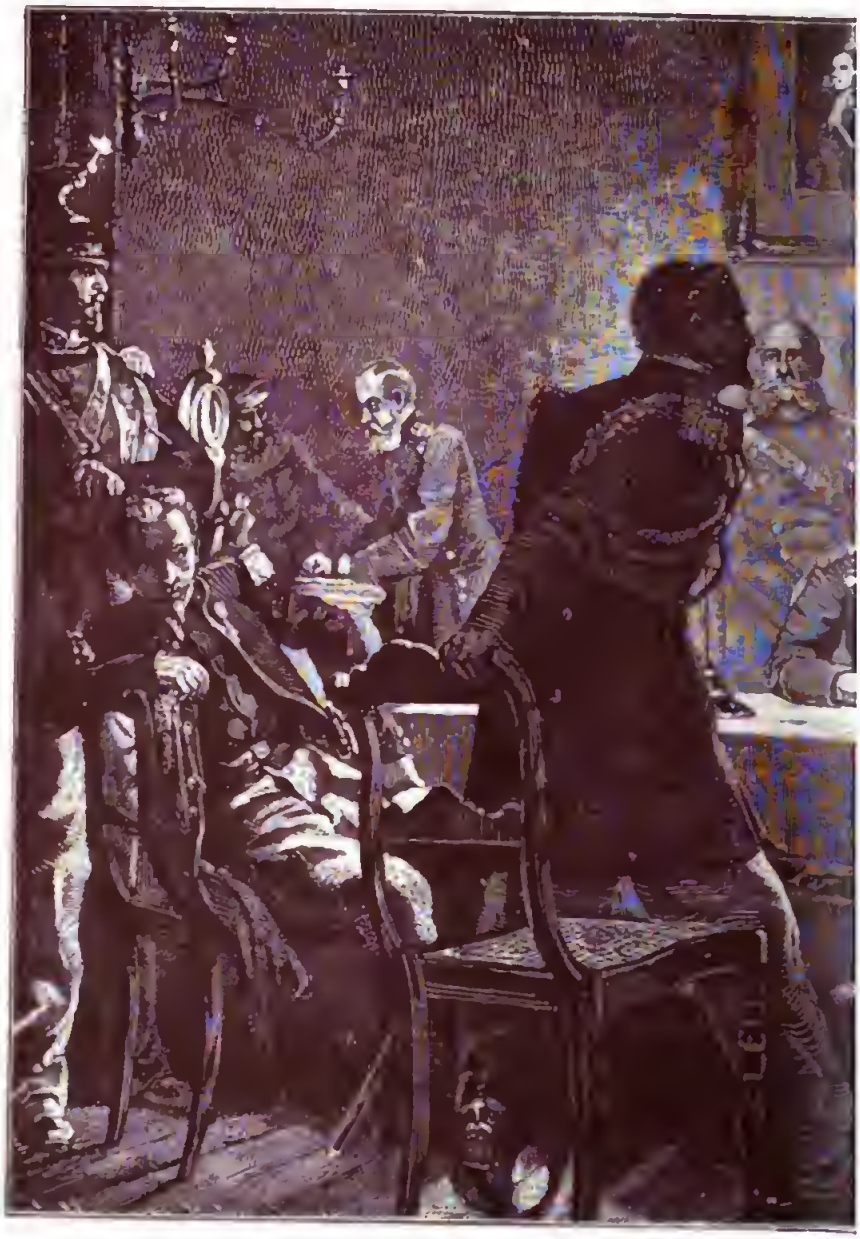
Allgemein gewann man nun den Eindruck, daß die

Schlacht sich ihrem Ende zuneige. Es kam vor, daß französische Regimenter die Gewehre zusammensetzten und mit den Taschentüchern winkten, um sich zu ergeben. Massenhaft strömten sie in die Festung. An anderen Stellen wurde freilich noch wütend gekämpft, und General v. Hindersin bat daher um Erlaubnis, mit der ganzen südlich der Maas befindlichen Artillerie gegen Sedan vorgehen und die Stadt beschießen zu dürfen. Dem Könige widerstrebte diese Maßregel, und erst nach einem längeren Gespräche mit Moltke gab er um 4 Uhr seine Einwilligung mit dem Zusatz: „Aber nur eine halbe Stunde!" Ausschlaggebend war bei Moltke wie beim Könige der Wunsch, die Kapitulation zu beschleunigen und dadurch dem deutschen Heere fernere Opfer zu ersparen. — Das Schauspiel dieser Beschießung war aber so erschütternd, daß der König sie schon nach 20 Minuten einstellen ließ. — Um ½5 Uhr wurden weiße Fahnen auf den Türmen von Sedan sichtbar.

Kaiser Napoleon hatte es abgelehnt, dem General v. Wimpffen auf seinem Durchbruchsversuche zu folgen, ihn vielmehr angewiesen, in Unterhandlung mit dem Gegner zu treten. Auf erneuten Befehl schwieg denn auch plötzlich das Feuer der Franzosen. Dem Oberstleutnant v. Bronsart wurde der Auftrag zuteil, nach Sedan hineinzureiten und zur Kapitulation aufzufordern. Am Tore fand er die Bayern bereits in Unterhandlung; er verlangte, zum Oberkommandierenden geführt zu werden, wie er glaubte: zu Mac Mahon. Als er jedoch schließlich in ein Zimmer gewiesen wurde, sah er sich plötzlich dem Kaiser gegenüber. Dieser erhob sich mühsam aus einem Sessel, fragte nach dem Könige und gab Bronsart den General Reille nebst einem Brief an Sr. Majestät mit. Auf der Höhe südlich von Frénois, von wo der König

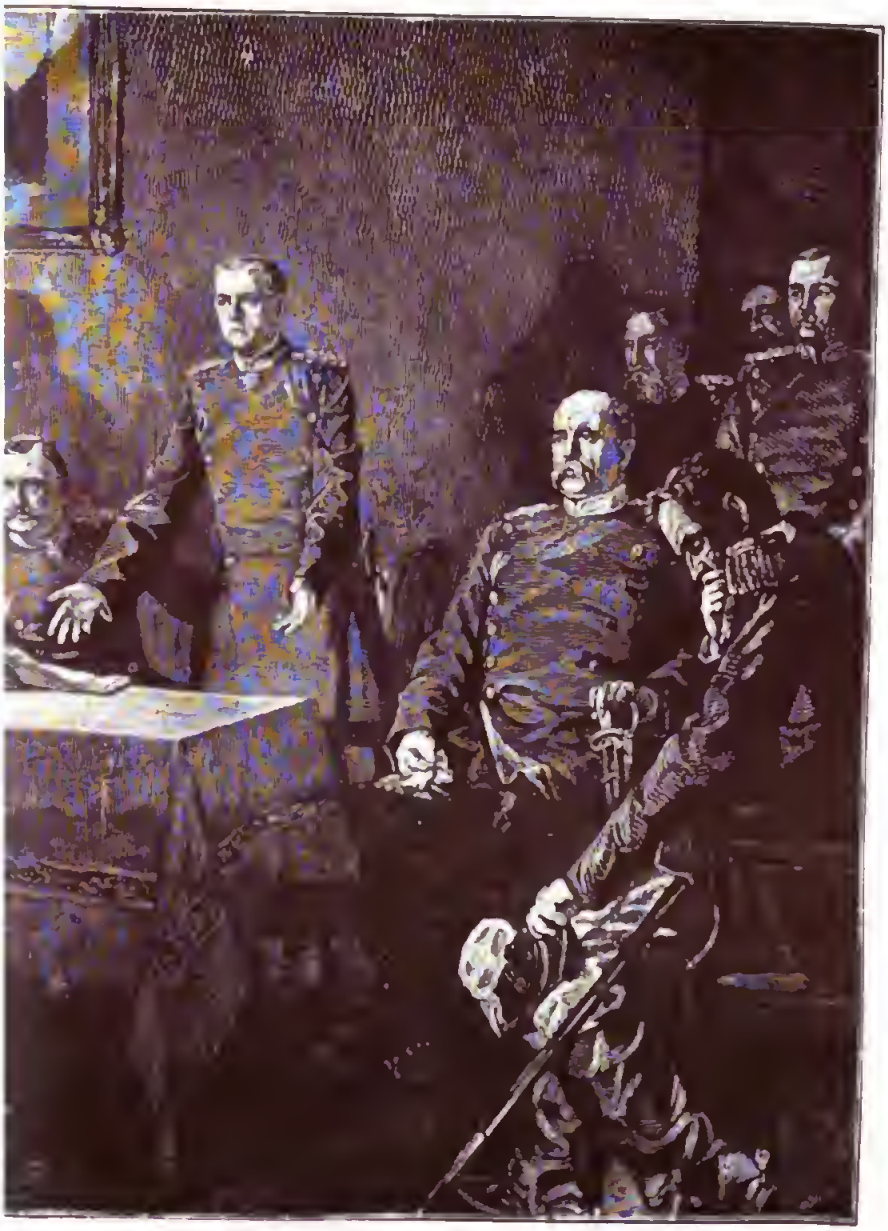
den Gang der Schlacht beobachtet hatte und auf welcher sich jetzt auch Kronprinz Friedrich Wilhelm eingefunden hatte, erfuhr man diesen Stand der Dinge durch den Hauptmann v. Alten, welcher Bronsart und dem Grafen Reille vorausritt. Alle Anwesenden waren aufs höchste überrascht, zu hören, daß der Kaiser in Sedan sei. Bald sah man Oberstleutnant v. Bronsart mit dem General Reille, aus Frénois kommend, langsam den ungefähr 2000 Schritt breiten Hang heraufreiten. Es war ein Augenblick tiefster Ergriffenheit. In innigster Seelenbewegung reichte der König Moltke, Bismarck, Roon sowie den anwesenden Fürsten die Hand und dankte ihnen mit warmen Worten; dann wandte er sich dem herankommenden Unterhändler zu. Die Stabswache schwang sich in den Sattel und nahm das Gewehr auf. Ganz allein im Vordergrunde stand der greise König, in dessen Haltung sich eine unbeschreibliche Würde aussprach. So empfing er aus des Grafen Reille Händen das weltbekannte Schreiben Napoleons und beantwortete es mit der Zuschrift: „Indem ich die Umstände, unter denen wir uns begegnen, bedauere, nehme ich den Degen Euerer Majestät an und bitte Sie, einen Offizier zu bevollmächtigen, um über die Kapitulation der Armee zu verhandeln, welche sich so brav unter Ihrem Befehle geschlagen hat. Meinerseits habe ich den General v. Moltke hiezu bestimmt." — Als dies geschehen, rief Moltke die Offiziere seines Generalstabs zusammen und dankte ihnen, indem er jedem einzelnen die Hand reichte, für ihre Tätigkeit, die dazu beigetragen habe, einen solchen Erfolg zu erreichen. Er tat dies wohl absichtlich, so daß der König und alle Anwesenden es hören mußten. Auch in dieser selbstlosen Anerkennung der Verdienste anderer zeigte sich seine menschliche Größe.

Nachdem der König den Grafen Reille freundlich ver-



Kapitulations-Verhandlun

Gemälde von



gen in Donchery bei Sedan

G. Bleibtreu

abſchiedet hatte, blieb er noch längere Zeit mit ſeiner Umgebung im Geſpräche auf der Höhe. Der Chef des Generalſtabs ließ eine Weiſung an die Truppen ergehen, wonach Angriffsbewegungen während der Nacht nicht erfolgen dürften, da Verhandlungen eingeleitet wären. Als Moltke dann befragt wurde, ob es ihm angenehm ſein würde, wenn der ihm übertragenen peinlichen Verhandlung auch Bismarck beiwohne, erklärte er gern ſeine Zuſtimmung, und demgemäß fuhren die beiden großen Paladine gemeinſam in Moltkes Wagen nach Donchery, wo die Kapitulation feſtgeſtellt werden ſollte.

Es war ungefähr 11 Uhr abends, als General v. Wimpffen anlangte. Man begab ſich in ein am Flur gelegenes Zimmer, in das dann auch der feindliche Oberkommandeur mit noch zwei anderen Generalen und mehreren Adjutanten eintrat, ſo daß es dicht gefüllt wurde. „Eine ſeltſame wunderbare Szene! Zwei Kandelaber mit Lichtern von verſchiedener Länge und eine alte Schiebelampe reichten nicht zur Beleuchtung aus; um den Tiſch ſetzten ſich die Generale und Graf Bismarck; wir anderen umſtanden ihre Stühle. Die verſchiedenen Uniformen, die feierliche Stille, die von Schweiß und Staub bedeckten ernſten Geſichter in der faſt magiſchen Beleuchtung: alles das wird uns unvergeßlich bleiben. Und zu alledem kam, daß da, wo durch ein ausgeſprungenes Stück der Lampenglocke ein Streiflicht die Wand hinaufglitt, dieſes gerade auf ein vortreffliches Bild Napoleons I. fiel, der von oben herab wie aus einer Geiſterwelt ſtumm fragend auf den wunderbaren Auftritt zu ſeinen Füßen blickte.“

Nun begannen die Unterhandlungen, bei denen Graf Noſtiz das Protokoll führte.

Wimpffen fragt nach den zu ſtellenden Bedingungen. Moltke verlangt, daß die ganze franzöſiſche Armee die Waffen

niederlege und kriegsgefangen werde. Die Offiziere könnten den Degen behalten. Wimpffen wünscht Entlassung der Armee in die Heimat, nachdem alle Leute auf Ehrenwort versprochen, solange dieser Krieg dauere, nicht wieder gegen die Deutschen zu dienen. Als Moltke das ablehnte und auf seinen Bedingungen bestand, fragte ihn Bismarck, ob er etwas zur Sache sagen dürfe, und wies dann auf die große Unsicherheit der Regierung Frankreichs hin, aus der sich die Republik entwickeln könne, die dann wie in den neunziger Jahren alles zu den Waffen rufen und den abgeschlossenen Vertrag nicht halten werde. Wir brauchten materielle Garantien. Moltke erklärte, auch er hätte gewünscht, mildere Bedingungen stellen zu können; es sei aber nicht möglich. Übrigens sei Sedan durch 200 000 Mann umstellt. Wimpffen gab zu, daß die Forderungen vom preußischen Standpunkte aus berechtigt wären, glaubte jedoch, die Entlassung auf Ehrenwort sei möglich; denn die parole d'honneur stehe dem französischen Soldaten so hoch, daß ihn keine Regierung zu deren Bruch verführen können werde. Bismarck entgegnete, es handle sich nicht um die Armee allein, sondern auch um Paris und um jene Elemente Frankreichs, welche weder Armee noch Regierung beherrschten. Wimpffen warnte wiederholt davor, das Ehrgefühl der französischen Nation zu verletzen; doch Bismarck hielt ihm entgegen: Kriegsgefangenschaft nach tapferer Gegenwehr könne bei Mangel an Lebensmitteln und Munition angesichts eines überlegenen Feindes das militärische Ehrgefühl nicht verletzen. Seit zweihundert Jahren habe Frankreich etwa zwanzigmal an Deutschland den Krieg erklärt, und zwar immer ohne Grund. Sadowa, das noch nicht einmal gegen französische Truppen gewonnen worden, habe es uns noch nicht verziehen; noch weniger werde es uns die Ereignisse der letzten Wochen vergessen. Dagegen gäbe es nur Grenzverbesserungen und materielle Garantien. Die Deutschen seien sehr gegen ihren Willen von Frankreich zum Kriege gezwungen worden, ständen jetzt aber mit Begeisterung hinter ihren Führern. Die Opfer, die das Volk gebracht, dürften nicht vergeblich bleiben; nicht zum zweiten Male seien sie ihm zuzumuten. Wie auch die jetzige Ver-

handlung ausfallen möge, Frankreich werde doch den Krieg wieder erklären, sobald es sich stark genug dazu fühle. Hierüber entspann sich ein Meinungsaustausch, welchen Moltke unterbrach, indem er erklärte, er sei nur zur Bewilligung der von ihm ausgesprochenen Bedingungen bevollmächtigt; jede Erörterung darüber sei vergeblich; es handle sich lediglich darum, die Art der Waffenstreckung festzustellen, bei der er gern jede zulässige Rücksicht nehmen werde, und darum, Verabredungen wegen der Abfuhr der Gefangenen zu treffen. Wimpffen forderte den General Castelnau auf, seinen besonderen Auftrag zu erledigen, und dieser erkundigte sich nach den Anordnungen in bezug auf die Person des Kaisers. Bismarck war der Meinung, daß hierüber nur die Souveräne unter sich zu verhandeln hätten. Wenn der Kaiser eine Zusammenkunft mit Sr. Majestät wünsche, so glaube er, daß der König sie bewilligen werde. Zunächst gelte es, die nötige Gewähr für einen günstigen Frieden zu erlangen. Wimpffen bezweifelt, daß auf diese Weise Frankreich jemals Frieden schließen werde, worauf Bismarck erklärte, daß wir den Krieg fortführen würden, bis wir einen uns günstigen Frieden erfochten hätten. Wimpffen bat um einen 24stündigen Waffenstillstand, um sich mit seinen Generalen zu beraten, da er erst während der Schlacht den Oberbefehl übernommen habe. So weit sei es mit den französischen Armeen noch nicht gekommen! Ruhig entgegnete ihm Moltke: Ihre Stellung in Sedan ist unhaltbar. Wollen Sie heute nicht kapitulieren, so werden sie morgen dazu gezwungen werden. Bei der Unsicherheit der französischen Verhältnisse ist es geboten, die errungenen Vorteile auszunutzen. Wird die Kapitulation unter den angegebenen Bedingungen nicht angenommen, so beginnen morgen früh wieder die Feindseligkeiten. Er stelle anheim, die Überlegenheit unserer Truppen an Zahl und Stellung von Offizieren konstatieren zu lassen. Wimpffen erklärte, er wolle lieber fechten und ruhmvoll untergehen, als eine derartige Kapitulation unterzeichnen. Ein solcher Entschluß, erwiderte ihm Moltke, könne nur unnützes Blutvergießen herbeiführen, da sieben unserer Korps, die zum Teil noch gar nicht gefochten, die französische

Armee umstellt hätten. Wimpffen bat darauf um Zeit bis morgen früh, um die diesseitige Stellung kennen zu lernen. Moltke gestand das zu. Wimpffen versicherte, er würde überhaupt nicht an eine Kapitulation gedacht, vielmehr versucht haben, sich durchzuschlagen, wenn sich nicht andere als militärische Rücksichten und Einflüsse geltend gemacht hätten, denen er unterlegen sei. — „Ihre Stellung," entgegnete Moltke, „wird morgen noch viel schlechter sein, als sie heut' war. Wir haben in allen Schlachten und Gefechten dieses Krieges gesiegt; heut' allein sind unseren Truppen über 20 000 unverwundete Gefangene in die Hände gefallen. So schwer es mir wird, so müßte ich doch morgen früh den Befehl zur Wiederaufnahme des Kampfes geben, wenn bis dahin die Kapitulation nicht unterschrieben ist. Wir können nicht anders." Wimpffen ließ sich noch einmal die Bedingungen wiederholen und erklärte sich zu deren Annahme nicht für befugt. Moltke bewilligte ihm eine Frist bis neun Uhr früh. Sei dann die Unterzeichnung nicht erfolgt, so werde der Kampf wieder aufgenommen.

Als die Franzosen das Haus verlassen hatten, diktierte Moltke dem Oberstleutnant v. Verdy den Entwurf für die Einzelheiten der Kapitulation, womit man gegen 3 Uhr morgens fertig war. — Nach kurzem Schlafe und kaum vollendetem Anzug hieß es: „Der Kaiser ist da und wartet in einem Hause vor Donchery." Sogleich fuhren die Generale v. Moltke und v. Podbielski mit ihren Offizieren hinaus. Graf Bismarck, welcher zuerst Kenntnis vom Eintreffen Napoleons erhalten hatte, befand sich schon dort. „Es machte den Eindruck," e zählt Verdy, „als ob es dem Kaiser erwünscht gewesen wäre, nicht länger in der Mitte seiner Armee zu verweilen. Die Katastrophe hatte bei ihr die Bande der Manneszucht gelöst; wurde erst die Kapitulation bekannt, so war von den aufgebrachten Soldaten alles zu befürchten. Deshalb war der Kaiser bereits frühzeitig bei unseren Vorposten erschienen. Wir fanden sein

Gefolge vor einem kleinen Bauernhause, das nur durch einen Vorplatz von der großen Straße getrennt war." General v. Moltke trat ein. Über dies merkwürdige Wiedersehen berichtete er seinem Bruder Fritz: „Ich traf den Kaiser in einer elenden Bauernstube in voller Uniform, da er eine Entrevue mit dem Könige erwartete, auf einem hölzernen Stuhle sitzend. Bei meinem Eintritt erhob er sich und bat mich, ihm gegenüber Platz zu nehmen. Auf die Vorschläge, die er machte, konnte ich nur erwidern, daß nichts als die Gefangennehmung der ganzen Armee zu erwarten stehe und daß, wenn diese nicht bis 10 Uhr einwillige, ich das Signal zur Wiederaufnahme des Feuers zu geben habe. ‚C'est bien dur', seufzte er. Übrigens war er ruhig und völlig in sein Schicksal ergeben." Es war eine kurze Besprechung. Moltke fuhr mit der in der Nacht entworfenen Kapitulation zum Könige, der sich von Vendresse aus wieder nach dem Punkte begeben hatte, von dem aus er gestern die Schlacht geleitet. Dann trat auch der Kaiser aus dem Hause, ließ sich auf einem Stuhle davor nieder und rauchte eine Zigarette nach der anderen. Er war erdfahl, aber äußerlich ruhig, fast gleichgültig; nur dann und wann zeigte ein leises Aufatmen die innere Bewegung. Eine stattliche Eskadron des Leibkürassier-Regiments, welche die Bewachung übernahm, erregte die Aufmerksamkeit der französischen Generale. — Für die Zusammenkunft mit dem Könige hatte Graf Bismarck seine Wohnung in Donchery angeboten. Der Kaiser wollte jedoch nicht gern in den Ort hinein. Offiziere machten ein geeignetes Schlößchen Bellevue bei Frénois ausfindig, und man setzte sich dahin in Bewegung. Der Generalstab fuhr voran; dann folgten zwei Züge Leibkürassiere, hierauf der Kaiser in seinem Wagen mit seinem teils fahrenden, teils reitenden Gefolge und endlich der Rest der Kürassiere. Aus

den an der Straße liegenden Biwaks stürzte natürlich alles an den Weg ... Das Schlößchen war sehr freundlich. Vor dem Garten stand eine bayerische Kompagnie, dahinter württembergische Batterien, bereit, jeden Augenblick ihr Feuer auf das vor uns liegende Sedan zu eröffnen. — Nun erschien auch Moltke wieder und erklärte: ‚Se. Majestät wäre mit dem Entwurfe der Kapitulation einverstanden; er würde den Kaiser aber nicht eher sehen, bevor die Kapitulation unterzeichnet wäre'. Dies hatte nun, da auch Wimpffen eingetroffen war, keine Schwierigkeiten mehr; nur wenige Worte wurden darüber im Speisesaale des Schlößchens gewechselt; dann fertigten v. Verdy und der französische Generalstabschef die Kapitulation in zwei Exemplaren aus. Die Generale v. Moltke und v. Wimpffen unterschrieben. Moltke nahm die vollzogene Urkunde an sich, warf sich aufs Pferd und ritt zum Könige, der noch immer auf der Höhe hielt. Nach etwa ¾ Stunden langte dann Se. Majestät an, begleitet vom Kronprinzen, Prinzen Karl und sämtlichen im Hauptquartier anwesenden Fürsten. Der König allein trat bei Napoleon ein. Nach einiger Zeit erschienen beide Monarchen im Glaspavillon an der Frontseite des Schlößchens. Der König sprach hier noch einige Worte zu der Umgebung des gekrönten Gefangenen und auch der Kronprinz redete mit dem Kaiser. Dann begleitete dieser den König bis an die Treppe. Mit jugendlicher Rüstigkeit schwang sich die hohe Gestalt unseres Herrn in den Sattel und sprengte im Galopp davon. Das zahlreiche bunte Gefolge schloß sich an: eine glänzende wilde Kavalkade, auf die Napoleon sinnend blickte, bevor er wieder im Zimmer verschwand. Draußen aber wirbelten die Trommeln der Bayern; ihre Musik blies ‚Heil Dir im Siegerkranz!', und weithin begleitete das Hurra der Lager den Ritt des Königs, welchen es drängte, den sieg-

reichen Truppen noch auf dem Schlachtfelde seinen königlichen Dank auszusprechen. Moltke fuhr schweigend nach Donchery zurück, wo neue Arbeit wartete, die zunächst den Abtransport der gefangenen Armee und des ungeheuren Materials betraf. — „Am folgenden Morgen," so schrieb er seinem Bruder, „fuhr bei strömendem Regen eine lange Wagenreihe, eskortiert von einer Schwadron Totenkopf-Husaren, auf der Chaussee nach Bouillon durch Donchery. Graf Bismarck sah auf der einen Seite der Straße, ich auf der anderen zum Fenster hinaus; der abgedankte Imperator grüßte, und ein Stück Weltgeschichte war abgespielt." — In dieser Betrachtung liegt ein gewisser Hohn, wie er einer gefallenen Größe gegenüber der Natur Moltkes völlig fremd war und bei ihm nur der Verachtung entspringen konnte. Welchem Verdachte aber wieder eine solche Verachtung entsprang, zeigen die Schlußworte des Berichtes über die Ereignisse von Sedan, welchen Moltke dem General v. Stiehle in einem Privatbriefe gab. Sie lauten: „Sollte Napoleon 80 000 Mann geopfert haben, um sich diesen Rückzug zu sichern?"[269])

Die 104 000 Gefangenen wurden zunächst auf der von der Maas umflossenen Halbinsel Iges versammelt. zwei Armeekorps übernahmen ihre Bewachung und Begleitung auf dem Transport, zunächst bis Pont à Mousson zu Fuße, dann auf der Eisenbahn in die verschiedensten Teile von Deutschland.

Die Schlacht bei Sedan war eine Umfassungsschlacht wie die vor Königgrätz und in gewissem Sinne auch die vor Metz. Aber wenn in diesen beiden letzteren Schlachten der jedesmalige rechte Flügel (dort die Elbarmee unter Herwarth, hier die I. Armee unter Steinmetz) nicht ganz das leistete, was man erwarten durfte, und die Umfassung des linken feindlichen Flügels beide Male

unvollständig blieb, so steigert sich bei Sedan die Umfassung geradezu bis zur förmlichen Einschließung und führt demgemäß die vollkommene Vernichtung, d. h. die Gefangennahme des Feindes, herbei. Es war eine strategische Leistung, welche alles überstrahlt, was bis dahin jemals dagewesen war, ein Erfolg, wie er in solcher Reinheit und Einfachheit vielleicht nie wieder errungen werden wird.

Die Nachrichten von dem Herannahen der Armee von Châlons und des neuen Armeekorps Vinoy hatten in Metz den Entschluß reifen lassen, diesem Entsatz durch einen Ausfall entgegenzukommen, und das hatte am 31. August zur Schlacht bei Noisseville geführt, bei welcher den Franzosen zum ersten Male in diesem Kriege der Angriff, den Deutschen die Verteidigung zufiel. Der Sieg aber blieb auch diesmal uns. An demselben Tage also und zu derselben Stunde, da bei Sedan das eine französische Heer vernichtet wurde, am 1. September, kehrte das andere in die nunmehr ziemlich hoffnungslose Gefangenhaltung nach Metz zurück. Schon jetzt, nach sechswöchiger Dauer, war damit der Feldzug entschieden, wenn auch noch keineswegs beendigt. Diese entscheidende Bedeutung des 1. Septembers ist so einleuchtend, daß Moltke es nie begreifen konnte, weshalb wir Deutsche den 2. September feiern, an welchem nichts Denkwürdiges geschah, als was unausbleibliche Folge war des wirklichen Ruhmestages der Armee, des 1. Septembers. — Am 3. September 1870 gab der König in Vendresse ein Mahl, bei welchem er den berühmten Trinkspruch ausbrachte: „Sie, General v. Roon, haben das Schwert geschliffen, und Sie, General v. Moltke, haben das Schwert geführt; Sie, Graf Bismarck, leiten seit Jahren meine Politik in so vortrefflicher Weise, daß, wenn ich der Armee

danke, ich Ihrer Drei ganz besonders gedenke. Die Armee lebe hoch!"

8.

Als die Nachrichten von Sedan in Paris eintrafen, wurde dort die Republik ausgerufen, und der Gouverneur von Paris, General Trochu, trat an die Spitze der provisorischen Regierung. „Eigentümlicherweise," berichtet Verdy, „finde ich in meinen Notizen und Briefen auch nicht den geringsten Anhalt, wann und wo wir von diesen Ereignissen Nachricht erhielten und welchen Eindruck sie bei uns hervorgerufen haben. Ich kann mir dies nur dadurch erklären, daß jene Veränderungen uns keineswegs überraschten. Bereits vor dem Kriege waren wir von der Überzeugung durchdrungen, daß mit der Besiegung der französischen Armee auch das Schicksal der Napoleonischen Dynastie sich entscheiden würde. General v. Moltke hatte diese Anschauung in einer seiner Denkschriften sogar schon ganz bestimmt zum Ausdruck gebracht."

Wehrlos war Frankreich indes noch durchaus nicht. Das Korps des Generals Vinoy stand noch im Felde. Ihm konnten sich Versprengte aller Korps, Marinetruppen und Gendarmerie anschließen. Dem verstorbenen Marschall Niel verdankte das Land eine Territorialmiliz von 468 000 Mann; ferner waren 100 000 neu ausgehobene Rekruten verfügbar und die Garde Nationale, also, abgesehen von Franktireurs und Freischaren, noch 1 Million Männer. — Mit großer Geschicklichkeit gelang es dem Korps Vinoy, trotz der Nähe des VI. preußischen Armeekorps (v. Tümpling) Paris rechtzeitig zu erreichen und damit der dortigen Bevölkerung ein Rückgrat zu geben.

Die deutschen Heere schritten nun zur Ein-

ſchließung der Hauptſtadt vor. Es geſchah in möglichſt breiter Front, um den Truppen gute Unterkunft und Verpflegung zu ſichern. Verdy erzählt: „Kaum in Château Thierry angelangt, und während wir alle noch von der langen Fahrt ein wenig ſteife Glieder hatten, ſahen wir unſeren verehrten Chef bereits von einem verwitterten Turme herab Umſchau halten. Viel war nicht mehr zu ſehen; aber es gehört zu Moltkes Eigentümlichkeiten, wo es nur irgend einen Ausſichtspunkt gab, ihn auch ſofort zu erklimmen." — Am 19. September war die Einſchließung von Paris vollendet. Allgemein glaubte man, Moltke, Roon und Mac Mahon nicht ausgenommen, daß an eine ernſtliche Verteidigung der Rieſenſtadt gar nicht gedacht werden würde.[270]) Dennoch hatte Moltke ſchon am 9. September von Reims aus den Kriegsminiſter aufgefordert, ſchwere Geſchütze in möglichſt großer Zahl nebſt der erforderlichen Feſtungsartillerie heranzuführen. Es galt eben, ſich auf alle Fälle zu rüſten; für wahrſcheinlich oder auch nur zweckmäßig hielt der General den artilleriſtiſchen Angriff auf Paris offenbar nicht, hatte er doch ſchon 1844 in ſeiner ‚Geſchichte des ruſſiſch-türkiſchen Feldzugs' bei Erwägung einer Belagerung von Konſtantinopel die Überzeugung ausgeſprochen: „Städte von einer halben Million Einwohnern werden überhaupt nicht durch Waffengewalt erobert, ſondern fallen durch ſich ſelbſt!" (S. 131.)

Das Hauptquartier wurde nach Ferrières verlegt, dem ‚Schloſſe des Judenkönigs', wie Roon es nannte; hier eröffnete Jules Favre auch ſogleich die erſte Friedensverhandlung, natürlich auf Bedingungen hin, deren Annahme ganz unmöglich war. Bald aber zeigte ſich, daß die Pariſer doch eine andere Haltung innehielten, als Freund und Feind erwartet hatten; man erkannte,

daß es sich um ein sehr langwieriges Abschließen der Hauptstadt und um eine keineswegs untätige Verteidigung derselben handeln würde. Dabei waren die Kräfte, über die man deutscherseits zurzeit verfügte, nur gering: 122000 Mann; hiervon mußten aber (wegen des rasch zunehmenden Franktireurwesens) bald Unterstützungen an die den Rücken des Einschließungsheeres deckende Reiterei abgegeben werden, so daß für jeden Schritt der elf Meilen langen Vorpostenlinie vor Paris nur etwa ein Infanterist vorhanden war, während die Besatzung bereits im September 300000 Mann unter den Waffen zählte. Mit vollem Rechte sagte damals Moltke: „Wir unternehmen ein Wagestück, über welches die Welt je nach dem Ausgange urteilen wird." Seinem Bruder Adolf schrieb er am 21. September: „Ferrières, mit königlicher Pracht eingerichtet, ist die Apotheose des Mammon. Hier empfing Rothschild den Kaiser Louis Napoleon; wie einst Graf Mols Ludwig XIV., so in unserer Zeit der Parvenü des Reichtums den Parvenü der Macht. Die Zeitungen erwähnten damals einer Jagd, auf der der Kaiser das seltenste Wildpret erlegte, u. a. einen Papageien, welcher im Fallen ‚vive l'empereur' schrie. Jetzt schreit die Nation ‚à bas l'empereur', und Ferrières ist das Hauptquartier ihres Feindes, welcher, wie Metz und Straßburg, nunmehr auch die nach V. Hugo ‚heilige' Hauptstadt mit eisernen Armen zu umfassen, die unbegreifliche Frechheit gehabt hat . . . Heut erhielt ich einen Brief von Geheimrat v. Frankenberg, der Euch in Creisau besucht hat. Der gute alte Herr schickte mir ein Efeublatt von der Kapelle. Ja, hätte Marie diese Zeitläufe noch erlebt! Aber ich denke, die hingeschiedenen Menschen verlieren nicht die Kenntnis irdischer Dinge, und ihr patriotisches Herz nimmt an allem teil . . . Lieber Adolf, ich möchte, daß Du mit den

Deinen den Winter irgendwo in einem wärmeren Klima zubringen könntest. Wenn möglich, komme ich auch dorthin; denn so ein Feldzug greift die Kräfte sehr an, wenn man wie ich 70 Jahre auf dem Rücken hat. Übrigens hege ich im Stillen die Hoffnung, daß ich Ende Oktober in Creisau Hasen schießen werde." — Diese Hoffnung trog nun freilich ganz. Der Krieg dauerte noch fast um ein halbes Jahr länger, als Moltke damals zu hoffen wagte. — Der Eindruck von Sedan war aber in ganz Europa ungeheuer. Der Zar sandte damals Moltke den St. Georgsorden.

Am 28. September erhielt das Hauptquartier die willkommene Nachricht von dem Falle Straßburgs, durch den 50000 Mann deutscher Truppen wieder für andere Zwecke frei wurden. Da fünf Tage vorher auch Toul gefallen und die mit dessen Belagerung beschäftigte 17. Division verfügbar geworden war, so konnte das Große Hauptquartier schon etwas aufatmen. Es wurde am 5. Oktober nach Versailles verlegt, wo es dann bis zum Schluß der Feindseligkeiten verblieben ist. Dadurch trat in Moltkes äußerlichem Leben eine gewisse Gleichförmigkeit ein, die es gestattet, die Dinge noch kürzer zusammenzufassen, als es bei der bisherigen Darstellung des Feldzuges möglich war.

An jedem Morgen, bisweilen auch mehrmals am Tage, versammelten sich der Generalquartiermeister v. Podbielski und die drei Abteilungschefs v. Verdy, v. Bronsart und v. Brandenstein beim General v. Moltke zum Vortrage. Diesem wohnten außerdem der Bureauchef (Major Blume), der erste Adjutant (Major v. Claer), sowie in der Regel auch der Generalintendant (General-Leutnant v. Stosch) und der Chef des Telegraphenwesens (Oberst Maydam) bei. Hier fand eine Besprechung der Kriegslage

und der zu treffenden Anordnungen statt. Mit der ihm eigenen Kürze und Klarheit legte Moltke seine Ansichten und Absichten dar, und wenn er auch, stets in liebenswürdigster Form, ergänzenden Betrachtungen, Fragen, ja selbst Bedenken Raum gewährte, so handelte es sich doch fast immer nur darum, die Einheitlichkeit der Auffassung seiner Pläne bei den Arbeitsgehilfen sicher zu stellen. — Demnächst begab sich Moltke mit dem Generalquartiermeister zum Vortrage beim Könige. Unter Umständen geschah das sogar zur Nachtzeit; denn Moltke war zwar tief durchdrungen von dem Bewußtsein voller Verantwortlichkeit für die von ihm als Generalstabschef erteilten Ratschläge; aber er hielt darum doch, dem Wesen wie der Form nach, streng daran fest, daß Entschluß und Befehl allein dem königlichen Oberfeldherrn zukomme.[271]) Außer an Marsch- und Gefechtstagen fand dieser Vortrag regelmäßig um 10 Uhr vormittags statt. Moltke trug die eingegangenen Nachrichten und Meldungen vor und machte auf deren Grund seine neuen Vorschläge. Zugegen waren der Chef des Militärkabinetts, der Kriegsminister und in Versailles, so lange das Hauptquartier der Dritten Armee dort lag, auch der Kronprinz; alle jedoch nur als Zuhörer. Der König forderte von ihnen zuweilen Auskunft über das eine oder andere; „aber," sagt Moltke, „ich erinnere mich nicht, daß er sie jemals um Rat gefragt hätte, die Operationen oder die von mir gemachten Vorschläge betreffend. Diese unterwarf vielmehr Se. Majestät selbst einer meist sehr eingehenden Erwägung. Derselbe bezeichnete mit militärischem Blick und stets richtiger Würdigung der Sachlage alle Bedenken, welche der Ausführung entgegenstehen konnten; aber da im Kriege jeder Schritt mit Gefahr verbunden ist, so blieb es schließlich ausnahmslos bei dem Vorgeschlagenen."[272]) — Dies

ſtrenge Innehalten der Amtszuſtändigkeit iſt manchem freilich nicht recht geweſen. Der Kronprinz z. B. berichtet in ſeinem Tagebuche: „Am 23. November 1870 ... Ein Augenblick ſpannender Kombinationen. Moltke trägt die Sachen ſtets mit der größten Klarheit, ja Nüchternheit vor, hat aber immer alles bedacht, berechnet und trifft ſtets den Nagel auf den Kopf; aber Roons Achſelzucken und Spucken und Podbielskis olympiſche Sicherheit influieren oft auf den König.“[273])

Nach dem Immediatvortrage wurden die in der Regel inzwiſchen ſchon vorbereiteten Verfügungen ausgefertigt und zur Abſendung bereit geſtellt. Wichtige Operationsbefehle entwarf Moltke häufig ſelbſt; die von anderen entworfenen unterzog er einer genauen Durchſicht, bevor ſie ins Reine geſchrieben wurden. — Er hatte die Gewohnheit, das Durchdachte ſchriftlich niederzulegen und dies als Ausgangspunkt weiterer Kombinationen zu betrachten. Sein ſcharfer Verſtand ruhte nicht eher, bis er alle Möglichkeiten und Folgen einer gegebenen Lage durchdacht hatte und mit ſich vollſtändig im Reinen war. Während des Nachdenkens ſtand er in der Regel oder ging im Zimmer umher, ſtets den Blick auf den Boden geheftet, um durch nichts abgelenkt zu werden. Wurde er dabei geſtört, ſo blickte er auf mit einem Ausdruck, als ob er ſich plötzlich in einer anderen Welt befände. Dieſes Vorherdurchdenken war ſo umfaſſend und vorherſehend, daß ihn im Kriege nichts überraſchte. Änderten Nachrichten die Lage plötzlich derart, daß anderen dies oder jenes völlig unerwartet kam, ſo gab es bei ihm nicht einen Augenblick des Beſinnens; ſeine Augen ſchienen ſich zu vergrößern: ihr wunderbarer Ausdruck erſchien noch mehr durchgeiſtigt als ſonſt, und ſofort entwickelte er in einfachen Sätzen in der genaueſten Weiſe, was nunmehr zu

geſchehen habe. Höchſtens entfuhr ihm ein Ausdruck des Erſtaunens, wenn es ſich durch die Nachricht ergab, daß der Gegner eine fehlerhafte Bewegung oder eine Unterlaſſung begangen hatte, die für dieſen verderblich werden konnte; aber in ſeinen Kombinationen hatten auch die Fehler des Feindes bereits vorher volle Beachtung gefunden.[274]) Neben den Stellungsſkizzen ſeiner Generalſtabsoffiziere, wie ſie nach den jedesmaligen Nachrichten angefertigt wurden, benutzte der General mit Vorliebe eine Eiſenbahnkarte von Mittel-Europa, die mit Zirkel und Lupe ſtets auf ſeinem Arbeitstiſche lag. So beſcheidene Hilfsmittel genügten in Verbindung mit ſeinen Kenntniſſen, um ihm den beſtändigen Überblick über das Ganze zu ſichern. Immer den Standpunkt der oberſten Heeresleitung innehaltend, benutzte Moltke Karten größeren Maßſtabes nur ſelten.[275])

Nach dem Frühſtück machte Moltke von Verſailles aus bei ſchönem Wetter häufig Spazierfahrten, um zugleich die Stellungen der Truppen und ihre Verteidigungsmaßnahmen kennen zu lernen. Einer oder zwei ſeiner Offiziere begleiteten ihn. Im Bereiche des feindlichen Feuers wurde der Wagen verlaſſen; es war dann erſtaunlich, zu ſehen, mit welcher Leichtigkeit und Ausdauer der Siebzigjährige noch bedeutende Geländeſchwierigkeiten überwand. Bei ungünſtigem Wetter beſuchte er faſt ſtets die berühmte Gemäldegalerie im Schloſſe, und zwar, trotz aller Warnungen und anonymen franzöſiſchen Drohungen, immer allein, um ſich dem Kunſtgenuſſe ungeſtört hingeben zu können. Furcht kannte er nicht. — Mit ſeinem Stabe blieb Moltke auch außer Dienſt in naher Verbindung. Falls er nicht zur königlichen Tafel befohlen war, nahm er regelmäßig an dem gemeinſamen Eſſen im Hotel des Reſérvoires teil. Da ſaß er mit ſeinen Offizieren

an einer Quertafel des großen Speiſeſaals, beim Ein- und Austritt achtungsvoll begrüßt von den deutſchen Fürſten und Prinzen, ſowie von den ab- und zugehenden Offizieren und Fremden, welche alle an einer Längstafel und vielen kleinen Tiſchen in demſelben Saale ſpeiſten. Er freute ſich der guten Laune, die in dem herzlich harmonierenden Kreiſe ſeines Stabes herrſchte, beteiligte ſich am Geſpräch aber nur dann, wenn ein ihn beſonders feſſelnder Gegenſtand berührt wurde. In bezug auf Speiſe und Getränk war er höchſt anſpruchslos und mäßig; es war ihm ziemlich gleichgültig, was ihm vorgeſetzt wurde. Nach Tiſche rauchte er mit Behagen ein oder zwei Zigarren, zu anderen Tageszeiten faſt niemals. Abends nach Tiſche begleiteten ihn einige Offiziere in ſein Quartier zu einer Partie Whiſt, und von dieſer Gewohnheit wurde ſelbſt in Zeiten hoher Spannung der Kriegslage ſelten abgewichen; dringende Dienſtgeſchäfte wurden zwiſchendurch erledigt. Immer wurde der Point zu fünf Pfennigen geſpielt, aber mit Aufmerkſamkeit und Eifer; Spielfehler oder fortgeſetztes Unglück im Spiele konnten ihn wirklich verdrießen, wenn er dem auch in Worten nicht Ausdruck gab.[276]) Er hatte die Überzeugung, daß dies harmloſe Spiel weſentlich dazu beitrage, die Spannung ſeines Geiſtes zu löſen und eine wohltuende Beſchwichtigung herbeizuführen. Die Mäßigkeit und Regelmäßigkeit ſeiner Lebensweiſe dürfte viel dazu beigetragen haben, ihm einen geſunden Schlaf zu ſichern, und ſo erfreute er ſich, wenn der Dienſt es geſtattete, von 11 Uhr abends bis gegen 7 Uhr morgens erquickender Ruhe in ſeinem einfachen Feldbette auch vor großen Entſcheidungstagen.

Die ſeßhafte Lebensweiſe in Verſailles bildete einen überaus ſtarken Gegenſatz zu dem bewegten Feldleben der vorhergegangenen Wochen. An Arbeit freilich war kein

Mangel. Es galt zunächſt, alle Ausfallsverſuche der Beſatzung von Paris ebenſo zurückzuweiſen wie die Entſatzbemühungen der in den Provinzen aufgeſtellten neuen Streitkräfte. Doch auch in Paris ſelbſt wuchs die Zahl der Bewaffneten und Eingeübten von Tag zu Tage. Im Laufe des Oktobers ſtanden in der Stadt und zwiſchen deren Ringmauern und den Forts ſchon 400000 Mann unter den Waffen. Während dieſes Monats erfolgten denn auch vier größere Ausfälle, bei deren letztem Le Bourget verloren ging, ein vorgeſchobener Ort der Umfaſſungsſtellung, den die Garde in ſchwerem Kampfe zurückeroberte. — Nach außen hin war die Sicherung der Einſchließungsarmee nur zu Anfang durch die Kavallerie genügend gewährleiſtet. Bald mußten im Süden den drei preußiſchen Reiterdiviſionen als Kern der Abweiſungstruppen das I. bayeriſche Korps und die 22. Infanteriediviſion beigegeben werden. Mit dieſen Streitkräften drängte General v. d. Tann den Feind über die Loire zurück, und die 22. Diviſion nahm am 19. Oktober weit im Weſten Chateaudun.

Schon am 2. Oktober, noch in Ferrières, war die förmliche Belagerung von Paris ins Auge gefaßt worden; allein zu ihrer Durchführung gehörte ein ſo ungeheueres Material, daß es noch langer Zeit bedurfte, ehe man ihr nähertreten konnte. Am 9. Oktober gelangte der Wunſch Bazaines nach Verſailles, ſeinen Stabschef zu Unterhandlungen militäriſch-politiſcher Art ins Hauptquartier zu ſenden. Bismarck war geneigt, ihn zu empfangen, während Moltke und Roon widerſprachen, und die eine Seite warf der anderen vor, daß ſie nicht genügend, hier über die militäriſchen, dort über die politiſchen Dinge unterrichtet würde.[277]) In ſolchen Anſchuldigungen offenbarte ſich eine gewiſſe Gereiztheit, die auch

ſpäter noch bei verſchiedenen Anläſſen hervortreten ſollte, namentlich hinſichtlich der Beſchießung von Paris. Dieſen Punkt berührt ſchon ein Schreiben Moltkes an ſeinen Bruder Adolf vom 12. Oktober. Da heißt es: „Wir ſind in der üblen Lage, daß wir auf uns ſchießen laſſen müſſen, ohne zu antworten; denn gegen die 74-Pfünder der Feſtung kommen unſere 4-Pfünder nicht auf. Der Belagerungstrain, über 100000 Zentner, kann auf einer einzigen Bahn, die eben erſt hergeſtellt, ſo ſchnell nicht herangeſchafft werden. Wo ſich nur etwas rührt, ſelbſt auf die kleinſte Menſchengruppe, ſchleudern die Forts ihre Rieſengeſchoſſe auf 6000, 7000, ja vom Mont Valérien auf 8000 Schritt mit großer Präziſion. Es iſt eine arge Munitionsverſchwendung, wenn man bedenkt, daß ein ſolcher Schuß 93 Taler koſtet. Der Zufall will, daß mal eine Granate trifft, und ſo verlieren wir alle Tage ein Dutzend Menſchen, beſonders auch durch Chaſſepot auf 1000 bis 1500 Schritt. Auf die Entſcheidung des Feldzugs hat das natürlich abſolut gar keinen Einfluß. Nichts aber bringt Paris ſo in Wut, als daß wir gar nichts unternehmen. Victor Hugo ſchreibt: ‚Nous avons cru voir arriver Arminius et nous ne voyons que Schinderhannes.‘ — Allerdings ſind wir, für jetzt auf die bloße Cernierung beſchränkt, in das verdrießliche Stadium des Zuwartens getreten; das Aushungern geht langſam, wie Metz zeigt; aber es führt zum Ziel. Auch bleiben wir nach außen nicht untätig. Die Hoffnung der Pariſer iſt vor allem auf die Armee der Loire gerichtet, welche auch wirklich im Vormarſch gemeldet war. Nun gut, dieſe Armee iſt geſtern auseinandergeſprengt und Orléans von uns beſetzt worden. Heute ſchon werden wir jenſeits des Stromes ſtehen, den bekanntlich noch nie ein feindliches Heer überſchritten hat. ... In Metz kann die Sache nun nicht mehr lange

dauern. Es ist eine harte Geduldsprobe für die Einschließenden, härter für die Eingeschlossenen. Die Ausdauer und Hartnäckigkeit der Franzosen ist anzuerkennen; ihnen kommt zu Hilfe, daß es ihnen geradezu unbegreiflich erscheint, sie könnten besiegt werden, und doch hat sich die Überlegenheit der Deutschen in allen Gefechten bewährt, auch da, wo jene an Zahl überlegen waren, so am 16. August und hier vor Paris. Die ganze Feldzugsoperation freilich konnte nur bei einer entschiedenen numerischen Überzahl ausgeführt werden: gleichzeitig Einschließung von Metz, Belagerung von Straßburg und Marsch auf Paris ... Noch ist gar keine Aussicht, daß sich in Frankreich eine Autorität bildet, mit welcher man ernsthafte Verhandlungen eingehen könnte. Es ist in der Tat ein ruchloses Treiben, die Nation durch fortwährende Lügen über die Lage des Landes zu täuschen. Leistet Paris den Widerstand bis zur völligen Erschöpfung der Nahrungsmittel, so kann eine Situation eintreten, die zu denken furchtbar ist ... Alles hofft auf ein baldiges Ende dieser Kalamitäten; ich nicht am wenigsten, und manchmal habe ich eine Sehnsucht nach der stillen Ruhe des Kapellenberges."[278])

Der hartnäckige Widerstand der Pariser war für sie selbst eine große Überraschung. Ihr Oberbefehlshaber, General Trochu, hat im Sommer 1871 in der Nationalversammlung erklärt, er habe zu Anfang der Belagerung äußerstenfalls auf 60 Tage Widerstand gehofft, was damals jedoch allgemein als zu weit gegriffen betrachtet worden sei.

Am 26. Oktober feierte Moltke seinen siebzigjährigen Geburtstag. Der Generalstab versammelte sich um 8 Uhr morgens zur Beglückwünschung, die ein außerordentlich herzliches Gepräge trug. Kronprinz Fried-

rich verzeichnet in seinem Tagebuche: „Ich brachte Moltke einen Lorbeerkranz; er ist mit mir einig, Paris durch Hunger zu zwingen, und gegen Eröffnung von Parallelen.“ Der Kronprinz von Sachsen kam aus seinem weitabgelegenen Quartier und überreichte dem General den für ihn eingegangenen sächsischen Orden.[279]) Ebenso überbrachte Prinz Luitpold eine bayerische Auszeichnung. Von allen Seiten trafen Glückwünsche und Adressen ein. Bei dem Mahl im Hotel des Resérvoires hatte Moltke die Freude, zwischen den beiden Oberkommandierenden der Armeen vor Paris, den beiden Kronprinzen, zu sitzen und mit ihnen eine frohe Stunde zu verleben.

Tags darauf kam die Kunde von dem Fall von Metz. Moltke schrieb seinem Bruder: „Mit Freude und herzlichem Dank habe ich die Glückwünsche aus der Heimat erhalten. Adolfs Brief schloß mit dem Wunsche: ‚möge Bazaine den 26. durch Übergabe von Metz verherrlichen!‘ So ist es gekommen; die Kapitulation wird allerdings erst heut erfolgt sein. Ehe diese Zeilen an Euch gelangen, wird der Telegraph das große Ereignis verkündet und 101 Kanonenschüsse auf dem Lustgarten den Berlinern die Mitteilung gemacht haben. Neue 150000 Franzosen wandern in die Gefangenschaft, und die gewaltige Festung Metz fällt in unsere Hand. Seit der babylonischen Gefangenschaft hat die Welt nichts derart erlebt . . . Frankreich ist ohne Heer, und dennoch muß erst abgewartet werden, ob die in Fieberhitze rasenden Pariser ihren hoffnungslosen Widerstand aufgeben. Vorher möchte ich nicht gern zu dem letzten blutigen Mittel des förmlichen Angriffs schreiten . . . Der Krieg nimmt einen immer gehässigeren Charakter an. Schlimm genug, wenn sich die Armeen zerfleischen müssen; man führe doch nicht die Völker gegeneinander; das ist kein Fortschritt, sondern

ein Rückschritt zur Barbarei. Wie wenig sogar die Massenerhebung, selbst einer so tapferen Nation wie diese, gegen eine noch so kleine, aber geschulte Truppenabteilung vermag, davon sollten sich unsere Liberalen, welche die ‚Volksbewaffnung' predigen, an deren Erfolg in diesem Feldzuge überzeugen."[280])

Am 28. Oktober richtete der König folgendes Dankschreiben an Moltke: „Wir stehen heute an einem neuen, bedeutsamen Abschnitte des blutigen Krieges, der uns mit unverzeihlichem Leichtsinn aufgenötigt worden ist. Die unermeßlichen Erfolge, welche wir erkämpft haben, verdanke ich Ihrer von neuem so glänzend sich bewährt habenden, weisen Führung der Operationen. — Die Genugtuung, die Ihnen dafür Ihr eigenes Gewissen zollt, kann durch nichts erhöhet werden. Aber vor der Welt Ihr großes Verdienst anzuerkennen, ist meine Aufgabe, und ich wünsche sie dadurch zu lösen, daß ich Sie hiermit in den Grafenstand erhebe. — Mögen Sie lange noch dem Vaterlande, der Armee und mir Ihre Talente wie bisher mit gleich günstigem Erfolge widmen.

Ihr dankbarer König
Wilhelm."

Auch im Lande regte sich um diese Zeit der Wunsch, den General zu ehren und auszuzeichnen. Magdeburg und bald darauf Worms ernannten ihn zu ihrem Ehrenbürger.

Bevor die beiden vor Metz verfügbar gewordenen Armeen zur Mitwirkung gegen die Massenaufgebote Gambettas herankommen konnten, gab es noch schwere Tage, während welcher die an und für sich schon schwache Einschließungsarmee vor Paris durch Entsendungen nach Süden noch weiter geschwächt werden mußte. Am 10. No-

vember ſah General v. d. Tann ſich durch das Treffen von Coulmiers ſogar genötigt, Orleans wieder aufzugeben. Seine bisherige unzureichende Macht wurde jetzt durch die 17. Diviſion verſtärkt und die ſo gebildete ‚Armee-Abteilung‘ unter die Befehle des Großherzogs von Mecklenburg geſtellt. Aber auch dieſer vermochte es kaum, den beſtändig anwachſenden Maſſen des Feindes gegenüber die Anmarſchſtraßen von Orleans und Tours her genügend zu ſichern. In Paris dagegen belebte der Erfolg von Coulmiers alle Hoffnungen; man ſah voraus, daß die Einſchließungsarmee im Süden bedeutend geſchwächt werden müßte, und um dem nun zu erwartenden Entſatz durch ſelbſttätiges Handeln entgegenzukommen, bildete man aus den Pariſer Streitkräften drei geſonderte Armeen von zuſammen 300000 Mann, während außerdem noch 100000 Mann in den Forts und in St. Denis zur Verfügung blieben. Mit der beſten der drei Armeen (100000 Mann und 300 Geſchützen) bereitete Ducrot am 18. November einen großen Ausfall vor, und wenn er dieſen auch ſchließlich aufgab, ſo konnte man in Verſailles doch nicht verkennen, daß die Dinge ſehr ernſt lagen. Unter dieſen Umſtänden ſteigerte ſich die Nervoſität und mit ihr das lebhafte Drängen nach einer baldigen Beſchießung von Paris. Eine ſolche konnte jedoch bei den vorhandenen Mitteln nichts als eine unfruchtbare Demonſtration ſein, und darum war Moltke Gegner eines ſolchen Verfahrens, während Bismarck und Roon es befürworteten. Eben jetzt begann dieſer Gegenſatz ſich zuzuſpitzen. Man erkennt das am beſten aus einem Schreiben, welches Blumenthal, der Chef des Generalſtabs des Kronprinzen, am 21. November an Moltke richtete. Da heißt es:[281])

„Euere Exzellenz wollen mir gestatten, Ihnen eine Angelegenheit schriftlich vortragen zu dürfen, die immer dringender wird, je länger die Belagerung dauert.

Es haben sich nämlich schon seit längerer Zeit Stimmen dafür erhoben, daß eine partielle Beschießung von Paris noch vor dem Beginn der wirklichen Belagerung in politischer Beziehung wünschenswert, ja notwendig sei. Als nun auch heute nach dem Diner bei Seiner Majestät Seine Exzellenz der Graf v. Bismarck diese Ansicht gegen mich aussprach und dabei besonders betonte, daß die politische Lage und namentlich auch die Stimmen im Vaterlande die baldige Beschießung durchaus notwendig machten, da mußte wohl die Befürchtung in mir aufsteigen, daß eine so gewichtige Stimme zuletzt durchdringen und eine Maßregel angeordnet werden könnte, die nach meinen bisherigen militärischen Erfahrungen eine durchaus falsche und vor dem militärischen Richterstuhl verwerfliche sein würde.

Wenn überhaupt jede Halbheit im Leben zu keinem erwünschten Resultat führen kann, so gilt dies ganz besonders von militärischen Operationen usw., wobei der Mensch alles einsetzen muß, um Großes zu gewinnen, und wo ein Stehenbleiben auf halbem Wege nur Verderben, aber keinen Vorteil bringt. Ein bloßes Beschießen der Festungswerke und eines Teils der Stadt, ohne die Aussicht, die errungenen Vorteile auch weiter verfolgen zu können, ist eine solche Halbheit und muß zu Situationen führen, die, abgesehen davon, daß sie unnötige Verlegenheiten bereiten, dem Feinde nur den erwünschten Vorwand geben, seine ganze ihm noch verbleibende Kraft in der Verteidigung zu konzentrieren und dabei den Gegner zu verhöhnen, der da augenscheinlich will, aber nicht kann. — Nach Vorgängen aus der Geschichte von Jahrtausenden und nach Einsicht vieler durch den Luftballon uns zugekommenen Briefe habe ich die feste Überzeugung gewonnen, daß die Pariser Machthaber ganz glücklich über eine Beschießung sein würden, die ihnen das Mittel in die Hände gibt, den ersterbenden Enthusiasmus von neuem anzufachen und über die Ohnmacht der Feinde gegen die unüberwindlichen Festungswerke zu triumphieren . . .

Was man eigentlich mit der partiellen Beſchießung bezweckt, habe ich nicht erfahren können; ſollte man aber glauben, dadurch das Pariſer Publikum zu erſchrecken und zur Übergabe der Feſtung zu zwingen, ſo glaube ich dies als eine vollſtändig unberechtigte Illuſion bezeichnen zu müſſen. Eine einfache Abmeſſung auf dem Situationsplan der Feſtung wird den Beweis liefern, daß von allen unſeren angelegten und noch anzulegenden Batterien nur ein kaum nennenswerter Teil von Paris getroffen werden würde, und zwar ein Teil, wo weder die jetzigen Machthaber, noch die Hauptmaſſe der Bevölkerung wohnen, denen es vollkommen gleichgültig ſein wird, ob Stadtviertel betroffen werden, die in ihren Augen nicht mehr wert wie St. Cloud und Meudon haben, welche Orte ſie ja ſelbſt mit beſonderem Vergnügen zerſtören.

Wird nun aber die Frage aufgeworfen: Was ſoll denn eigentlich geſchehen, um endlich zum Ziele zu gelangen? ſo kann ich nur die Anſicht ausſprechen: Es iſt unzweifelhaft, daß Paris ſpäteſtens bis Ende dieſes Jahres, vom Hunger bezwungen, fallen muß. Für den Fall indeſſen, daß dies doch nicht geſchieht, muß alles zur förmlichen Belagerung parat ſein, die dann nach allen Regeln der Kunſt und mit möglichſt geringen Opfern Schritt vor Schritt auszuführen iſt. Die Mittel dazu werden parat ſein; denn die Geſchütze ſind bereits im Park, und auch die Munition iſt wenigſtens in Nanteuil, von wo ſie bis zu der genannten Zeit herangeſchafft werden kann. Es fehlt allerdings noch immer an tauſend Fuhrwerken, die von allen Seiten verſprochen, aber nicht eingetroffen ſind; allein es läßt ſich doch hoffen, daß die vielen Verſprechen endlich zur Tat werden. — Von ſeiten der Belagerungsartillerie iſt nichts verſäumt worden; jedoch die zum Teil ſehr ſchlechten Wege und das faſt ganz unbrauchbare Landfuhrwerk haben jeder Anſtrengung geſpottet. Für die Heranbringung der Geſchütze ſind ein großer Teil der Artillerie- und Trainpferde benutzt worden; für die Heranbringung der Munition iſt aber eine ſolche Maßregel um ſo weniger zu empfehlen, als ſie das Material gänzlich zu ruinieren droht, und es doch immer noch

fraglich bleibt, ob auch nach dem Fall von Paris der Feldkrieg beendigt sein wird, zu dem das Feldmaterial nicht entbehrt werden kann.

Euere Exzellenz wollen es mir verzeihen, wenn ich mich vielleicht in zu offener Weise ausgesprochen habe, aber ich glaube es der Stellung schuldig zu sein, die mir Seine Majestät der König anvertraut haben, und für die ich mich durch vier Feldzüge als Chef des Generalstabes vorbereitet habe. Ich habe im Jahre 1849 ein dreitägiges Bombardement von Fredericia ohne Resultat erlebt; ich habe 1864 auf höheren Befehl die Düppeler Schanzen vier Wochen lang mit vortrefflichen Geschützen müssen beschießen lassen, ohne auch nur den kleinsten Erfolg für das Endziel zu sehen, bis wir zur wirklichen Belagerung übergingen, und in diesem Feldzuge wurden Toul und Pfalzburg kräftig beschossen, und doch mußten wir unverrichteter Sache abziehen. Sollte dies nun wohl bei Paris anders sein, wo die Verhältnisse für den Kenner noch viel ungünstiger erscheinen, und wo eine partielle Beschießung durch einzelne Batterien nur dazu führen würde, von den gut armierten feindlichen Batterien geradezu ekrasiert zu werden? . . ."

An den Rand dieses Schreibens hat Moltke geschrieben: „Mündlich Einverständnis erklärt." — Die Befürchtung Blumenthals, daß sich mächtige Einflüsse auf den Monarchen im Sinne jener ‚Halbheit' geltend machen würden, war voll berechtigt. Auch der Bundeskanzler, Graf Bismarck, hatte in dieser Frage einen Immediatbericht eingereicht. Am 28. November richtete der König ein Schreiben an Moltke, in welchem Vorschläge verlangt werden, „um die allergrößte Beschleunigung des Angriffs der Südforts herbeizuführen". Der Hauptinhalt des königlichen Schreibens lautet:

„Der Termin, welcher mir angegeben worden ist, bis zu dem der Angriff auf die Forts der Südseite von Paris beginnen

werde, nähert ſich, ſo daß ich vor drei Tagen die Generale v. Hinderſin und v. Kleiſt zu mir beſchied, um mir Vortrag zu halten, wie weit die Vorbereitungen zu jenem Angriff vorgeſchritten ſeien, und ob der Termin, die erſten Tage im Dezember, eingehalten werden würde. Zu meinem Erſtaunen erfuhr ich aus jenem Vortrage, daß zwar die Erbauung von dreizehn bis fünfzehn Batterien vollendet ſei, daß dagegen aber in artilleriſtiſcher Hinſicht, teils durch Minderbewilligung von Belagerungsgeſchützen, teils durch die Stockungen der Transportmittel, die Munition noch nicht zur Hälfte habe herbeigeſchafft werden können, ſo daß der Angriff nicht vor Ende Dezember, ja Anfang Januar beginnen könne, und daß wegen der Verminderung des verlangten Bedarfs an Geſchützen der nördliche (Schein-) Angriff aufgegeben werden müſſe.

Dieſe Verzögerung erregt bei mir die allergrößten Bedenken, ſowohl in militäriſcher als politiſcher Hinſicht.

In militäriſcher Hinſicht iſt der 2½monatige Stillſtand der Operationen um Paris an ſich, nach den ſchnellen und eklatanten Erfolgen des Sommerfeldzuges, unerfreulich und für Laien unverſtändlich, ſo daß im Vaterlande unliebſame Anſichten laut werden, und wenn auf ſolche Anſichten auch nicht Gewicht zu legen, ſo ſind ſie doch nicht außer acht zu laſſen, da ſie bei den hochangeſpannten Opfern verſtimmen können. Dem Feinde hat, wie täglich erſichtlicher, dieſer Stillſtand Zeit gegeben, ſeine neuen Formationen zu konſolidieren und zu verſtärken. In politiſcher Hinſicht wird dieſer Stillſtand nicht zu unſeren Gunſten ausgelegt, indem man an Mangel an Kraft und Mitteln glaubt, ſo daß die Neutralen, namentlich bei der eingetretenen orientaliſchen Verwicklung, leicht an eine ſchnellere Beendigung des Krieges denken und die bisher abgewendete Einmiſchung zu Friedensunterhandlungen wieder in den Vordergrund treten könnte. Dieſes alles verpflichtet mich, die Frage der Beſchleunigung des Angriffs auf die ſüdlichen Forts des entſchiedenſten in die Hand zu nehmen und den ſchleunigſten Bericht zu verlangen. . . .“[282])

Moltke beantwortete diesen Erlaß am 1. Dezember durch ein Promemoria betreffend den Beginn des artilleristischen Angriffs auf Paris:

„Die Frage, wann der artilleristische Angriff auf Paris beginnen soll oder kann, dürfte auf Grund militärischer Gesichtspunkte zu entscheiden sein. Politische Momente können nur insoweit Berücksichtigung finden, als sie nicht etwas militärisch Unzulässiges oder Unmögliches beanspruchen.

Ersteres würde der Fall sein, wenn die Politik den Beginn der Beschießung verlangen sollte, ehe die zur Durchführung derselben erforderlichen Mittel vorhanden sind; letzteres, d. h. das Verlangen nach etwas Unmöglichem, würde vorausgesetzt werden müssen, wenn die schleunigste Bereitstellung des erforderlichen Materials beansprucht wird unter Bezugnahme auf die den Franzosen geglückte Heranschaffung einer großen Zahl schwerer Geschütze nebst erforderlicher Munition aus Cherbourg, Lyon und Toulon. Die nach dem Immediatberichte des Herrn Bundeskanzlers die Forderung der Politik stützenden „Militärs" scheinen wohl übersehen zu haben, daß das Gouvernement von Paris für gedachten Zweck über mehrere Bahnlinien frei verfügte, während der preußischen Heeresleitung nur Eine, vielfachen Betriebsstörungen ausgesetzte Bahnlinie zu Gebote stand, welche bis vor kurzem auf 14 bis 15 Meilen vom Standort des Belagerungsparks ihren Abschluß fand. Hierin allein liegt die einzige Erklärung für die Verzögerung des artilleristischen Angriffs.

Die Anlagen sprechen sich hierüber näher aus und legen dar, wie es trotz der gestellten Aushilfe an Pferden und Munitionskolonnen, Gespannen der Verpflegungsfuhrparks und Requisition von Landfuhrwerk bisher nicht hat gelingen wollen, der Heranschaffung der schwer wiegenden Munition (diese allein 50 bis 60 000 Zentner) den wünschenswerten Fortgang zu verschaffen. . . .

Die Weiterführung der Bahn bis Lagny, die Heranführung

geeigneter Fahrzeuge von Berlin her, die seitens des Oberkommandos der dritten Armee in Aussicht gestellte weitere temporäre Gestellung von Zugpferden der Munitionskolonnen sowie die eventuelle, seitens der letztgedachten Behörde vorgeschlagene Ermietung von 500 bis 1000 zweispännigen Wagen (für deren Transport bis Lagny gleichwohl etwa 30 Bahnzüge erforderlich sind) durch einen Lieferanten in Erfurt wird voraussichtlich es ermöglichen, gegen Mitte nächsten Monats mit der Beschießung der Forts auf der Südfront zu beginnen.

Letztere ist überhaupt immer nur als das äußerste Mittel zur Bezwingung des Widerstandes angesehen worden. Als ein wenn auch langsamer wirkendes, aber sicher zum Ziele führendes Mittel mußte zunächst die enge Einschließung und Aushungerung betrachtet werden.

Da die Entscheidung des Feldzuges übrigens nicht hier, sondern darin liegt, daß die noch im freien Felde operierenden feindlichen Armeen geschlagen werden, dürfte es sich auch nicht empfehlen, über die Beschießung der Forts hinaus die eigentliche förmliche Belagerung vorzubereiten, welche bedeutende Opfer an Menschen erfordern würde. Was endlich den früher projektierten Nebenangriff gegen die Nordfront von Paris betrifft, so würde die Einleitung desselben bis vor kurzem den gleichen Schwierigkeiten der Heranführung der Munition begegnet sein, wie dies vor der Südfront der Fall gewesen ist."

Inzwischen war an demselben 28. November, von dem das königliche Schreiben datiert, die Entscheidung im freien Felde gefallen. Der Prinz Friedrich Karl war mit der Zweiten Armee herangekommen, und als der Feind am 28. November einen mächtigen Vorstoß machte, wurde er in heißer Schlacht bei Beaune la Rolande zurückgeschlagen. Auch der Großherzog wies die ihm am 2. Dezember bei Loigny und Poupry entgegentretenden französischen Korps siegreich ab, und jetzt ging Prinz Friedrich

Karl, der über die gesamte dortige Macht den Oberbefehl übernommen hatte, an die Loire vor und nahm Orleans wieder. Damit war die Einschließungsarmee vor Paris endgültig gegen Süden gesichert. Ohnehin wurde der um die Wende von November und Dezember unternommene Massenausfall von Villiers-Champigny so sicher und bestimmt zurückgewiesen, daß er auch bei dem Vorhandensein einer Entsatzarmee vergeblich geblieben wäre. Es ist das jener Ausfall, an den sich die bekannte in Vers und Bild verherrlichte ‚Kriegsratslegende' knüpfte, zu deren Zerstörung Moltke selbst zur Feder gegriffen hat. Er sagt:[283]) „Der Schauplatz ist Versailles. Die Franzosen machen einen Ausfall aus Paris, und die Generale, statt sich zu den fechtenden Truppen zu begeben, werden zur Beratung darüber versammelt, ob man es wagen dürfe, mit dem Hauptquartier noch länger in Versailles zu verbleiben. Die Ansichten sind geteilt; niemand will recht mit der Sprache heraus; der Chef des Generalstabes, der doch vor allen berufen ist, zu reden — schweigt. Die Bestürzung scheint groß gewesen zu sein. Nur allein der Kriegsminister erhebt sich und protestiert mit allem Nachdruck gegen eine politisch wie militärisch so nachteilige Maßregel wie die Räumung. Er empfängt den warmen Dank des Königs als der einzige, welcher den Mut gehabt hat, die Wahrheit frei und furchtlos herauszusagen. — Die Wahrheit ist, daß, während der König mit seiner ganzen Umgebung zum V. Armeekorps geritten, der zurückgebliebene Hofmarschall in übergroßer Sorgfalt die Hofequipagen hat anschirren lassen, was in der Stadt nicht verborgen geblieben ist und bei der sanguinischen Bevölkerung vielleicht allerlei Hoffnungen erregt haben mag. — Versailles war durch vier Armeekorps geschützt; den Ort zu räumen, ist niemand auch nur in den Sinn gekommen."

Und nun folgten weitere Schläge im freien Felde. In schweren Kämpfen warf der Großherzog am 7. bis 10. Dezember den Feind in der Schlacht bei Beaugency weit nach Westen zurück, und da gleichzeitig Prinz Friedrich Karl bis an den Loir, General v. Manteuffel mit der Ersten Armee bis über die Somme vorgedrungen war, so befanden die Deutschen sich im Besitze von fast einem Drittel Frankreichs. Um nun aber die Kräfte nicht zu zersplittern, hielt Moltke es für zweckmäßig, sie gerade jetzt in drei Hauptgruppen enger zusammenzufassen. Dementsprechend sollte die Erste Armee sich bei Beauvais, die Armeeabteilung bei Chartres, die Zweite Armee um Orleans versammeln, dort den Truppen die nötige Ruhe gewährt, ihre volle Schlagfertigkeit durch Heranziehung von Ersatz und Ausrüstung wiederhergestellt werden. Ginge der Gegner zu neuen Unternehmungen vor, so sollte man ihn auf kürzeste Entfernung heranlassen und ihn erst dann durch kräftige Offensive zurückweisen. Dies war der wesentliche Inhalt der berühmten Direktiven vom 17. Dezember,[284]) einem Zeugnis der Selbstbeschränkung und hohen Weisheit Moltkes. Was die Heranziehung von Ersatz betrifft, so hatte Moltke bereits am 8. Dezember dem Kriegsminister eine begründete Darlegung der Notwendigkeit weiterer Truppenformationen in der Heimat sowie eine Übersicht desjenigen übersandt, was Frankreich hinsichtlich der Aufstellung von Streitkräften in neuerer Zeit geleistet hatte.[285]) Es waren das nicht weniger als 1½ Millionen Mann, von denen 600000 bereits auf dem Kriegsschauplatze tätig geworden waren, während 900000 in neun Ausbildungslagern organisiert wurden.

Vor Paris nahm indessen der Streit zwischen den ‚Schießern' und den ‚Antibombardeuren' beständig an

Schärfe zu. „Die Beſchießungsfrage," äußert v. Wilmowski, „iſt unſer tägliches Brot. Der König wird verſtimmt, wenn man nur davon anfängt; er treibt unausgeſetzt, und Bismarck, wenn möglich, noch mehr. Der brauchte dabei ſchon früher kräftige Ausdrücke. Mit ſeiner Äußerung, der Friede müſſe erſchoſſen werden, hat er meines Erachtens recht."[286]) Der gleichen Anſicht huldigte Roon. Dieſer ſchrieb am 10. Dezember ſeiner Frau:[287]) „Die Ausſichten auf den lange verſchobenen Artillerieangriff ſind noch immer weitausſehend, und die Luſt zum Knacken dieſer harten Nuß ſcheint in gewiſſen Kreiſen noch immer — Unluſt zu ſein . . . Wie, wann und wo auf dieſe Weiſe der Krieg enden wird — Gott weiß es! Wir hier erweiſen uns als zu kurzſichtig, trotz aller großen Meinungen, die wir über unſere ungeheuren Erfolge teils mit Recht, teils aber auch nicht mit Recht in uns tragen. Etwas weniger suffisance und etwas mehr Beſcheidenheit wäre gar manchem nütze. In dieſer Hinſicht wird Moltkes Beiſpiel nicht von allen ſeinen Jüngern nachgeahmt." Am folgenden Tage wendete ſich dann der Kriegsminiſter in einem ausführlichen Schreiben über denſelben Gegenſtand an den Chef des Generalſtabes:[288])

„Einige Äußerungen Euerer Exzellenz im heutigen Immediatvortrage erregten Bedenken in mir, die ich, weil ich gern jede Kontroverſe in Sr. Majeſtät Gegenwart vermeide, für den Augenblick unterdrückte, gleichwohl nicht mit Stillſchweigen übergehen kann.

Als Sie vor Monaten Sr. Majeſtät Befehl zur Beſchießung einiger Forts extrahierten, infolgedeſſen das Oberkommando der Dritten Armee mit der Ausführung beauftragt, das Kriegsminiſterium aber veranlaßt wurde, ein für den beſchränkten Zweck ſehr ausgiebiges Artillerie- und Ingenieurmaterial herſenden zu laſſen, ſchienen Euere Exzellenz an der Lösbarkeit der

Aufgabe nicht zu zweifeln. Als jedoch ſpäter die von den techniſchen Ausführungsinſtanzen ſchon anfangs befremdlich weit hinausgeſchobene Friſt für den Beginn des Angriffes immer weiter und weiter hinausgeſetzt werden mußte, weil man ihnen die Mittel zur Heranführung des Materials nicht gewähren zu können vermeinte, da gaben Euere Exzellenz ſich gern der Hoffnung hin, der Mangel in Paris werde von der anfangs leichten, im Laufe der vielen Wochen aber infolge der Untätigkeit des Angreifers und der energiſchen und einſichtsvollen Maßnahmen des Verteidigers immer ſchwieriger gewordenen Aufgabe entbinden. Wäre dieſe Hoffnung erfüllt worden, ſo hätte man ſich zu der zweckloſen Heranführung des zahlreichen Materials und ſelbſt zu der vermeintlichen Unmöglichkeit des Munitionstransports nur Glück wünſchen können.

Als dann neuerlich des Königs Majeſtät die Bewältigung dieſer letzteren Unmöglichkeit und die Ausführung ſeiner Befehle mit Lebhaftigkeit verlangte, erbot ich mich zur Aufſtellung und Herſtellung eines militäriſch organiſierten Fuhrparks, ein Erbieten, zu dem ich ſchon vor vielen Wochen bereit geweſen ſein würde, wenn Euere Exzellenz mir nur die Unzulänglichkeit der bisher disponiblen Mittel darzutun die Güte gehabt hätten. Euere Exzellenz brachten dieſes Auskunftsmittel vor einigen Tagen bei Sr. Majeſtät zur Sprache und Allerhöchſtdieſelben beauftragten mich in Ihrer Gegenwart mit der Ausführung.

Somit ſoll ein neues Mittel zur Ermöglichung des artilleriſtiſch-fortifikatoriſchen Angriffes des Außengürtels von Paris, und zwar nicht ohne ſehr erhebliche Koſten zur Anwendung gebracht werden. Alle bezüglichen Befehle ſind erteilt, und in wenigen Tagen wird man über dieſes Mittel verfügen.

Mit welcher Überraſchung ich daher Euerer Exzellenz Äußerung über die gänzliche Untunlichkeit und Unzweckmäßigkeit des gedachten Angriffes im heutigen Immediatvortrage vernommen, bedarf keiner Verſicherung.

Der Belagerungspark iſt herangeführt auf Euerer Exzellenz Antrag. Die dazu erforderliche Munition, deren Herbeiſchaffung unüberſteiglichen Schwierigkeiten begegnen ſollte, wird durch das

von mir vorgeschlagene, durch Euere Exzellenz bei des Königs Majestät beantragte Auskunftsmittel binnen kurzem hier zur Verwendung bereit sein, und die sogenannte zweite Munitionsrate jetzt in der Heimat für den Gebrauch aptiert. Und das alles soll geschehen sein und geschehen, trotzdem Euere Exzellenz entschlossen zu sein scheinen, von der Anwendung der zur Verfügung gestellten Mittel entschieden abzuraten?

Dieser mir unverständliche Widerspruch, diese Disharmonie zwischen Zweck und Mittel bedarf der Aufklärung und Ausgleichung. Denn ich kann es vor dem Könige und Lande nicht verantworten, von neuem sehr beträchtliche Mittel für einen Zweck aufzuwenden, der an leitender Stelle gar nicht beabsichtigt zu werden scheint.

Deshalb bitte Euere Exzellenz ich ganz ergebenst, mich aufzuklären, falls etwa meine Sinne mich getäuscht haben sollten, oder anderweitige definitive Entschließungen Sr. Majestät herbeizuführen, welche einen Kostenaufwand zu vermeiden oder zu beschränken geeignet sind, der nur dann gerechtfertigt sein würde, wenn man dadurch wirklich etwas Wesentliches erreichen will."

Umgehend antwortete Moltke hierauf wie folgt:

„Die Beschießung der Forts von Paris, ihre Wegnahme und die förmliche Belagerung des Platzes sind als ein letztes Mittel von Anfang an ins Auge gefaßt, niemals aufgegeben und auch jetzt noch beabsichtigt.

In meinem mündlichen Vortrage an Se. Majestät habe ich weder von der Untunlichkeit noch von der Unzweckmäßigkeit des Unternehmens gesprochen, wohl aber dessen Schwierigkeit hervorgehoben und mich entschieden dagegen verwahrt, dasselbe jetzt schon, als zur Unzeit, zu beginnen.

Die Hindernisse, die dem entgegenstehen, sind zu notorisch, als daß ich mich deshalb zu einer besonderen Mitteilung an Euere Exzellenz hätte veranlaßt sehen können.

Allein für den Angriff von Süden her werden von den

technischen Behörden an Infanterie drei Divisionen beansprucht; da die vollständige Zernierung fortdauern muß und die vorhandenen Streitkräfte für diese kaum ausreichen, so müssen zunächst Verstärkungen herangezogen werden, was von dem Gange der Operationen und von den Anstrengungen abhängt, die in der Heimat gemacht werden.

Sodann ist, wie Euerer Exzellenz wohl bekannt, bisher nicht gelungen, ein auch nur annähernd ausreichendes Quantum an Munition heranzuschaffen. Ich muß daher ebenso ergebenst wie dringend bitten, die Aufstellung eines militärisch organisierten Fuhrenparkes nicht zu unterlassen, in der daraus nicht begründeten Besorgnis, die Belagerung von Paris würde nicht erfolgen, sobald der Zeitpunkt dafür gekommen sein wird."

Mit welch außerordentlicher Feinheit Moltke es verstand, den rechten Zeitpunkt auch aus rein psychologischen Anzeichen zu erkennen, zeigt eine Bemerkung vom 15. Dezember im Tagebuche des Kronprinzen: „Moltke erwartet die Kapitulation von Longwy und Mézières, weil der Kommandant erklärt, sich mit dem letzten Steine begraben lassen zu wollen. Seine Haltung und Ausdrucksweise ist in solchen Augenblicken ganz unbezahlbar." — Am 17. Dezember schreibt Roon nach Hause: „Endlich scheint nun doch (das ist das Resultat unserer heutigen Konferenz) die Beschießung beginnen zu können — in — etwa 14 Tagen — freilich aber kann ich nicht wissen, welche Hindernisse die Politik des passiven Widerstandes inzwischen neu ersinnen wird, um die Ausführung der königlichen Befehle ferner hinauszuschieben." Und zwei Tage später fügt er hinzu: „Wenn es nun auch endlich zur Beschießung kommen wird, so wird doch die zu lösende Aufgabe ungleich schwieriger sein, als sie es vor zehn Wochen gewesen sein würde. Das alte Lied!"[289]) — Wie Moltke zu den Dingen stand, zeigt ein Brief an seinen Bruder Adolf vom

22. Dezember:[290]) „Die allgemeine Sehnsucht nach Beendigung dieses furchtbaren Krieges läßt in der Heimat vergessen, daß er erst fünf Monate dauert; man hofft alles von einem Bombardement von Paris. Daß dies nicht schon erfolgt, schreibt man zarter Rücksicht für die Pariser oder gar dem Einfluß hoher Persönlichkeiten zu, während hier nur das militärisch Mögliche und Zweckmäßige ins Auge gefaßt wird. Von drei Seiten sind mir schon die Verse zugeschickt:

Guter Moltke, gehst so stumm
Immer um das Ding herum;
Bester Moltke, sei nicht dumm,
Mach doch endlich bum, bum, bum!

Was es heißt, eine Festung anzugreifen, zu deren Verteidigung eine Armee bereit steht, das hätte man doch aus Sewastopol lernen können. Sewastopol wurde erst Festung während des Angriffs; alles Belagerungsmaterial konnte zur See herangeschafft werden; die Vorbereitungen dauerten dennoch 10 Monate; der erste Sturm kostete 10000, der zweite 13000 Menschen. — Um Paris zu bombardieren, müssen wir erst die Forts haben. Es ist auch zur Anwendung dieses Zwangsmittels nichts versäumt; ich erwarte indes weit mehr von dem langsam, aber sicher wirkenden Hunger."

Der innerste Grundgedanke, welcher Moltkes Haltung in dieser ganzen Frage bestimmte, war der heilige Wunsch, seinem Vaterlande so wenig Opfer zuzumuten, als irgend möglich war. Die Belagerung hätte unzweifelhaft sehr viel Menschen gekostet, namentlich wenn es zum Sturme kam, der sich doch bei folgerichtiger Durchführung des förmlichen Angriffs schwerlich vermeiden ließ. Und diese Opfer wollte Moltke nur im äußersten Notfalle bringen;

dann natürlich ganz unbedenklich. Dieſer äußerſte Fall ſchien ihm noch nicht gekommen. Wenige Tage ſpäter trat er freilich ein, indem die Franzoſen ſelbſt vom Mont Avron her mit den Mitteln des Feſtungskrieges zu kämpfen begannen. Da hörte natürlich jede Zurückhaltung auf.

Der Brief Moltkes vom 22. Dezember enthält auch ſonſt noch eine Reihe bemerkenswerter Mitteilungen. „Gambetta ſagt in einer aufgefundenen Korreſpondenz, die freilich nicht für die Öffentlichkeit zurechtgeſtutzt war — ‚nous n'avions que la 17 et la 22 Division devant nous, tout au plus 60000; nous avions 200000 et nous ne pouvions pas avancer.' General Chanzy iſt vielmehr in voller Auflöſung über Le Mans zurückgeworfen und ſammelt die Trümmer ſeines Heeres wahrſcheinlich jetzt in dem verſchanzten Lager von Conlie, wohin wir ihm vorerſt nicht zu folgen gedenken . . . Geſtern haben die Franzoſen wieder mit großem Aufwand an Mitteln einen ihrer vergeblichen Verſuche gemacht, auszubrechen. Wie die Hühner durch Kakeln verkünden, daß ſie ein Ei legen wollen, ſo annoncieren die Pariſer ihre Abſicht durch eine wütende Kanonade aus allen Forts . . . Sie wurden an allen Punkten zurückgeſchlagen. Die Forts haben allein gegen das Terrain, auf welchem das V. Korps ſteht, 300 Granaten ſchwerſten Kalibers geſchleudert; das Reſultat war ein verwundeter Füſilier. Es ſcheint den Leuten ein beſonderes Vergnügen, aus ſicherem Hinterhalt viel Lärm zu machen, oder ſie wollen mit ihrer Munition aufräumen . . . Gott ſchenke einen baldigen günſtigen Ausgang, und an dem zweifle ich nicht. — Wenn ich das Ende dieſes Krieges erlebe, ſo möchte ich gleich nach Gaſtein gehen. Wenn die tägliche Anſpannung aufhört, ſo brechen die Nerven zuſammen, und gerade eine Winterkur in Gaſtein iſt mir ſehr empfohlen; von dort kann ich über

den Brenner leicht nach Riva gelangen, wo wir uns vielleicht wiederſehen."

Es wird um dieſe Zeit geweſen ſein, daß für den Generalſtab des Großen Hauptquartiers nach außenhin mannigfache Reibungen entſtanden. v. Verdy erzählt in bezug hierauf: „Als wir im Gefühl, daß man ſich dies nicht gefallen laſſen dürfe, in den General drängten, er möge ſich bei Sr. Majeſtät darüber beſchweren, gab er uns die denkwürdige Antwort: ‚Meine Herren, in dieſer ſchweren Zeit ſoll Seine Majeſtät wenigſtens von uns kein Wort der Klage hören.'"

Am heiligen Weihnachtsabend verſammelten ſich die Offiziere des Generalſtabes unter dem Chriſtbaum. Auch Moltke erſchien in ihrer Mitte, doch nur auf kurze Zeit und ſtiller und ernſter noch als gewöhnlich — war es doch der Sterbetag ſeiner teueren Lebensgefährtin.

Um die Jahreswende rafften ſich General Chanzy bei Le Mans und General Faidherbe im Norden dazu auf, mit ihren Armeen erneute Entſatzverſuche von Paris zu unternehmen. Zugleich begann man die an der Loire in Herſtellung begriffenen Korps des Generals Bourbaki auf der Eiſenbahn nach Oſten zu befördern, um von Beſançon aus, vereint mit dort ſtehenden franzöſiſchen Truppen und den Freikorps Garibaldis, das belagerte Belfort zu entſetzen, den General v. Werder zu ſchlagen und gegen die Verbindungslinien der vor Paris liegenden Armeen vorzugehen, um ſie dadurch zur Aufhebung der Belagerung zu zwingen.

Am Neujahrstage erhielt Prinz Friedrich Karl Befehl, mit der Zweiten Armee, dem Korps des Großherzogs und 4 Kavalleriediviſionen dem Heere Chanzys entgegenzutreten. Dies führte zu den ſiebentägigen ſchweren Kämpfen von Vendôme bis Le Mans, das am Abende des

12. Januar genommen wurde. Der Angriff des Prinzen-Feldmarschalls war vollständig nach Moltkeschem Vorbilde auf die Umfassung gestellt. Er griff mit seinem schwächeren Heere den bei weitem stärkeren Feind auf beiden Flügeln umfassend an und führte das überaus kühne Unternehmen glücklich durch, so daß Chanzys Armee der Auflösung verfiel.

Vor Paris hatte, wie schon erwähnt, noch im Dezember die Besatzung des im Osten der Stadt gelegenen Mont Avron dieses Fort armiert und war mit Sappeurarbeiten und mit der Anlage schwerer Batterien gegen die deutsche Einschließungslinie bei Le Bourget vorgegangen. Dies hatte zur Folge, daß am 27. Dezember 70 schwere Geschütze der inzwischen mit Munition ausgestatteten Belagerungsartillerie das Feuer gegen den Mont Avron eröffneten und die Besatzung zur Räumung ihrer befestigten Stellung zwangen. — Im Anschluß hieran begann am 5. Januar 1871 der artilleristische Angriff der Südfront von Paris, der binnen weniger Tage die Geschütze der betroffenen Werke niederkämpfte, so daß man bald mit neuen Batterien vorgehen und auch den Hauptwall unmittelbar unter Feuer nehmen konnte.

„Was Moltke betrifft," so schrieb damals Verdy, „so lebt er nur mit seinem Stabe zusammen und ist stets gleich gütig gegen jeden einzelnen von uns. Niemand hat je ein unfreundliches Wort während des ganzen Feldzuges zu hören bekommen. Mit uns ist er auch munter in seiner einfachen Heiterkeit und vollständigen Anspruchslosigkeit. Wir fühlen uns alle dabei wohl und verehren ihn so, daß wir ihn auf Händen tragen möchten. Aber auch außerhalb unseres kleinen Kreises gibt es nur eine Stimme der Anerkennung für ihn; ein jeder sagt: er sei ein wahrhaft klassischer Charakter!" Am 13. verzeichnet der Kronprinz

in ſeinem Tagebuche: „Unterredung Bismarcks und Moltkes bei mir; lebhafte Debatte; der wortkarge Moltke wird beredt.“ Leider iſt der Gegenſtand dieſer Unterredung nicht angegeben, doch ſcheint es ſich nicht um kriegeriſche Dinge gehandelt zu haben, ſondern um die Formen, unter denen das neue deutſche Kaiſertum in die Welt eingeführt werden ſollte.

Um dieſe Zeit traten die Angelegenheiten auf dem ſüdöſtlichen Teile des Kriegsſchauplatzes bei dem General v. Werder in den Vordergrund. Die zahlenmäßige Überlegenheit der Feinde war in jener Gegend ſo groß, daß man an Ort und Stelle wie in Verſailles erwog, ob es nicht geraten ſei, dort jetzt einen entſcheidenden Kampf zu vermeiden und unter vorübergehender Aufhebung der Belagerung von Belfort ſo lange auszuweichen, bis die Einwirkung der damals von Manteuffel herangeführten Korps wirkſam würde. Der Kronprinz ſchreibt am 15. Januar: „Werder fragt an, ob er nicht beſſer täte, Belfort jetzt aufzugeben. Elſaß glaube er ſchützen zu können, nicht aber zugleich Belfort. Moltke las dies vor und fügte mit unerſchütterlich eiſiger Ruhe hinzu: Euer Majeſtät werden wohl genehmigen, daß dem General geantwortet werde, er habe einfach ſtehen zu bleiben und den Feind da zu ſchlagen, wo er ihn finde.“ Das Telegramm lautete: „Angriff iſt in Belfort deckender feſter Stellung abzuwarten und Schlacht anzunehmen.“ Damit übernahm Moltke ſelbſt die Verantwortung für Werder. Der Kronprinz bemerkt dazu: „Moltke erſchien mir über alles Lob bewunderungswürdig; in einer Sekunde hatte er die ganze Angelegenheit erledigt. — Seine Antwort an Trochu wegen der Hoſpitäler war: wir würden ſie ſchonen, ſobald wir nahe genug, um ſie zu unterſcheiden.“[291])

Moltkes Übernahme der Verantwortlichkeit für die

Schlacht an der Lisaine erwies sich übrigens als nicht notwendig. Bevor seine Depesche in die Hände Werders gelangte, hatte dieser bereits selbständig den Beschluß gefaßt, standzuhalten, und in dreitägigem Kampfe den Sieg erfochten. Die Nachricht davon wirkte befreiend in Versailles, zumal auf den König, der den Ereignissen an der Grenze Süddeutschlands voll Sorgen gefolgt war, und den die daneben laufenden, ihm unerfreulichen Vorbereitungen zur Kaiserhuldigung seltsam verstimmt hatten. Nun traf die Siegeskunde gerade am Morgen des Krönungstages ein. „Als Moltke die Depesche eben verlesen hatte," so berichtet der Kronprinz, „erklang die Musik, welche die 60 Standarten begleitete. Das stimmte den König heiterer; auf diesen Eindruck sicher rechnend, hatte ich befohlen, daß der Umweg gemacht werde, und der Zug gerade zur Vortragsstunde an der Präfektur vorbeikommen mußte."[292]) — Und nun erfolgte die unvergeßliche Feier in der ‚Spiegelgalerie Louis' XIV.' — Nach der Verkündigung des Kaisertums und dem vom Großherzoge von Baden ausgebrachten Hoch auf den Kaiser dankte dieser jedem einzelnen der glückwünschenden Fürsten. Still, in tiefer Rührung sah die Versammlung dieser Verbrüderung zu. Unwillkürlich zog es jeden, die Nächststehenden zuerst, allen voran den Grafen v. Moltke, dem Kaiser die Huldigung darzubringen. Es war nicht etwa eine Defiliercour — nichts derart war in der Festordnung vorgesehen —, es war das ursprüngliche Verlangen, die Gefühle des Herzens auszudrücken, was die Versammlung an die Stufen leitete.[293])

Der Tag nach der Kaiser-Verkündigung brachte zwei große Erfolge: die Zurückweisung des mächtigen Ausfalls am Mont Valerien und den herrlichen Sieg, den Goeben mit der Ersten Armee bei St. Quentin über

Faidherbe erfocht: ſtolze Morgengaben des neuen Deutſchen Reiches! — Nun endlich fühlten die Franzoſen ſich beſiegt. Am 24. Januar verzeichnet der Kronprinz in ſein Tagebuch: „Höchſte Aufregung. Bismarck bringt in einer Konferenz bei Se. Majeſtät, der Moltke, Roon und ich beiwohnen, vor, daß Favre Waffenſtillſtand ſchließen, die Forts ausliefern und die Waffen ſtrecken wolle; er geſteht, daß in Paris der Hunger herrſche und qu'une sédition a éclaté." Man ſieht: welche Wirkung die Beſchießung auch gehabt haben mochte — nicht ſie, ſondern (wie das Moltke ſtets vorausgeſetzt und vorausgeſagt) der Hunger und die innere Zwietracht führten den Fall von Paris herbei.

Während der nun folgenden Verhandlungen drang Moltke lebhaft auf die Entwaffnung der geſamten Streitkräfte in Paris, nicht nur der regelmäßigen Truppen und der Mobilgarden, ſondern auch der bürgerlichen Nationalgarde, während Jules Favre das Äußerſte tat, um „der braven Pariſer Bevölkerung" eine ſolche Schmach zu erſparen. Er ſetzte ſchließlich ſeinen Willen durch; aber er hatte bald genug Anlaß, dieſen Erfolg bitter zu beklagen. Am 18. März, dem Geburtstage der Kommune, rief er verzweifelt aus: „Die deutſche Regierung wollte dieſe Leute entwaffnen; ich habe mich dem widerſetzt; Gott und die Menſchen rufe ich zu Zeugen meiner Reue auf!"

So kam es denn zum Waffenſtillſtande, und am 29. Januar wurden die 25 Forts von Paris den Deutſchen eingeräumt. Ausgenommen vom Waffenſtillſtande wurde das öſtliche Gebiet, wo die Generale v. Manteuffel und v. Werder dem General Bourbaki gegenüberſtanden, und zwar auf den Wunſch der Franzoſen; denn dieſe hofften hier noch auf einen Erfolg. Das war ein verhängnisvoller Irrtum. Wie die Dinge ſich in Wirklichkeit

wendeten, lehren die Anfangsworte eines Briefes, den Moltke am 3. Februar an seinen Bruder richtete:[294]) „Wer hätte das gedacht, lieber Adolf, daß Du in der Schweiz Dich fast auf dem Kriegsschauplatze befinden würdest, und doch muß wohl heute schon der größte Teil des vormals Bourbakischen Heeres Schutz auf diesem neutralen Gebiete gesucht haben, welches uns so die Last der Bewachung abnimmt . . . Wir haben die sämtlichen Forts von Paris besetzt; die Stadt selbst ist für uns nur das große Gefängnis, in welchem wir die gefangene Armee bewachen. Inzwischen drehen wir die Wälle und Geschütze der Forts um, und wenn der Waffenstillstand nicht zum Frieden führt, so haben wir es in der Hand, die stolzeste Stadt der Welt in einen Schutthaufen zu verwandeln, außerdem die gestattete Zufuhr von Lebensmitteln wieder zu sistieren. Da nun alle französischen Heere geschlagen sind, ein Drittel des ganzen Landes von uns besetzt ist, so sollte man wohl glauben, einige Nachgiebigkeit zu finden. Aber die Franzosen sind so sehr der Herrschaft der Phrase unterworfen, daß für nichts zu stehen ist . . . Schon jetzt liefert der letzte Erlaß Gambettas eine Probe, welcher im Gegensatz zu seinem Kollegen Favre das alte Lied von den fremden Barbaren und dem Krieg à outrance flötet. Wenn sich die anderen vagabondierenden Mitglieder des Gouvernements dem anschließen, so werden wir zunächst zwei Regierungen und bald zwanzig, d. h. gar keine mehr haben. Das Land ist in der Tat mit der Anarchie bedroht. Wir müssen daher auf die Fortsetzung des Kampfes völlig gerüstet sein, und die schon gesteigerte Entrüstung unserer Leute wird dann furchtbar werden. — Mit meiner Gesundheit geht es wunderbar gut; wenn aber die Spannung aufhört, werde ich wohl bald nach Gastein müssen."

Zunächst sah es übrigens noch keineswegs nach einem Aufhören der Spannung aus; schon am Tage der Unterzeichnung des Waffenstillstandes hatte Moltke vielmehr die Möglichkeit der Wiederaufnahme der Feindseligkeiten amtlich ins Auge fassen müssen und zunächst alles getan, um die kurze Frist zur Herstellung der vollen Kriegsstärke der Feldtruppen auszunützen. Zugleich bedurfte es der höchsten Wachsamkeit der Heeresleitung, um die strenge Beobachtung der Vertragsbestimmungen zu erzwingen, und endlich galt es, für den Fall des Wiederbeginnes des Krieges, die nächsten Operationen festzustellen und den förmlichen Angriff von Paris einzuleiten. Besonders eingehende Weisungen ergingen an die Südarmee des Generals v. Manteuffel. Diesem schrieb Moltke am 20. Februar: „Führt der Waffenstillstand nicht zum Frieden, so würde meiner Ansicht nach die Überlegenheit der Südarmee durch eine schnelle Offensive gegen Süden auszunutzen sein. Es darf angenommen werden, daß der Feind Punkte wie Autun und Châlon sur Saône nicht ohne Widerstand aufgeben wird. Weiter als über Macon hinaus dürfte diese Bewegung aber nicht fortzusetzen sein, weil sie fast auf Lyon führt. Eine neue Belagerung einer Festung von solcher Bedeutung würde uns in ein langwieriges und schwer zu unterstützendes Unternehmen verwickeln. Gelingt es Ihnen, dem Feinde diesseits Lyon eine Niederlage zu bereiten, so würde ich Sr. Majestät vorschlagen, den General Werder etwa bei Châlon zur Sicherung unserer Verbindungen stehen zu lassen, Euere Exzellenz aber über Nevers oder Moulins auf Bourges westlich wieder heranzuziehen. In dieser Gegend wird vorerst das V. Armeekorps ausreichen, um die Linie der Loire defensiv zu behaupten, während Prinz Friedrich Karl mit dem III., IV., IX. und X. Korps sogleich die Offensive

gegen Chanzy ergreift. General v. Goeben im Norden kann nötigenfalls noch von hier aus verstärkt werden, wo es zu einer baldigen Entscheidung kommen muß. Die Kehlen der detachierten Forts sind sturmfrei gemacht und, zum guten Teil mit französischen Geschützen, armiert. Es stehen über 600 schwere Geschütze sturmbereit, welche jetzt jedes Haus in Paris erreichen können. — Hoffentlich werden die Franzosen des nutzlosen Blutvergießens genug haben; aber große Versammlungen sind unberechenbar.“[295])

Am 26. Februar, nachmittags 5 Uhr, wurde der Präliminarfriede unterzeichnet. Der beglückte König Wilhelm umarmte und küßte danach den Kronprinzen, Moltke und Roon aufs herzlichste.

An eine große Parade auf dem Longchamp, die der Kaiser am 1. März abhielt, schloß sich dann der Einzug in Paris, den Moltke im Jahre 1873 in einem köstlichen Aufsatze geschildert hat.[296]) Er beginnt: „Der Einzug in Paris änderte in keiner Weise das Gesamtergebnis des Feldzuges. Diese Maßregel war nicht nötig, um den Ruhm der Armee zu erhöhen; aber man schuldete ihr als Anerkennung eine geschichtlich nicht in Frage zu stellende Tatsache. Ohne einen solchen Schlußakt würden die Franzosen sich sehr bald eingeredet haben, daß Paris, das befestigte Paris, der Einschließung widerstanden habe und daß es auch in Zukunft uneinnehmbar sei.“ Gegen das Ende des Aufsatzes heißt es: „Ein großer Zapfenstreich sämtlicher Regimentsmusiken und Tamboure des VI. Armeekorps schloß das Treiben dieses Tages mit einem feierlichen Choral. In diesem Augenblick verstummte selbst das wüste Geschrei von den Barrikaden her. Aus allen deutschen Gauen standen hier auf dem ‚Eintrachtsplatze‘ inmitten der Hauptstadt des Feindes

die Männer, welche — frevelnd herausgefordert — nicht bloß ein Heer, sondern ein Volk in Waffen besiegt hatten. Rückwärts schweifte in diesem Augenblick wohl manche Erinnerung an die im blutigen Kampf verlorenen Brüder, vorwärts mancher Gedanke an den heimischen Herd, an Weib und Kind, an Eltern und Geschwister; aber jedes Herz schlug voll Dank gegen Gott, der Deutschlands Heer zum Siege geführt hatte . . . Es war Friede."

Moltke selbst besuchte am 3. März die überwundene Hauptstadt, und tags darauf schrieb er seinem Bruder Adolf: „Der Präliminarfriede ist ratifiziert, und zwar mit solcher Hast, daß unsere Truppen nur zweimal 24 Stunden in Paris verblieben sind. Es genügt übrigens, dort acte de présence gemacht zu haben. Das Königsregiment, welches bei der Belagerung vorzugsweise viel geleistet hat, war behufs Einrückens auf der Eisenbahn aus Orleans herangezogen worden; es konnte gestern nur noch eine Parade auf dem Longchamp mitmachen . . . Der definitive Friedensschluß kann voraussichtlich erst nach etwa zwei Monaten erfolgen; bis dahin behalten wir den ganzen Teil von Frankreich östlich der Seine, auch die dort belegenen Forts von Paris besetzt. Wir können vorerst nur die Landwehr entlassen und bleiben noch mit einer halben Million Soldaten im Lande stehen. — Auch der Kaiser verbleibt noch vierzehn Tage bei der Armee, um die Truppen zu sehen; zur Eröffnung des ersten Reichstages muß er in Berlin sein. Ich hoffe, daß das Oberkommando nicht hier zurückbleibt, sondern daß auch ich etwa am 18. d. M. nach Berlin zurückkehre. Ich bin in dem Bezirk Heidekrug und in Cleve-Geldern zur Wahl gestellt. Der Reichstag und der Einzug der Truppen wird mich dann wohl bis zum Sommer in Berlin festhalten, bevor ich nach meinem lieben Creisau gehen kann,

wo ich nun gern den kurzen Reſt meines Lebens ruhig bliebe. Ich kann Gott nicht genug danken, daß ich das Ende dieſes großen, weltgeſchichtlichen Kampfes noch erlebt habe. ‚Der Herr iſt ſtark in dem Schwachen‘; aber froh werde ich des Erfolges erſt, wenn alles vorüber iſt. Wie oft hat es ſchon ſo ausgeſehen, als ob nun alles gut wäre (Metz, Sedan), und plötzlich trat eine Situation ein, die wieder alles in Frage ſtellte. — Wir haben hier jetzt das köſtlichſte Frühlingswetter, wie bei uns im Anfang Mai . . . Dazu die wundervolle Umgebung der prachtvollen Kapitale, leider voll Brandſtätten, Trümmerhaufen und umgehauenen Waldſtrecken. Aber ſchon gehen die Leute an das Aufbauen, und es iſt ein ſolcher Reichtum im Lande, daß auch die Kalamitäten dieſes Krieges in wenigen Jahren wieder verwiſcht ſein werden, wenn nur eine ſtarke Regierung aufkommt. Aber wie überhaupt in Zukunft das Regieren, und namentlich in Frankreich, bei voller Preß- und Redefreiheit möglich, ſehe ich nicht ein. Die große Gefahr aller Länder liegt wohl jetzt im Sozialismus. — Für ſehr glücklich halte ich das gute Verhältnis, welches ſich mit Öſterreich anbahnt. Wie bisher dieſes, werden jetzt die Franzoſen Rache ſchnauben; aber wenn ſie zu Kräften kommen, könnten dieſe leicht eher gegen England als gegen die ſtarke Zentralmacht gerichtet ſein, die ſich ſo in Europa bildet. Die Engländer werden dann die Früchte ihrer kurzſichtigen Politik ernten.“

Am 7. März ging das Hauptquartier nach Ferrières, am 13. nach Nancy, und von hier aus ſprach Kaiſer Wilhelm „mit warmem und erhobenem Herzen“ den „Soldaten der deutſchen Armee“ ſein Lebewohl aus, bevor er den franzöſiſchen Boden verließ. Am 17. traf er mit ſeinem Stabe in Berlin ein und konnte ſo ſeinen Geburts-

tag in der Heimat feiern. An diesem Tage verlieh er den Kronprinzen von Preußen und Sachsen, dem Prinzen Friedrich Karl und den Generalen v. Moltke, v. Manteuffel, v. Goeben und v. Werder das Großkreuz des Eisernen Kreuzes; an Moltke sandte er es mit folgendem, sehr bezeichnenden Handschreiben:

„Nachdem der glorreiche Friede hergestellt ist und Sie einen so überaus großen Anteil an der Herbeiführung desselben durch die unübertreffliche Leitung der Kriegsoperationen genommen haben, so glaube ich mich berechtigt, um Ihre hohen Verdienste nochmals öffentlich anzuerkennen, die Statuten des Eisernen Kreuzes dahin zu erweitern, daß ich die eminente Kriegsleitung den selbständigen Generalen in einer Schlacht oder dem Eroberer einer großen Festung gleichstelle, um Ihnen das Großkreuz des Eisernen Kreuzes verleihen zu können, was ich hiermit durch Überreichung der Insignien desselben tue. Mit meinem unversiegbaren Dank für alles, was Sie in drei Kriegen Ruhmreiches geleistet, verbleibe ich Ihr dankbarer König

Wilhelm."[297])

Mit diesem Schreiben kündigt sich eine Art Umwertung der kriegerischen Taten an. Während zu der Zeit, der die Statuten des Eisernen Kreuzes entstammten, eigentlich nur die wirkliche Waffentat, die taktische Leistung, etwas galt, wird hier den höchsten Taten dieser Art ein rein geistiges Wirken, die Kriegsleitung, also eine strategische Leistung gleichgestellt, zugleich aber amtlich und mit jener erhabenen Neidlosigkeit, die den echten König kennzeichnet, anerkannt, daß diese eminente Leitung in Moltkes Händen gelegen habe.

Inzwischen war am 18. März zu Paris die Revolu-

tion der Kommunards losgebrochen, bei der die deutschen Truppen, welche die Forts der Hauptstadt besetzt hielten, in die wohl kaum je dagewesene Lage kamen, hochinteressierte und doch friedliche Zuschauer bei einem Bürgerkriege zu sein. Der deutschen Diplomatie, als deren höchster Vertreter der General v. Fabrice in Frankreich zurückblieb, und dem Großen Hauptquartiere in Berlin stellte dieser Zustand oft überaus schwierige Aufgaben, die der Brief- und Depeschenwechsel zwischen Moltke und Fabrice hell widerspiegelt.[298]) Zuweilen schien der Wiederausbruch des Krieges fast unvermeidlich, und es bedurfte großer Weisheit, um ihn hintanzuhalten. Diese Weisheit aber hatten Bismarck und Moltke und bewiesen sie namentlich bei Behandlung derjenigen Fragen, welche sich auf die Aufstellung des französischen Parlamentsheeres bezogen, das zur Belagerung des aufständischen Paris in Versailles zusammengezogen wurde. Wie Moltke damals die militärische Gesamtlage beurteilte, geht deutlich aus den Aufzeichnungen hervor, die er sich am 3. April für den Vortrag beim Könige gemacht hat.[299]) Da heißt es:

„Offenbar haben wir ein sehr großes Interesse, die gegenwärtige, von der französischen Nation freigewählte Regierung, diejenige, mit welcher der Präliminarfriede vereinbart ist, fortbestehen zu sehen, um auf die einfachste und sicherste Weise zur Befriedigung unserer Geldforderung zu gelangen . . . Unsere Forderung ist so groß, daß Frankreich ihr nur durch Inanspruchnahme seiner Zukunft zu genügen vermag. Die gegenwärtige Regierung, welche dies übernommen, werden wir daher zu unterstützen haben, soweit es die eigene Sicherheit irgend gestattet; denn ihre Ohnmacht ist uns ebenso nachteilig wie übler Wille . . . In Paris herrscht durch den Schrecken eine Minderheit. Die weit überwiegende Zahl der Besitzenden erwartet mit Recht eine Unterstützung der Regierung, die ihr bisher in keiner Weise

zuteil geworden ist. Ob die Rebellion nicht gleich anfangs schon mit den vorhandenen Mitteln niederzuschlagen gewesen wäre, mag unentschieden bleiben; jetzt bedarf es dazu eines Heeres, welches unter diesseitiger Begünstigung um Versailles versammelt wird, und wir müssen unsererseits darauf dringen, daß es alsbald zur Aktion übergehe. Denn ein längeres Zuwarten kann die schon so mißliche Situation nur verschlimmern . . . Unsererseits sind wir gezwungen, mit einer Truppenmacht im Lande stehen zu bleiben, deren Stärke erheblich über die Ziffer hinausreicht, für welche wir, und auch nur teilweise, entschädigt werden, eine Last, die für beide Teile groß. Besonders aber ist in Betracht zu ziehen, daß nunmehr die französischen Gefangenen zurückströmen und binnen kurzem ein mächtiges Werkzeug, sowohl für wie gegen die jetzige Regierung werden können. Welches von beiden vorteilhaft oder unvorteilhaft für uns werden kann, läßt sich zurzeit in keiner Weise übersehen. Eine neue Regierung zu begünstigen, dazu würden wir uns aber wohl nur dann erst herbeilassen, wenn die gegenwärtige übeln Willen oder gänzliche Schwäche bekundete. Den Angriff auf Paris unterstützen wir durch unsere bloße, unmittelbare Anwesenheit, durch die Absperrung der Verbindungen nach unserer Seite, und können ihn verstärken durch Artillerieeinwirkung, wenn ein aktives Einschreiten von der französischen Regierung in Anspruch genommen werden sollte, was freilich nur in der äußersten Not geschehen wird . . ." Hier folgt nun die nähere Bezeichnung der für diesen Fall zu treffenden Maßregeln, wobei man jedoch nicht in die Stadt hineingehen müsse, da dies Sache der Franzosen sei. Dann heißt es weiter: „Die Regierung versammelt jetzt nach Versailles diejenigen Truppen, auf deren Treue sie am sichersten glaubt rechnen zu können. Sie wünscht durch Hinzutritt von noch 20 000 Nationalgarden die Stärke auf 100 000 Mann bringen zu dürfen. Ich glaube, daß ihr dies sowohl wie die unbedingt nötige Zeit bewilligt werden muß, um das neu formierte Heer einigermaßen zu einem brauchbaren Ganzen zu organisieren . . . Ganz schlagfertig wird diese Armee kaum vor Ablauf des Monats sein; aber der Verlauf der

Insurrektion in Paris kann es leicht möglich machen, schon mit geringeren Kräften einzuschreiten." Weiter zieht Moltke nun aber auch die Möglichkeit in Betracht, daß die französische Regierung sich gänzlich unfähig oder nicht gewillt zeige, ihre Verpflichtungen zu erfüllen. Er bemerkt dazu: „Die Situation würde dann annähernd wie nach dem Fall von Metz sein. Die Hauptmacht des Feindes in Paris versammelt, die übrigen Streitkräfte, also namentlich die entlassenen Gefangenen, in den Provinzen in Formation begriffen, ein schnelles Handeln unsererseits daher angezeigt. Es wäre dies allerdings die Fortsetzung des Krieges." Dazu entwirft Moltke folgende Vorschläge: „Die dritte Armee, sechs Armeekorps und nahezu 200 000 Mann stark, kann in vier Tagen, wesentlich in ihren früheren Stellungen, vor Paris versammelt werden. Die Übergänge über die Seine, von Argenteuil bis Poissy, wären zu zerstören und zu bewachen; alle Verbindungen auf der Südseite würden durch die zahlreiche Kavallerie so zu unterbrechen sein, daß wenigstens keine größeren Transporte in die Hauptstadt gelangen könnten. In Besitz der nördlichen und östlichen Forts, eventuell schon mit festem Fuß innerhalb der Ringmauer, wird es wahrscheinlich möglich sein, Paris zur Niederlegung der Waffen zu zwingen, ohne sich in einen Häuser- und Barrikadenkampf einzulassen." Der größere Teil der Ersten Armee würde, so wird endlich ausgeführt, dabei noch mitwirken können; die Zweite und Süd-Armee sollen gegen die Formationen in den Provinzen verwendet werden; der Rest der Ersten Armee würde genügen, die Landstriche im Rücken der deutschen Heere in Ordnung zu halten."

Man sieht, daß Moltkes Sorgen mit dem Abschlusse des Präliminarfriedens noch keineswegs ihr Ende erreicht hatten, und die Vorsicht, welche in dem mitgeteilten Entwurfe hervortritt, schien durch die weitere Entwicklung der Dinge gerechtfertigt zu werden. In einem Schreiben an den Reichskanzler vom 7. April[300]) kommt Graf Moltke auf die Möglichkeit einer friedlichen Verständigung der

französischen Regierung mit den Kommunards zurück, woraus sich leicht für die Erfüllung der Verpflichtungen gegen Deutschland Schwierigkeiten ergeben könnten. Der Rücktransport der französischen Gefangenen wurde damals vorläufig eingestellt, ohne die Nachricht von dieser Maßregel ins Publikum dringen zu lassen.

Der Fortgang der von der Versailler Regierung unternommenen Bekämpfung der Pariser Kommune klärte die Verhältnisse sehr bald wieder, so daß die Frage der Verminderung der deutschen Okkupationstruppen in Frankreich in den Mittelpunkt der Erwägungen trat, und schon am 19. April Moltke an den Kriegsminister schreiben durfte:

„Die militärische Lage gestattet nach diesseitiger Ansicht ohne Bedenken, unsere in Frankreich befindlichen Streitkräfte um etwa zwei Armeekorps zu verringern . . . Es sind die Dispositionen derartig getroffen, daß selbst nach dem Rückmarsch von zwei Armeekorps innerhalb zweier Tage sechs Korps vor Paris zur Verfügung stehen. Eine engere Konzentration ist nicht nötig, würde für die Truppen äußerst beschwerlich sein und setzte eine reichlichere Verpflegung voraus. Dieser Armee würde drei Tage später eine Verstärkung von weiteren zwei Armeekorps erwachsen, und blieben alsdann noch immer vier Armeekorps zur Verfügung für Operationen im freien Felde, während (ganz abgesehen von der Besatzung der abgetretenen Landesteile) noch zwei starke Armeekorps zur Sicherung des okkupierten französischen Gebiets im Rücken der Armeen verbleiben."

Der 10. Mai brachte dann endlich den Abschluß des endgültigen Friedens in Frankfurt a. M., an dessen Verhandlungen Moltke vom Hauptquartier Berlin aus sehr bedeutenden Anteil nahm. Um die Mitte des Monats konnte er bereits die Rückkehr einiger Armeekorps in die Wege leiten, und dann unternahm er in Begleitung

des Oberſtleutnants v. Bronſart eine dienſtliche Bereiſung des Elſaß, wobei er auch Belfort in Augenſchein nahm. Anfangs Juni war er wieder in Berlin, um die militäriſchen Anordnungen für den feierlichen Einzug der Truppen zu treffen, der dort am 16. Juni ſtattfand. Am Morgen dieſes Tages empfing Graf Moltke ein königliches Handſchreiben, das ihn zum General-Feldmarſchall ernannte und vom Zeichen dieſer neuen Würde, dem Feldmarſchallsſtabe, begleitet war. Damit hatte der Siebziger die höchſte militäriſche Rangſtufe erſtiegen, und wie allgemeine Zuſtimmung eine ſolche Beförderung im ganzen Lande fand, läßt ſich ſchon daraus ſchließen, daß Moltke eben jetzt das Ehrenbürgerrecht von ſieben Städten empfing: von Leipzig, Hamburg, Berlin, Görlitz, Schweidnitz, Lübeck und Bremen. — Bei dem Einzuge der Truppen, einem Feſte von ergreifender Herrlichkeit und Innigkeit, ritten, ähnlich wie im Jahre 1867, die drei Paladine Bismarck, Moltke und Roon in einer beſonderen Gruppe unmittelbar vor dem Kaiſer, Moltke mit dem Marſchallſtabe in der Mitte. — Welche Gedanken mochten ihn bewegen!? „Der mit Aufbietung gewaltiger Kräfte von beiden Seiten geführte Krieg war bei raſtlos ſchnellem Verlauf in der kurzen Zeit von ſieben Monaten beendet. Gleich in die erſten vier Wochen fielen acht Schlachten, unter welchen das franzöſiſche Kaiſertum zuſammenbrach und die franzöſiſche Armee aus dem Felde verſchwand. Neue maſſenhafte, aber geringerwertige Heeresbildungen glichen die anfängliche numeriſche Überzahl der Deutſchen aus, und es mußten noch zwölf neue Schlachten geſchlagen werden, um die entſcheidende Belagerung der feindlichen Hauptſtadt zu ſichern. Zwanzig feſte Plätze wurden genommen, und kein Tag iſt zu nennen, an welchem nicht größere oder kleinere Gefechte ſtattfanden.

Den Deutschen hat der Krieg große Opfer gekostet; sie verloren: 6247 Offiziere, 123453 Mann, 1 Fahne und 6 Geschütze. Der Gesamtverlust der Franzosen entzieht sich der Berechnung; aber allein an Gefangenen befanden sich in Deutschland, in Paris und entwaffnet in der Schweiz: 21508 Offiziere und 702047 Mann. Erobert wurden: 107 Fahnen und Adler, 1915 Feldgeschütze und 5526 Festungsgeschütze. — Straßburg und Metz, in Zeiten der Schwäche dem Vaterlande entfremdet, waren wieder zurückgewonnen, und das deutsche Kaisertum war neu erstanden."[301])

9.

In einem Alter, in welchem der Durchschnittsmensch sein Tagewerk getan zu haben glaubt, war Moltke erst zum Beginn des obersten Astes seiner langen und erhabenen Laufbahn gelangt und hatte dann mit unerhörter Schnelligkeit und Sicherheit deren Höhepunkt erreicht. — Seit den Tagen des ersten Napoleon war, bis auf Moltke, kein eigentlich großer Feldherr ersten Ranges aufgetreten. Als nun Moltkes Taten der staunenden Welt plötzlich seinen Namen bekannt machten, da war die Überraschung unbeschreiblich. Wo, wann und was hatte dieser Mann gelernt? Denn darin war man sofort hüben und drüben wie durch stillschweigende Verabredung mit wunderbarem Instinkte übereingekommen: als ein Genie, das möglicherweise ernte, ohne gesäet zu haben, als ein solches Genie wollte man Moltke unbedingt nicht anerkennen — daneben wäre man selbst zu klein geworden. Ein großes Talent — das ließ sich allenfalls ertragen! Ein solches aber war im Sinne der hergebrachten Theorie vor allem wirksam auf dem Gebiete der Kriegsmechanik

und arbeitete methodiſch auf Grund mühſam und von langer Hand her ausgeklügelter Rezepte, die nur das Ergebnis praktiſcher Erfahrung oder ſchulmäßigen Studiums ſein konnten. In welchen Retorten hatte nun Moltke gekocht? — Seine begutachtende Stellung bei dem Seraskier im aſiatiſchen Türkenkriege ſchien doch nicht dazu angetan, einen europäiſchen Feldherrn erſten Ranges auszubilden; alſo mußte es das Studium ſein, durch das er ſeine Arcana herausdeſtilliert hatte.

Der größte militäriſche Denker Deutſchlands im erſten Drittel unſeres Jahrhunderts, derjenige, welcher die Summe der Napoleoniſchen Kriegführung wie der organiſatoriſchen Gedanken Scharnhorſts und Grolmans gezogen hat, iſt Karl v. Clauſewitz geweſen, dieſer große ‚Philoſoph des Krieges‘. Moltke beſuchte die Berliner Kriegsſchule, als Clauſewitz deren Direktor war; allein es wurde ſchon [S. 20] darauf hingewieſen, daß ihn unzweifelhaft die Vorträge Ritters über Erdkunde und die des Grafen Canitz über Kriegsgeſchichte weit tiefer angeregt haben als etwaige Bemerkungen des Direktors, der ja nicht ſelbſt vortragender Lehrer war. Dennoch zeigt ſich Moltke ſowohl in der Kriegspraxis als in ſeinen freilich ſparſamen theoretiſchen Äußerungen ganz unzweifelhaft von den Anſchauungen jenes Denkers tief durchdrungen, ja ſogar weſentlich beſtimmt. Es iſt überhaupt mit dem Einfluß von Clauſewitz ein eigenes Ding; er iſt faſt myſtiſcher Natur; auch die Schriften dieſes Mannes, welche nie vollendet wurden und erſt nach ſeinem Tode erſchienen, ſind tatſächlich viel weniger geleſen worden, als man irgend glauben ſollte, und trotzdem haben ſich ſeine Anſchauungen im ganzen Heere verbreitet und ſind unermeßlich fruchtbringend geworden. Es war, als hätte der Wind den feinen Samen ſeiner Ideen getrieben,

und wo ein Stäubchen davon niederfiel, da ging es auf. Das aber war möglich, weil jene Ideen so überaus natürlich sind, weil Clausewitz mit den hergebrachten Versuchen doktrinärer Konstruktion der Kriegführung rücksichtslos gebrochen, an ihrer Stelle die freiwürdigende Anschauung der Begebenheiten und die gesunde, unverkünstelte Schlußfolgerung aus den Tatsachen gelehrt hatte, vor allem aber, weil er die Grundlage kriegerischer Tüchtigkeit nicht im Wissen, sondern im Charakter erkannte und demgemäß den Hauptnachdruck auch nicht auf die Künsteleien strategischer Mechanik legte, sondern auf die bisher ihrer Unwägbarkeit wegen außer Rechnung gelassenen psychologischen Momente. Zielbewußten Willen, Kühnheit, Beharrlichkeit und Fähigkeit, die Natur des Gegners richtig zu schätzen, verkündete er als erste und höchste Anforderungen an den Feldherrn. Wo diese Eigenschaften mit natürlichem Verstande verbunden seien, da sei die Wahrscheinlichkeit des Sieges. — Und ganz im Sinne dieser Auffassung hat Moltke in seinen kritischen Ansprachen immer aufs neue das bezeichnende Wort wiederholt: „Kriegführung ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst." — Eigentlich wissenschaftliche Gesetze für die Kriegführung gibt es, Clausewitz zufolge, überhaupt nicht, wohl aber Grundsätze, zu denen die Betrachtungen der Begebenheiten gewissermaßen wie in Kristallform zusammenschießen. Als einen solchen Grundsatz hebt er vor allem hervor, daß der Krieg lediglich die Fortsetzung der Politik nur mit anderen Mitteln sei, und diesen Kardinalsatz hat Moltke in der Reichstagssitzung vom 15. Juni 1868 wörtlich wiederholt [S. 458]. — Ferner lehrt Clausewitz: im Kriege entscheidet nur die Schlacht, niemals das strategische Manöver, obgleich man das im 17. und 18. Jahrhundert so oft

gepredigt hat. Es komme auch viel weniger darauf an, wo und wann ein Sieg erfochten sei, als vielmehr darauf, daß er gewonnen sei und wie er benutzt werde. Auf das Wo und Wann der Schlacht hatten die früheren Theoretiker, die, wie z. B. Erzherzog Karl, sogar von ‚entscheidenden Punkten' sprachen, stets den höchsten Wert gelegt und darin eine Quelle ihrer Zauber- und Zögerlehren, ihrer der Schlacht gegenüber nie endenden Bedenklichkeiten gefunden. Hatte man z. B. nicht Grund genug, vor einer Schlacht zu warnen, bei deren Annahme oder Anbietung die eigene Rückzugslinie nicht völlig gesichert war?! Und stellte nicht gerade andererseits eine Schlacht, zu der man die eigenen Verbindungen verließ, um von denen des Feindes aus vorzugehen, die denkbar größten Vorteile für den Fall des Sieges in Aussicht!? — Eine Zwickmühle, aus der man sich am besten zu retten schien, wenn man die Schlacht überhaupt vermied. — Moltke aber dachte wie Clausewitz und schlug vor Metz unbedenklich den Gegner mit verkehrter Front. Diese ‚Frechheit' haben ihm die Schulfüchse nie vergeben.

Die Lehre von dem entscheidenden Werte der Schlacht hat Clausewitz schon lange vor Abfassung seines Hauptwerkes in wichtiger Stellung zum Vortrage gebracht. Bereits 1810 bemerkt er in dem Entwurfe zu dem Unterrichte in den Militärwissenschaften, welchen er dem Kronprinzen zu erteilen berufen war: „Bei allen Operationen, welche Sie, gnädigster Herr, in einem bestimmten Falle wählen, bei allen Maßregeln, die Sie ergreifen können, bleibt Ihnen immer die Wahl zwischen den kühnsten und den vorsichtigsten. Einige Leute meinen: die Theorie riete immer zur vorsichtigsten. Das ist falsch! Wenn die Theorie etwas rät, so liegt es in der Natur des Krieges, daß sie das Entscheidendste, also das Kühnste raten würde. Aber die Theorie überläßt es dem Feldherrn, nach dem Maßstabe

seines eigenen Mutes, seines Unternehmungsgeistes, seines Selbstvertrauens zu wählen. Wählen Sie also nach dem Maße Ihrer inneren Kraft; aber vergessen Sie nicht, daß kein Feldherr groß geworden ist ohne Kühnheit ... Weil er sich mit dem Gedanken des ehrenvollen Unterganges vertraut gemacht hatte, wagte Friedrich II. an jenem merkwürdigen 5. Dezember (bei Leuthen) den Angriff der Österreicher, nicht weil er herausgerechnet hatte, daß er sie mit der schiefen Schlachtordnung wahrscheinlich schlagen werde ... Seien Sie überzeugt, gnädigster Herr, daß ohne solchen Entschluß sich im glücklichsten Kriege nichts Großes leisten läßt, geschweige denn im unglücklichen."

Ohne Wagnis geht es nun einmal nicht ab. ‚Erst wägen, dann wagen!' ward Moltkes Wahlspruch. Überall drängt er mit rücksichtsloser Entschiedenheit zur Überwältigung, ja womöglich zur Vernichtung der feindlichen Streitmacht durch die Schlacht. Und der hohen Schätzung des wirklichen Waffenerfolges, von der sich Clausewitz erfüllt zeigt, entspricht es durchaus, wenn Moltke sagt: „Der moralische Wert eines Sieges wirkt weit über das Schlachtfeld hinaus; er trägt seine Bedeutung in sich."[302])

Diesen großen Gesichtspunkten gegenüber steht alles, was sich auf die Formen des Gefechts bezieht, erst in zweiter Reihe, so wichtig es auch an sich ist. Zur Zeit der kleinen Heere, die in linearer Anordnung fochten, mochte Friedrichs schräger Flügelangriff als ein Arkan des Sieges gelten; Napoleon bevorzugte wohl den Stoß auf das Zentrum des Gegners; doch nicht hierin lag das Entscheidende seines Verfahrens, sondern in der Wucht der Masse, die mit stetig wachsendem Druck beharrlich auf den gewählten Angriffspunkt wirkte, und zwar nicht mehr in Linie, sondern als Kolonne. — Seitdem waren bis zu Moltkes Auftreten die Massen wieder ungeheuer ge-

Digitized by Google

wachſen; ſie fochten in Schützenſchwärmen; ihr Raumverbrauch war überaus groß, ihre Feuerwirkung gewaltig. Es lag nahe, ſie zu teilen, ſie zur Umgehung zu verwenden, und ſo wurde die Form des Angriffs unter der Führung Moltkes die Umfaſſung, die ſich bei Sedan ſogar bis zur völligen Einſchließung des Gegners ausgeſtaltete.

Ein weiterer Grundſatz, den Clauſewitz für bewieſen hält, iſt der, daß alle ſtrategiſchen Wirkungen auf gewiſſe Schwerpunkte zurückzuführen ſeien, daß die großen Erfolge die kleinen mitbeſtimmen: ein Wahrſpruch, welcher der bis dahin geltenden, noch vom großen Könige oftmals ausgeſprochenen Lehre widerſpricht, man ſolle viele kleine Erfolge zu einem großen Siegesſchatze ſammeln. Moltkes Verfahren entſpricht durchaus dem Grundſatze des Clauſewitz. Mit wie geringen Mitteln trat er im Sommer 1866 gegen die weſt- und ſüddeutſchen Gegner auf, um die volle Wucht der Geſamtſtreitmacht zum Hauptſchlage in Böhmen zu vereinigen; mit welcher zweifelloſen Beſtimmtheit hält er beim Aufmarſche der Heere 1870 an dem Haupt- und Grundgedanken feſt, durch die Vollendung der Mobilmachung und die Vereinigung der Geſamtmacht an der entſcheidenden Stelle den Erfolg im großen ſicherzuſtellen, unbekümmert darum, ob inzwiſchen in Nebendingen oder auf Nebenſchauplätzen der Gegner mit haſtig zuſammengerafften Maſſen etwa hier und da einen Einzelerfolg erringen möchte. — In der Durchdringung ſeiner Geſamtanſchauung vom Kriege mit ſolchen Grundſätzen mag Moltke wohl als Clauſewitz' Schüler erſcheinen. Aber er hat über ihn hinausgeführt und dadurch zugleich Forderungen erfüllt, welche bei Clauſewitz, wenn auch nur andeutungsweiſe, aufgeſtellt ſind.

Im 18. Jahrhundert faßte man die höchſten Auf-

gaben der Kriegführung gewöhnlich kurzweg unter dem Namen der Taktik zusammen, also unter demselben Ausdruck, mit dem man auch die elementaren Bewegungen der einzelnen Truppenteile bezeichnete. Noch 1770 betitelt Guibert sein berühmtes, umfassendes Werk über die Kriegskunst: „Essai général de Tactique“. Erst später fing man an, die Heeresleitung von der Truppenleitung als etwas Verschiedenes deutlich zu sondern und bezeichnete sie nun im Gegensatze zur Truppenführung, welcher der Name der Taktik blieb, als Strategie. Die Einheiten, deren sich die Taktik bedient, steigen von der Kompagnie bis zur Brigade, ja bis zur Division empor; die Strategie verfügt über die Einheiten der Divisionen bezw. Armeekorps. Die Befehle des obersten Feldherrn, des Heerführers, gingen früher unmittelbar an die Befehlshaber der Brigaden, später an die der Divisionen oder Korps. Ein solches Verfahren bedingt indessen, daß die Heere nicht allzu groß sind. Montecuccoli wollte von Armeen über 30000 Mann nichts wissen; Turenne betrachtete eine Armee von 50000 Mann als „incommode pour qui la commande et pour qui la compose“; der Marschall von Sachsen wie der General Moreau meinten, daß ein Heer die Zahl von 40000 Köpfen nicht übersteigen solle; Guibert setzt 70000 als Maximum, und Gouvion St. Cyr erklärt, daß die Führung einer Armee von 100000 Mann „exige de telles forces morales et physiques qu'on ne peut espérer les trouver réunies dans un seul homme“. Seit dem Aufkommen der nationalen Massenheere sind jedoch Armeen von der zehn-, ja zwanzigfachen Größe wie die, welche Turenne bereits als incommode bezeichnete, allgemein üblich geworden. — Die ‚Grande Armée‘ Napoleons zählte im Augenblicke ihrer höchsten Stärke kaum 450000 Mann und schmolz überaus schnell zusammen.

Dennoch ist der Imperator an der unermeßlichen Schwierigkeit, diese Armee durch direkte Befehle an die 10 Korpsführer zu leiten, nicht zum wenigsten gescheitert. Denn das konnte nicht helfen, daß er mehrere dieser Korps unter dem Vizekönige und Jerome zu großen Massen zusammenballte, wenn er ihnen nicht ausreichende Selbständigkeit ließ, wenn doch nur er allein mit seinem despotischen Willen jedes einzelnste selbst bestimmen wollte. — Sind diese Schwierigkeiten nun aber schon überaus groß, soweit es sich um die allgemeinen Anordnungen für Marsch und Dislokation handelt, so steigern sie sich doch erst aufs höchste, sobald es die Herbeiführung der Entscheidung, also die Schlacht, gilt. Mit Recht sagt der General Brialmont: „Die Hauptschwierigkeit der Schlachten wird immer darin bestehen, das gleich- und rechtzeitige Eingreifen (la mise en action simultanée) für den entscheidenden Augenblick zu sichern. Diese Schwierigkeit wächst außerordentlich und die Erfolgswahrscheinlichkeit vermindert sich um ebensoviel, wenn die heranzuführenden Massen eine gewisse Stärke übersteigen." In der Tat: Napoleon hat seine schönsten Siege mit Heeren erfochten, welche selten größer, zuweilen sogar kleiner waren als diejenigen Alexanders, Cäsars, Gustav Adolfs und Friedrichs. Bei Lodi, Arcole und Rivoli schlug er mit 18000, bei Marengo mit 28000, bei Austerlitz mit 65000, bei Jena-Auerstädt mit 80000 Mann. Die Schlachten, in denen er über mehr als 100000 Mann verfügte, auch die, in welchen er noch siegte (Wagram, Smolensk, Borodino, Bautzen) zeigen ihn nicht auf der alten Höhe, nicht mehr in dem gleichen Glanz wie früher. Das war sicherlich kein Mangel in seinem taktischen Genie; es war ein Mangel in der Organisation: es fehlte ein Zwischenglied. — Moltke hat diesen Mangel erkannt und

beſeitigt. Schon in ſeiner Schrift über den Feldzug von 1859 bemerkt er: „Je größer die Hauptabteilungen, deſto mehr Freiheit muß ihnen gelaſſen werden. Man erinnere ſich nur, welche Schwierigkeiten ſich dem energiſchen Willen Blüchers entgegenſtellten, um (durch direkte Befehle) ein Heer zu leiten, das aus 3 Armeekorps, zuſammen etwa 90000 Mann beſtand . . . Nicht allein die Schnelligkeit der Mitteilung, ſondern auch die Intenſität des Befehls verliert bedenklich, je mehr Inſtanzen er zu durchlaufen hat.“ Nun zählte aber das preußiſche Feldheer beim Kriegsbeginne im Jahre 1866 rund 300000, beim Kriegsausbruch 1870 gar 480000 Mann und ſtieg im Verlaufe des Feldzuges derart, daß zuletzt 700000 ſtreitbare Deutſche auf franzöſiſchem Boden ſtanden. Um wie viel ſchwieriger hätte ſich da die Befehlsführung geſtalten müſſen, wenn man ſie in der alten Art und Weiſe hätte fortführen wollen! Demgemäß vereinigte Moltke 1866 wie 1870 mehrere Armeekorps zu Armeen unter Heerführern, welche nur allgemeine Anweiſungen, ſogenannte Direktiven, vom Großen Hauptquartier empfingen, alſo Bewegungsfreiheit genoſſen und ſich daher eines ſehr erleichterten Ganges erfreuten. Die Heerführer löſten die ihnen geſtellten Aufgaben im weſentlichen nach freiem Ermeſſen; Moltke begnügte ſich in der Regel damit, ihnen die leitenden Geſichtspunkte zu geben; von den Einzelheiten der Ausführung jedoch hielt er ſich (Ausnahmefälle abgerechnet) fern. — Die Kritik, namentlich die des Auslandes, hat dieſem Verfahren gegenüber wiederholt Bedenklichkeiten geäußert und die Frage aufgeworfen, ob eine ſolche Heeresleitung die Zügel nicht zu loſe halte, dem Eigenwillen der einzelnen Armeebefehlshaber und dem Walten des Zufalls nicht einen allzu großen Spielraum laſſe. Moltke antwortete darauf:[303])

„Allerdings schließt die Initiative der Unterführer große Gefahren in sich, die nur vermieden werden, wo jenen schon eine höhere Intelligenz beiwohnt, und zwischen allen die von jeder persönlichen Nebenbuhlerschaft freie Kameradschaft herrscht.“ Und andererseits bedarf dann die oberste Leitung freilich auch einer Vornehmheit und Unbefangenheit des Waltens, die eine ungewöhnliche Größe des Charakters voraussetzt.

Die Initiative der Unterführer vermehrt die unwägbaren psychologischen Elemente, mit denen der oberste Feldherr zu rechnen hat, um ein sehr schwerwiegendes neues Moment. Moltke hat gezeigt, wie man desselben Herr werden kann: „Der Sieg, welcher ohne, zuweilen wohl gar gegen die Anweisung von oben erfochten wird, geht der Gesamtheit nicht verloren; denn jeder Sieg trägt weitreichende Wirkung in sich selbst. Der Feldherr wird ihn in seine Berechnung ziehen wie alle anderen Tatsachen, die im Laufe des Feldzugs den ursprünglich gefaßten Gedanken in seinen Einzelheiten fortwährend modifizieren. — Damit aber die einzelnen Führer selbständig handeln können, muß die obere Leitung sich auf Direktiven beschränken, die Freiheit lassen, und nur da bindende Befehle erteilen, wo sie die Verhältnisse selbst völlig übersieht — so in der Schlacht mit versammelten Kräften.“[304]) Ja in dieser sogar wird es bei den ungeheuren Massen, welche heutzutage zu bewegen sind, der obersten Heeresleitung kaum möglich sein, mehr als die Richtung und die ungefähre Breite des Vorgehens der einzelnen Armeen zu bestimmen und ihr zeitliches Zusammenwirken für denselben Tag zu sichern. — So hat Moltke mit seiner Art der höchsten Befehlserteilung offenbar eine Norm für die Zukunft gegeben. Das Maß der Selbständigkeit, welches er seinen Unterführern zugebilligt hat, wird man nicht

mehr einschränken können, weil es die naturnotwendige Folge der Massenheere ist. Die heutigen Kriegsschauplätze sind so groß, daß selbst der Telegraph sie nicht mit Sicherheit zu beherrschen vermag.[305]) Für gewöhnlich muß der Befehl durch die Weisung ersetzt werden, und auch in der Zukunft wird der Satz gelten, den Moltke 1862 aussprach: „Die Kraft des deutschen Heeres liegt in der Initiative."[306])

Der wichtigste Vorteil, der aus der Initiative der Unterführer erwächst, ist aber der, daß sie das Große Hauptquartier von den strategischen Einzelaufgaben, von der bloßen Heerführung entlastet, so daß es seine ganze Kraft einer Aufgabe zuwenden kann, welche noch höher steht als die Heeresleitung, nämlich die Kriegsleitung, die der Strategie übergeordnet ist, wie diese der Taktik, und die man als dritte, höchste Kategorie etwa Imperatorik nennen könnte. Ihr fällt die Aufgabe zu, ununterbrochen die Erfüllung des gesamten Kriegszwecks im Auge zu behalten, d. h. die Harmonie zwischen den Bewegungen und Leistungen der verschiedenen Armeen untereinander und ihre Übereinstimmung mit der Staatspolitik sicherzustellen. Damit aber erfüllt die Imperatorik eine bereits von Clausewitz angedeutete Forderung. Denn dieser, der, wie wir schon hörten, den Krieg als fortgesetzte, nur mit neuen Mitteln wirkende Staatspolitik bezeichnet, mußte unzweifelhaft ein Organ fordern, welches Strategie und Politik in höherer Einheit verschmolz. Als ein solches stellt sich das preußische Große Hauptquartier dar, wo der König als Imperator, den Chef des Generalstabs und den Minister der auswärtigen Angelegenheiten zur Seite, alle Fäden der Strategie und der Staatskunst in seiner Hand vereinigt und aus beiden, die Kette und Einschlag darstellen, das „lebendige Kleid" des Krieges wirkt.

— Moltke hat sich über die Zusammensetzung des Großen Hauptquartiers als des wichtigsten Zentralorgans der gesamten kriegführenden Macht wiederholt geäußert und lebhaft darauf gedrungen, es hinsichtlich der Kopfzahl einzuschränken, es nicht so anschwellen zu lassen, wie es in den Feldzügen 1866 und 1870 geschehen ist.[307])

Das aber wird stets eine Hauptkunst des Imperators bleiben: die getrennt marschierenden Armeen im entscheidenden Augenblick auf dem Schlachtfelde wieder zu vereinen. Und diese Kunst verstand Moltke aus dem Grunde und hat mit ihr dem König in nie genug zu bewundernder Art zur Seite gestanden. Die mise en action der preußischen und deutschen Heere bei Königgrätz, bei Metz, bei Sedan sind unerreichte Meisterwerke; am höchsten steht in strategischer Hinsicht darunter wohl Königgrätz, weil hier die Vereinigung zur Entscheidung auf dem Schlachtfelde als organische Entwicklung der großen Gesamtanlage des Feldzugs überhaupt erscheint, so daß, ohne irgend eine zusammenleimende Operation, die von der höchsten Kriegsleitung anbefohlenen, dann von den Heerführern im einzelnen angeordneten strategischen Märsche sich angesichts des Gegners unmittelbar in taktische Angriffsmärsche verwandelten. — Auch hier hat Moltke wieder ganz im Sinne des Clausewitz gehandelt; denn dieser sagt: „Ist der konzentrische Angriff an und für sich das Mittel zu größeren Erfolgen, so soll er doch hauptsächlich nur aus der ursprünglichen Verteilung der Streitkräfte hervorgehen." — Die große Umfassungsschlacht zwischen Elbe und Bistritz ist eine imperatorische Musterleistung, und dementsprechend konnte Moltke dem Könige bei Sadowa schon vor Mittag, als der Anmarsch des Kronprinzen noch gar nicht erkennbar war, mit Sicherheit aussprechen: „Euere Majestät werden

heute nicht nur die Schlacht, sondern den Feldzug gewinnen." — Und Moltke hat Schule gemacht mit diesem Verfahren; seine Jünger befolgten es mit gleichem Glück bei Wörth, Orleans und Le Mans.

Nicht vergessen darf man übrigens, welchen Vorschub bei Bewältigung der Massen den Neueren (im Gegensatze zu Napoleon) die technischen Errungenschaften, zumal Eisenbahn und Telegraph, gewährten. Die richtige Verwertung dieser neuen Mittel ist ebenfalls eins der Hauptverdienste Moltkes. Die Schöpfung der Eisenbahnabteilung im Großen Generalstabe und der diesem unterstellten Eisenbahntruppen, zum Teil wohl auch die Verstaatlichung der preußischen Bahnen ist sein Werk.

Moltke ist der erste gewesen, der es erkannte, welch unermeßlich gesteigerte Wichtigkeit angesichts der neuen Verkehrsmittel der erste Aufmarsch der Heere habe. „Bereit sein ist alles!" Hier kann in Stunden gewonnen oder verloren werden, was später in Monaten nicht zu erreichen, nicht wieder zu gewinnen ist. — Moltke selbst sagt: „Beim ersten Aufmarsche der Armee kommen die vielseitigsten politischen, geographischen und staatlichen Erwägungen in Betracht. Ein Fehler in der ursprünglichen Versammlung der Heere ist im ganzen Verlaufe des Feldzugs kaum wieder gut zu machen. Aber diese Anordnungen der Truppen lassen sich lange vorher erwägen und (die Bereitschaft der Truppen, die Organisation des Transportwesens vorausgesetzt) müssen sie unfehlbar zu dem beabsichtigten Resultate führen."[308]) Um in dieser Weise vorausdenken zu können, dazu gehört dann freilich auch eine vollkommene statistische Übersicht der vorhandenen Straßen und Transportmittel und eine genaue Kenntnis des Kriegsschauplatzes, welche ebenfalls Sache der Statistik, zum Teil aber auch der Topographie

ist. Zur Förderung beider hatte Moltke, wie schon [S. 440] erwähnt, im Nebenetat des Großen Generalstabs die ‚Geographisch-statistische Abteilung' eingerichtet.

Auch das Telegraphenwesen hat Moltke ausgiebig verwertet, ausgiebig, doch nicht minder einsichtig. Immer blieb die oberste Heeresleitung sich ihrer imperatorischen Zentralstellung bewußt. Wie maßvoll und psychologisch fein erscheint die Benutzung des Telegraphen von seiten Moltkes, wenn man sie z. B. mit der Haltung Gambettas vergleicht, der, den Telegraphen mißbrauchend und den eigenen Wirkungskreis verkennend, immer aufs neue mit strategischen Einzelbefehlen in die Maßnahmen der französischen Heerführer eingriff.

So hat Moltkes Meisterhand dem modernen Kriege das Gepräge seines Geistes aufgedrückt: der großen Taktik durch seine Umfassungsmethode in den Schlachten, der Strategie durch sein grundsätzliches Wagen und durch sein Getrenntmarschieren und Vereintschlagen, der Imperatorik endlich durch das wundervolle Vorbedenken des Heeresaufmarsches und durch die neue Art der obersten Befehlsführung mittelst der Direktive. Zugleich aber offenbarte er sich in der Stunde der Gefahr als ein Mann, der den vollen Mut der Verantwortung besaß, dem die Vornehmheit der Seele angeboren war, und als gleichmütiger, geistesgegenwärtiger, erfindungsreicher Heerführer. — Wenn die Vereinigung wagemutiger Kühnheit mit edelster Besonnenheit und schöpferischer Tatkraft, wenn die Harmonie zwischen schärfster Folgerichtigkeit und reicher Einbildungskraft ein Genie ausmachen — und was könnte man sonst mit diesem Namen bezeichnen? — dann ist Moltke unzweifelhaft ein echter kriegerischer Genius gewesen.

Moltke — Bismarck — Roon

Die Paladine Kaiser Wilhelms I.

Von Jos. Kaffack

XV.

Der Chef des Generalstabes im Frieden

1871—1881.

1.

Kaiſer Wilhelm II. hat bei dem Feſtmahl des Brandenburgiſchen Provinzial-Landtages am 3. Februar 1899 eine Rede gehalten, in welcher er erzählte:

„Es war nach den großen, erhebenden Vorgängen des Jahres 1870/71. Die Truppen waren wieder eingezogen; der Jubel und die Begeiſterung hatten ſich gelegt, und die alte Arbeit und die Gründung und Entwicklung des neugewonnenen Vaterlandes ſollte nun beginnen. Da ſaßen die drei Paladine des großen alten Kaiſers zum erſtenmal allein bei gemeinſchaftlichem Mahle; der große General, der gewaltige Kanzler und der getreue Kriegsminiſter, und nachdem das erſte Glas auf den Landesherrn und das Vaterland geleert worden war, ergriff der Kanzler das Wort und, ſich zu ſeinen beiden Genoſſen wendend, ſagte er: „Wir haben nun alles erreicht, wofür wir gekämpft, geſtritten und gelitten, wir ſtehen auf der Spitze deſſen, was wir uns nur je geträumt haben; was kann für uns noch irgendwie Intereſſantes und Erhebendes oder Aneiferndes kommen, nach

dem, was wir durchlebt haben?" Eine kurze Pauſe folgte, und dann ſagte der alte Schlachtenlenker: ‚Den Baum wachſen ſehen.'"

Moltke hat wirklich noch zwanzig Jahre lang das Glück gehabt, den Baum der deutſchen Macht und Einheit wachſen zu ſehen und ihn an erſter Stelle pflegen zu helfen.

Anfangs November 1871, bei Beginn der letzten Periode der Okkupation Frankreichs, wurde das Große Hauptquartier aufgelöſt, und damit trat auch Moltke in ſeine Friedensſtellung zurück. Ungeachtet ſeines hohen Alters nahm er die Geſchäfte wieder ihrem vollen Umfange nach auf. Bis zum Jahre 1880 leitete er perſönlich die Übungsreiſen des Großen Generalſtabs, bis 1887 begleitete er Se. Majeſtät jährlich zu den großen Herbſtübungen. Ebenſo regelmäßig wie beim Antritt ſeiner hohen Stellung unterzog er ſich perſönlich der Beurteilung der von den Generalſtabsoffizieren und den Kommandierten bearbeiteten taktiſchen Übungsaufgaben. Wiederholt bereiſte er die deutſchen Küſten und das neugewonnene Reichsland, und mit außerordentlicher Aufmerkſamkeit verwertete er als erſtes Mitglied der Landesverteidigungs-Kommiſſion ſein umfangreiches Wiſſen für die Verſtärkung der Grenzverteidigung in Oſt und Weſt. Auf Grund der Erfahrungen, die man im franzöſiſchen Kriege gemacht, wurde nach Moltkes Vorſchlägen der Mobilmachungsplan vereinfacht, die Schlagfertigkeit des Heeres geſteigert und die Stärke der Feldtruppen durch Vermehrung der Friedensſtämme, durch beſſere Organiſation der Reſerve- und Landwehrtruppen bedeutend erhöht. Die Beſeitigung einiger entbehrlich gewordenen Feſtungen geſtattete zugleich, über deren bisherige Beſatzungen anderweitig zu verfügen. Die Vorarbeiten und Denkſchriften,

welche der Feldmarschall nach den Kriegen verfaßt hat, sind natürlich bisher nicht veröffentlicht worden; sie sind zurzeit noch Kriegsmaterial.

Unmittelbar vor dem Kriege hatte ein von Moltke der Armee vorgelegter Entwurf zu ‚Verordnungen über die Ausbildung der Truppen für den Felddienst und über die größeren Truppenübungen' die Allerhöchste Billigung erfahren; jetzt wurden diese Vorschriften eingeführt. Sie sind die Grundlage unserer Felddienstordnung, und es bleibt nur zu beklagen, daß sie nicht fünf Jahre früher eingeführt worden sind; das hätte uns vermutlich viel Blut gespart. Es war aber nicht möglich; denn die Verordnungen beruhten auf den Erfahrungen von 1864 und namentlich 1866.

Wie nach dem Feldzuge 1866 die Beschreibung desselben sofort in die Hand genommen wurde, so jetzt die des deutsch-französischen Krieges. Das erste Heft erschien bereits 1872, und in ihm fand ein Teil jenes köstlichen Aufsatzes ‚Über Strategie' Aufnahme, den der Feldmarschall noch im Jahre 1871 verfaßt hat und der später im 13. Heft der ‚Kriegsgeschichtlichen Einzelschriften' abgedruckt worden ist; es sind nur vier Seiten; aber welch ein Inhalt ist in ihnen aufgespeichert! Hier stehen auch die berühmten Worte: „Über den Ruf eines Feldherrn entscheidet vor allem der Erfolg. Wie viel davon sein wirkliches Verdienst, ist außerordentlich schwer zu bestimmen. An der unwiderstehlichen Gewalt der Verhältnisse scheitert selbst der beste Mann, und von ihr wird ebenso oft der mittelmäßige getragen. Aber Glück hat auf die Dauer doch zumeist wohl der Tüchtige."

Nachdem Graf Moltke den Hochsommer des Jahres 1871 teils in Gastein, teils in Creisau verlebt, bezog er die Wohnung in dem neuen Generalstabsgebäude am

Königsplatz. Es ist ein Bau aus hellen Backsteinen mit Rundbogenfenstern; Bekrönungen, Simse und Fensterumrahmungen bestehen aus rötlichem Sandstein. Das Ganze ist ziemlich plump. Man hat das Haus mit einem Unteroffizierkragen verglichen, indem man in den kahlen unteren Geschossen den Kragenspiegel, in dem Obergeschoß, das durch eine flache Pilasterstellung ausgezeichnet ist, die Tresse sah. Ein französischer Diplomat, der dort einmal dienstlich zu tun hatte, soll geäußert haben, es sei eine gerechte Strafe für den Feind seines Vaterlandes, in einem solchen banausischen Palaste wohnen zu müssen. Übrigens befand der Feldmarschall sich da ganz wohl. Seine Zimmer lagen nach Süden und gewährten den Blick auf die allmählich heranwachsende Siegessäule, deren Errichtung seine Taten so wesentlich ermöglicht hatten. Seine Lebensweise war äußerst regelmäßig und einfach. Er erhob sich um 7 Uhr, nahm um 9 Uhr von den eingegangenen Briefen Kenntnis, legte Uniform an und empfing um 11 Uhr die Adjutanten. Nach einem sehr einfachen und kurzen zweiten Frühstück begann Schlag 2 Uhr der Vortrag der Abteilungschefs. Wenn es das Wetter gestattete, folgte dann ein Spaziergang oder ein Ritt im Tiergarten. Moltke war, obgleich er wenig auf seine Kleidung hielt, noch immer eine elegante, vornehme Erscheinung, namentlich zu Pferde, und war stets gut beritten. Heimgekehrt, speiste er mit seiner Familie, wobei er gewöhnlich Moselwein trank. Hierauf wurde der Kaffee im Arbeitszimmer bei zwanglosem Geplauder mit den Seinen eingenommen. Die Zeit von 5 bis 7 gehörte wieder schriftlichen Arbeiten, die Stunde bis 8 Uhr der Durchsicht der inzwischen eingegangenen Zeitungen. Um 8 Uhr folgte der Tee im Familienkreise, hierauf die gewohnte Partie Whist. Den Tagesschluß bildete gewöhnlich

eine kurze musikalische Unterhaltung; um 11 Uhr legte er sich zur Ruhe und schlief meist ganz vorzüglich.

Im Dezember begab der Feldmarschall sich in der Begleitung des Prinzen Friedrich Karl zum Georgenfeste nach Petersburg, wo er mit der denkbar höchsten Aufmerksamkeit und auch mit wirklicher Herzlichkeit aufgenommen wurde. Er bewohnte eine ganze Reihe von Gemächern im Winterpalaste; ein Generalstabsoberst war zu seiner Begleitung befehligt, und der Zar verlieh ihm nicht nur das Infanterie-Regiment Rjäsan, sondern auch seinen höchsten, den Andreas-Orden. Die russische Akademie der Wissenschaften ernannte ihn zu ihrem Ehrenmitgliede, ‚wegen des entscheidenden Anteils, den der Graf an den weltgeschichtlichen Ereignissen der jüngsten Vergangenheit und damit an dem Triumphe der wahren Zivilisation genommen habe'.

Am 22. Januar 1872, dem Jahrestage der Kapitulation von Paris, berief Kaiser Wilhelm den Feldmarschall ins Herrenhaus und ließ ihm am 2. März aus den vom Reichstage zur Verfügung gestellten Summen eine Dotation von 300000 Talern auszahlen, welche Moltke zur Erweiterung eines bereits im Jahre 1868 begründeten Familien-Fideikommisses verwendete.

Das Verhältnis zu Frankreich nötigte inzwischen zu erneuter Aufmerksamkeit. Die französische Heeres-Reorganisation und die gewaltige Erhöhung des Kriegsbudgets der Republik ließen ihre Friedensliebe sehr verdächtig erscheinen, und Moltke zeigte sich über den Eifer beunruhigt, mit dem man die militärische Wiederaufrichtung Frankreichs betrieb. Seiner Ansicht nach, die er auch dem französischen Gesandten in Berlin, Gontaut Biron, nicht verschwieg, zielte dieser Eifer darauf hin, den Krieg

im nächsten Frühjahr wieder beginnen zu können. Die Erörterungen darüber zogen sich den Sommer durch hin und führten noch anfangs Oktober zu Vorstellungen Moltkes an den die deutschen Okkupationstruppen in Frankreich befehligenden General v. Manteuffel, welcher dem Feldmarschall zu sehr durch die französische Brille zu sehen, zu sehr von der bestrickenden Persönlichkeit Thiers' eingenommen zu sein schien.[309])

Schon seit dem Jahre 1865 hatte Moltke danach gestrebt, Umfang und Methode der trigonometrischen und topographischen Arbeiten des Generalstabs zu erweitern und zu verbessern. Nach langen Verhandlungen war am 21. Juni 1870 vom Könige die Schaffung eines ‚Zentral-Direktoriums der Vermessungen im preußischen Staate' bestätigt worden, und nun nach dem Kriege trat es im Mai 1872 zum ersten Male zusammen. Seine organisatorischen Beratungen gingen von folgenden Grundforderungen aus:

1. Es wird eine Triangulation des gesamten Staatsgebietes in einer Ausdehnung durchgeführt, daß auf jede Quadratmeile 10 versteinte Punkte kommen, welche in der Art gesetzlich geschützt werden, daß ihr Umgebungsgelände in den Besitz des Staates übergeht. — 2. Die topographische Aufnahme geschieht mit Meßtisch und Kippregel im Maßstabe 1:25000 und mit äquidistanten Niveaukurven. — 3. Diese Aufnahmen werden im Originalmaßstabe und in Verkleinerungen veröffentlicht, die je nach dem Bedürfnisse festgestellt werden. — 4. Das jährliche Arbeitsquantum wird auf 200 Quadratmeilen festgesetzt, und sollen die topographischen Aufnahmen den trigonometrischen Vorarbeiten und die kartographischen Veröffentlichungen der topographischen Vermessung möglichst auf dem Fuße folgen. — 5. Die Kurrenthaltung älterer Aufnahmen hat in möglichster Ausdehnung stattzufinden, und endlich sind 6. noch, wie bisher, diejenigen Arbeiten zu bewältigen, welche für

rein militäriſche Zwecke und für den Dienſt des Generalſtabes notwendig werden.

Durch allmähliche Vermehrung des Perſonals wurde ſeit 1873 die Möglichkeit der Ausführung ſichergeſtellt, und am 1. Januar 1875 gelangte die mit dem Generalſtabe verbundene Landesaufnahme zur vollen Durchführung. Zu dem Zwecke wurde im Generalſtabe neben der trigonometriſchen und topographiſchen Abteilung auch noch eine kartographiſche eingerichtet, welche die Originalaufnahmen in 1:25000 in Lithographie ſowie eine Karte des Deutſchen Reiches in 1:100000 in Kupferſtich veröffentlicht und die vorhandenen Karten auf dem Laufenden erhält.[310])

Den Hochſommer benutzte Graf Moltke wieder zur Kur in Gaſtein, wohin ihn ſein Bruder Ludwig begleitete, und ging dann nach einem kurzen Beſuche beim Großherzoge von Baden auf der Mainau über Baſel nach Mühlhauſen zur Generalſtabsreiſe in die Vogeſen. Am 6. September traf er wegen des Beſuches des Kaiſers von Öſterreich in Berlin ein.

Im übrigen verbrachte er in dieſem wie in allen folgenden Jahren den größten Teil des Sommers im Stilleben ſeines Gutes.[311]) Sobald im Frühjahr der Schnee von den Dächern taute, regte ſich bei ihm die Sehnſucht nach dem Landaufenthalte; denn er liebte es ſehr, das Wiedererwachen der Natur, ihr Keimen, Wachſen und Reifen ſtill zu beobachten. Stundenlang konnte er bei der Ernte den Schnittern zuſehen; offenen Sinns genoß er die buntblättrige Pracht des Spätherbſtes und ſchaute mit hellen, weitblickenden Augen hinaus auf die in klarer Luft ſcharf gezeichneten Bergumriſſe. Erſt wenn wieder friſcher Schnee die Dächer deckte, entſchloß er ſich zur Überſiedlung nach Berlin, wo ſeiner gehäufte Arbeit

harrte. Stunde um Stunde harrte er im Reichstage aus; lange Morgen und Abende saß er am Schreibtische über seine Arbeiten gebeugt, nie an sich selber denkend, immer an Heer und Vaterland. Doch auch in Creisau begleitete ihn allezeit der Dienst. Er erhob sich da meist schon um 6 Uhr, kleidete sich hier wie in Berlin ohne jede Hilfe an, durchwanderte die Wirtschaftsräume und den wohlgepflegten Garten, arbeitete dann aber bis Mittag und erledigte auch nach der Mittagsruhe noch eingegangene Briefe. Am späteren Nachmittage ward in der Regel eine Spazierfahrt unternommen. Sehr gern fuhr Moltke selbst, doch nicht ganz so gut wie gern. Fuhr er, was gar nicht selten geschah, einen Prellstein an, so pflegte er lachend zu rufen: „Hab ich den nicht gut getroffen!?" Um 8 Uhr abends versammelte sich die Familie mit dem etwa anwesenden Besuch am Teetisch, und um 10 Uhr suchte Moltke sein Lager auf, nachdem er an milden Abenden oft vorher noch die ‚Kapelle', d. h. die Ruhestätte seiner ihm unvergeßlichen Gattin, besucht hatte.

Am 27. April 1873 begleitete der Feldmarschall mit dem Fürsten Bismarck des Königs Majestät zum Besuche des Zaren nach St. Petersburg, wo die hohen Herrschaften bis zum 8. Mai verweilten.

An allen wichtigen Fragen des Staates nahm der Feldmarschall nahen Anteil, zumeist natürlich an denen, die sein eigenes Fach angingen. Damals erwies er sich als Gegner des Nordostseekanals. Fürst Bismarck erzählt:[312]) „In meinem Bemühen, das Interesse für die Durchbrechung der Landstrecke, welche beide Meere trennt, wieder zu wecken, stieß ich auf Widerspruch bei der Landesverteidigungs-Kommission, deren eigentliche Spitze der Graf Moltke war. Letzterer erklärte als Mitglied des

Reichstages am 23. Juni,[313]) der Kanal werde nur im Sommer benutzbar und von zweifelhaftem militärischen Werte sein; für 40 bis 50 Millionen Taler, die er kosten würde, baue man besser eine zweite Flotte." Infolgedessen blieb die Angelegenheit damals in den Akten liegen. „Welche Gründe," fügt der Fürst hinzu, „um das Jahr 1885 den Widerstand der Landesverteidigungs-Kommission abgeschwächt haben, weiß ich nicht; vielleicht hatte Graf Moltke sich inzwischen überzeugt, daß der Gedanke eines deutsch-dänischen Bündnisses, mit dem er sich früher getragen hatte, unausführbar sei."

Zum Sedantage 1873 bestimmte Kaiser Wilhelm, daß eines der bei Straßburg neuerbauten Forts (Nr. 2) Moltkes Namen führen sollte, und verlieh ihm zugleich den Schwarzen Adlerorden in Brillanten. Der ging gleich am ersten Tage bei der Parade im Sande verloren, wurde aber von einem Trommler wiedergefunden, bevor die Kavallerie darüber weggeritten war. Am 4. September begab sich der Feldmarschall nach Bremerhaven zur Einweihung des Schiffes ‚Graf Moltke', das zwei Tage darauf die erste Fahrt nach Westindien machte: ein prachtvoller Bau, ganz von Eisen, 350 Fuß, also ebenso lang wie der ‚König Wilhelm'. An diese Weihe knüpfte sich eine dienstliche Küstenbesichtigung.

In der Reichstagssitzung vom 16. Februar 1874 hielt Moltke bei der ersten Lesung des Reichsmilitärgesetzes eine bedeutende Rede,[314]) in der er u. a. darauf hinwies, wie man vor 1806 in schädlichster Weise an der Armee gespart hatte, um dann das Gesparte zehnfach an den Feind zu zahlen. An diesem Tage sprach er auch die treffenden Worte: „Man hat gesagt, der Schulmeister habe unsere Schlachten gewonnen. Meine Herren, das

bloße Wiſſen erhebt den Menſchen noch nicht auf den Standpunkt, wo er bereit iſt, das Leben einzuſetzen für eine Idee, für Pflichterfüllung, für Vaterland und Ehre; dazu gehört die ganze Erziehung des Menſchen. Nicht der Schulmeiſter, ſondern der Erzieher, der Militärſtand, hat unſere Schlachten gewonnen, welcher jetzt bald 60 Jahrgänge der Nation erzogen hat zu körperlicher Rüſtigkeit und geiſtiger Friſche, zur Ordnung und Pünktlichkeit, zu Treue und Gehorſam, zu Vaterlandsliebe und Mannhaftigkeit. Meine Herren! Sie können die Armee, und zwar in ihrer vollen Stärke, ſchon im Inneren nicht entbehren für die Erziehung der Nation. Und wie nun nach außen? . . . Darüber dürfen wir uns keiner Täuſchung hingeben; wir haben ſeit unſeren glücklichen Kriegen an Achtung überall, an Liebe nirgends gewonnen . . ." Roon ſchrieb damals aus Palermo: „Eben Moltkes Rede geleſen, beneide ihn darum; und wenn B.(ismarck) nicht alles daran ſetzt, um das Militärgeſetz unverſtümmelt durchzubringen — es wäre unverantwortlich." Einige Tage ſpäter bemerkte er: „Bismarcks jetzige Wiedererkrankung iſt mir höchſt bedenklich. — Moltke wäre der einzige, der an ſeine Stelle treten könnte; aber — er iſt alt und wird nicht wollen."[315])

Es wäre doch die Frage geweſen! Welch tiefen Anteil Moltke an der Politik nahm, zeigt ſchon ſeine hingebende Tätigkeit im Parlamente. Wohl kannte er das Bedürfnis nach Ruhe; aber nie gab er ihm nach, wo das Vaterland ſeiner bedurfte, und noch weniger verſank er jemals in die Gleichgültigkeit des lebensmüden Alten. Wenn Bismarck damals ſeinen Leiden erlegen wäre — wer weiß, ob nicht Moltke das Steuer ergriffen hätte! Es hätte dem Wort entſprochen, das er ſelbſt in das goldene Buch des germaniſchen Muſeums eingetragen hatte:

Allezeit treu bereit
Für des Reiches Herrlichkeit.

Freilich war er vertraut mit dem Gedanken des Todes, den er nicht fürchtete. „Wie kann man einen Menschen beweinen, der gestorben ist!" so äußerte er oft; „diejenigen sind zu beklagen, die ihn geliebt und verloren haben!" Nur eines fürchtete er: ein langes Siechtum. Solange er atmete, schritt er fort mit dem Jahrhunderte, das ihn geboren, und auch der Wissenschaft und der Kunst brachte er noch immer die gleiche Empfänglichkeit und Kongenialität entgegen wie in der Jugend.[316]) Immer blieb er der Musik und Poesie getreu; denn die Einbildungskraft war eine Macht in ihm, wie denn ein großer Deutscher und ein großer Feldherr ohne diese Seelenfähigkeit nicht denkbar ist. Wer Moltke für einen bloßen Rechenmenschen hält, irrt ganz gewaltig. Und dennoch geschieht das noch immer! Einer von jenen ‚Neusten, die sich oft grenzenlos erdreusten', sagt in einer 1895 geschriebenen Betrachtung über ‚die Feldherren der Vergangenheit und Zukunft': „Nichts erscheint dem prüfenden Analytiker zufallmäßig: kann man sich Moltke wie den jungen Bonaparte Dramen und Novellen schreibend denken?"[317]) — Dieser Beurteiler des Feldmarschalls weiß also nicht, daß die erste Arbeit, welche Moltke überhaupt drucken ließ, eine Novelle war! Dann fährt er fort: „Moltke stand vollständig im Aufschwung der modernen Wissenschaft; er interessierte sich wenig für die Tragödie, wahrscheinlich nicht einmal für seinen Landsmann Goethe wie sein korsischer Vorgänger ... In Napoleon die gestaltende Phantasie, in Moltke der kalte, zergliedernde Verstand." — Der Mann, der dies geschrieben hat, spricht über Moltke, ohne sich auch nur im geringsten mit ihm beschäftigt zu haben; denn sonst müßte er wissen, daß

namentlich die Briefe des Helden geradezu gesättigt sind mit Goetheschen Anschauungen und Goethe-Zitaten. „Noch in hohem Alter konnte Moltke aus dem reichen Schatze seines untrüglichen Gedächtnisses längst verschollene Verse anführen oder, aus seinem Lieblingswerk, dem Faust, ganze Szenen hersagend, mit den Worten des unsterblichen Dichters die Gefühle wiedergeben, die auch sein Inneres bewegten: ‚der Drang nach Wahrheit und die Lust am Trug!‘ Dann nahm seine Stimme, indem er jede Silbe klar betonte, einen eigenen, wunderbaren Klang an und drang unmittelbar bis an das Herz des Hörers, dem der durchgeistigte Vortrag ein volles Verständnis der hohen poetischen Schönheiten gab.“[318]) — Die innige Versenkung in Goethes Geist hatte wesentlichen Anteil an der Ausbildung von Moltkes klassischer Prosa, und es erscheint schon dieser wegen völlig gerechtfertigt, daß ihm am 31. Mai 1874 die Berliner Akademie der Wissenschaften an Stelle des verstorbenen Königs von Sachsen zum Ritter des Ordens pour le mérite für Wissenschaften und Künste wählte und sein kaiserlicher Herr diese Wahl bestätigte.

Um jene Zeit bat der deutsche Generalkonsul in London, Alfred v. Moltke, den Feldmarschall, sich der Zahl der Patrone der Universal Alliance einfügen zu wollen, und übersandte ein Schriftstück dieses Vereins, das eine diplomatische Übereinkunft zugunsten des Loses der Kriegsgefangenen anregte. Moltke lehnte das auf Grund seiner Kriegserfahrungen von Creisau aus am 2. Juni 1874 höflich ab.

Er bemerkt u. a.: „Eine derartige Konvention über Behandlung der Verwundeten bestand bereits 1870; nichtsdestoweniger wurden unsere bei den verwundeten Franzosen zurückbleibenden Ärzte vielfach als Gefangene fortgeführt. Das ‚Pro-

Moltke

Nach einer photographischen Aufnahme

jetzt' räumt ein, daß ein Offizier, welcher sein Wort bricht, mit dem Tode bestraft werden kann. Ja! wenn er dem in die Hände fällt, dem er das Wort gebrochen. Wie aber, wenn dies nicht der Fall ist, und seine eigene Regierung macht ihn zum Divisionsgeneral?! — Wir haben auch ohne internationale Konvention unseren Gefangenen (und es waren ganze Armeen) eine durchaus humane Behandlung zuteil werden lassen; aber wir hätten nie darein gewilligt, sie unter die Protektion der Repräsentanten neutraler Mächte zu stellen."[319]) —

Gegen Ende des Monats ging Graf Moltke nach Ragaz. Sein hochgelegenes Zimmer hatte eine prachtvolle Aussicht, namentlich gegen den schroffen, kahlen Falknis jenseits des Rheines. „Dort darf ich mich freilich," so schrieb er scherzend seinem Bruder, „nicht betreten lassen; denn ich liefe Gefahr, als Kriegsgefangener nach Vaduz geführt zu werden. Man hat nämlich versäumt, in Nikolsburg auch mit Liechtenstein Frieden zu schließen, so daß völkerrechtlich die Vaduzsche Armee noch heute in Deutschland einfallen kann."[320]) Bei diesem Aufenthalt trat er einmal zu Pfäffers in eine Dorfschenke, um sich durch einen Trunk zu erfrischen. Der Wirt gesellte sich zu ihm und fragte: „Wohl Kurgast in Ragaz?" „Ja." „Der Moltke soll ja da sein?" „Ja." „Wie schaut er denn aus?" „Na, wie soll er denn aussehen? Wie einer von uns beiden."[321])

Im Jahre 1874 und im Frühjahr 1875 hatte die Fortentwicklung der französischen Armee ein so rapides Tempo angenommen, und das Rachegeschrei in Paris ward so frech, daß der Feldmarschall endlich zu der Anschauung gelangte: es sei besser, dem unzweifelhaft bevorstehenden Angriffe der Franzosen zuvorzukommen, als sie ihre Rüstungen vollenden zu lassen. Bismarck war anderer Ansicht. „Moltkes Kampflust," so bemerkt er,[322]) „seine Schlachtenfreudigkeit für die Durch-

führung der von mir für notwendig erkannten Politik war mir 1866 und 1870 ein starker Beistand. Unbequem wurde sie mir 1867 in der Luxemburger Frage, 1875 und später angesichts der Erwägung, ob es sich empfehle, einen Krieg, der uns früher oder später wahrscheinlich bevorstand, anticipando herbeizuführen, bevor der Gegner zu besserer Rüstung gelange. Ich bin der bejahenden Theorie nicht bloß zur Luxemburger Zeit, sondern auch später, 20 Jahre lang, stets entgegengetreten in der Überzeugung, daß auch siegreiche Kriege nur dann, wenn sie aufgezwungen sind, verantwortet werden können, und daß man der Vorsehung nicht so in die Karten sehen kann, um der geschichtlichen Entwicklung nach eigener Berechnung vorzugreifen. Es ist natürlich, daß in dem Generalstabe der Armee nicht nur jüngere strebsame Offiziere, sondern auch erfahrene Strategen das Bedürfnis haben, die Tüchtigkeit der von ihnen geleiteten Truppen und die eigene Befähigung zu dieser Leitung zu verwerten und in der Geschichte zur Anschauung zu bringen. Es wäre zu bedauern, wenn diese Wirkung kriegerischen Geistes in der Armee nicht stattfände. Die Aufgabe, das Ergebnis derselben in den Schranken zu halten, auf welche das Friedensbedürfnis der Völker berechtigten Anspruch hat, liegt den politischen, nicht den militärischen Spitzen des Staates ob. Daß sich der Generalstab und seine Chefs zur Zeit der Luxemburger Frage, dann während der von Gortschakow und Frankreich fingierten Krisis von 1875 und bis in die neueste Zeit hinein zur Gefährdung des Friedens haben verleiten lassen, liegt in dem notwendigen Geiste der Institution, den ich nicht missen möchte, und wird gefährlich nur unter einem Monarchen, dessen Politik das Augenmaß und die Widerstandsfähigkeit gegen einseitige und verfassungsmäßig unberechtigte Einflüsse fehlt."

— Es bleibe dahingestellt, ob dem Fürsten Bismarck die drei Kriege, die er geführt, in dem strikten Sinne ‚aufgezwungen' waren, wie der ist, den er hier in seinen Worten anzudeuten scheint: jedenfalls tat Moltke nur seine Pflicht, wenn er dem Könige gegenüber seiner Anschauung von der politisch-militärischen Lage ungeschminkten Ausdruck gab und zur Erwägung stellte, ob es nicht Zeit sei, der drohenden Gefahr zuvorzukommen. Mehr aber hat er nicht getan, und der König ist nicht seiner Auffassung, sondern dem Rate Bismarcks gefolgt.

Im Oktober begleitete Feldmarschall Moltke den Kaiser zum Besuche des italienischen Hofes.[323]) In Mailand fand der Empfang statt. „Auf dem Domplatze standen vielleicht 200000 Menschen Kopf an Kopf. Dabei durchweg die größte Ordnung und Ruhe; keine Polizei könnte das je bei uns erreichen. Dabei ist die Bevölkerung von Mailand eine sehr unabhängige, welche sich die Begeisterung nicht vorschreiben läßt; aber unauslöschlich war der Jubel, als zu wiederholten Malen der Kaiser mit dem Könige dankend auf den Balkon heraustrat . . . Abends spielten auf den freien Plätzen Musikkorps, und die unermeßliche Menschenmenge zirkulierte ruhig in größter Ordnung, ohne daß die stattlichen Carabinieri einzuschreiten brauchten. Dazu gehört eine alte Kultur, wie sie vielleicht nur dem Norditaliener beiwohnt." Moltke war von München her schwer erkältet, stellte sich aber durch Hungern und Schlafen bald wieder her. Er bewohnte das Zimmer, in welchem Napoleon I. als Konsul gehaust. Viktor Emanuel ließ Moltke seine Kolossalbüste in Marmor überreichen und nahm dann den Besuch des Grafen im Zivilkleid ohne Umstände an. „Nach längerer, sehr freundlicher Unterhaltung sagte er: ‚Embrassez-moi!' und küßte mich mit seinem langen Schnurrbart auf beide Backen."

Am 25. Oktober kehrte Kaiſer Wilhelm nach Berlin zurück und am folgenden Tage, demſelben, an welchem das Denkmal des Freiherrn vom Stein auf dem Dönhoffsplatze enthüllt wurde, zeichnete er Moltke zu ſeinem Geburtstage durch die Verleihung des Großkomturkreuzes des Hohenzollernordens mit Stern und Schwertern aus. Ein ſehr warmes Handſchreiben begleitete den Orden.

Im Winter von 1875 auf 1876 trat bei Moltke ein aſthmatiſches Leiden auf; er beſchloß deshalb, einige Wochen in Italien zuzubringen und nahm eine Einladung des deutſchen Botſchafters in Rom, des Herrn v. Keudell, an, deſſen Frau, eine geborene v. Patow, ſeine Patin war. Sein Neffe, Henry v. Burt, begleitete ihn. Sie reiſten anfangs April 1876 ab und wohnten im Botſchaftspalais auf dem Kapitol mit ſchöner Ausſicht über den Palatin nach dem Albaner Gebirge. Alte Tage wurden wieder lebendig, da dem Adjutanten des Prinzen Heinrich und ſeiner jungen Gattin die ewige Stadt ſo heimiſch geworden war, und mit großer Teilnahme würdigte er die Veränderungen, welche ſie ſeit dem Aufhören der weltlichen Herrſchaft des Papſtes erlitten hatte. Er ſah es mit gemiſchten Gefühlen. „Schön iſt es nicht, aber intereſſant.“ Vormittags wurden die Schätze Roms beſichtigt, nachmittags in die Campagna gefahren. Um die Wende von April und Mai verlebte Moltke einige Tage in Neapel, beſuchte auch die blaue Grotte und war ganz beſonders entzückt von dem Wege, der von Caſtell a Mare an hohen Felsabhängen nach dem zauberhaften Sorrent hinabführt.[324]) — Die Rückreiſe nahm man durch die Schweiz, und am 20. Mai traf Moltke in Creiſau ein. Er freute ſich, als er das hohe, weithin ſichtbare Schieferdach ſeines Schloſſes erblickte. Da prangten die beiden griechiſchen Fechter am

Eingange des Hofes; da schimmerte die Sonne auf den Bronzerohren der beiden eroberten französischen Geschütze, die ihm Kaiser Wilhelm geschenkt; da wiegten sich die stattlichen Baumkronen; da schimmerten noch die letzten Blütenbäume. Seine Hauptfreude hier in Creisau war aber die Anlage und Pflege des Parkes; „sie war der einzige Luxus, den er sich jemals gestattet hat, und der entsprang aus seinem nach Betätigung strebenden Schönheitsgefühl. Wie er sich jetzt dem Auge zeigt, ist dieser Park von seinen ersten Anfängen an das eigenste Werk des Feldmarschalls. Jeder Weg ist von ihm entworfen und abgesteckt. Tagelang ging er mit der Boussole umher, um die richtige Steigung zu ermitteln, oder arbeitete sich durch Gestrüpp und Buschwerk, um die Punkte festzulegen, die der Weg berühren sollte. Fast jeder Baum, jede Gruppe ist nach seiner besonderen Anweisung gepflanzt; fast keiner der jetzt schon großen Bäume, die nicht als Setzling von ihm beschnitten worden wäre. — Wie immer im Leben mit den gegebenen Mitteln rechnend, fügte er auch diese Anlage den großen Zügen ein, die er im Gelände vorfand. Dem Flußlaufe folgend, schuf er sumpfige Niederungen in breite sonnige Wiesenflächen um, wohl darauf bedacht, daß diese, nun das Auge ergötzend, gleichzeitig einen gesteigerten Ertrag an gutem Heu liefern. Die schon vorhandenen alten Eichen, welche verloren im Gestrüpp standen, legte er frei und faßte sie in den Plan des Ganzen. Tausende junger Bäume ließ er pflanzen, die, rasch heranwachsend, die freigelassenen Fernblicke wie ein lebendiger Rahmen umschließen; mit großer Sorgfalt fügte er die Gruppen nach Form und Farbe zu harmonischer Wirkung ... Die Eiche war sein Lieblingsbaum; sie zog er in verschiedenen Arten in selbst angelegten Pflanzgärten, um sie hinauszusetzen an Wege und Steige, und obwohl

er wußte, daß ſie erſt ſpäteren Generationen Schatten ſpenden würden, ſtand er unermüdlich im Sonnenbrand, die jungen Stämme richtend, die ſchwachen ſtützend, die zu raſch treibenden beſchneidend. „In hundert Jahren wird es hier hübſch ſein," pflegte er zu ſagen, „und meine Nachkommen werden ihre Freude an den Eichen haben." — Jahr um Jahr führte er die Anlagen weiter, immer an das anknüpfend, was vorher geſchaffen war, und jetzt erſtreckt das Ganze ſich vom Wohnhauſe bis zu jenem Hügel, von dem herab das Kreuz der Gruftkapelle blitzt. So knüpfte er die Wohnung der Lebenden an die Ruheſtätte der Toten, für ſeine Nachkommen den Weg verſchönend, der von der einen zur anderen führte . . . Stets legte er ſelber Hand an, und oft ſetzte er ſeine Angehörigen in Beſorgnis, wenn die Stunde des Mittageſſens ſchlug und er nicht heimkehrte. Dann fand man ihn wohl nach langem Suchen im Gebüſch vergraben, oft ganz erſchöpft von Hitze und Sonnenbrand, alles um ſich vergeſſend in mühſamer Tätigkeit. Oder er ſaß, ausruhend, auf ſeinem Lieblingsplatze, einer Holzbank unter mächtiger Eiche, von wo ſich die ſchönſte Ausſicht auf das Eulengebirge bietet. Da blickte er ſtill ſinnend in den Frieden der Natur hinaus. Vor ihm breiteten ſich die Parkwieſen, begrenzt von der Peile, die leiſe murmelnd dahinfließt, zur Rechten eingefaßt von hoher Tannenwand, während links das Auge frei hinüberſchweift bis zum fernen Gebirge. Die Zweige der Eiche breiten ihr Schattendach über den Raſtenden, und auf der grünen Fläche ſpielt der Sonnenſchein. Läſſig ſitzt er da, etwas zurückgelehnt wie ein von der Arbeit müder Mann. Eine vornehme Grazie aber liegt über der ganzen Erſcheinung. Das eine Bein iſt über das andere geſchlagen, die ſchlanken Hände halten über dem Knie gekreuzt ein rotſeidenes Taſchentuch; der lang-

schößige schwarze Rock ist bestaubt, die Krawatte verschoben, der breitkrämpige graue Filzhut zerdrückt; aber nicht auf diese Äußerlichkeiten richtet sich die Aufmerksamkeit des Herantretenden. Sie wird gefesselt von dem feingeschnittenen Profil des geistvollen Kopfes, das sich scharf von dem dunklen Hintergrund der Tannen abhebt, und von dem klaren Blick der wunderbaren hellgrauen Augen, in deren Glanz etwas liegt von dem Blitz des geschliffenen Edelsteins."[325])

Im September wohnte Moltke den Herbstübungen in Schwaben und im Elsaß bei und am 3. Oktober im Gefolge des Kaisers der Weihe des Kriegerdenkmals zu Freiburg i. B. — Tags vorher war sein eigenes Standbild in seiner Vaterstadt Parchim enthüllt worden. Die mecklenburgischen Lande hatten es ihrem großen Sohn, dem würdigen Stammesgenossen Blüchers, in freudiger Begeisterung gewidmet; ein Mecklenburger, der Bildhauer Brunnow, hatte es hergestellt. Auf dreistufigem Unterbau von mecklenburgischem Granit steht in würdiger, sinnender Haltung die fast drei Meter hohe Gestalt. Der Enthüllung wohnten der Großherzog, Entsendungen der mecklenburgischen Truppenteile sowie des Moltkeschen Grenadierregimentes bei; der Feldmarschall aber war durch seinen Bruder, den Kammerherrn Ludwig v. Moltke, und ‚die vier Riesen' vertreten, denn so nannte Moltke mit Vorliebe die stattlichen Söhne seines Bruders Adolf. An Ludwig schrieb der Feldmarschall am 7. Oktober, nachdem er Nachrichten über den schönen Verlauf der Feier empfangen: „Es war mir doch angenehm, das Fest aus sicherem Hinterhalt ansehen zu können. Denn wie mancher, der unter dem grünen Rasen Frankreichs schlummert, hat mehr getan als wir Lebenden: und auch unter diesen, wie ungerecht ist die öffentliche Meinung; ich nenne

nur Manteuffel, der bei den größten und erfolgreichſten Leiſtungen einer der unpopulärſten Männer in Deutſchland iſt.“

2.

Niemals ermattende Pflichttreue hat Moltke auch in ſeiner parlamentariſchen Tätigkeit voll bewährt. Kein Abgeordneter war im Beſuche des Reichstages gewiſſenhafter als er, und keiner übertraf ihn an Eifer, über die zur Verhandlung ſtehenden Fragen vollſte Klarheit zu gewinnen. Dieſem Urteil eines Fraktionsgenoſſen[326]) entſpricht vollkommen das eines politiſchen Gegners wie Ludwig Bambergers. „Wenn mich vor Jahren,“ ſo bemerkt dieſer, „ehe ich abgehärtet war, manchmal die ſchöne Zeit jammerte, die man da im Reichstag verſaß, ſo hatte ich immer Troſt im Anblick des damals noch in voller amtlicher Tätigkeit befindlichen Moltke, der ſo aufmerkſam und pflichttreu daſaß und zuhörte wie wenige. Und ſeine Zeit zu Hauſe war doch auch etwas wert! Zuhören iſt eine der ſchwerſten Künſte, und auch das können, wie ſo manches, heute am beſten preußiſche Militärs. So verſtand es Moltke.“[327]) Geredet hat er verhältnismäßig ſelten, und wenn er ſprach, ſo war es kurz, treffſicher und höchſt einfach. Er konnte ſo reden, weil er niemals über etwas ſprach, was er nicht vollkommen verſtand; und weil er ſich vollendeter Sachlichkeit befleißigte, ſchloſſen ſich an ſeine Äußerungen auch niemals jene bitteren perſönlichen Bemerkungen an, die ſonſt ſo oft den Schluß der Erörterungen bilden. Ehrfurchtsvolle Stille beherrſchte das Haus, ſobald Moltke ſich zum Wort erhob, und faſt immer war der Grundgedanke ſeiner Rede der Hinweis auf die Einheit der wahren Intereſſen von Heer, Staat und Volk. Das gilt

auch von der Rede, welche er am 24. April 1877 zugunsten der neu anzustellenden 122 Hauptleute hielt, eine Forderung, die ihm zum Ausgangspunkte hochwichtiger politisch-militärischer Darlegungen diente.[328])

Damals sagte er u. a.: „Wenn Sie die französischen Blätter lesen, selbst die tonangebenden, so finden Sie doch darin, gelinde ausgesprochen, eine große Abneigung gegen uns. Ich will nicht von Hohn, Spott und Geringschätzung sprechen, die sich darin kundgeben, denn dafür gibt es keinen vernünftigen Grund, das ist auch nur angeblich. Was aber die französische Presse nicht ausspricht und was die Wahrheit ist, das ist die Besorgnis, daß, nachdem Frankreich so oft über das schwache Deutschland hergefallen ist, nunmehr das starke Deutschland auch einmal ohne Grund und Anlaß über Frankreich herfallen werde. — Daraus, meine Herren, erklären sich viele Tatsachen; daraus erklärt sich die Riesenarbeit, die Frankreich ausgeführt hat, indem es in einer kurzen Reihe von Jahren mit großer Sachkenntnis und seltener Energie seine Armeeorganisation durchgeführt hat; daraus erklärt sich, daß seit dem letzten Friedensschlusse ein unverhältnismäßig großer Teil der französischen Armee in Paris und von dort bis unmittelbar dicht an unsere Grenze steht, namentlich Kavallerie und Artillerie in einem für alle Eventualitäten möglichst vorbereiteten Stande, ein Verhältnis, was nach meiner Auffassung, früher oder später notwendig einmal eine Ausgleichsmaßregel von unserer Seite herbeiführen muß. — Es ist dann doch ein beachtenswerter Umstand, daß in Frankreich, wo die Parteien, die sich ja in jedem Lande finden, wohl noch schroffer einander gegenüberstehen als bei uns, daß, sage ich, alle diese Parteien vollkommen einig sind in einem Punkt, einig darin, alles zu bewilligen, was für die Armee gefordert wird, während wir hier mühsam um kleine Etatspositionen ringen. Meine Herren, in Frankreich ist die Armee der Liebling der Nation, ihr Stolz und ihre Hoffnung; man hat in Frankreich der Armee ihre Niederlagen längst verziehen. Ich will nicht sagen, daß man bei uns die Siege der Armee vergessen hat; aber wenn man von ihr doch

bei der nächsten Veranlassung dieselbe Leistung noch einmal fordern wird, so sollte man nicht zu kärglich sein in Bewilligung derjenigen Mittel, die ihr nötig sind, um sich fortzuentwickeln . . ."

Am 1. Mai 1877 zog Moltke im Gefolge des Kaisers in Straßburg ein, wo der Empfang alle Erwartungen übertraf; namentlich die Haltung des Landvolkes überraschte und erfreute den Feldmarschall. Der Aufenthalt in Metz trug dagegen einen vorwaltend militärischen Charakter. — Dem Kaiser war bei der Gegenwart Moltkes immer im Herzen wohl, und er suchte jede Gelegenheit, ihm eine Freude zu machen. Als am 13. Oktober von der Danziger Werft eine neue Kreuzerfregatte vom Stapel lief, wurde sie auf seinen Befehl ‚Moltke' getauft.

Mit immer gleicher Sorgfalt und Gewissenhaftigkeit bearbeitete der Feldmarschall die von ihm den Generalstabsoffizieren gestellten taktischen Aufgaben, an deren schriftliche Lösung er nicht selten allgemeine Betrachtungen knüpfte, die von bleibendem Werte und oft von hoher Wichtigkeit für das Verständnis seiner Grundanschauungen vom Kriege sind. So schloß er z. B. seine Darlegungen über die im Jahre 1878 gestellte (58.) Aufgabe mit folgender Betrachtung.

„Wenn man solche Fragen, wie die hier gegebenen, beantworten will, so sucht man gern nach bestimmten Regeln und Lehrsätzen. Solche können aber nur durch die Wissenschaft geboten werden, und diese ist für uns die Strategie. Die Strategie ist aber nicht ebenso beschaffen wie die abstrakten Wissenschaften. Diese haben ihre feststehenden, bestimmten Wahrheiten, auf denen man weiter bauen, aus denen man weiter folgern kann. Das Quadrat der Hypotenuse ist stets gleich der Summe der Quadrate beider Katheten, das bleibt immer wahr, mag das rechtwinklige Dreieck groß oder klein, mag es seine Spitze nach

Osten oder Westen kehren. Man liest nun viel in theoretischen Büchern über die Vorteile des ‚Operierens auf der innern Linie'. Trotzdem wird man sich doch in jedem einzelnen Falle fragen müssen, was gerade am vorteilhaftesten ist ... Die Strategie ist die Anwendung des gesunden Menschenverstandes auf die Kriegführung. In ihrer Ausführung liegt die Schwierigkeit; denn wir sind abhängig von unendlich vielen Faktoren, wie Wind und Wetter, Nebel, falschen Meldungen usw. — Führt uns daher die theoretische Wissenschaft allein niemals zum Siege, so dürfen wir sie auch nicht ganz unbeachtet lassen. Sehr richtig sagt General v. Willisen: ‚Vom Wissen zum Können ist noch ein Sprung, vom Nichtwissen zum Können ist aber ein noch größerer.' Die besten Lehren für die Zukunft ziehen wir aus der eigenen Erfahrung; da diese stets aber nur gering bemessen sein wird, so müssen wir uns durch das Studium der Kriegsgeschichte die Erfahrungen anderer nutzbar machen. Ein anderes Hilfsmittel zur eigenen Fortbildung ist außerdem noch die Bearbeitung solcher fingierten Kriegslagen, wie unsere Aufgaben sie boten."

Gegenüber den heut im Vordergrunde stehenden Streitigkeiten der Theoretiker ist das unverkennbare leichte Achselzucken sehr bemerkenswert, mit welchem Moltke in dieser Äußerung von den Vorteilen des Operierens auf der inneren Linie spricht. Schwerlich hat er sie so hoch angeschlagen wie der doktrinäre Jomini, der dies Verfahren als die Quintessenz der Napoleonischen Strategie herausdestilliert und zum Dogma erhoben hat.

Im Februar 1878 übersandte der General der Kavallerie z. D. v. Hartmann dem Feldmarschall eine Schrift, welche den Widerstreit zwischen den Lehrmeinungen des modernen Völkerrechts und den Ansprüchen der Kriegsnotwendigkeit wissenschaftlich behandelte und Moltkes vollständige Zustimmung fand. „Wer den Krieg kennt," so antwortete er, „wird Ihrer Ansicht beitreten, daß er

ſich nicht in theoretiſche Feſſeln ſchlagen läßt. Die Milderung ſeiner Schrecken ſteht nur zu erwarten von einer ſtrengen Disziplin und von der fortſchreitenden allgemeinen Geſittung, von dem Zwange, den erſtere übt, und von der Humanität jedes einzelnen, welche jener Fortſchritt fördert.“[329]) Das iſt ein goldenes Wort, das aber trotz ſeiner ſo einleuchtenden Wahrheit von den Geſetzmachern, die alles in die ſpaniſchen Stiefel paragraphierter Vorſchriften einſchnüren möchten, noch immer nicht begriffen wird.

An ſolche Zuſendungen, wie die Hartmanns, hat ſich vielfach ein bedeutender, wenngleich ſtets ſehr knapp gehaltener Gedankenaustauſch geknüpft. Bemerkenswert ſind z. B. gleich die Äußerungen Moltkes, die ein Schreiben des Paſtors Baumann, Sekretärs der Evangeliſchen Allianz, hervorrief, mit dem dieſer ihn zum Eintritt in den Bund aufforderte. Moltke lehnte das von Creiſau aus am 10. Mai folgendermaßen ab:[330])

„Dem Beſtreben, die verſchiedenen Abteilungen der evangeliſchen Kirche auf einem gemeinſamen Boden zu verſammeln, kann ich nur volle Anerkennung zollen, befürchte aber, daß das durch die gütigſt mitgeteilten neuen Lehrpunkte des Evangeliſchen Bundes ſcharf umgrenzte Gebiet dafür zu eng ſein wird. Die Zahl derer iſt groß, welche die Wahrheit redlich ſuchen, aber nicht zu der Erkenntnis gelangt ſind, welche die Statuten als die ausſchließlich richtige bezeichnen, und die für einen evangeliſchen Geiſtlichen gewiß der korrekte Standpunkt iſt. Es ſind nicht Leugner und Zweifler, die, wenn ſie ehrlich gegen ſich ſelbſt ſein wollen, nicht behaupten können, daß jene Punkte ihre wahre Überzeugung bilden. Ich ſelbſt gehöre zu dieſen, und muß daher ablehnen, in das Komitee des Deutſchen Zweiges des Evangeliſchen Bundes einzutreten.“

Das ist die Sprache eines echten Protestanten, der gegen jede unbedingte Geltung irgend einer alleinseligmachenden Lehrmeinung protestiert und festhält an der fröhlichen Freiheit des Christenmenschen, nach seiner eigenen Überzeugung zu leben.

Am Tage, nach dem der Feldmarschall jene Zeilen geschrieben, erfolgte in Berlin der Mordangriff Hödels auf den greisen Kaiser. Infolgedessen wurde im Reichstage das Sozialistengesetz eingebracht, das Moltke am 24. Mai lebhaft befürwortete.[331])

„Ich wünsche aufrichtig, daß die geehrten Mitglieder, die gestern und heute die Regierungsvorlage bekämpften, nicht allzubald in die Lage geraten mögen, eben dieses Gesetz oder ein ähnliches, vielleicht ausgestattet mit noch größeren Beschränkungen, selbst von der Regierung zu verlangen . . . Ich fürchte, daß die Leiter der Sozialdemokratie schon heute bedenklich nahe an die Grenze gedrängt sind, wo man von ihnen die Erfüllung ihrer Zusagen und Verheißungen fordert. Diese Herren werden am besten wissen, daß das seine Schwierigkeit haben wird. Sie können sich nicht dagegen verschließen, daß die erste Güterteilung die hundertste involviert, daß in dem Augenblicke, wo wir alle gleich reich, wir alle gleich arm geworden sind, daß Not, Elend und Entbehrungen untrennbare Bedingungen des menschlichen Daseins sind, daß keine Form der Regierung, keine Gesetzgebung und überhaupt keine menschliche Einrichtung Elend und Not jemals aus der Welt schaffen werden. Wohin wäre es auch mit der Entwicklung des Menschengeschlechtes gekommen, wenn diese zwingenden Elemente nicht in Gottes Weltordnung enthalten wären! Nein, ohne Sorge und Arbeit wird auch die Zukunft nicht sein; aber ein Mensch, der hungert und friert, fragt nicht viel nach den Konsequenzen, der Zukunft; er greift nach den Mitteln, welche die Gegenwart ihm bieten kann. Lange zurückgedrängte Leidenschaften, enttäuschte Hoffnungen werden zu gewaltsamen Ausbrüchen drängen, welche die Leiter am aller-

wenigſten verhindern können; denn die Revolution hat bisher noch immer ihre Führer zuerſt verſchlungen. — Wie ſteht nun die Regierung demgegenüber? — Meine Herren, man ſollte doch aufhören, die Regierung gewiſſermaßen als eine feindliche Potenz zu betrachten, die nur möglichſt zu beſchränken und einzuengen iſt. Gewähren wir ihr doch die Machtfülle, welche ſie braucht, um aller Intereſſen zu ſchützen! Was das auf ſich hat, wenn die Regierung die Zügel aus ihren Händen ſchlüpfen läßt, wenn die Gewalt an die Maſſen übergeht, darüber belehrt uns die Geſchichte der Kommune in Paris. Da war die Gelegenheit geboten, wo die Demokratie ihre Ideen in die Wirklichkeit überführen konnte, wo ſie, wenigſtens eine Zeitlang, eine Regierung nach ihren Idealen einrichten konnte. Aber geſchaffen, meine Herren, hat ſie doch nichts, wohl aber vieles zerſtört. Die aktenmäßigen Berichte aus franzöſiſcher Feder über dieſe traurige Epiſode laſſen uns in einen Abgrund der Verwerflichkeit blicken; ſie ſchildern uns Zuſtände und Begebenheiten im 19. Jahrhundert, welche man für geradezu unmöglich halten ſollte, wenn ſie nicht unter unſeren Augen verlaufen wären, vor dem ſtaunenden Blick unſerer Okkupationsarmeen, welche den Dingen bald ein Ende gemacht hätten, wenn ſie nicht genötigt geweſen wären, mit ‚Gewehr bei Fuß‘ dem Verlaufe zuzuſchauen.

Meine Herren, ſolche Dinge beabſichtigen ganz gewiß unſere arbeitenden Klaſſen nicht, auch nicht deren irregeleiteter Teil; aber auf dem Wege des Umſturzes werden die beſſeren Elemente ſehr bald überholt durch die ſchlechteren. Hinter dem gemäßigt Liberalen ſteht gleich jemand, der viel weiter gehen will als er. Das iſt überhaupt der Irrtum ſo vieler geweſen, daß ſie glaubten, ungefährdet nivellieren zu können, bis auf ihr Niveau; dann ſollte die Bewegung ſtillſtehen. Als ob ein in voller Fahrt heranbrauſender Eiſenbahnzug plötzlich Halt machen könnte, — wobei ja auch die den Hals brechen würden, welche darin ſind. Meine Herren, hinter dem ehrlichen Revolutionär tauchen dann jene dunklen Exiſtenzen auf, die ſogenannten Baſſermannſchen Geſtalten vom Jahre 1848, die professeurs des barricades und die Petroleuſen der Kommune vom Jahre 1871.“

Moltke fand kein Gehör, so bedeutend auch der Eindruck seiner Rede war. Am 2. Juni erfolgte der verruchte Mordanschlag Nobilings, die schwere Verwundung des gütigen Königs. Der Reichstag wurde aufgelöst. Gegen den Wunsch seiner Familie erklärte der Feldmarschall sich bereit, abermals ein Mandat anzunehmen. Er schrieb damals seinem Neffen Wilhelm v. Moltke: „Bei den obwaltenden Verhältnissen, wo es darauf ankommt, die wichtigen Gesetze über Sozialdemokratie und Steuerreform durchzubringen, kann ich ein Mandat nicht wohl ablehnen, zu welchem ich in zwei besonders schlimmen Kreisen in Vorschlag gebracht werde, in Heydekrug und Teltow-Storkow. Die einzige Hoffnung ist, daß ich in beiden durchfalle.“[332]) Er ward jedoch wiedergewählt, und am 21. Oktober 1878 wurde ein neues, wesentlich verschärftes Sozialistengesetz veröffentlicht — wie das der Feldmarschall vorausgesagt hatte.

Nach dem Attentat auf den Kaiser wurde im ganzen Deutschen Reiche von einem Ausschusse, an dessen Spitze Moltke stand, eine Geldsammlung angeordnet. Die sich dabei ergebende Summe (1739000 Mark) wurde unter dem Namen ‚Wilhelmsspende‘ zu Alterversorgungszwecken für Arbeiter verwandt. Der Feldmarschall überreichte sie zu diesem Ende dem Kronprinzen.

Bei den Herbstmanövern in Hessen erkrankte Moltke an der Gesichtsrose und mußte zu Kassel vierzehn Tage das Bett hüten.

Am 8. März 1879 richtete Kaiser Wilhelm folgende Kabinettsorder an Moltke:

„Mein lieber General-Feldmarschall! Wenn ich Ihnen bei der heutigen Feier Ihres 60jährigen Dienstjubiläums das anbeifolgende Kreuz mit Stern des Ordens pour le

mérite verleihe, so wünsche ich hierdurch zu betätigen, daß es keine Anerkennung großer Taten und militärischen Verdienstes geben kann, auf welche Sie nicht einen gerechten Anspruch erworben hätten. Sie werden den Stern mit dem Bilde Meines großen Vorfahren mit dem erhebenden Bewußtsein tragen, in Wahrheit für alle Zeiten zu denjenigen zu gehören, die das Erbe des großen Königs — den Kriegsruhm der preußischen Armee — treu behütet haben, und auf welche sein Auge von oben sicherlich mit Wohlgefallen gesehen hat. — Meine zugleich beifolgende Reiterstatuette möge Ihnen das Bild des Königs vergegenwärtigen, mit dem Sie die Schlachten von Königgrätz, Gravelotte und Sedan schlugen, der Ihnen schon so oft aus tiefinnerstem Herzen gedankt hat und der es auch heute mit dem innigen Wunsche tut, daß Sie ihm, der Armee und dem Vaterlande noch recht lange erhalten bleiben mögen.

Ihr stets dankbarer König

Wilhelm."

Die Auszeichnung durfte als ganz außerordentlich gelten; denn dies Großkreuz des Ordens pour le mérite, welches König Wilhelm am 20. September 1866 gestiftet hatte, war bisher nur Ihren Königlichen Hoheiten dem Kronprinzen und dem Prinzen Friedrich Karl verliehen worden, und nach beider Tode hat Moltke es allein getragen. — Der Kronprinz übersandte ihm zur denkwürdigen Feier mit einem Telegramm von London sein Bildnis. — Zwei Tage nach dem Jubiläum empfing der Feldmarschall das Offizierkorps des Generalstabs, welches ihm im Verein mit den Militärbevollmächtigten der deutschen Bundesstaaten und Entsendungen des bayerischen, sächsischen und württembergischen Generalstabs das Modell eines Denkmals Kaiser Wilhelms überreichte. Es bereitete dem Gefeierten offenbar Freude; er sah wohl und heiter aus und sprach frisch und kräftig. Am 15. August wurde das Denkmal im Garten von Creisau vor dem Schlosse enthüllt. Auf einem Sockel aus rohem Striegauer Granit

ruht ein polierter Granitwürfel, und darauf eine abgestumpfte vierseitige Pyramide gleichen Stoffes, auf der eine stark vergoldete Bronzebüste des Königs steht. Das Ganze ist ungefähr drei Meter hoch. Die dem Schlosse zugewendete Seite trägt auf einer mit Lorbeerkränzen geschmückten Bronzetafel die Inschrift: ‚Dem General-Feldmarschall Grafen von Moltke zum 60jährigen Dienstjubiläum. Der Deutsche Generalstab. 8. März 1879.'

Den lieben Landaufenthalt hatte der Unermüdliche diesmal übrigens anfangs Juli unterbrechen müssen, um, wie er seinem Bruder schrieb, bei der dritten Lesung der wichtigen Zoll- und Steuervorlage seiner Partei nicht zu fehlen; doch durfte er bald nach Creisau heimkehren. Dann aber nahm er an den großen Manövern des I. und II. Korps in Preußen und Pommern teil und führte bei Stettin sein Kolbergisches Grenadierregiment in der Parade dem Kaiser vor. Von da ging es nach dem Reichslande, um sich bei Besichtigung der Metzer Schlachtfelder in Begleitung des Kriegsherrn zu befinden, und am 3. Oktober schreibt er aufatmend seiner Schwester aus Schlettstadt: „Die Manöver und die ganze Kaiserreise sind beendet. Zu Anfang habe ich sehr gezweifelt, ob ich alles bis zu Ende mit durchmachen würde. Es ist ja gottlob gegangen, aber nur mit äußerster Anstrengung, und es ist das letztemal. Jetzt kann ich mich mehr schonen; aber ich wünsche sehnlichst, die kurze Zeit, die ich noch vor mir habe, in Ruhe zubringen zu können und mich in ein bescheidenes Dunkel zurückziehen zu dürfen. Die Zukunft, vielleicht eine sehr nahe, kann Verhältnisse herbeiführen, denen ich mich nicht mehr gewachsen fühle." Er kam aber auch jetzt noch nicht zur Ruhe; denn nun hatte er noch die Generalstabsreise zu leiten, und als er auf dieser in Freiburg angelangt war, erhielt er durch den Feldjäger

ein Schreiben des Fürſten Bismarck, der damals mit der Einleitung des öſterreichiſchen Bündniſſes beſchäftigt war, welches ihn aufforderte, dem ſich in Baden-Baden aufhaltenden Kaiſer Wilhelm ſeine (Moltkes) Anſichten über eine Allianz Deutſchlands mit Öſterreich vorzutragen. — Nachdem auch dies geſchehen, ſtattete der Feldmarſchall dem Könige von Sachſen einen ihm lange zugedachten Beſuch in Dresden ab und begab ſich endlich nach Creiſau, wo er für ſeine Nachbarn noch eine Treibjagd veranſtaltete. — Alles das am Ausgange des achtzigſten Lebensjahres!

An Moltkes Geburtstage, dem achtzigſten, ſchrieb ihm der König: „Man ſagt, daß Sie heute die Ziffer beſchreiten, die ich bereits mit 2½ addiere. Ich kann es daher nicht unterlaſſen, Ihnen zu dieſem gewaltigen: Vorwärts! meine treuſten Wünſche für Ihre ganze Zukunft darzubringen. Möge ſie ſo ruhmvoll ſein wie die Vergangenheit, und möge der, der dann Ihr König ſein wird, eine ſo treue Stütze und weiſen Ratgeber in Ihnen finden, wie gefunden hat Ihr ſtets dankbarer König Wilhelm.“

Die Regierung hatte ſich neuerdings im Eiſenbahnweſen dem Staatsbahnſyſtem zugewendet, und hierbei fand ſie die entſchiedene Unterſtützung des Feldmarſchalls. Als am 17. Dezember ein Geſetzentwurf betreffend den Erwerb mehrerer Privateiſenbahnen für den Staat im Herrenhauſe zur Erörterung kam, bemerkte er u. a.: [333])

„Es iſt unzweifelhaft, daß die Verſtaatlichung der wichtigſten Bahnlinien des Staates im militäriſchen Intereſſe durchaus wünſchenswert iſt. Die Eiſenbahnen ſind in unſerer Zeit eines der weſentlichſten Kriegsmittel geworden; der Transport ſehr großer Truppenmaſſen nach beſtimmten Punkten iſt eine äußerſt verwickelte und umfaſſende Arbeit, die fortwährend kurrent er-

halten werden muß. Jede neue Verbindungslinie bewirkt eine Änderung darin. Selbst wenn wir nicht auf allen Eisenbahnen fahren, so müssen wir doch die Betriebsmittel sämtlicher in Anspruch nehmen, und es liegt auf der Hand, daß eine wesentliche Vereinfachung entsteht, wenn künftighin darüber nicht mit 49 Behörden, sondern im wesentlichen nur mit einer zu verhandeln sein würde. Meine Herren, ich verkenne durchaus nicht die Leistungen, welche wir in wichtigen Zeitabschnitten den Privatbahnen zu verdanken gehabt haben; aber ich bin überzeugt, daß sich noch ein besseres Resultat herstellen läßt."

Das Reichsmilitärgesetz vom 2. Mai 1874 war nur bis zum Jahresschlusse 1881 gültig. Die Regierung mußte daher rechtzeitig nicht nur für dessen Verlängerung sorgen, sondern auch bei einer neuen Vorlage auf diejenigen Ergänzungen und Verbesserungen Bedacht nehmen, welche teils durch die auswärtigen Verhältnisse, teils durch gewisse Mängel des bisherigen Gesetzes bedingt waren. Wie gewöhnlich stießen die Forderungen auf Widerspruch, den Moltke in der Reichstagssitzung vom 1. März 1880 höchst wirksam bekämpfte.

„Meine Herren," äußerte er,[334]) „alle Nationen bedürfen gleichmäßig des Friedens, und ich möchte behaupten, alle Regierungen werden den Frieden halten, solange sie stark genug sind, es zu können. Viele betrachten ja die Regierung wie eine Art feindlicher Macht, die man nicht genug einschränken und beengen kann. Ich meine, man solle sie in aller Weise stärken und stützen; eine schwache Regierung ist ein Unglück für jedes Land und — eine Gefahr für den Nachbar. — Wir haben alle Kriege ausbrechen sehen, die weder das Staatsoberhaupt noch das wirkliche Volk gewollt haben, sondern die Parteihäupter, welche sich zu seinen Wortführern aufwarfen, die leicht beeinflußbare Menge und schließlich auch die Regierung nach sich zogen. Annexions- und Revanchegelüste, Mißbehagen über innere Zustände, das

Streben, stammverwandte Völkerschaften an sich zu ziehen, die im Laufe der Zeiten anderen Staatenbildungen eingefügt sind, — dies und vieles andere kann auch in Zukunft immer wieder neue Verwicklungen hervorrufen, und so fürchte ich allerdings, daß wir noch lange die schwere Rüstung tragen müssen, welche unsere geschichtliche Entwickelung und unsere Weltstellung uns aufnötigen . . . Alle unsere Nachbarn haben mehr oder weniger Rückenfreiheit; sie haben Pyrenäen oder Alpen hinter sich oder halbbarbarische Völkerschaften, die sie nicht zu fürchten brauchen. Wir stehen unter den großen Mächten mitten inne. Unsere Nachbarn im Westen und Osten haben nur nach einer Seite Front zu machen, wir nach allen; sie haben schon im Frieden einen bedeutenden Teil ihrer Heeresmacht nahe an unseren Grenzen disloziert, während unsere Regimenter gleichmäßig verteilt stehen über das ganze Reich . . . Dazu kommt nun das stete Anwachsen der Heere um uns. Rußland hat mit gutem Grunde schon vor dem Türkenkriege eine erhebliche Erweiterung seiner ohnehin starken Heeresmacht angeordnet und hat diese Organisation nach dem Frieden durchgeführt und beibehalten . . . Frankreich hat seit dem Jahre 1874, also in sechs Jahren, seine Armee mehr als verdoppelt, und, meine Herren, in dieser selben Zeit, oder vielmehr schon seit dem letzten Frieden, sind wir ruhig stehen geblieben bei einem Prozent einer antiquierten Volkszählung. Es kommt sodann in Betracht der hohe Präsenzstand unserer Nachbarn. Frankreich hält unter den Waffen 497 000 Mann, während Deutschland bei einer um mehrere Millionen stärkeren Bevölkerung 401 000 Mann bei den Fahnen hat. Das ist eine Differenz von nahe 100 000 Mann. Die russische Friedenspräsenz beträgt das doppelte der unserigen: 800 000 Mann. — Für die Kriegsstärken kommt natürlich in Betracht die Zahl der Jahrgänge, welche verfügbar sind, und da finden Sie in Frankreich 20 Jahre, in Rußland 15 und bei uns 12 . . . Und dabei mutet man uns zu, großmütig das erste Beispiel der Entwaffnung zu geben! — Hat der deutsche Michel überhaupt jemals das Schwert gezogen, als um sich seiner Haut zu wehren? — Wenn nun

unter diesen Umständen die Regierung glaubt, eine mäßige Vermehrung unseres Friedenskadres beantragen zu müssen, können wir uns dagegen verschließen, wenn wir nicht ganz hinter unseren Nachbarn zurückbleiben wollen? . . . Schützen wir vor allem die Ehre und die Sicherheit des Reiches, wahren wir die langersehnte, die endlich erreichte Einheit der Nation . . . Darin liegt eine Drohung für niemand, wohl aber eine Bürgschaft für friedliche Zustände in unserem Weltteil, vorausgesetzt, daß wir stark und gerüstet sind. Mit schwachen Kräften, mit Armeen auf Kündigung läßt sich das Ziel nicht erreichen; nur in der eigenen Kraft ruht das Schicksal jeder Nation!"

Seine Erholung fand Moltke immer wieder auf dem Lande. Er hatte eine sehr traurige Kindheit gehabt, und darum war er bemüht, so weit es in seiner Macht lag, Kinder vor den trostlosen Eindrücken zu bewahren, die auf sein eigenes Leben einen Schatten geworfen hatten. Dafür gab nicht nur das Verhalten gegen die Kinder seiner Verwandtschaft Zeugnis, nicht nur sein überaus reges Interesse für die Oberlin-Sache, sondern er richtete auch in Creisau unter Leitung einer ‚Schwester Selma' eine Kinderspielschule ein, an welcher er seine helle Freude hatte.

Im August begab Moltke sich nach Gastein. Auf Empfehlung stieg er unterwegs zu Wien im Hotel Munsch ab, und da traf es sich seltsam, daß er nicht nur in demselben Gasthofe, sondern auch in demselben Zimmer wohnte, wo er vierzig Jahre früher bei Rückkehr aus der Türkei sechs Wochen lang am Donaufieber krank gelegen hatte. Von Gastein war er wieder ganz entzückt; wenn er sonst keinen Ausflug machte, legte er doch die eine Stunde lange Kaiserpromenade zurück und ging sogar oft weit über sie hinaus. Von Gastein begab er sich noch zu den Passionsspielen in Oberammergau.

Digitized by Google

Auf ſeine Bitte war der Feldmarſchall in dieſem Jahre von der perſönlichen Leitung der Generalſtabsreiſe entbunden worden; an ſeiner Statt hatte ſie der General Graf Walderſee übernommen; allein den großen Herbſtübungen des Garde- und des III. Armeekorps in der Mark Brandenburg hatte Moltke doch als Begleiter des Kaiſers beizuwohnen.

Zu ſeinem Geburtstage begrüßte unter vielen anderen den Feldmarſchall der Hofprediger Schaubach in Meiningen mit einem warm empfundenen Gedichte. Moltke antwortete darauf mit folgenden ſehr bezeichnenden Zeilen:[335])

„Berlin, den 27. Oktober 1880. Geehrter Herr Hofprediger! Herzlichen Dank für Ihre ſchönen, von wahrem Gefühl belebten Verſe. Ja! voll Mühe und Arbeit ſind meine und wohl auch Ihre Lebenswege geweſen. Ich ſtehe nahe am Ende der meinigen. Aber welcher ganz andere Maßſtab als hier wird in einer künftigen Welt an unſer irdiſches Wirken gelegt werden. Nicht der Glanz des Erfolges, ſondern die Lauterkeit des Strebens und das treue Beharren in der Pflicht, auch da, wo das Ergebnis kaum in die äußere Erſcheinung trat, wird den Wert eines Menſchenlebens entſcheiden. Welche merkwürdige Umrangierung von hoch und niedrig wird bei der großen Muſterung vor ſich gehen. Wiſſen wir doch ſelbſt nicht, was wir uns, was wir anderen oder einem höheren Willen zuzuſchreiben haben. Es wird gut ſein, in erſterer Beziehung nicht zuviel in Rechnung zu ſtellen . . .“

Die Beziehungen des Völkerrechtes zum Kriege, über welche Moltke ſich bereits früher [S. 592 und S. 603] geäußert hatte, wurden ihm aufs neue Gegenſtand der Erwägung und Ausſprache, als ihm Profeſſor Bluntſchli, Mitglied des Inſtituts für Völkerrecht, das von dieſem in Oxford beſchloſſene Manuel des lois de la

Der Generalfeldmarſchall in ſeinem Arbeitszimmer auf Schloß Creiſau

Nach einer Originalaufnahme von A. Bockmann in Lübeck

guerre sur terre übersandte, um dessen Anerkennung durch den Feldmarschall zu gewinnen. Diese Anerkennung konnte nur eine bedingte sein. Graf Moltke erwiderte am 11. Dezember 1880:[336])

„. . . Zunächst würdige ich vollkommen das menschenfreundliche Bestreben, die Leiden zu mildern, welche der Krieg mit sich führt. — Der ewige Friede ist ein Traum und nicht einmal ein schöner, und der Krieg ein Glied in Gottes Weltordnung.[337]) In ihm entfalten sich die edelsten Tugenden des Menschen: Mut und Entsagung, Pflichttreue und Opferwilligkeit mit Einsetzung des Lebens. Ohne den Krieg würde die Welt im Materialismus versumpfen.[338]) Durchaus einverstanden bin ich ferner mit dem in der Vorrede ausgesprochenen Satz, daß die allmählich fortschreitende Gesittung sich auch in der Kriegführung abspiegeln muß; aber ich gehe weiter und glaube, daß sie allein, nicht ein kodifiziertes Kriegsrecht dies Ziel zu erreichen vermag. — Jedes Gesetz bedingt eine Autorität, welche dessen Ausführung überwacht und handhabt, und diese Gewalt eben fehlt für die Einhaltung internationaler Verabredungen. Welche dritten Staaten werden um deshalb zu den Waffen greifen, weil von zwei kriegführenden Mächten durch eine oder beide die lois de la guerre verletzt sind. Der irdische Richter fehlt. Hier ist nur der Erfolg zu erwarten von der religiösen und sittlichen Erziehung der einzelnen, von dem Ehrgefühl und dem Rechtssinne der Führer, welche sich selbst das Gesetz geben und danach handeln, soweit die abnormen Zustände des Krieges es überhaupt möglich machen. — Nun kann doch auch nicht in Abrede gestellt werden, daß wirklich die Humanität der Kriegführung der allgemeinen Milderung der Sitten gefolgt ist. Man vergleiche nur die Verwilderung des Dreißigjährigen Krieges mit den Kämpfen der Neuzeit! — Ein wichtiger Schritt zur Erreichung des erwünschten Zieles ist in unseren Tagen die Einführung der allgemeinen Militärpflicht gewesen, welche die gebildeten Stände in die Armeen einreiht. Freilich sind auch die rohen und gewalttätigen Elemente geblieben; aber sie bilden nicht nur wie früher den alleinigen Be-

ſtand. — Zwei wirkſame Mittel liegen außerdem in der Hand der Regierungen, um den ſchlimmſten Ausſchreitungen vorzubeugen: die ſchon im Frieden gehandhabte und eingelebte ſtrenge Manneszucht und die adminiſtrative Vorſorge für Ernährung der Truppen im Felde. Ohne dieſe Vorſorge iſt auch die Disziplin nur in beſchränktem Maße aufrecht zu erhalten. Der Soldat, welcher Leiden und Entbehrungen, Anſtrengung und Gefahr erduldet, kann nicht nur en proportion avec les ressources du pays, er muß alles nehmen, was zu ſeiner Exiſtenz nötig iſt. Das Übermenſchliche darf man von ihm nicht fordern. — Die größte Wohltat iſt die ſchnelle Beendigung des Krieges, und dazu müſſen alle nicht geradezu verwerflichen Mittel freiſtehen. Ich kann mich in keiner Weiſe einverſtanden erklären mit der Déclaration de St. Pétersbourg, daß die ‚Schwächung der feindlichen Streitmacht' das allein berechtigte Vorgehen im Kriege ſei. Nein, alle Hilfsquellen der feindlichen Regierung müſſen in Anſpruch genommen werden: ihre Finanzen, Eiſenbahnen, Lebensmittel, ſelbſt ihr Preſtige. Mit dieſer Energie und doch mit mehr Mäßigung als je zuvor iſt der letzte Krieg gegen Frankreich geführt worden. Nach zwei Monaten war der Feldzug entſchieden, und erſt als eine revolutionäre Regierung ihn zum Verderben des eigenen Landes noch vier Monate länger fortſetzte, nahmen die Kämpfe einen erbitterten Charakter an. — Gern erkenne ich an, daß das Manuel in klaren und kurzen Sätzen den Notwendigkeiten im Kriege in höherem Maße Rechnung trägt, als dies in früheren Verſuchen der Fall geweſen iſt. Aber ſelbſt die Anerkennung der dort aufgeſtellten Regeln durch die Regierungen ſichert noch nicht deren Ausführung. Daß auf einen Parlamentär nicht geſchoſſen werden darf, iſt ein längſt allſeitig zugeſtandener Kriegsgebrauch, und doch haben wir denſelben im letzten Feldzuge mehrfach übertreten geſehen. Kein auswendig gelernter Paragraph wird den Soldaten überzeugen, daß er (§ 2 ad 43) in der nicht organiſierten Bevölkerung, welche (spontanément, alſo aus eigenem Antriebe) die Waffen ergreift und durch welche er bei Tag wie bei Nacht nicht einen Augenblick ſeines Lebens

ſicher iſt, einen regelrechten Feind zu erblicken habe ... Im Kriege, wo alles individuell aufgefaßt ſein will, werden, wie ich glaube, nur die Paragraphen wirkſam werden, welche ſich weſentlich an die Führer wenden. Dahin gehört, was das Manuel über Verwundete, Kranke, Ärzte und Sanitätsmaterial ſagt, die allgemeine Anerkennung ſchon dieſer Grundſätze ſowie die über Behandlung der Gefangenen würde ein weſentlicher Fortſchritt zu dem Ziele ſein, welches das ‚Inſtitut für Völkerrecht' mit ſo rühmlicher Beharrlichkeit erſtrebt."

Dieſe Erörterung wurde fortgeſetzt durch den Brief eines Mr. Goubareff zu Beaulieu in den Alpes maritimes, welcher ſich gegen Moltkes Schreiben an Bluntſchli wendet, und dem ein Memorandum über ſeine Anſchauung vom Kriege beilag.

Der Feldmarſchall antwortete ihm:[339])

„... Sie erklären den Krieg bedingungslos für ein Verbrechen, wenn auch ein in Verſen beſungenes; ich halte ihn für ein letztes, aber vollkommen gerechtfertigtes Mittel, das Beſtehen, die Unabhängigkeit und die Ehre eines Staates zu behaupten ... Ganz auf ihn verzichten kann kein Staat ... Nicht den Wallenſtein, ſondern Max läßt unſer großer Dichter ſprechen:

Der Krieg iſt ſchrecklich wie des Himmels Plagen,
Doch iſt er gut, iſt ein Geſchick wie ſie.

Und daß der Krieg auch ſeine ſchöne Seite hat, daß er Tugenden zur Ausführung bringt, die ſonſt ſchlummern oder erlöſchen würden, kann wohl kaum in Abrede geſtellt werden ... Ihr Memorandum betont beſonders die kriegeriſche Neigung der germaniſchen Raſſe; ich bitte Sie, die Geſchichte unſeres Jahrhunderts durchzumuſtern und zu urteilen, ob von Deutſchland die Kriege ausgegangen ſind ..."

Dem Kaiſer war an ſeinem Geburtstage 1881 das nach zehnjähriger Arbeit im Generalſtabe vollendete Werk über den Deutſch-franzöſiſchen Krieg überreicht

worden. Bei dieſer Gelegenheit hatte Moltke Auszeichnungen für einige der Mitarbeiter beantragt. Der Kaiſer erklärte dieſelben nicht bewilligen zu können, „ohne deſſen eingedenk zu ſein, daß vor allem Ihre Tätigkeit und Ihre Leitung es geweſen iſt, welche dieſe umfangreiche und ſchwierige Arbeit zu einer ſo wohlgelungenen gemacht hat ... Ich wünſche Ihnen Glück zu dem gewiß ſehr ſeltenen Reſultat, daß ſich bei Ihnen mit dem hervorragendſten Verdienſte um die erfolgreiche Durchführung des Krieges ſelbſt auch das einer würdigen Darſtellung desſelben vereinigt.“[340])

Die erſte Hälfte des Sommers verlebte der greiſe Feldmarſchall in Creiſau. Am 25. Juli trat er mit ſeinem Neffen Helmuth v. Moltke einen achttägigen Ausflug in das Tatragebirge an und folgte dann einer Einladung des Königs von Schweden nach Stockholm, wo er am 10. Auguſt eintraf und zum Mitgliede der ‚Kongl. Krigsvetenskaps-Akademien‘ ernannt wurde. Dieſe Akademie iſt im Jahre 1796, und zwar nicht als Lehranſtalt, ſondern als gelehrte Geſellſchaft gegründet worden und als ſolche einzig in ihrer Art. Ihr anzugehören, hat immer als eine beſondere Auszeichnung gegolten, zumal die Zahl der auswärtigen Mitglieder ſtets außerordentlich beſchränkt geweſen iſt.[341])

Der Herbſt brachte dann die Kaiſermanöver des IX. und X. Korps in den Elbherzogtümern und in Hannover, und daran ſchloß ſich eine Generalſtabsreiſe in Holſtein, deren wichtigſter Zweck darin beſtand, Klarheit zu verſchaffen über die Frage der Befeſtigung der Landſeite Kiels, als des wichtigſten Marine-Etabliſſements. Bei der Gelegenheit wurden die Befeſtigungen von Sonderburg und die Düppeler Schanzen beſucht, wobei der Feldmarſchall 16 Kilometer zu Fuß zurücklegte und dann noch

an einem von den Seeoffizieren angebotenen Abendeſſen in Kiel teilnahm. Er erhob ſich dabei zu einem Trinkſpruch auf die Marine und ſagte etwa folgendes: „Sie, meine Herren Kameraden von der Marine, haben den hohen Beruf, Deutſchlands Ehre in der weiten Welt zu vertreten und ſein Anſehen zu wahren. Kehren Sie in die Heimat zurück, ſo iſt es billig, daß Ihrer ein ſicheres und behagliches Neſt wartet, in dem Sie ſich zu neuen Taten rüſten können. Dies Ihnen zu bereiten, ſind die Offiziere des Großen Generalſtabs hier anweſend. — Wir von der Landarmee ſehen nicht viel von der weiten Welt; unſere Grenzen ſind uns gezogen. Manchmal zwar betreten auch wir fremde Länder . . .“ Bei dieſen letzten Worten, die der Redner mit humoriſtiſchem Lächeln ſprach, brach ein ſolcher Beifallsſturm aus, daß das Weitere verhallte.[342])

Im allgemeinen faßte ſich Moltke bei Tiſchreden ſo kurz wie nur menſchenmöglich. An Königs Geburtstag, bei dem er ſtets ſein Offizierkorps bei ſich ſah, hob er das Sektglas und rief mit lauter Stimme vier Wörter: „Des Königs Majeſtät! Hoch!“ Später verlängerte ſich der Satz durch die Hinzufügung ‚und Kaiſers‘, und in der Folge wandelte ſich zuweilen durch die Wortſtellung um ein Geringes die Zahl der Wörter des Trinkſpruchs, ſo daß auf dieſe gewöhnlich gewettet wurde.

An ſeinem eigenen Geburtstage hatte Moltke die Freude, daß zu Köln a. Rh. ſein Standbild feierlich enthüllt wurde. Das ſchöne, ſchlichte und ſehr charakteriſtiſche Bronzedenkmal iſt von Schaper hergeſtellt und ſchmückt den baumbeſchatteten kleinen Laurenzplatz in der Nähe des Rathauſes.

Den Einundachtzigjährigen verlangte es aber nun doch nach Ruhe, und am 12. November richtete er an des Königs Majeſtät ein Abſchiedsgeſuch.

Wenige Tage ſpäter trat der Reichstag zuſammen; Moltke übernahm das Alterspräſidium und hielt am 16. Dezember eine Rede zugunſten der Einrichtung einer Unteroffiziervorſchule in Neu-Breiſach. Er erklärte die allgemeine Wehrpflicht für das beſte Mittel, die Elſäſſer an Deutſchland zu gewöhnen. An die Jugend müſſe man ſich halten; die Alten werde man kaum noch zum Deutſchtum bekehren. Trotzdem wurde die Forderung des Kriegsminiſters abgelehnt, und die Berliner ‚Voſſiſche Zeitung‘ ſprach ſich über dieſe Abſtimmung mit den Worten aus, Moltke ſei weiter nichts als ‚ein verdienter Fachmann‘, der von den ‚durch keine Voreingenommenheit befangenen Abgeordneten‘ korrigiert werden müſſe.

Anders als die Voſſiſche Zeitung dachte der Kaiſer über Moltkes Bedeutung. Die Antwort auf ſein Abſchiedsgeſuch erfolgte am 27. Dezember — ſo ſpät, weil ihr wohl manche Erwägung und Beſprechung vorangegangen war — in nachſtehender Kabinettsorder: „Auf Ihren Antrag vom 12. November cr. kann Ich Ihnen nur erwidern, daß Ihre Verdienſte um die Armee viel zu groß ſind, um jemals — ſo lange Sie leben — an Ihr Scheiden aus derſelben denken zu können, und daß Mir Ihr Rat und Ihre Unterſtützung viel zu wertvoll ſind, um Mich in das Entbehren derſelben finden zu können, ſo lange uns Gottes Wille beiſammen läßt. Ich kann daher weder jetzt, noch überhaupt jemals, auf eine Gewährung des Abſchiedes für Sie eingehen; aber ich bin mit Freuden bereit, Sie in Ihren umfangreichen Dienſtgeſchäften nach aller Möglichkeit zu erleichtern, und habe daher auch gern Ihrem Wunſche um Zuweiſung eines General-Quartiermeiſters durch Meine anderweitige Order vom heutigen Tage entſprochen.“

Dieſer General-Quartiermeiſter war der vom Feldmarſchall ſelbſt vorgeſchlagene General Graf Walderſee.

Moltke blieb alſo Chef des Großen Generalſtabes; aber er war nun für ſeinen Lebensabend entlaſtet; er blieb für die ganz großen Entſcheidungen aufgeſpart.

Berlin d. 22. 3. 88.

Herzlichen Dank mein lieber
Jähns für die treffliche kleine
Schrift über unsern hingeschiedenen
Kaiser Wilhelm "den Getreuen".

Ihr ergebener

Gr. Moltke
F. M.

Handschrift Moltkes

Digitized by Google

Moltkes Lebensabend

1882—1891

XVI.

Moltkes Lebensabend

1882—1891.

1.

Mit Wohlbehagen empfand Graf Moltke die Befreiung von so vielen an und für sich nicht gar so bedeutenden, doch mühevollen und zeitraubenden Arbeiten. Er ist ordentlich etwas ausgelassen. Rührend und kindlich fast klingen die Worte, die er am 12. April 1882 an seinen Bruder Ludwig richtet: „Ich habe mir vorgenommen, mir auf meine alten Tage auch etwas mehr zugute zu tun als bisher; aber es gehört ein Entschluß dazu; man hat sich die verwünschte Sparsamkeit so angewöhnt, daß nur schwer davon loszukommen ist. Wenn indes für alle Angehörigen gesorgt ist, so hat man wirklich die Verpflichtung, an sich selbst zu denken." Er sagt das freilich eigentlich nur, um seinen Bruder zu veranlassen, etwas mehr für sich zu tun; denn davon geht sein Brief aus; aber es gilt doch auch für ihn, und er fügt hinzu: „Schon in den nächsten Tagen reise ich, von Helmuth Moltke begleitet, nach Zürich und von da nach Ragatz."

Sein Neffe Henry v. Burt, der bisher bei ihm Adjutantendienst getan, doch immer von zarter Gesundheit gewesen war, nahm nämlich seinen Abschied und zog

ſich in das Privatleben zurück; an ſeine Stelle aber trat ein anderer Neffe, Helmuth, damals Hauptmann im Generalſtabe, derſelbe, der uns ſo feinſinnige Erinnerungen an ſeinen großen Ohm in den ‚Denkwürdigkeiten‘ hinterlaſſen hat. Mit dem Major v. Burt blieb Moltke in reger Verbindung und ſchrieb ihm gleich jetzt von Ragatz, daß dort zurzeit keine Bäder verabfolgt würden und daß er deshalb nach San Remo gehen werde. Major v. Burt hatte es unternommen, Moltkes Briefe zu ſammeln und Auszüge daraus herzuſtellen; damit aber hat er ſich ein großes Verdienſt erworben; denn ohne dieſen koſtbaren Beſitz würde es nicht möglich ſein, ein Lebensbild des Feldmarſchalls zu geben. Dieſer ſchrieb ihm über das Unternehmen von Creiſau aus (12. Juni): „Ich kann mir nicht recht vorſtellen, daß in meinen Briefen etwas ſonderlich Intereſſantes ſein ſollte, und muß mich wohl bequemen, ſie ſelbſt einmal einzuſehen. Deine Arbeit aber wird keine vergebliche ſein, wenn ich auch wünſche, daß ſie erſt nach meinem Tode veröffentlicht wird. Der Aufſchub kann ja nach dem natürlichen Verlauf der Dinge kein langer ſein.“

Ende Juni befand Graf Moltke ſich in Berlin und nahm im Herrenhauſe an der Vorberatung des Geſetzentwurfes über den Rhein-Emskanal teil. Er äußerte damals:[343])

„In militäriſcher Beziehung muß ich ja dem Ausbau unſeres Eiſenbahnnetzes entſchieden den Vorzug geben vor den Kanälen. Auf dieſen wird man ſchwerlich jemals Truppen transportieren; doch aber wird ein ausgebildetes Kanalſyſtem auch in militäriſcher Beziehung ſehr vorteilhaft ſein, namentlich zur Verproviantierung unſerer Grenzfeſtungen und Anhäufung der unermeßlichen Magazine, welche erforderlich ſind für die Operationsarmee. — Mir ſcheint aber, daß die Vorlage doch eigentlich ſympathiſch begrüßt werden könnte, namentlich vom

Bergbau und der Landwirtschaft. Der Landwirtschaft gewähren die Eisenbahnen in der Tat einen sehr beschränkten Nutzen; . . . sie bilden eher ein Hindernis als eine Beförderung der Güterbewegung . . . Ich glaube, daß die Eisenbahnen und Kanäle sich gegenseitig ergänzen müssen und fürchte auch nicht, daß sie in eine vernichtende Konkurrenz treten werden. Daß dies nicht der Fall ist, sehen wir nicht bloß am Rhein, sondern auch hier in Berlin, wo aus allen Weltrichtungen acht oder neun Hauptbahnen zusammenkommen und dessenungeachtet, trotz der schlechten Beschaffenheit der Wasserwege, ein ganz kolossaler Verkehr durch die Flußschiffahrt vor sich geht."

In demselben Sinne sprach der Feldmarschall sich auch im nächsten Jahre über den Dortmund-Elbkanal und Rhein-Elbkanal aus: „Im Interesse der Landesverteidigung ist es wünschenswert, daß beide Projekte sich verwirklichen." Für das bedeutend Wichtigere aber erklärte er den Rhein-Elbkanal.

Den August 1882 verlebte Moltke in Gastein und nahm dann im kaiserlichen Gefolge an den großen Manövern des V. und VI. Armeekorps in Posen und Schlesien teil.

Der 29. Oktober brachte das 25jährige Jubiläum Moltkes als Chef des Generalstabs. Der Kronprinz gedachte dessen in einem Telegramm aus England, und der Generalstab nahm Anlaß, ihm ein Ehrengeschenk zu überreichen in Gestalt einer prächtigen goldenen Dose im Stil der deutschen Renaissance.

Der vorjährige Aufenthalt in San Remo hatte dem Feldmarschall so gut gefallen, daß er im Mai 1883 dort abermals eintraf. Wie in fernen Jugendtagen freute er sich hier daran, landschaftliche Skizzen zu machen: in der schönen Ausgabe seiner Denkwürdigkeiten ist eine solche von Monaco wiedergegeben.[344]) Nachdem er die

Herbstübungen des IV. und X. Korps in Hessen mitgemacht, wohnte er am 28. September der Enthüllung des Nationaldenkmals auf dem Niederwalde bei. Der November brachte Moltke die Ernennung zum Kanzler des Schwarzen Adlerordens, und am 9. Dezember legte er im Reichstage gelegentlich der Beratung über das Kasernement in Großenhain ein warmes Wort für die Offizierkasinos ein, die, wie manche wähnten, den ‚Kastengeist' pflegen sollten. „Ja, meine Herren, für Kastengeist haben wir nur eine andere Bezeichnung; wir nennen das Kameradschaft. Es ist das feste Band, das die Offiziere eines Regiments miteinander verbindet in allen ihren Interessen zum gegenseitigen Beistand in Freud und Leid, im Frieden und im Kriege."[345])

Das Jahr 1884 verlebte Moltke, abgesehen von der Zeit der Parlamentssitzungen und der großen Manöver in Westfalen und Rheinland, fast ganz auf dem Lande. Im Reichstage sprach er lebhaft für Beibehaltung der althergebrachten Befreiung der Offiziere von den Gemeindesteuern, allerdings vergeblich.

Creisau war besonders schön in diesem Jahre: „die Belaubung prachtvoll; auch nicht ein Maikäfer, nicht eine Raupe hat sie angerührt. Die Wiesen sind bedeckt mit zahllosen Heuhaufen des ersten Schnittes; der Rotdorn steht in voller Pracht, und tausend Knospen des Rosenstocks an der Kapelle sind im Aufblühen."[346])

Der Adjutant Hauptmann Helmuth v. Moltke bildete mit seiner Gattin, einer geborenen Gräfin v. Moltke-Hvitfeldt, und vier Kindern die Hausgenossenschaft des Grafen. Dieser war ein großer Kinderfreund, und die Kleinen vergalten ihm seine Freundlichkeit mit unbefangener Liebe. Stundenlang konnte er in der Schar seiner

Großneffen und -Nichten ſitzen, mit ihnen Bilderbücher anſehen oder ſich von ihnen haſchen laſſen, noch als Neunziger geſchmeidig und gewandt. Die Kleinen waren es auch, die ihn aus ſeinem Arbeitszimmer herausholten, wenn es zu Tiſch gehen ſollte. Dann erſchien er halb gezogen, halb geſchoben, oft mit einer Fliegenklappe in der Hand; denn er führte beſtändig Krieg gegen die Fliegen, deren Urſprung er auf den zurückführte, den Fauſt als ‚Fliegengott‘ und ‚Verderber‘ bezeichnet. — Bei den Arbeiten im Park verſäumte der ſonſt ſo Pünktliche zuweilen die Stunde der Mahlzeit. Hunger und Durſt mahnten ihn nicht; das waren Empfindungen, die er kaum zu kennen ſchien. „Ich habe in meiner Jugend mich ſo an den Hunger gewöhnt,“ ſagte er wohl, „daß ich ihn jetzt nicht bemerke.“ Mäßig in allen Lebensgewohnheiten, war er es beſonders im Eſſen und Trinken; oft nahm er beſorgniserregend wenig Nahrung zu ſich, und es bedurfte der ganzen Überredungskunſt ſeiner Nichte, der Frau v. Moltke, um ihn zu bewegen, das Nötigſte zu ſich zu nehmen. Zuweilen kam er durchnäßt vom Regen und frierend nach Hauſe; dennoch war es nicht leicht, ihn zum Wechſeln der Kleider zu bewegen oder dazu, ſich durch ein Glas ſchweren Weines anzuregen und zu erwärmen. Gab er endlich nach, ſo mußte unweigerlich alles mittrinken, was zugegen war.[347])

Kam Beſuch nach Creiſau, ſo war es ſeine größte Freude, gelegentlich einer Rundfahrt ſeine Anlagen zu zeigen, und oft entſchied er die ſchwierige Platzfrage zu begreiflicher Verlegenheit der Gäſte dadurch, daß er ſich neben dem Kutſcher auf den Bock ſetzte. — War das Wetter zum Fahren zu ſchlecht, ſo pflegte Moltke ſich nach Tiſche zurückzuziehen, um zu leſen. Dabei bediente er ſich eines ſchwachen Augenglaſes. Mit beſonderer Vorliebe las er

geſchichtliche Werke wie Treitſchkes und Sybels Deutſche Geſchichten, dann aber auch ſolche eines kräftigen, geſunden Humors. Die geleſenen Bücher zeigen die Spuren davon in zahlreichen Randbemerkungen, angeſtrichenen Stellen und Tabaksflecken; denn er war ein ſtarker Schnupfer. — Abends wurde, falls man nicht muſizierte, ſtets Whiſt geſpielt, worin er übrigens keineswegs ein Meiſter war; denn er ſpielte unaufmerkſam und eben nur zum Zeitvertreib und zur Erholung. Darum wünſchte er, daß raſch geſpielt werde, und jeder ſchlechte Spieler war ihm lieber als ein langſamer. Zu den Mitſpielern gehörte öfters ein Herr, der das ſchnelle Kartengeben meiſterlich verſtand, was ihm oft die Bewunderung des Feldmarſchalls eintrug, aber auch eine kleine Spannung darauf erzeugte, „wann ſich der ſchnelle Geber wohl einmal vergeben würde". Durch Jahre hindurch war dies nicht geſchehen, bis endlich eines Abends richtig das Unglück eintrat und eine Karte übrig blieb, ſo daß noch einmal gegeben werden mußte. Der Triumph des Feldmarſchalls aber äußerte ſich in einem kaum merklichen Lächeln, das in bekannter Weiſe um die dünnen Lippen ſpielte, und in den fünf Worten: „bis dat, qui cito dat!" — Der köſtliche Humor dieſer trockenen Bemerkung wirkte dann aber auf den Geber ſo nachhaltig, daß er ſich flugs zum zweiten — nun aber auch zum letzten Male vergab.[348])

So gern der Feldmarſchall ſich in einem traulichen Kreiſe befand, ſo wenig war er ein Freund von ‚Geſellſchaften'. Der Zeitverluſt bei der doch meiſt armſeligen Unterhaltung, und die ehrfurchtsvolle Scheu, mit der ihm Fremde oft gegenübertraten, waren ihm unausſtehlich. Er atmete erleichtert auf, wenn alles überſtanden war, oder er ſich an den Whiſttiſch retten konnte. Fühlte er ſich gar zu unbehaglich, ſo ließ er wohl ganz im ſtillen die

Wagen seiner Gäste bestellen, die ihnen dann plötzlich zu überraschend früher Stunde gemeldet wurden.

Auch im Vorfrühlinge des Jahres 1885 ging Graf Moltke wieder an die Riviera und verlebte schöne Tage in San Remo und Nervi. Hier entzückte ihn namentlich der köstliche Fußweg am Strande, den alten Sarazenentürmen vorüber. „Im Rücken geschützt durch hohe Mauern, hat man vor sich die endlose Weite des Meeres. Dort kann man stundenlang sitzen und sich an dem Spiel der Wellen erfreuen. Dunkelblau rückt die breite Woge, die ‚immer kommt und immer flieht', heran; mit fliegender weißer Mähne stürzt sie über die niederen Klippen und schlängelt in den Felsspalten hinauf. Die Italiener nennen diese Wogen cavallos . . . Die Veilchenzeit ist vorüber, aber die Rosen sind im Begriff, sich zu entfalten. Auch die Orangen fangen schon an zu blühen, ein Zeichen, daß die Früchte reif sind. An Reseda, Goldlack und Heliotrop ist Überfluß; aber alle diese grauen Oliven und Steineichen sind nicht zu vergleichen mit dem frischen Grün einer deutschen Wiese oder dem ersten jungen Laub eines Buchenwaldes . . . Ich denke nur noch einen kurzen Ausflug bis Santa Margherita an der Levante zu machen, dann Aufenthalt in Cadenabbia am Comer See zu nehmen und dort abzuwarten, ob es auch in Deutschland Frühling wird. Dann ist es freilich dort noch schöner als hier, und ich betrachte es als eine besondere Gnade Gottes, wenn ich daheim noch ein fünfundachtzigstes Mal das Erwachen der Natur erleben soll."[349])

Im Herbst gebrauchte er die Kur in Ragatz und stand dann wieder in alter Treue seinem greisen Herrn bei den großen Manövern in Schwaben und Baden zur Seite.

Zur Winterzeit, die Moltke in Berlin verbrachte, war faſt ſeine höchſte Freude die Muſik. Zwar Konzert und Oper beſuchte er nur ſehr ſelten; aber wenn bei ihm Hausmuſik gemacht wurde, war er ein aufmerkſamer und unermüdlicher Zuhörer. Man brauchte ihn nicht zu rufen; die erſten Töne lockten ihn. Behutſam die Türe öffnend, trat er ein und ſetzte ſich auf den nächſten Stuhl. Sehr ſelten gab er ſeinen Beifall zu erkennen; meiſt merkten die Aufführenden, daß ihm ihre Muſik gefiel, nur daran, daß er ſitzen blieb; denn falls ſie ihm nicht zuſagte, ſtand er nach einiger Zeit auf und verſchwand ebenſo ſtill, wie er gekommen war. Alles Virtuoſentum war ihm zuwider; für techniſche Kunſtſtücke hatte er kein Verſtändnis; ein melodiſches Adagio, eine ſchöne Cantilene feſſelten ihn immer. Zu ſeinen vornehmſten Genüſſen gehörte es, wenn Profeſſor Joachim kam, um ihm abends vorzugeigen. Dann ſaß er ſtundenlang in ſeiner Sofaecke, faſt ohne ſich zu rühren, und der Meiſter wurde nicht müde, vor dieſem ſtillen Zuhörer zu ſpielen, von dem er wußte und empfand, daß er ihn vollkommen und innig verſtand.

Moltke hatte zu Anfang des Jahres 1886 im Reichstage den Antrag geſtellt, daß die jährliche Steigerung der Militärpenſionen ein Sechzigſtel des Dienſteinkommens betragen ſolle, ganz wie bei den Reichspenſionen, und leitete die erſte Beratung darüber mit einer kleinen, wirkſamen Rede ein. Er wies auf den 15jährigen Frieden hin, den die Weisheit des Kaiſers dem Reich erhalten habe, was aber nur möglich geweſen ſei, weil Bismarcks Politik ſich auf ein ſtarkes, kriegsbereites Heer zu ſtützen vermocht. Dies gelt' es zu erhalten; darum aber müſſe ſie jung bleiben; denn mit ihren Offizieren veralte die Armee ſelbſt. Den Abſchied könne man aber den Führern nur dann zu rechter Stunde unbedenklich geben, wenn

man sie mit genügender Pension entlassen könne.[350]) In der Tat wurde der Moltkesche Antrag am 10. April genehmigt.

Auch im Jahre 1886 nahm der Feldmarschall an den großen Manövern teil, welche diesmal im Elsaß stattfanden, und trat dann auch mit Kraft und Wärme am 4. Dezember im Reichstage für die Erhöhung der Friedensstärke des deutschen Heeres auf.[351])

„. . . Meine Herren, ganz Europa starrt in Waffen. Wir mögen uns nach links oder rechts wenden, so finden wir unsere Nachbarn in voller Rüstung, in einer Rüstung, die selbst ein reiches Land auf die Dauer nur schwer ertragen kann. Das drängt mit Naturnotwendigkeit auf baldige Entscheidungen hin, und das ist der Grund, weshalb die Regierung schon vor Ablauf des Septennats eine Verstärkung der Armee verlangt. Aus den Motiven der Vorlage ersehen Sie, wie sehr wir hinter den Rüstungen der übrigen Großmächte zurückgeblieben sind. Sie ersehen daraus, daß von allen großen Armeen die unsrige noch die mindest kostspielige ist, daß beispielsweise Frankreich nahezu das Doppelte auf seine Armee wendet wie wir . . . Solange die öffentliche Meinung in Frankreich ungestüm die Zurückgabe zweier wesentlich deutscher Provinzen fordert, während wir fest entschlossen sind, sie niemals herauszugeben, wird eine Verständigung mit Frankreich kaum möglich sein. — Man hat hingewiesen auf unser Verhältnis mit Österreich. Aber es ist schon im gewöhnlichen Leben nicht gut, sich auf fremde Hilfe zu verlassen: ein großer Staat existiert nur durch eigene Kraft... Die Kadres von 31 neuen Bataillonen vermehren unsere Kriegsstärke um 31 000 Mann. — Man hat auch wieder die zweijährige Dienstzeit in Bewegung gebracht . . ., eigentlich haben wir sie schon; eine weitere Herabsetzung würde eine Vermehrung der Ziffer, aber eine Verschlechterung der Qualität sein, und damit ist uns nicht gedient... Ich verkenne gewiß nicht die große Wichtigkeit einer guten Finanzlage — doch nicht eigentlich im Kriege; da „wo Patronenhülsen die gangbarsten Papiere"

ſein werden, da hört die Rückſicht auf die Finanzlage auf; aber außerordentlich wichtig iſt ſie für die Vorbereitung zum Kriege. Ein unglücklicher Krieg zerſtört auch die beſte Finanzwirtſchaft; die Finanz muß eben durch die Armee geſichert ſein . . . Die beantragte Vermehrung bezieht ſich weſentlich auf die Infanterie, als auf die mindeſt koſtſpielige Waffe. — Die an das Land geſtellte Forderung — ſie wird geſtellt, um den bisher mühſam aufrechterhaltenen Frieden in Europa, wenn es möglich iſt, auch ferner noch zu ſichern . . . Die ganze Welt weiß, daß wir keine Eroberungen beabſichtigen. Mag ſie aber auch wiſſen, daß wir das, was wir haben, erhalten wollen, daß wir dazu entſchloſſen und gewappnet ſind."

Bei der zweiten Leſung der Vorlage am 11. Januar 1887 ſprach ſich Moltke ganz in demſelben Sinne aus. Er wiederholte ſeinen oft verkündeten Satz: ſtarke Regierungen ſeien eine Bürgſchaft für den Frieden . . . „Würde die Forderung der Regierung abgelehnt, meine Herren, dann glaube ich, haben wir den Krieg ganz ſicher." Wirklich wurde dieſe Forderung abgelehnt und infolgedeſſen der Reichstag aufgelöſt. Der Wahlkampf brachte der Regierung die gewünſchte Mehrheit, und beruhigten Herzens konnte der Feldmarſchall als Alterspräſident am 3. März den neuen Reichstag eröffnen, der dann auch die Militärvorlage genehmigte.

König Wilhelm richtete an ſeinem Geburtstage, an dem er das 90. Lebensjahr vollendete, an ſeinen Feldherrn eine überaus huldvolle Kabinettsorder, in welcher es hieß: „. . . es iſt Mir ein tief empfundenes Herzensbedürfnis, Ihnen auszuſprechen, daß Ich wohl nicht 90 Jahre alt geworden wäre, wenn Sie nicht ſo manche Sorge in ſchwerer Zeit von meinem Herzen genommen hätten, und wenn mit Ihrem Rat und mit Ihrer Hilfe die Fahnen meiner Armee nicht mit dem Ruhm und den

Ehren geschmückt worden wären, die meine Lebenskraft erstarkt und meine Lebensfreudigkeit erhalten haben." — Der Feldmarschall schrieb darüber am 28. März seinem Neffen Wilhelm: „Wir sind jetzt an den kritischen April herangelangt, ohne daß Herr Boulanger den Marsch nach Berlin antritt; vielleicht ist das Wetter zu schlecht; möglich, daß ich noch einmal den Sommer in Creisau zubringe . . . Der Kaiser hat sich doch bei der Geburtstagsfeier zu sehr angestrengt. Beim Familiendiner hatte er 95 Verwandte an seinem Tische. Die Generalität und selbst die Hofstaaten hat er diesmal nicht zur Gratulation empfangen; nur Bismarck und ich waren befohlen. Ich erhielt ein besonders gnädiges Schreiben und den einzigen Orden, den ich noch erhalten konnte, das Großkreuz der Hohenzollern in Brillanten . . . Wenn Friede bleiben sollte, so sehen wir uns hoffentlich in Creisau wieder."[352])

In der Tat konnte er noch im Frühling dorthin abgehen. — Sein Neffe Helmuth hatte ihn schon mehrfach, doch jedesmal vergeblich gebeten, er möge seine Creisauer Mußestunden benutzen, um aus dem reichen Schatze seiner Erinnerungen einige Aufzeichnungen zu machen. Immer hatte er das mit den Worten abgelehnt: „Alles, was ich Sachliches geschrieben habe, und was des Aufhebens wert ist, liegt im Archiv des Generalstabs. Meine persönlichen Erlebnisse sind besser mit mir begraben." — Er hatte einen ausgesprochenen Widerwillen gegen Memoiren, meinte, sie dienten nur dazu, die Eitelkeit des Verfassers zu befriedigen, und trügen nur zu oft dazu bei, große geschichtliche Tatsachen aus der immer subjektiven Auffassung des Memoirenschreibers heraus und durch das Hineinmengen kleinlicher Gesichtspunkte zu verzerren. „Was in einer Kriegsgeschichte publiziert wird," so äußerte er geradezu, „ist stets nach dem Erfolg appretiert; aber es ist eine

Pflicht der Vaterlandsliebe und Pietät, gewisse Prestigen nicht zu zerstören, welche die Siege unserer Armee an bestimmte Persönlichkeiten knüpfen." — Kurz nach der diesmaligen Ankunft in Creisau kam Hauptmann v. Moltke auf sein Anliegen zurück. Der Feldmarschall erwiderte auf seine abermalige Bitte, doch wenigstens Mitteilungen aus dem Feldzuge 1870/71 zu machen: „Ihr habt ja die vom Generalstabe herausgegebene Geschichte, da steht ja alles drin. Freilich," fügte er hinzu, „sie ist für die große Menge der Leser zu detailliert und zu fachmännisch geschrieben; man müßte sie einmal auszugsweise umarbeiten." Der Neffe fragte ihn, ob er erlauben wolle, ihm das Werk auf seinen Schreibtisch zu legen, und am nächsten Morgen schon begann der Feldmarschall die Arbeit, an der er täglich etwa drei Stunden schrieb. Bei der Rückkehr nach Berlin im Spätherbst war sie noch nicht ganz vollendet; aber er schloß sie im Januar des nächsten Jahres ab, übergab sie seinem Neffen und ist später nie wieder mit einem Wort darauf zurückgekommen. „Seine Absicht war (wie aus der Behandlungsweise hervorgeht), eine gedrängte Darstellung des Krieges zu bieten. Indem er dieses Ziel verfolgte, faßte er die Aufgabe dennoch unwillkürlich, unumgänglich von seinem Standpunkte, dem des Generalstabschefs, auf, d. h. er ordnete die Erlebnisse in den Zusammenhang des großen Ganzen, der nur an der leitenden Befehlsstelle erkannt und gegeben werden konnte. So wird dies in der schlichtesten Weise zwecks einer volkstümlichen Belehrung unternommene Werk in seiner ganzen Gedankenfolge die Äußerung der eigensten Beurteilung des Krieges durch den General-Feldmarschall selbst."[353])

In solcher Weise also entstand die letzte schriftstellerische Leistung des großen Mannes. Eigentlich volks-

tümlich ist sie trotz ihrer Kürze oder vielmehr wegen ihrer Kürze freilich nicht. Denn das Volkstümliche bedarf anschaulicher, lebendig bewegter Gestalten und Auftritte. Diese aber fehlen hier durchaus. Was Moltke bietet, sind scharf umrissene Zeichnungen, ähnlich jenen kostbaren, in metallene Grabplatten eingeschnittenen mittelalterlichen Darstellungen, die bei genauem Hineinsehen sich als geistreich aufgefaßt, vollendet ausgeführt erkennen lassen, flüchtigeren Blicken aber nicht leicht deutlich werden. Das Volk braucht ein kräftiges Hochrelief, das in die Augen springt. Davon ist hier nicht die Rede. Aber auch die Neugier wird nicht befriedigt; denn seine ausgesprochene Abneigung, die überlieferten Gestalten und Auffassungen, wie sie seit nun schon siebzehn Jahren der Nation teuer geworden waren, irgendwie anzugreifen, zwang ihn zum Verzicht auf das Geltendmachen wesentlich anders gearteter eigener Anschauungen, wobei es ohne Polemik unmöglich abgegangen wäre. Nicht etwa aus Sorge vor persönlichen Mißhelligkeiten — Prinz Friedrich Karl und Roon z. B. deckte bereits die Erde —, sondern aus Ehrfurcht, aus Andacht zum Vaterlande. Und so entstand ein Werk, welches spähender Neugier gar nichts bietet, welches selbst dem kundigsten Kenner der Zeit höchstens in der Unterdrückung eines Beiworts, in einer gewissen Kargheit einmal einen Tadel vermuten läßt, und sogar die eigene Bescheidenheit, die vollkommene Ehrlichkeit sich selbst gegenüber niemals absichtlich merken läßt. Eben darum aber ist das Werk so recht eine Urkunde seines Selbst, seines Charakters, und als solche hochbedeutend. Der knappen Behandlungsweise und des Gesichtspunktes wegen, von dem aus es geschrieben, ist es dagegen nicht das, was dem Verfasser vielleicht zu Anfang vorgeschwebt, ein Buch für weite Kreise.

Das große Manöver des Jahres 1887, bei dem Moltke nicht fehlte, fand in Pommern statt. — Als er dann nach der Hauptstadt zurückkehrte, war die aus der ‚Boulange' drohende Gefahr ziemlich in den Hintergrund getreten; allein desto gefährlicher war die Haltung Rußlands geworden. Die schneidigste Antwort, welche diesem Staate gegeben werden konnte, war das am 24. November beim Reichstag eingebrachte Landwehr- und Landsturmgesetz, welches die Stärke der deutschen Heere um eine halbe Million Streiter vermehrte. Am 17. Dezember hatte Kaiser Wilhelm eine lange Beratung mit seinem Enkel, dem Prinzen Wilhelm, mit dem Feldmarschall Moltke, dem Kriegsminister v. Bronsart und den Generalen Graf Waldersee und v. Albedyll. Wem sie galt, ergab sich aus der Sachlage von selbst.

Am 6. Februar 1888 fand jene glorreiche Reichstagssitzung statt, in welcher die Heeresreform und die damit zusammenhängende große Anleihe erörtert und einmütig bewilligt wurde. Es war der Tag, an dem Bismarck das geflügelte Wort sprach: „Wir Deutsche fürchten Gott, aber sonst nichts in der Welt!" Nachdem der Fürst seine ganz Europa durchzitternde Rede geendet, erhob sich Graf Moltke von seinem Abgeordnetensitze und schritt die zum Bundesratstische führenden Stufen hinan, um dem Reichskanzler seine Glückwünsche zu dieser staatsmännischen und nationalen Leistung auszudrücken. Die beiden großen Männer, die im Verein mit ihrem königlichen Herrn das Deutsche Reich gegründet, schüttelten sich innig die Hände, und dann kehrte Moltke an seinen Platz zurück. Es lag viel in diesem Händedruck! —

Mit der Annahme des Landwehr- und Landsturmgesetzes konnte Kaiser Wilhelm eine der vornehmsten Auf-

gaben seines Lebens: die Ausgestaltung des deutschen Wehrtums zur erhabensten Macht der Erde, im wesentlichen als gelöst erachten. Es war die letzte große Freude seines Lebens; denn der tiefe Kelch, aus dem er solange stärkenden Lebenswein geschlürft, barg nun, in dem Augenblick, da die Stunde gekommen war, ihn abzusetzen, noch die bitterste Hefe.

Die Nachrichten von seinem Sohne und Thronfolger, dem Kronprinzen, welcher sich krebskrank in ärztlicher Behandlung zuletzt in San Remo befand, lauteten immer ernster, immer trauriger. Am 8. Februar war der Luftröhrenschnitt vorgenommen worden, um dem erlauchten Kranken das Atmen zu ermöglichen; nur eine kurze Lebensspanne war ihm noch bemessen. Unter der Last dieses Kummers brach der greise Heldenkaiser Wilhelm zusammen. — Am 8. März begaben sich die höchsten Würdenträger in das königliche Palais, das schon im Schatten des Todes zu liegen schien. Der Oberhofprediger hielt hier am Krankenbette eine ergreifende Abschiedsfeier. Gegen Abend fragte der Kaiser noch einmal nach dem Prinzen Wilhelm und nach dem Feldmarschall Moltke. Längere Zeit sprach er mit ihnen über die Armee, über mögliche Kriege, über mögliche Bündnisse. Endlich glaubte die Großherzogin von Baden ihren Vater bitten zu müssen, sich nicht so sehr anzustrengen, und der Kaiser erwiderte: „Ich habe jetzt keine Zeit mehr, müde zu sein!“ — So hat Moltke seinen König zum letztenmal gesprochen. Am nächsten Morgen hauchte der geliebte Herr seine große, gute Seele aus.

Zwei Tage später äußert der Feldmarschall gegen seinen Neffen Henry: „Habe Dank für Dein freundliches Schreiben. Es ist eine traurige Zeit, die Gegenwart, und eine dunkle Zukunft. In welchem Zustand werden wir

unſeren neuen Kaiſer ſehen, welcher heut abend aus dem ſonnigen Süden unter unſeren kalten Regenhimmel zurückkehrt; werden wir ihn überhaupt ſehen? . . .“ Am 23. April ſchreibt er: „Mit unſerem Kaiſer Friedrich zögert ſich die Entſcheidung hin; bald ſchlechter, bald leidlicher, aber immer ſchlimm. Jetzt liegt er im Bett und wird es ſchwerlich wieder verlaſſen. Es iſt ein wahrhaft tragiſches Schickſal, mit einem Fuß auf dem Thron, mit dem anderen im Grabe. Mit echtem Heldenmute trägt der Herr ſein furchtbares Schickſal. Das Hinſcheiden des 91jährigen Kaiſers erweckte allgemeine Teilnahme, aber das des jetzigen muß jeden mit ſchneidendem Schmerz erfüllen.“

Aus der kurzen Zeit der Regierung Kaiſer Friedrichs liegt nur eine an den Feldmarſchall gerichtete ſchriftliche Kundgebung vor, einer jener Blockzettel, auf die der Herrſcher in der Unterhaltung zu ſchreiben pflegte, da er nicht zu ſprechen vermochte. Die Worte lauten: „Bleiben Sie mir, was Sie meinem Vater geweſen ſind, ein Freund, ein Vertrauter, der heldenmütige Berater zum Wohle des Heeres.“[354])

Seinem Bruder Ludwig ſchrieb Moltke damals: „. . . Ein neues Frühjahr zu erleben, halte ich jedesmal für eine beſondere Gnade Gottes. Wenn man das ſalomoniſche Alter überſchritten, kann man nur bitten, daß der Herr einen gnädig zu ſich nimmt, ohne zu viel Schmerzen und Altersbeſchwerden. Zwar iſt ‚nie der Tod ein ganz willkommener Gaſt‘; aber das nächſte Jahr möchte ich nicht mehr erleben; es ſteht Deutſchland eine ſchwere Zeit bevor, und leider kann ich mich nicht in verborgene Stille zurückziehen. Beatus ille, qui procul negotiis, iſt mir nicht beſchieden; ich werde noch dem fünften

Könige von Preußen den Eid der Treue zu leiſten haben . . ."[355]) Und ſo geſchah es auch. — Aber der Siebenundachtzigjährige neigte ſich doch ſeinem Ende zu; er vermochte auch die geminderte Laſt, die er bisher noch getragen, nicht länger auf den Schultern laſten zu laſſen. Am 3. Auguſt, dem Geburtstage weiland König Friedrich Wilhelms III., ſeines erſten preußiſchen Kriegsherrn, richtete er daher von Creiſau aus folgendes Schreiben an den jungen Kaiſer Wilhelm: „. . . Euer Kaiſerliche Königliche Majeſtät bin ich anzuzeigen verpflichtet, daß ich bei meinem hohen Alter nicht mehr ein Pferd zu beſteigen vermag. Euer Majeſtät brauchen jüngere Kräfte und iſt mit einem nicht mehr felddienſtfähigen Chef des Generalſtabes nicht gedient. Ich werde es als eine Gnade erkennen, wenn Euere Majeſtät mich dieſer Stellung entheben und mir huldreich geſtatten wollen, den kurzen Reſt meiner Tage in ländlicher Zurückgezogenheit zu verleben. Nur mit meinen innigſten Wünſchen kann ich die Erfolge begleiten, welche Euer Majeſtät glorreichen Zukunft vorbehalten ſind. In treueſter Ergebenheit und aufrichtiger Dankbarkeit für ſo viele mir zuteil gewordenen Auszeichnungen und Wohltaten verharre ich . . ."[356]) Die Antwort brachte ein kaiſerliches Handſchreiben vom 9. Auguſt: „Mein lieber Feldmarſchall! Obwohl ich mich den in Ihrem Briefe an mich aufgeführten Gründen nicht zu verſchließen vermag, ſo hat mich doch derſelbe mit Schmerz bewegt. Es iſt ein Gedanke, an welchen ich mich ſo wenig wie die Armee, deren Sein ſo unendlich viel Ihrer Perſon verdankt, gewöhnen können, Sie nicht mehr an dem Poſten ſehen zu ſollen, auf welchem Sie das Heer zu den wunderbarſten Siegen führten, die je die Kämpfe eines Heeres krönten. Doch will ich unter keinen Umſtänden, daß Sie Ihre uns teuere Geſundheit über-

anſtrengen; darum werde ich, wenn auch ſchweren Herzens, Ihrem Wunſch willfahren. — Dennoch weiß ich mich mit meinem Heere eins in dem Wunſch, Sie um das Wohl und Wehe des Vaterlandes und ſeiner Verteidigung beſchäftigt zu wiſſen. Seit dem Heimgange meines teueren Vaters iſt das Amt des Präſes des Landesverteidigungs-Komitees unbeſetzt geblieben. Ich kann gewiſſenhaft dasſelbe in keine beſſeren und berufeneren Hände legen, als in die Ihrigen. Darum bitte ich Sie, dasſelbe mir und dem Vaterlande ſowie meiner Armee zuliebe anzunehmen. Möge der Herr uns Ihre unſchätzbare Kraft und Ratſchläge auch an dieſer Stelle noch lange zum Heile unſerer Nation erhalten! In treueſter Dankbarkeit und Anhänglichkeit verharre ich Ihr wohlaffektionierter König Wilhelm.“[357])

Eine Kabinettsorder regelte die Einzelheiten der neuen Stellung des Feldmarſchalls, in der ihm ſein bisheriges Gehalt, ſeine Dienſtwohnung und ſein bisheriger Adjutant, Hauptmann v. Moltke, verblieben. Herzliche Schreiben der Kaiſerin Auguſta und der Großherzogin Luiſe von Baden gingen dem Helden an dieſem bedeutungsvollen Abſchnitt ſeines Lebens zu und gedachten ſeiner innigen Zugehörigkeit zu dem verklärten Kaiſer. Nicht minder tiefen Anteil aber brachten Heer und Volk dem Ereignis entgegen. Seit mehr als drei Jahrzehnten war man gewohnt, Moltke an der Spitze des Generalſtabs zu wiſſen; der ‚große Schweiger‘, der ‚Schlachtendenker‘ war ein Liebling der Nation geworden; mit wahrem Schmerze ſah man ihn aus ſeiner Stellung ſcheiden. Aber man freute ſich, daß er doch noch weiterlebte; ſo alt er geworden, man getröſtete ſich deſſen auch jetzt noch als einer Gewähr für den Frieden oder den Sieg. Und ähnlich empfand man in ganz Europa.

Von ſeinen bisherigen Untergebenen verabſchiedete

ſich der bisherige Chef durch ein herzliches Schreiben aus Creiſau.[358]) — Als der Kaiſer am 17. Auguſt hörte, daß Graf Moltke in Berlin angelangt ſei, um ſich bei ihm als Chef der Landesverteidigungs-Kommiſſion zu melden, beehrte er ihn ſofort ſelbſt mit einem Beſuch.

Tags darauf, am Jahrestage von Gravelotte-St. Privat, fand auf dem Markte zu Leipzig in Gegenwart der ſächſiſchen Königsfamilie und des Feldmarſchalls v. Moltke die feierliche Enthüllung des großartigen, von Siemering geſchaffenen Siegesdenkmals ſtatt. Oben erhebt ſich die mächtige Geſtalt der Germania; am Sockel thront die des ſiegreichen Kaiſers, und an den Ecken prangen vier gewaltige Reiterſtandbilder: Kronprinz Friedrich Wilhelm von Preußen, Kronprinz Albert von Sachſen, Fürſt Bismarck und Graf Moltke.

2.

Das Präſidium der Landesverteidigungs-Kommiſſion iſt die höchſte militäriſche Stellung im preußiſchen Staate; die Sitzungen der Kommiſſion finden jedoch nur ſehr ſelten ſtatt, ſo daß ſie wenig Anſpruch an Zeit und Arbeitskraft erheben. Steht aber ein Mann einmal in ſo weithin ſtrahlendem Ruhmesglanz und iſt gar noch ſo alt wie Moltke, ſo daß ſich wieder und wieder große Erinnerungstage für ihn ergeben, ſo iſt es ſchier unmöglich für ihn, der ſo ſehr erſehnten Ruhe völlig teilhaft zu werden. Als mit dem 8. März der Zeitpunkt nahte, an welchem Moltke das Feſt des 70jährigen militäriſchen Dienſtjubiläums feiern mußte, ließ er ſeinen dringenden Wunſch verlauten, den Tag in ſtiller Zurückgezogenheit zu begehen; aber ganz geſchah das doch nicht. Se. Majeſtät ſandte früh mit einer höchſt

gnädigen Kabinettsorder seine Bronzebüste. Die Offiziere des Großen Generalstabs überreichten einen mit bunten Edelsteinen besetzten und mit Silberbeschlägen reich verzierten Ebenholzkasten, welcher ihre Lichtbilder enthielt. Nachmittags erschien die Kaiserin mit den drei ältesten Prinzen im Generalstabsgebäude, um Moltke persönlich zu beglückwünschen, und gleich darauf stattete ihm der Kaiser selbst einen längeren Besuch ab. Von allen Seiten liefen Glückwunschtelegramme ein. Kaiser Franz Josef, dem Moltkes Strategie im Jahre 1866 doch so viel gekostet hatte, beglückwünschte ihn „im Namen seiner ganzen bewaffneten Macht, die Sie als Muster aller militärischen Tugenden ehrt und hochhält". Mit einem besonders warm gehaltenen Handschreiben übersandte der Großherzog von Baden den Hausorden der Treue mit Brillanten und der goldenen Kette. Viele andere Souveräne und Prinzen erließen Handschreiben, und unter der großen Zahl der Telegramme befanden sich auch solche von den Deutschen in Salzburg und in Riga, von der Kreuzerfregatte ‚Moltke' aus Port Said, von dem Rjäsanschen russischen Regimente und von dem österreichischen Generalstabe. — In dem Festaufsatz des Militärwochenblattes hieß es mit Recht:

„Es kann nicht laut genug Zeugnis abgelegt werden für die unscheinbare und doch wichtigste und zukunftreichste Seite der Wirksamkeit des Feldmarschalls: die Heranbildung der künftigen Heerführer. Man vergegenwärtige sich den Gegensatz zu anderen großen Feldherrn der neueren Zeit. König Friedrich starb in einsamer Größe; er hinterließ niemand, der seine Ideen fortzuentwickeln, das Heer in seinem Geiste weiter zu führen vermochte. Napoleon sah zu seinem Schrecken und zu seinem eigenen Schaden, daß kein einziger seiner berühmten Marschälle sich als selbständiger Führer bewährte, sondern alle nur als Unterführer unter seinem persönlichen Oberbefehl etwas zu leisten vermochten. An beiden Stellen bestätigte ein großer Zusammen-

bruch die Einseitigkeit des befolgten Systems. Feldmarschall Graf Moltke hat in unabläſſiger 30jähriger Arbeit die beſten Kräfte aus der Armee an ſich herangezogen, hat ſie eine ſcharfe taktiſche Schule durch Übungen mit der Feder und im Gelände durchmachen laſſen und im Aufſteigen zu immer höheren Graden ſie immer ſtrengeren Prüfungen unterzogen."

Am 21. Mai traf König Umberto von Italien zum Beſuche in Berlin ein; unter den Herren, die ihn empfingen, befand ſich auch Graf Moltke, und am Nachmittage des folgenden Tages ſtattete dieſem der König einen Beſuch ab. Ganz das gleiche geſchah, als Kaiſer Franz Joſef am 12. Auguſt in Berlin erſchien. Er ernannte bei dem Beſuche, den er im Generalſtabsgebäude abſtattete, Moltke zum Chef des öſterreichiſchen Infanterieregiments Nr. 71.

Am wohlſten war ihm doch in Creiſau. Hier umſchwebten ihn im Hauche der friſchen Natur die Nachklänge jener fernen Jugendtage, da das Leben noch in ahnungsvollem Dämmer wie ein Land der Verheißung vor ihm lag, und doppelt lebendig ſtieg die Erinnerung an Goethes ‚Fauſt' in ihm auf, der ihm ſtets ſo lieb geweſen. Als im Oktober 1889 Herr Wangemann, ein Mitarbeiter Ediſons, mit ſeinem Phonographen auf dem Landſitze des Feldmarſchalls erſchien und dieſer aufgefordert wurde, etwas hineinzuſprechen, wählte er zunächſt die Stelle aus dem Monologe „Ihr Inſtrumente freilich ſpottet mein . . .", dann aber noch die wundervollen Worte:

Doch iſt es jedem eingeboren,
Daß ſein Gefühl hinauf und vorwärts dringt,
Wenn über uns im blauen Raum verloren
Ihr ſchmetternd Lied die Lerche ſingt.[359])

Zum 29. November, dem Tage, an welchem Moltke

vor 50 Jahren bei der Heimkehr aus dem Orient den Orden pour le mérite erhalten hatte, richtete der Kaiser aus Schlesien ein Erinnerungsschreiben an ihn und verlieh ihm „als Beweis seiner besonderen Zuneigung" die Krone in Brillanten zu jenem Orden der Jugendzeit. — Man sieht, daß Kaiser Wilhelm II. keine Gelegenheit versäumte, um dem greisen Helden eine Freude zu bereiten. Zu Weihnachten schenkte er ihm wieder eine schöne goldene Dose. Major v. Burt kam zum Fest nach Berlin, und es wurde viel musiziert.

Am 20. April 1890 trat der Kaiser in Moltkes Begleitung eine Reise an, die ihn an die Nordseeküste, nach Elsaß-Lothringen und über Mitteldeutschland hinführte. Bremen bereitete dem Herrscher einen glänzenden Empfang; nächst ihm selbst aber wurde niemand so gefeiert wie der Feldmarschall. Bei dem Festakt in der Börse warf eine Dame ihm einen Blumenstrauß zu, den der Adjutant aufnahm und überreichte. Ein leises Lächeln überflog das Antlitz Moltkes, und als er gar den Strauß an die Lippen führte, brach auf allen Seiten ein Jubel und Hochrufen aus, das fast kein Ende nehmen wollte. — Die Reise nach dem Elsaß machte er aber nicht mehr mit, sondern fuhr schon am 24. April nach Berlin zurück.

In schönem Frieden verlebte der Feldmarschall den größten Teil des Jahres 1890 in Creisau. „Man muß ihn gesehen haben, wie er unter seinen Bäumen umherwandelte, die schlanke Gestalt im einfachen Gehrock etwas vornüber gebeugt, der Schritt trotz seiner Jahre elastisch und leicht. Das gänzlich bartlose Gesicht von zarter, blasser Farbe zeigte kaum die Runzeln des Alters. In diesen festen, charaktervollen Kopf hatte das Leben nicht die Furchen eingegraben, welche Genüsse und Leiden-

ſchaften hinterlaſſen; nur die geiſtige Arbeit hatte ihre edlen Linien auf ſeine hohe Stirn und um die ernſten Augen gezogen. Edel und vornehm war die ganze Erſcheinung, über der wie ein verklärender Hauch die Reinheit eines langen Lebens lag, das nie getrübt wurde von allem, was niedrig iſt.“[360]) In Moltkes äußerer Perſönlichkeit mahnt manches an Dante; aber ſie war nicht ſo herb und ohne jeden Zug von Grämlichkeit.

Am 2. September begleitete der Feldmarſchall den Kaiſer nach Kiel und am 11. nach Breslau, von wo er nach Creiſau zurückkehrte. Der Herbſt brachte dem ſtillen Landſitz Moltkes eine kaum erhoffte Auszeichnung, indem nach Vollendung der großen Manöver der Kaiſer und König den Nachmittag des 20. Septembers in Creiſau zubrachte, die Familie begrüßte und mit dem Feldmarſchall eine Rundfahrt durch den Park und nach dem Mauſoleum und zum Kriegerdenkmal machte. Bei Tiſche gab ſich der hohe Herr in beſter Stimmung voll Herzlichkeit und Aufmerkſamkeit. Als er abends abreiſte, waren Schloß, Park und Dorf Creiſau illuminiert, und die Schuljugend hatte ſich mit bunten Papierlaternen am Wege aufgeſtellt.

Am 24. Oktober traf der Feldmarſchall in Berlin ein, um hier ſeinen neunzigſten Geburtstag zu verleben. — Der neunzigſte Geburtstag! Wenigen Sterblichen iſt es überhaupt beſchieden, über die Schwelle des letzten Jahrzehntes eines Lebensjahrhunderts zu ſchreiten; noch viel geringer iſt die Zahl derjenigen, welche in dieſem Alter als Männer gelten können; Moltke, der in mehr als einem Sinne ‚mit dem Jahrhundert ging‘, ward dies hohe Geſchick vergönnt. ‚Mens sana in corpore sano‘ galt von ihm im vollſten Maße. Man ſagt wohl, es ſei kein Verdienſt, alt zu werden; man irrt! Das hohe und geſunde Alter iſt immer verehrungswürdig, weil es beweiſt,

daß sein Träger weise gelebt, daß er maßvoll, tugendhaft und tüchtig gewesen ist. — Zur Feier dieses seltenen Tages versammelte sich seine ganze Familie: seine vier Neffen, die Träger seines Namens, Wilhelm, Major im Generalstabe des VI. Armeekorps, mit Gemahlin, geb. Gräfin Bethusy-Hue; Helmuth, sein persönlicher Adjutant, mit Gemahlin, geb. Gräfin Moltke-Hvitfeldt, und deren Schwester sowie seine Mutter, geb. v. Krohn; der Landrat v. Moltke mit seiner Gemahlin, geb. Zuckschwert, und der Landwirt v. Moltke aus Wermersdorf. Ferner waren anwesend die Nichten des Feldmarschalls: Frau v. Kulmitz, geb. v. Moltke, mit ihrem Gemahl, und Fräulein v. Moltke, Klosterdame zu Preetz, und endlich sein Neffe und langjähriger Adjutant Major v. Burt. — Aber weit über ein Familienfest hinaus sollte die Feier wachsen durch die Teilnahme des Kaisers, vieler deutscher Fürsten, der Entsendungen des Heeres, der Veranstaltungen der Reichshauptstadt und der Hochschulen.[361])

Schon am 23. Oktober fand als Vorfeier ein Festkommers des Vereins deutscher Studenten statt, dem viele Generale und hohe Staatsbeamte beiwohnten. Tags darauf wurden in allen Schulen des Deutschen Reiches Festhandlungen abgehalten, und am Nachmittage dieses Tages nahm Graf Moltke bereits die Glückwünsche der Kaiserin Friedrich entgegen; abends aber entwickelte sich vor seinem Hause am Königsplatz, den die elektrisch beleuchtete Siegesgöttin überstrahlte, der großartige Fackelzug, der aus der gesamten Bürgerschaft Berlins ohne Unterschied der Parteien hervorgegangen war. Unter den prachtvollen Wagen, die ihn zierten, hielt derjenige der ‚Germania' vor dem unter dem Altane des Generalstabsgebäudes errichteten Zelte an, und die sie darstellende Jungfrau sprach folgende Worte von Wildenbruch:

Denker Du in Wort und Rat,
Lenker der erwogenen Tat,
Du im Frieden und im Feld
Vaterlandes Sohn und Held:

Sieh, es drängt sich Dir zu Füßen
Alt und junger Krieger Schar,
Denn ganz Deutschland will Dich grüßen,
Das da ist und das da war.

Daß ein Bild Dir sei gegeben
Greifbar, wie's die Kunst verleiht;
Es gehört Dein großes Leben
Aller Zeit, nicht einer Zeit.

Am Geburtstagsmorgen selbst begrüßte ihn zunächst die Familie Moltke, dann brachten die Offiziere und Beamten des Generalstabs, der Landesaufnahme und der Kriegsakademie ihren Glückwunsch dar. Die Zöglinge der Hauptkadettenanstalt marschierten vor dem Hause auf, und der Feldmarschall schritt ihre Front ab, von jeder Kompagnie mit Hurra begrüßt. Inzwischen versammelten sich im Festsaale die Generalität, der Großherzog und der König von Sachsen. Grenadiere seines Kolberger Regiments zogen auf Ehrenposten, und um ½12 Uhr rückten sämtliche Fahnen und Standarten des Gardekorps und des Grenadier-Regiments Graf Gneisenau, geleitet von einer Kompagnie des 2. Garde-Regiments und einer Kürassierschwadron, auf den Königsplatz. Gleich darauf erschien Se. Majestät der Kaiser, und die Fahnen und Standarten wurden in seiner Gegenwart in das Generalstabsgebäude gebracht — ein Schauspiel, welchem Graf Moltke auf dem Balkon entblößten Hauptes beiwohnte und sich dann in seine Gemächer zurückzog. Nachdem der Kaiser den Festsaal betreten und die Fürsten und Generale begrüßt hatte, traten auch die Fahnenträger

ein und nahmen gegenüber den hohen Anwesenden Aufstellung. Nunmehr begaben sich die Generaladjutanten Graf Waldersee und v. Wittich zum Feldmarschall und geleiteten ihn als Ehrendienst in den Saal. Der Kaiser trat auf den sich ehrfurchtsvoll Verneigenden zu und sprach:

„Mein lieber Feldmarschall! Ich bin am heutigen Tage mit erlauchten Herren und den Führern Meines Heeres gekommen, um Ihnen unsere herzlichsten und tiefgefühltesten Glückwünsche auszusprechen. Der heutige Tag ist für Uns ein Tag des Zurückblickens und vor allem des Dankes. Zunächst spreche ich Ihnen Meinen Dank aus im Namen derjenigen, die mit Ihnen zusammen geschaffen und gefochten haben und die dahingegangen sind, deren treuester und ergebenster Diener Sie aber gewesen. Ich danke Ihnen für alles, was Sie für Mein Haus und damit zur Förderung unseres Vaterlandes getan haben. Wir begrüßen in Ihnen nicht nur den preußischen Führer, der Unserer Armee den Ruhm der Unüberwindlichkeit geschaffen hat, sondern den Mitbegründer und Mitschmieder Unseres Deutschen Reiches. Sie sehen hier hohe und erlauchte Fürsten aus allen Gauen Deutschlands, vor allen des Königs von Sachsen Majestät, der, ein treuer Bundesgenosse Meines Großvaters, es sich nicht hat nehmen lassen, Ihnen persönlich seine Anhänglichkeit zu zeigen. Alles erinnert an die Zeit, wo er mit Ihnen für Deutschlands Größe hat fechten dürfen. — Die hohen Auszeichnungen, die Mein verblichener Großvater Ihnen schon hat zuteil werden lassen, haben Mir nichts mehr übrig gelassen, um Meinen Dank Ihnen noch besonders bezeugen zu können; also bitte Ich Sie, eine Huldigung von Mir annehmen zu wollen: die einzige, die Ich in Meinen jungen Jahren Ihnen darbringen kann. Das

Vorrecht des Monarchen ist es, seine Fahnen, die Symbole, zu denen sein Heer schwört, die seinem Heere voranfliegen und die seines Heeres Tapferkeit verkörpern, bei sich im Vorzimmer stehen zu haben. Dieses Rechtes begebe ich Mich mit besonderem Stolze für den heutigen Tag, und bitte Sie, den Fahnen Meiner Garden, die so oft unter Ihnen in manchem heißen Strauß geweht, bei sich Aufnahme gestatten zu wollen. Es liegt eine hohe Geschichte in den Bändern und zerschossenen Fetzen, die hier vor Ihnen stehen, eine Geschichte, die zum größten Teil von Ihnen geschrieben worden ist. — Als ein persönliches Andenken von Mir bitte Ich Sie, dies Zeichen der Würde [einen Feldmarschallstab], mit äußerem Schmucke versehen, als Erinnerung an den heutigen Tag annehmen zu wollen. Der eigentliche Feldmarschallstab, den Sie sich vor dem Feinde im Feuer erworben, ruht schon lange in Ihrer Hand; dieser ist nur ein Symbol, eine Zusammenfassung alles dessen, was Ich persönlich Ihnen an Achtung, Ehrerbietung und Dankbarkeit darzubringen habe. — Meine Herren, ich bitte Sie alle, mit mir einzustimmen in den Ruf: Gott segne, erhalte und schütze unseren greisen Feldmarschall noch lange zum Wohle des Heeres und des Vaterlandes! Dem Gefühl der Dankbarkeit dafür, daß er in seiner Größe es verstanden hat, nicht allein dazustehen, sondern eine Schule zu bilden für die Führer des Heeres, die, in seinem Geiste erzogen, in Zukunft die Größe, Stärke und Kraft unseres Heeres ausmachen werden, geben wir Ausdruck durch den Ruf: Se. Exzellenz der Feldmarschall Graf Moltke, Hurra! Hurra! Hurra!"

Am Schluß der Rede umarmte und küßte der Kaiser den Feldmarschall. Tief bewegt küßte dieser die Hand seines Kriegsherrn und faßte den Dank in diese Worte:

„Euere Majestät haben mich durch die Auszeichnung,

die Euere Majestät selbst mir zu wählen geruht haben, hochbeglückt. Euere Majestät Selbst, Se. Majestät den König von Sachsen und so viele erlauchte Fürsten, die Spitzen der Armee und diese glorreichen Siegeszeichen hier zu sehen, ist eine Ehre, die meine Verdienste weit übersteigt, für die ich aber in tiefster Seele dankbar bin."

Nun verabschiedete sich der Kaiser, den Graf Moltke entblößten Hauptes zum Wagen geleitete. Neue Glückwünschende erschienen: der Kronprinz, die Frau Prinzessin Friedrich Karl, eine Reihe anderer hoher Fürstlichkeiten, und dann begann der Empfang der Abordnungen: des Reichstages und des Herrenhauses, des österreichisch-ungarischen Infanterie-Regiments Nr. 71, des Kolbergschen Grenadier-Regiments Nr. 9, der Berliner Regimenter, des Leib-Grenadier-Regiments, bei welchem Moltke seine preußische Laufbahn begonnen, und die der Städte, an ihrer Spitze Berlin, das dem Feldmarschall eine ‚Moltkestiftung' zur Unterstützung würdiger alter Menschen darbrachte. Abordnungen aus München, Breslau, Chemnitz und Memel überreichten Ehrenbürgerbriefe. Andere Städte, deren Ehrenbürger der Feldmarschall schon war, statteten ihren Glückwunsch ab. Köln überreichte einen prächtigen Marschallstab, Parchim die Kaufurkunde seines Geburtshauses für eine Stiftung. Es folgten Begrüßungen durch die Akademie der Wissenschaften, den Verein ‚Berliner Presse', den Verein deutscher Reichsangehöriger in Moskau, den Oberlin-Verein, viele studentische Verbindungen, und all die Glückwünsche und Adressen nahm der Gefeierte mit der ihm eigenen, durch seinen Humor gewürzten Art entgegen, ohne Ermüdung zu zeigen. Nur eine kurze Rast blieb ihm; dann mußte er nach Potsdam fahren, um an dem ihm zu Ehren im Neuen Palais veranstalteten Festmahle teilzunehmen. Es

fand im Muſchelſaale ſtatt. Vor dem Beginne beglückwünſchte die Kaiſerin den Jubilar und beſchenkte ihn mit einer wundervollen goldenen Doſe, deren innere Deckelſeite ein Bild des Schloſſes Gravenſtein in Schleswig zeigte, das eine Zeitlang im Beſitze des däniſchen Zweiges der Familie Moltke geweſen war. Bei Tafel trank der Kaiſer auf das Wohl des Feldmarſchalls.

Überall, wo ſich Moltke in dieſen Tagen ſehen ließ, jubelte ihm das Volk entgegen; überall gab es feſtliche Veranſtaltungen zu ſeinen Ehren; über 6000 ſchriftliche und telegraphiſche Glückwünſche gingen ein. Die größeren deutſchen Städte Deutſchlands richteten gemeinſchaftliche Adreſſen an Moltke.[362]) Die Ehre aber, welche der Kaiſer dem großen Feldherrn durch die Überlaſſung der Fahnen an ſeinem 90. Geburtstage erwieſen, war eine Huldigung, wie ſie wohl noch niemals einem Soldaten dargebracht worden iſt — unvergleichlich an Feinheit und Großartigkeit!

Das ſtolze Feſt fand ſeinen Widerhall in der ganzen Welt. Die meiſten Monarchen Europas ſandten dem Feldmarſchall ihre Glückwünſche. Die Preſſe aller Länder widmete ihm Leitartikel: höchſt anerkennende die engliſche, öſterreichiſche, ungariſche, italieniſche und ſchweizeriſche; kühl gehaltene kamen aus Rußland, aus Frankreich teilweiſe recht geſchmackloſe. Der boulangiſtiſche Abgeordnete Laur hielt es ſogar vereinbar mit der gerühmten franzöſiſchen Höflichkeit, wenn er an Moltke ſchrieb: „Heut jauchzt ein ganzes Volk Ihnen zu; aber ein edleres Volk verflucht und haßt Sie!“ In Deutſchland ſelbſt gab es kaum irgendwo ein Lokalblatt, das nicht die Verdienſte des Feldmarſchalls zu würdigen verſuchte.[363]) Moltke-Bankette gab es von New-York bis Konſtantinopel, von Stockholm bis Belgrad, und manche eigenartige Erſchei-

nung trat noch als Nachſpiel auf. So fragte Erneſt W. Smith, der Redakteur der ‚Revue des Revues‘, durch einen eingeſchickten Fragebogen an, welche Schriftſteller Moltke am meiſten bevorzuge. Dieſer füllte am 11. Dezember den Bogen folgendermaßen aus:

Vos Auteurs favoris?

Quels livres ont exercé le plus d'influence sur vous?	Quels livres relisez-vous avec le plus de plaisir?
La Bible.	Schiller.
Homère. Iliade.	Goethe.
Littrow, Les merveilles du ciel.	Shakespeare.
	Walter Scott.
Liebig, Lettres sur la Chimie agricole.	Ranke, Histoire.
	Treitschke „
Clausewitz, Sur la guerre.	Carlyle „ [364])

Am Tage darauf ſchrieb Moltke ſeinem Neffen Burt:

„Lieber Henry. Ich danke Dir ſehr für die treffliche Schrift von Mr. Drummond. („Das Beſte in der Welt.“) Ich habe ſie mit um ſo größerem Intereſſe geleſen, als ich ſelbſt ſchon etwas Ähnliches gedacht und — aber nur für mich — zu Papier gebracht habe, was ich Dir in Creiſau vorleſen kann. Bei den Dogmatikern wird Drummond ſchwerlich Gnade finden. Ihm gilt die Lehre von der Dreieinigkeit, von der unbefleckten Geburt, von Heiligen und Wundern und alles, „was in des Menſchen Hirn nicht paßt“, ſehr wenig, wenn er das poſitive chriſtliche Credo auch nur mit ſehr ſchonender Hand berührt. Nach ſeiner Theorie kann der Moslem und der Heide ebenſo gut ſelig werden wie der Chriſt, und das glaube ich auch. — Nach Luther kann nur der Glaube ſelig machen . . . Drummond legt nur Wert auf die Werke der Liebe. Er geht dabei ſehr weit, indem er ein Ideal aufſtellt, welches im praktiſchen Leben nie erreicht werden wird. Nach ihm ſollen wir ſelbſt auf unſer Recht verzichten zu Gunſten unſerer Mit-

menſchen. Das iſt der Kommunismus, mit dem der Begriff des Eigentums und damit die ganze bisherige ſittliche Weltordnung aufhört. — Drummond ſtatuiert nur die Liebe zu Gott, zu einem uns völlig unbekannten und unfaßbaren Weſen, der uns Gutes, aber auch ebenſo viel Schlimmes zuweiſet. Jedoch gibt er zu, daß ſich dieſe Liebe in der Liebe zu unſeren Mitmenſchen betätigt. Und die Liebe zu denen, die vor uns hinſchieden, wie zu denen, die wir hinterlaſſen, iſt wohl ſicher das Bleibende. — Aber er nimmt in die künftige Exiſtenz nur das Gemüt des Menſchen hinüber, nicht den Intellekt. Die Fähigkeit, Gottes Werke zu begreifen, die Millionen von Welten, die ſich nach feſten Regeln umkreiſen, zu ſchauen, ja dieſe Welten ſelbſt ſind ihm nichts. Wonach die größten und beſten Menſchen ihr Leben lang gerungen, Erkenntnis und Wahrheit, Wiſſenſchaft und Kunſt, das alles iſt vorbei; der göttliche Funke Vernunft erliſcht mit dem Tode. Darin kann ich ihm nicht folgen."

Die Niederſchrift, deren der ſinnende Greis in den Anfangszeilen dieſes Briefes gedenkt, ſind ‚Troſtgedanken über das irdiſche und Zuverſicht auf das ewige Leben', welche er ſchon vor Jahren niedergeſchrieben und in ſeinem Schreibtiſch zu Creiſau aufbewahrt hatte. Dem ihm eigentümlichen Drange folgend, jede ſeiner ſchriftlichen Äußerungen wiederholt durchzuarbeiten, um jeden Gedanken auf die kürzeſte, ſchärfſte Form zu bringen, nahm er auch dieſe ‚Troſtgedanken', ſo oft er nach Creiſau kam, aufs neue vor und arbeitete ſie um. Von der Einleitung haben ſich nicht weniger als vier Entwürfe erhalten.[365]) Dieſen Lebenstroſt wünſchte er ſeiner Familie als Vermächtnis zu hinterlaſſen, als offenherziges Bekenntnis ſeiner ihm eigenen Überzeugung. Als ſolches ſollte dieſe Handſchrift, die er im Oktober 1890 unmittelbar vor ſeinem 90. Geburtstage abgeſchloſſen hat, und die mit ihren wunderbar feſten Schriftzügen im Charakter einer Urkunde gehalten iſt, offenbar unter den Nach-

kommen gelten. Ruhe und Friede, Ausgleich der Widersprüche im Leben, Freiheit von allen dogmatischen Fesseln, fester Glaube an die Unsterblichkeit sprechen sich hier aus. Es ist zum Teil eine Ausführung des Goetheschen Gedankens: ‚Das schönste Glück des denkenden Menschen ist, das Erforschliche erforscht zu haben und das Unerforschliche ruhig zu verehren.'

In der letzten Fassung lauteten die Trostgedanken:

„Der Mensch fühlt sich als geschlossenes Ganzes, gesondert von der übrigen Welt und gegen sie äußerlich begrenzt durch die körperliche Hülle, welche hier auf Erden der Seele zur Wohnung dient. Dennoch möchte ich in diesem Ganzen Funktionen erkennen, die, innig verbunden und von der Seele beherrscht, doch eine selbständige Existenz haben.

Aus dem Dunkel unserer Entstehung entwickelt sich der Körper zuerst. Rastlos arbeitet seine Natur an dem Wachstum des Kindes und bereitet schon in ihm die Wohnung für höhere Organe vor. Die Akme (den Höhepunkt) der Vollkommenheit erreicht der Körper schon vor der Hälfte seiner Dauer, und aus dem Überschuß seiner Kraft erweckt er neues Leben. Von da an Abnahme und nur noch das mühsame Streben nach Erhaltung des eigenen Bestehens.

Während vielleicht eines Drittels unseres Daseins, während des Schlafes, empfängt der Leib keine Befehle seiner Beherrscherin, und doch pulsiert der Herzschlag ununterbrochen, die Stoffe wechseln und der Atmungsprozeß vollzieht sich, alles ohne unser Wollen. Und selbst gegen dieses kann die Tätigkeit der Diener sich auflehnen, wenn z. B. der Krampf unsere Muskeln qualvoll zusammenzieht. Aber der Schmerz ist der Rufe nach Hilfe und Beistand . . . Nach allem müssen wir den Körper zwar als einen Teil unseres Seiens anerkennen, aber doch als etwas uns selbst Fremdes.

Ist nun wenigstens die Seele, das eigentliche Ich, ein einziges, untrennbares Ganzes?

In langsamer Entfaltung steigt die Vernunft zu immer

größerer Vervollkommnung bis ins Alter empor, solange der Körper sie nicht im Stich läßt. Das Urteilsvermögen wächst mit der Fülle der Lebenserfahrungen; aber freilich das Gedächtnis, dieser Handlanger des Denkens, schwindet schon früher oder vielmehr verliert die Fähigkeit, Neues aufzunehmen. Wunderbar genug, diese Fähigkeit, alles Angeeignete aus früherer Jugend, Erlerntes und Erfahrenes, in tausend Schubfächern aufzubewahren, die sich dem Geiste zur augenblicklichen Verfügung öffnen.

Es ist ja nicht in Abrede zu stellen, daß das Alter oft stumpfsinnig erscheinen läßt; aber an eine wirkliche Verdunkelung der Vernunft kann ich nicht glauben; denn sie ist ein lichter Funke des Göttlichen, und selbst beim Irrsinn tritt er*) wohl nur äußerlich hervor. Kann doch der Taube, der auf einem völlig verstimmten Instrument ganz richtige Noten anschlägt, sich seines korrekten Spiels bewußt sein, während alle außer ihm nur wirre Mißklänge hören. Die Vernunft ist durchaus souverän; sie erkennt keine Autorität über sich; keine Gewalt, wir selbst nicht, kann uns zwingen, für unrichtig anzunehmen, was sie als wahr erkannt hat. — E pur si muove!

Der denkende Geist schweift durch die endlosen Fernen der leuchtenden Sterne; er wirft das Senkblei aus in die unergründliche Tiefe des kleinsten Lebens; nirgends findet er Grenzen, aber überall die Regel, den unmittelbaren Ausdruck des göttlichen Gedankens.

Der Stein fällt auf dem Sirius nach demselben Gesetz der Schwere wie auf der Erde; dem Abstande der Planeten, der chemischen Mischung der Elemente liegen arithmetische Verhältnisse zu Grunde, und überall ergeben dieselben Ursachen dieselbe Wirkung. Nirgends Willkür in der Natur, überall Gesetz.

Zwar den Ursprung der Dinge vermag die Vernunft nicht zu erfassen; aber nirgends steht sie im Widerspruch mit

---

*) Gemeint ist wohl der Gegensatz zur Vernunft oder: sie, die Verdunkelung.

der Regel, welche alle leitet. Vernunft und Weltordnung sind konform, sie müssen gleichen Ursprungs sein.

Auch wenn die Unvollkommenheit alles Erschaffenen die Vernunft auf Wege führt, die von der Wahrheit ablenken, ist Wahrheit dennoch ihr einziges Ziel.

So tritt denn freilich die Vernunft in Widerspruch mit manchen ehrwürdigen Überlieferungen. Sie sträubt sich gegen das Wunder, „des Glaubens liebstes Kind"; sie kann sich nicht überzeugen, daß die Allmacht nötig haben sollte, um ihre Zwecke zu erreichen, in Einzelfällen die Gesetze der Natur aufzuheben, welche diese in Ewigkeit regieren. Doch richten sich die Zweifel nicht gegen die Religion, sondern nur gegen die Form, in welcher sie uns dargebracht ist.

Das Christentum hat die Welt aus der Barbarei zur Gesittung emporgehoben. Es hat in hundertjährigem Wirken die Sklaverei beseitigt, die Arbeit geadelt, die Frau emanzipiert und den Blick in die Ewigkeit geöffnet. Aber war es die Glaubenslehre, das Dogma, welches diesen Segen schuf? Man kann sich über alles verständigen, nur nicht über Dinge, an welche das menschliche Begriffsvermögen nicht heranreicht, und gerade über solche Begriffe hat man achtzehn Jahrhunderte hindurch gestritten, hat die Welt verheert, von der Vertilgung der Arianer an durch dreißigjährige Kriege bis zu den Scheiterhaufen der Inquisition, und was ist das Ende aller dieser Kämpfe — derselbe Zwiespalt der Meinungen wie zuvor!

Wir können die Glaubenssätze hinnehmen, wie man die Versicherung eines treuen Freundes hinnimmt, ohne sie zu prüfen; aber der Kern aller Religionen ist die Moral, welche sie lehren, am reinsten und erschöpfendsten die christliche.

Und doch spricht man achselzuckend von einer trockenen Moral und macht die Form, in welcher sie gegeben, zur Hauptsache. Ich fürchte, daß der Eiferer auf der Kanzel, welcher überreden will, wo er nicht überzeugen kann, die Christen aus der Kirche hinauspredigt.

Überhaupt, sollte nicht jedes fromme Gebet, möge es nun an Buddha, an Allah oder Jehova gerichtet sein, an denselben

Gott gelangen, außer dem es ja keinen gibt? Hört doch die Mutter die Bitte des Kindes, in welcher Sprache es auch ihren Namen lallt.

Die Vernunft steht nirgends in Widerspruch mit der Moral, das Gute ist schließlich auch das Vernünftige, aber danach zu handeln, hängt nicht von ihr ab. Hier entscheidet die herrschende Seele, die Seele des Empfindens, das Wollen und Handeln. Ihr allein, nicht den beiden Vasallen, hat Gott das zweischneidige Schwert des freien Willens geschenkt, diese Gabe, welche nach der Schrift zur Seligkeit oder zur Verdammnis führt.

Aber auch ein sicherer Ratgeber ist uns beigeordnet. Von uns selbst abhängig, hat er seine Vollmacht von Gott selbst. Das Gewissen ist der unbestechliche und unfehlbare Richter, welcher sein Urteil in jedem Augenblick spricht, wo wir ihn hören wollen, und dessen Stimme endlich auch den erreicht, der sich ihr verschließt, wie sehr er sich dagegen sträubt.

Die Gesetze, welche die menschliche Gesellschaft sich gegeben hat, ziehen nur das Handeln vor ihren Richterstuhl, nicht auch das Denken und Empfinden. Selbst die verschiedenen Religionen fordern anderes bei anderen Völkern. Sie verlangen die Heiligung hier des Sonntags, dort des Sonnabends oder Freitags. Die eine erlaubt Genüsse, welche die andere verbietet. Ohnehin bleibt zwischen Erlaubtem und Verbotenem noch ein weiter Spielraum, und eben hier erhebt mit feinerem Gefühl das Gewissen seine Stimme. Es sagt uns, daß jeder Tag dem Herrn geweiht sein sollte, daß selbst der erlaubte Zins, vom Bedrängten erhoben, unrecht sei, mit einem Wort, es predigt die Moral in der Brust von Christen und Juden, von Heiden und Wilden. Denn selbst bei den ungebildetsten Völkern, denen das Christentum nicht leuchtet, stimmen die Grundbegriffe über Gutes und Böses überein. Auch sie erkennen Treubruch und Lüge, Verrat und Undank für schlecht, auch ihnen ist das Band zwischen Eltern, Kindern und Verwandten heilig. Es ist schwer, an die allgemeine Verderbtheit des Menschengeschlechts zu glauben, denn wie sehr auch von Roheit und Wahnvorstellungen

verdunkelt, liegt doch in jeder Menschenbrust der Keim zum Guten, der Sinn für Edles und Schönes, wohnt in ihr das Gewissen, welches den rechten Weg zeigt. — Gibt es einen überzeugenderen Beweis für das Dasein Gottes, als dies allen gemeinsame Gefühl für Recht und Unrecht, als die Übereinstimmung eines Gesetzes, wie in der physischen, so in der moralischen Welt; nur daß die Natur diesem Gesetze unbedingt folgt, dem Menschen aber, weil frei, die Möglichkeit gegeben ist, es zu verletzen.

Körper und Vernunft dienen der herrschenden Seele, aber sie stellen auch ihre selbständigen Forderungen, sie sind mitbestimmend, und so wird das Leben des Menschen ein steter Kampf mit sich selbst. Wenn dabei nicht immer die Stimme des Gewissens die Entschließung der so vielfach von äußerem und innerem Widerstreit bedrängten Seele entscheidet, so müssen wir hoffen, daß der Herr, welcher uns unvollkommen schuf, nicht das Vollkommene von uns fordern wird.

Denn wie vieles stürmt nicht bei seinem Handeln auf den Menschen ein, wie verschieden sind schon seine ursprünglichen Naturanlagen, wie ungleich Erziehung und Lebenslage. Leicht wird es dem vom Glück Bevorzugten, den rechten Weg einzuhalten, kaum daß die Versuchung, wenigstens zum Verbrechen, an ihn herantritt; schwer dagegen dem hungernden, ungebildeten, von Leidenschaften bestürmten Menschen. Dies alles muß bei Abwägung von Schuld und Unschuld vor dem Weltgericht schwer in die Wagschale fallen, und hier wird Gnade zur Gerechtigkeit; zwei Begriffe, die sich sonst ausschließen.

Es ist schwerer, das Nichts als das Etwas zu denken, zumal dies Etwas doch einmal da ist, schwerer das Aufhören als die Fortdauer. Unmöglich kann dies Erdenleben ein letzter Zweck sein. Wir haben ja nicht um dasselbe gebeten; es ward uns gegeben, auferlegt. Eine höhere Bestimmung müssen wir haben als etwa den Kreislauf dieses traurigen Daseins immer wieder zu erneuern. Sollen die uns rings umgebenden Rätsel sich niemals klären, an deren Lösung die Besten der Menschheit ihr Leben hindurch geforscht? Wozu die tausend

Fäden von Liebe und Freundſchaft, die uns mit Gegenwart und Vergangenheit verbinden, wenn es keine Zukunft gibt, wenn alles mit dem Tode aus iſt.

Was aber kann in dieſe Zukunft hinübergenommen werden?

Die Funktionen unſeres irdiſchen Kleides, des Körpers, haben aufgehört; die Stoffe, welche ja ſchon bei Lebzeiten beſtändig wechſeln, treten in neue chemiſche Verbindungen, und die Erde hält alles feſt, was ihr gehört. Nicht das Kleinſte geht verloren. Die Schrift verſpricht uns die Auferſtehung eines verklärten Leibes, und freilich läßt ſich ein Sonderdaſein ohne Begrenzung nicht denken; dennoch iſt unter dieſer Verheißung wohl nur die Fortdauer der Individualität zu verſtehen, im Gegenſatz zum Pantheismus.

Daß die Vernunft und mit ihr alles, was wir an Kenntnis und Wiſſen mühſam erworben, uns in die Ewigkeit begleiten wird, dürfen wir hoffen, vielleicht auch die Erinnerung an unſer irdiſches Daſein. Ob wir das zu wünſchen haben, iſt eine andere Frage. — Wie wenn einſt unſer ganzes Leben, unſer Denken und Handeln vor uns ausgebreitet daläge und wir nun ſelbſt unſere eigenen Richter würden, unbeſtechlich, erbarmungslos?

Aber vor allem das Gemüt muß der Seele verbleiben, wenn ſie unſterblich iſt. Die Freundſchaft zwar beruht auf Gegenſeitigkeit, bei ihr ſpricht noch die Vernunft mit, aber die Liebe kann beſtehen ohne Gegenliebe. Sie iſt die reinſte, die göttliche Flamme unſeres Weſens.

Nun ſagt uns die Schrift, wir ſollen vor allem Gott lieben, ein unſichtbares, uns völlig unfaßbares Weſen, welches uns Freude und Glück, aber auch Entbehrung und Schmerz bereitet. Wie können wir es anders, als indem wir ſeine Gebote befolgen und unſere Mitmenſchen lieben, die wir ſehen und verſtehen.

Wenn, wie der Apoſtel Paulus ſchreibt, einſt der Glaube in die Erkenntnis, die Hoffnung in die Erfüllung aufgeht, und nur die Liebe beſteht, ſo dürfen wir hoffen, auch der Liebe eines milden Richters zu begegnen.

Creiſau im Oktober 1890. Gr. M.

Diese ‚Trostgedanken' sind besonders wertvoll, weil sie einen tiefen Einblick in das Seelenleben unseres Helden gewähren.

Hatte Kaiser Wilhelm II. im Jahre 1890 die Marinestation der Nordsee besucht, so im Frühjahr 1891 diejenige der Ostsee, und auch hierhin begleitete ihn Graf Moltke. Bei dieser Gelegenheit stellte der Souverän ihn „in Anbetracht seines regen Interesses für die Fortentwicklung der Marine und zum weiteren Anspornen derselben à la suite des Seebataillons". Auch den großen kirchlichen Feiern in Berlin fehlte Moltkes Gegenwart nicht. Bei der Grundsteinlegung der Kaiser Wilhelm-Gedächtniskirche (22. März) bewies er, welch wunderbare Natur und Willensstärke er besaß. Bei nur 2 Grad Wärme wehte eisige Luft über den Festplatz; er aber lauschte regungslos den Worten des Geistlichen, und als auch er die drei Hammerschläge getan, trat er neben das Kaiserzelt und hörte das Gebet des Probstes entblößten Hauptes an. Ebenso verhielt er sich bei der Grundsteinlegung der Lutherkirche am 18. April.

In alter Treue wohnte der Neunzigjährige den Sitzungen des Reichstages bei, und allen unerwartet nahm er am 16. März bei der Frage der Einheitszeit das Wort.

Es wird nicht bestritten, sagte er, daß im Interesse der Eisenbahnen die Einheitszeit durchaus unentbehrlich ist; aber wir haben allein in Deutschland fünf bis sechs verschiedene Einheitszeiten; man rechnet nach Berliner, Münchener, Stuttgarter, Karlsruher und Ludwigshafener Zeit. Die verschiedene Einheitszeit ist eine Ruine aus der Zeit der Zersplitterung. die, seitdem wir Ein Reich geworden, wegzuräumen wäre. Sie sind eine wesentliche Erschwerung für den Eisenbahnbetrieb, ganz besonders für die Leistungen, welche von ihm für mili-

tärische Zwecke gefordert werden. Im Falle einer Mobilmachung müssen alle Fahrzeiten in Ortszeit und Einheitszeit berechnet werden; die Truppen können sich doch nur nach der Uhr ihres Standquartiers oder ihrer Heimat richten. Alle Übelstände lassen sich nur beseitigen, wenn wir für ganz Deutschland zu einer einheitlichen Zeitrechnung gelangen, wenn alle Ortszeiten abgeschafft werden. Im Publikum sind dagegen Bedenken aufgetaucht, wie ich glaube, mit Unrecht. Die schwerwiegende Autorität der Herren von der Sternwarte ist ablehnend in die Wagschale gefallen. Sie haben eingewendet, daß nur ein kleiner Teil des Volkes sich der Eisenbahn bediene. Gewiß; aber ein noch kleinerer Teil der Bevölkerung ist Astronom, Geodät oder Meteorologe. Die vornehmsten Reisenden sind die Truppen, welche zur Verteidigung des Vaterlandes an die Grenze geschickt werden, und diese verdienen die weitestgehende Berücksichtigung. Die befürchteten Störungen des bürgerlichen Lebens werden nicht so groß sein. Wir können hier keinen Beschluß über eine Sache fassen, die nur auf dem Wege der Verhandlung im Bundesrat gefördert werden kann. Aber diese Verhandlungen werden erleichtert, wenn der Reichstag sich sympathisch für ein Prinzip ausspricht, das anderwärts bereits ohne Störung zur Geltung gekommen ist.

•

Es war eine wichtige Kulturfrage; aber niemand hatte vermutet, daß der Feldmarschall zu ihr sprechen und vom militärischen Gesichtspunkt aus Stellung zu ihr nehmen würde. Ein Berichterstatter schrieb: „Moltke sprach nicht, wie gewöhnlich, vom Platze aus, sondern stieg festen Schritts zur Rednerbühne, und bald drängten sich Bundesratsmitglieder wie Abgeordnete in dichtem Kreis um ihn. Doch wäre das gar nicht nötig gewesen, denn seine Stimme war noch so klar und deutlich, daß die Rede ohne Schwierigkeit bis in die äußerste Ecke des Saales drang.“ Die demokratische ‚Frankfurter Zeitung‘ beugte sich vor seiner ehrfurchtgebietenden Persönlichkeit und äußerte: „Es ist

staunenswert, mit welcher geistigen und körperlichen Frische der im 91. Lebensjahre stehende Feldmarschall das an sich recht trockene Thema in einer das ganze Haus fesselnden Weise zu behandeln wußte. Er sprach ohne Manuskript in ganz freiem, musterhaft klaren und formvollendeten Vortrage etwa 20 Minuten lang; er flocht sogar scherzhafte Bemerkungen ein . . . Die Erscheinung dieses Mannes, über den das Alter keine Macht zu haben scheint, auf der Parlamentstribüne grenzt ans Unglaubliche und dürfte ohne Beispiel in der Geschichte sein."

Doch schon war ihm ein nahes Ziel gesetzt. — Am 24. April war er um halb acht Uhr aufgestanden, etwas früher als sonst, um sich von einer nach Kopenhagen abreisenden Verwandten zu verabschieden. Um 9 Uhr hatte er den Vortrag des Adjutanten entgegengenommen, war dann um 12 Uhr ins Herrenhaus gefahren, um an der Abstimmung über die Gewerbeordnung teilzunehmen, und gegen 3 Uhr zu Fuße heimgekehrt.[366]) Bei Tische, zwei Stunden später, speiste Moltke mit guter Eßlust und scherzte fröhlich mit den Kindern. Nachdem der Kaffee genommen, zog er sich wie gewöhnlich in sein Zimmer zu den Zeitungen zurück und erschien um acht Uhr frisch und heiter zum Tee. An diesem nahmen Major Helmuth v. Moltke nebst seiner Gattin, Herr und Frau Marcher aus Schweden, die seit vierzehn Tagen bei ihnen zu Besuch waren, und Herr Dreßler, ein seit Jahren im Hause verkehrender Künstler, teil. Der Graf war guter Laune und sagte Herrn Dreßler scherzenderweise, er habe ihn und seinen Neffen vorher belauscht, sie hätten greuliche Musik vollführt. (Wahrscheinlich ganz moderne!) Nach dem Tee setzte man sich an den Whisttisch. Der Feldmarschall spielte mit Herrn Marcher. Beim letzten Robber

hielt er, der eben begonnen hatte, Karten zu geben, plötzlich inne; er schien an Atemnot zu leiden, bestätigte auch auf Fragen, daß er „ein bißchen Asthma" habe, spielte aber weiter und gewann den letzten Robber seines Lebens glänzend. Wie er bei solchen Gelegenheiten zu tun pflegte, trommelte er mit den Fingern auf der Tischplatte und sagte mit Bezug darauf, daß er die vorhergehenden Spiele verloren hatte, höchst vergnügt zu Herrn Marcher: „Wat seggt hei nu tou sine ollen Süpers?!"[367]) — Es sollte nun musiziert werden. Frau v. Moltke, die den Onkel recht matt aussehend fand, fühlte ihm den Puls, der schwach, aber regelmäßig ging, und forderte ihn auf, ruhig sitzen zu bleiben, da man ja bei offenstehender Tür die Musik auch am Spieltisch sehr gut hören könne. In seiner großen Zartheit entgegnete er: „Nein, das geht nicht; wenn er für mich spielen will, muß ich auch hineingehen." Er betrat den Musiksaal, wo Herr Dreßler schon präludierend am Flügel saß, nahm auf einem Stuhle dicht an der Türe Platz und faltete die Hände, zwischen denen er sein rotseidenes Taschentuch hielt, im Schoße. Nun begann Herr Dreßler eine eigene Komposition zu spielen, deren schwermütiger Rhythmus den jüngeren Moltke betroffen machte, weil er wußte, daß der Oheim, wenn er nicht ganz wohl war, sich gern durch heitere Melodien ablenken ließ. Noch ehe aber der Künstler gebeten werden konnte, ein anderes Musikstück zu wählen, erhob sich der Feldmarschall plötzlich und ging mit leisen Schritten, um den Spieler nicht zu stören, ins dunkle Nebenzimmer. Sehr bald folgte ihm sein Neffe, den seine Haltung beunruhigt hatte; auch Frau v. Moltke trat, ebenfalls von einer instinktiven Ahnung getrieben, heran. Beide blieben zunächst in der Tür stehen, weil sie wußten, daß der Ohm es gar nicht liebte, wenn man ihn mit übereifriger Sorg-

falt beläſtigte. Da aber hörten ſie einen tiefen Seufzer; der Major trat nun raſch ein und konnte in der undeutlichen Beleuchtung nur erkennen, daß der Graf auf einem Stuhle ſaß, die Ellenbogen auf die Knie gelegt und den Oberkörper tief vornübergebeugt. Auf die Frage, ob ihm etwas fehle, hob er den Kopf und fragte mit unendlich weicher Stimme: Wie? — Der Neffe faßte an die Stirn des Erkrankten; ſie war eiskalt und ſank ihm ſchwer in die Hand; gleichzeitig ſchien der Körper alle Spannkraft zu verlieren und ganz in ſich zuſammenzuſinken, als ob der Scheidende die Empfindung habe: ſo, jetzt kann ich nachlaſſen, jetzt ſind die anderen da. Er wurde in ſein Bett getragen. Ab und zu hoben noch, immer ſeltener werdend, tiefe Atemzüge ſeine Bruſt; der Körper ſtreckte ſich in natürlicher Haltung, die Hände waren leicht übereinander gelegt; kein Zug veränderte ſich in dem feinen, wie aus Marmor gemeißelten Antlitz; kein Todesſeufzer entfloh den ruhig geſchloſſenen Lippen. Nach wenigen Minuten hörte das Herz zu ſchlagen auf. Die Züge verklärte tiefer Friede und der Abglanz eines inneren, faſt heiteren Glückes.

Oft hatte Moltke geſagt: „Wie ſchön ſterben doch die Menſchen am Herzſchlag!“ Nun war er ſelbſt ſo ſchön geſtorben.

Am 28. April, vormittags 11 Uhr, fand die Trauerfeier im Generalſtabsgebäude ſtatt. Vier Generalſtabsoffiziere hielten Wache an den Ecken des Sarges, dem die Fahnen des Kolberger Regiments und des 1. Seebataillons zu Häupten ſtanden. Graf Schlieffen, der Chef des Generalſtabs, empfing die Trauerverſammlung, an deren Spitze Kaiſer und Kaiſerin ſtanden. Auch der König von Sachſen, die Großherzöge von Baden, Heſſen und

Sachsen, die preußischen Prinzen: Kronprinz Wilhelm, Eitel Friedrich, Heinrich, Alexander, Albrecht mit seinen Söhnen, der Erbprinz und die Erbprinzessin von Hohenzollern, Herzog Ernst Günther von Schleswig-Holstein, Prinz Leopold von Bayern, der Reichskanzler v. Caprivi, die kommandierenden Generale, die deutschen Kriegsminister, die Botschafter Graf Schuwalow und Sir Malet sowie Abordnungen der Moltkeschen Regimenter in Preußen, Österreich und Rußland wohnten der Feier bei. Die Trauerrede hielt Feldprobst Richter. In der Leichenparade folgten dem Sarge, auf dem Moltkes Helm mit einem Lorbeerkranz umwunden lag, zunächst der Kaiser und der König von Sachsen, zwischen beiden Majestäten der Major Wilhelm v. Moltke, dann der unermeßliche Zug der Leidtragenden. Er ging über die soeben fertig gewordene, bisher noch nicht betretene Moltkebrücke und weihte diese so gewissermaßen ein. Um 1 Uhr erreichte der Zug den Lehrter Bahnhof, wo der Sarg vor der Trauerparade unter 36 Kanonenschüssen in das Fürstenzimmer gebracht wurde. Am folgenden Morgen fuhr der Leichenzug nach Creisau ab mit einem Gefolge von 60 Herren, geführt von den Grafen v. Waldersee und v. Schlieffen. Der Feldmarschall fand seine Ruhestätte zwischen seiner Schwester und seiner Gattin, der Stieftochter seiner Schwester, in der nun völlig ausgefüllten Kapelle.

Den Neffen und Adjutanten des Dahingeschiedenen ernannte der Kaiser zu seinem Flügeladjutanten. Vorsitzender der Landesverteidigungs-Kommission wurde Prinz Albrecht von Preußen, Kanzler des Schwarzen Adlerordens der Fürst von Stolberg-Wernigerode. Dem schlesischen Füsilier-Regiment Nr. 38 verlieh der König den Namen ‚General-Feldmarschall Graf Moltke' in der

zuverſichtlichen Erwartung, daß es die Pflichten, „welche dem Regimente aus dieſem Beweiſe meiner Gnade, ſich nach einem der größten Feldherrn aller Zeiten nennen zu dürfen, voll und ganz, wie an dem Tage von Skalitz erfüllen werde.“

‚Einen der größten Feldherrn aller Zeiten' hat unser Kaiser den Feldmarschall Grafen v. Moltke genannt, und gewiß ist er das gewesen. — Am Schlusse des achten Kapitels dieser Lebensschilderung hat der Verfasser darauf hingewiesen, wie durchaus die Persönlichkeit unseres Helden dem Ideale entsprach, das sich die antike Welt von einem rechten Feldherrn gebildet hatte. Die Grundzüge der einem solchen Manne notwendigen Eigenschaften sind eben zu allen Zeiten dieselben gewesen, so weit abweichend auch sonst die Bedingungen sein mögen, unter denen die Heerführer des Altertums und die der Gegenwart zu handeln hatten. Diese Verschiedenheit ist allerdings sehr tiefgreifend und tritt besonders klar in der Leitung der Schlachten hervor. Auch in den höchsten Offenbarungen antiker Feldherrntätigkeit behält diese noch immer Züge der heroischen Vorkämpferschaft, aus welcher sie emporgewachsen war. Alexander der Große gibt bei Gaugamela nicht nur die Angriffsverfügungen, sondern er selbst leitet das Gefecht ein; er selbst führt mit seiner Ritterschaft den entscheidenden Stoß; er persönlich eilt herbei, um seinen erschütterten linken Flügel herzustellen; er persönlich setzt sich an die Spitze der Reiterscharen, welche dem fliehenden Perserkönige folgen. — Heut entwickelt sich das Drama des Kampfes auf Schauplätzen von ungeheurer Ausdehnung und nimmt Heeresmassen in Anspruch, denen gegenüber dem Feldherrn andere Aufgaben zufallen. Schon Napoleon I. hat das lebhaft hervorgehoben und darauf hingewiesen, wie die Tätigkeit der neueren Schlachtenlenker vorzugsweise auf die Herbeiführung der Entscheidung unter möglichst

günſtigen Umſtänden und auf die Berechnung der Wahrſcheinlichkeit gerichtet ſei. „C'est par les yeux de l'esprit, par l'ensemble de tout le raisonnement, par une espèce d'inspiration que le général voit, connait et juge.“ — Seit Napoleon aber hatten ſich die Verhältniſſe wieder außerordentlich geſteigert. Auch dasjenige Maß unmittelbarer Einwirkung auf den Gang der Schlacht ſelbſt, welches der franzöſiſche Imperator noch dem Feldherrn zuwies, wird jetzt nur in ſeltenen Ausnahmefällen erfüllbar werden. Die Aufgabe der Heerführer iſt heute noch viel mehr der taktiſchen Elemente entkleidet; ihr Schwergewicht ruht durchaus auf der ſtrategiſchen Kombination. Faſt immer gewinnt oder verliert der Feldherr die Schlacht durch die Art, wie er die Heere zu ihr heranführt, wie und wo er die Maſſen einſetzt, wann und wozu er ſie braucht. Täuſcht er ſich nicht über den Wert ſeiner Truppen und greift nicht eine jener unberechenbaren, unüberwindlichen Mächte ein, die hoch über allem menſchlichen Erwägen walten, ſo weiß der Feldherr in dem Augenblicke, da ſein ſtrategiſcher Entwurf gelungen, daß ihm der Sieg gehöre . . . Am Morgen von Königgrätz, als der bei Sadowa ringenden Armee noch keine Spur der Einwirkung des herannahenden Heeres des Kronprinzen erkennbar ward, fragte der beſorgte König den General v. Moltke, was er von der Lage halte, und mit voller Zuverſicht erwiderte dieſer: „Euere Majeſtät werden heute nicht nur die Schlacht, ſondern den Feldzug gewinnen!“ Dieſer Erfolg war aber nicht nur der von langer Hand her ins Werk geſetzten konzentriſchen Bewegung der drei preußiſchen Armeen zu danken, ſondern mehr noch dem in der Nacht vor der Schlacht mit genialer Intuition gefaßten Entſchluſſe, den ſtehengebliebenen Feind ſofort und mit allen Kräften anzugreifen. — Bei Gravelotte-

Denkmal in Berlin

Von J. Uphues

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin

St. Privat ist die große Gesamtanlage der Schlacht, welche darauf hinauslief, die französische Rheinarmee am Rückzuge auf Paris zu hindern, erstaunlich, nicht minder die strategische Kunst, die dazu nötigen Streitmittel derart heranzuführen, daß sie rechtzeitig dazu imstande waren; schwerer ins Gewicht fällt aber doch wohl noch der Entschluß, sie sofort mit aller Entschiedenheit einzusetzen, obgleich hervorragende Mitkämpfer wie Roon dringlich davor warnten, die starke Stellung des Feindes anzugreifen, und zu abwartender Haltung, d. h. zu einer bloßen Demonstration rieten. Die aber würde, falls Bazaine der tapfere Heerführer war, für den man ihn hielt, die Rheinarmee gewiß nicht festgehalten haben. — Und ähnlich liegen die Dinge für Sedan. Wohl war die strategische Entscheidung, ihren großen Umrissen nach, bereits am 27. August durch die bewunderungswürdig durchgeführte Frontveränderung der aus der westlichen in die nördliche Marschrichtung abschwenkenden deutschen Heere gegeben; die taktische Entscheidung der Schlacht bei Sedan aber ist die unmittelbare Folge der energischen Ausführung des in der Nacht zum 1. September gefaßten Planes, das Zögern des schwankenden Gegners sofort zu dessen Einschließung und zur Vernichtungsschlacht zu verwerten.

Die hohe und schwere Charakteranforderung plötzlichen, entscheidenden Entschlusses tritt also an den Feldherrn der Gegenwart nicht minder heran, wie an den Heerführer des Altertums. Nur die Momente, in denen es diese Entschlüsse gilt, sind andere. Sie liegen fast immer früher als in der alten Zeit; sie sind jedoch ebenso verantwortlich und bewegen weit größere Massen; sie haben vielleicht weniger mit den Zufälligkeiten der Hauptschlacht, aber desto mehr mit den Reibungen der Märsche, der Vorgefechte und der Eigenart der Persönlichkeiten zu rechnen.

Auch der größte Stratege vermag nicht zu siegen, wenn er ein ungenügendes Werkzeug handhabt und wenn er über sich einen schwankenden Willen hat. In diesen Beziehungen ist Feldmarschall Moltke vom Glücke begünstigt worden. Mit vollem Verständnisse gingen die zum Teil seiner eigenen Schule angehörenden Unterführer auf die Absichten der Heeresleitung ein, und — was noch wertvoller war — mit unerschütterlicher Ruhe hielt der oberste Kriegsherr an den von ihm gebilligten Plänen des Chefs seines Generalstabs fest. Die Natur des deutschen Heeres verminderte einigermaßen die Gefahren, welche heut aus der Unmöglichkeit erwachsen, die taktischen Einzelhandlungen der meilenweit voneinander entfernten und doch auf ein gemeinsames Ziel hinwirkenden Heeresteile bindend zu bestimmen. Die Gleichartigkeit der Bildung, die Intelligenz, Selbsttätigkeit und Entschlossenheit der Führer und die von jeder persönlichen Nebenbuhlerschaft freie Kameradschaft zwischen ihnen, diese schönen Eigenschaften unserer Armee glichen die schlimmsten Schwierigkeiten aus.

Mit Moltke war der größte Feldherr dahin geschieden, den Europa in der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts hervorgebracht hatte; in der ersten Hälfte desselben hatte an dieser Stelle Napoleon gestanden. Es ist heutzutage Modesache, diese beiden Männer zu vergleichen, um festzustellen, wer von ihnen der größere gewesen sei — ein unfruchtbares und überflüssiges Bemühen; denn die beiden sind inkommensurabel. Schon aus dem einfachen Grunde, weil Napoleon ein gewissenloser Selbstherrscher war, Moltke aber ein loyaler Staatsdiener. Wohl hat sein herrlicher König mit seltener Treue zu Moltkes Gedanken gestanden — aber abhängig war dieser denn doch. Wir

haben geſehen, wie 1866 der Angriff auf Öſterreich beſtändig hinausgeſchoben wurde, wie es unmöglich war, mit dem Zeitpunkt desſelben zu rechnen, und wie daher die Pläne des Strategen immer wieder geändert werden mußten. „Nichts wäre erwünſchter geweſen," ſagt Moltke im Generalſtabswerke, „als für die geſamte Streitmacht eine Aufſtellung zu finden ... Die Schwierigkeiten, welche bei Anhäufung einer Viertelmillion Menſchen für die Verpflegung entſtehen, hätten beſiegt werden können, wenn ein baldiges Vorgehen in Ausſicht ſtand." Dies aber war eben nicht der Fall; Moltke entſchied ſich deshalb für den konzentriſchen Einmarſch in Böhmen — aber zu wie unerquicklichem und gefährlichem Zaudern und Schieben nötigte ihn auch dann noch der zögernde Wille des Königs, dem alles darauf ankam, nicht als Friedensbrecher zu erſcheinen. — Welch eine Lage gegen die des jungen Gewaltmenſchen, auf deſſen Wink die Armeekorps unaufhaltſam aus dem Lager von Boulogne an die Donau fluteten! — Wir haben geſehen, daß König Wilhelm ſogar gelegentlich in taktiſche Einzelheiten eingriff, z. B. am Abende von Gravelotte. — Wie kann man unter ſolchen Umſtänden Moltke und Napoleon mit gleichem Maße meſſen wollen!?

Ebenſo grundverſchieden ſind ſie auch in Anbetracht des Lebensalters, während deſſen ſie tätig waren. Mit 26 Jahren tritt Bonaparte zuerſt als Heerführer auf, Moltke mit 66, alſo 40 Jahre älter. Die ſprudelnde Kraft der angeborenen Genialität, die Rückſichtsloſigkeit vollſaftiger Jugend ließ den dämoniſchen Korſen frühe Lorbeeren pflücken, in deren Schatten er fortan fechten konnte, deren Duft ihm freilich auch ſpäter das Hirn mit Cäſarenwahnſinn umnebelte. — Der Firnewein Moltkeſcher Weisheit gärt nicht, berauſcht nicht; doch dem ge-

duldigen Wägen des Greises folgt immer das entscheidende Wagen wie aus vollster Manneskraft heraus. — Ganz anders also sind auch die rein menschlichen Bedingungen, unter denen dort Napoleon in elf, hier Moltke in nur zwei Feldzügen handelten; sie standen eben zu keiner Zeit auf der gleichen Stufe: wie will man sie aneinander messen!?

Höchst merkwürdig ist es, daß Moltke und Napoleon ganz verschieden über das Wesen der Kriegführung dachten. Moltke erklärt feierlich: „Kriegführung ist keine Wissenschaft, sondern eine Kunst." Er legt also den Nachdruck auf die Persönlichkeit, auf den Willen, auf die Intuition des Künstlers. Er erkennt mit Clausewitz an, daß es eigentliche Gesetze für die Kriegführung gar nicht gebe; er begreift nicht, wie man ein Lehrbuch der Strategie schreiben wolle. So Moltke, in dem die gewöhnlichen Beurteiler einen Rechenmenschen sehen. — Napoleon dagegen vermißt sich, daß „wenn er eines Tages die Zeit dazu hätte, so würde er ein Buch schreiben, worin er die Grundlehren der Kriegskunst in so genauer Weise entwickelte, daß sie für alle Militärs faßlich seien und man den Krieg daraus lernen könne, wie man eine beliebige Wissenschaft lernt". Napoleon hat das Buch nicht geschrieben; er hat die Zeit dazu nicht gefunden, sogar auf St. Helena nicht, wo er doch Muße genug hatte, und er wäre auch schwerlich dazu imstande gewesen; denn, wie alles, was er geschrieben hat, beweist: er war jeder philosophischen Abstraktion unfähig; sein Element war die Phantasie, erscheine sie nun als geflügelte Göttin des Künstlers, als dreiste Reklame oder als trostloser Selbstbetrug. Und dieser Napoleon, der alles Höchste seiner Einbildungskraft verdankte, der macht sich anheischig, die Kriegskunst ‚wie eine beliebige Wissenschaft' zu lehren. Er hat nicht einmal bei seinen Nächsten Schule machen

können; immer wieder muß er klagen, daß da, wo er nicht selbst sei, alles in Frage stehe; denn niemand vermöge sich in seine Denkungsweise zu versetzen. Wie aber sollten denn die anderen von ihm lernen, da er ja beständig log! Ganz anders steht es um Moltke, der sich mit ehrlicher Hingebung und Selbstverleugnung bestrebte, den Seinen alles das von seiner Kunst zu überliefern, was irgend mitteilbar war, was nicht lediglich in seiner Persönlichkeit ruhte, und auch mit dieser selbst noch wirkte er vorbildlich.

Moltke aber war nicht nur ein großer Feldherr, sondern auch ein Vollmensch. Der Begriff des Edelmanns kann nicht schöner verkörpert werden, als es durch ihn geschah, dessen hohe Gestalt, dessen kühnes Adlerprofil so deutlich vom Adel seines Blutes redeten, wie das Gleichmaß seines Wesens, seine Milde, seine Anmut einen Adel der Seele zur Erscheinung brachten, der auch denen, die mit den edelsten Anlagen geboren wurden, nur dann zuteil wird, wenn sie ihn in rastlosem Ringen erwerben und erhalten. Eine stille, in sich selbst beruhende Größe eignete diesem geistesmächtigen Führer der deutschen Heerkraft, und eben dies Gleichmaß seiner Persönlichkeit ist zugleich ein Schlüssel zum Verständnis seiner Taten; niemals waren in einem Feldherrn Wollen und Vollbringen, Zweck und Mittel vollkommener im Gleichgewichte als bei ihm. Die Harmonie seines Wesens als Ergebnis seines reinen Willens zeigt sich darin, daß der Feldmarschall bei höchster Befähigung zum Kriege doch keineswegs, wie Bismarck irrig glaubte, kriegslustig war, ferner darin, daß er bei entschiedenem Hange zu einsamer Beschaulichkeit doch ein Mensch von gewaltiger Tatkraft war, daß er bei der vornehmsten Feinbildung die Einfachheit selbst blieb, daß er bei großem Stolze doch demütigen Herzens war. Und wie vielseitig erwies sich

Moltke! Ausgezeichnete Sprachenkenntnis, gründliche Geſchichtsbildung, klaſſiſche Leiſtungen auf dem Gebiete der darſtellenden Völkerkunde, ſinnige Kunſtkennerſchaft, tiefe Freude an der Natur zierten den Staats- und Kriegsmann, der endlich im Frieden ſeines Alters als einſichtiger Landwirt und liebevoller Gärtner waltete. Es iſt bezeichnend für ihn, daß er die Ergebniſſe ſeiner eindringenden Studien und ſeiner reichen Erfahrungen nicht in doktrinären Büchern niederlegte, ſondern ſie nur wie gelegentlich im Geſpräche, in Briefen, in der Mitarbeit an dienſtlichen Werken ausklingen ließ, dagegen an die jedesmalige Tagesaufgabe die ganze Fülle ſeiner Perſönlichkeit wendete. Er hat ſich niemals abgeerntet und den Ertrag in die Scheuern gefahren, ſondern ſein Weſen ſtand immer friſch auf dem Halm.

Was war nicht alles während der neunzig Jahre dieſes großen Lebens durch Moltkes Seele gegangen! Schmerzen und Erſchütterungen ſind ihr nicht erſpart geblieben von der entbehrungsvollen Jugend an bis zu jenen ſchweren Tagen, da in der Friſt, die zwiſchen den beiden Kriegen lag, ihm das Liebſte genommen ward, was er beſaß, die edle Gattin. Es ſchien damals, als werde er dieſen tiefen Kummer nicht lange überleben. Aber das erhabene Gleichgewicht ſeiner Seele ſtellte ſich wieder her. Die Schwingen des Ruhmes trugen Moltkes Namen über den Erdkreis, und die begeiſterte, einmütige Verehrung, die Deutſchland ihm entgegenbrachte, umgab ihn bis zum letzten Augenblick mit warmer Liebe. Welch ein Glück! Und

‚Glück hat auf die Dauer nur der Tüchtige!‘

Quellen und Anmerkungen

[1]) Helmuth von Moltke: „Kurze Familiengeſchichte"; Friedrich von Moltke „Aufzeichnungen" (beides im I. Bande der „Geſammelten Schriften und Denkwürdigkeiten des Feld-Marſchalls Grafen Helmuth von Moltke". Berlin 1892). — Liſch: Mecklenburgiſche Jahrbücher. (XX. Band.) — David Franck: Alt- und Neues Mecklenburg. (Güſtrow 1753—1758.) — Langhorn: Hiſtoriſche Nachrichten über die däniſchen Moltke. (Kiel 1871.) — Allgemeine Deutſche Biographie XXII. (München 1885.)

[2]) Friedrich Perthes' Leben. (Gotha 1872.)

[3]) Unſere Vorfahren liebten es, ſich nach Schutz- und Trutzwaffen zu nennen. Wie Helmuth ſind Helmbold, Helmbert, Helmfried, Helmbrecht, Wilhelm u. a. gebildet: Grimheri, Grimhild führen auf „grima" = Helm zurück; der weitverbreitete Familienname Grimm bedeutet nichts anderes.

[4]) Lebensbild der Mutter. (Denkwürdigkeiten IV.)

[5]) An Wilhelm Petſch in Berlin.

[6]) Erinnerungen des Generalleutnants von Hegermann-Lindencron. [Starb Dezember 1893.] (Denkwürdigkeiten V.)

[7]) Brief vom Anfang März 1829. (Denkwürdigkeiten IV.) Die Rohheit in der Behandlung, die Moltke erfuhr, war, wie gewiſſe Züge erkennen laſſen, zum Teil in dem Haß begründet, den plebejiſche Vorgeſetzte gegen die jungen Edelleute als ſolche hegten.

[8]) Moltkes eigene Worte.

[9]) Brief vom 13. Februar 1842. (Denkwürdigkeiten IV.)

[10]) Wilhelm Müller: General-Feldmarſchall Graf Moltke (Stuttgart 1878.)

[11]) Leider iſt der Name dieſes Verwandten nicht bekannt. Den Inhalt des betreffenden Briefes gibt Generalleutnant von Hegermann wieder.

[12]) Die ‚Kriegsſchule‘, um die es ſich hier handelt, iſt die Fach-Hochſchule, welche jetzt den Namen ‚Kriegsakademie‘ führt, früher aber, mehr als heutzutage, die Elemente univerſeller Bildung berückſichtigte, inſofern auch Geſchichte der Literatur und der Philoſophie vorgetragen wurden. Leider hat das Anwachſen der rein militäriſchen Lehrgegenſtände, insbeſondere das der Generalſtabsgeſchäfte, dazu genötigt, nicht nur jene Disziplinen auszuſcheiden, ſondern alle geſchichtlichen Vorträge einzuſchränken.

[13]) Handſchriftliche Aufzeichnungen des Generalleutnants von Gliszczinski, zuletzt Direktor des Allgemeinen Kriegsdepartements. (Denkwürdigkeiten V.)

[14]) Ein Wort rührender Schonung für die geliebte Mutter, wenn man der Kopenhagener Kadettenzeit Moltkes gedenkt!

[15]) Gemeint iſt die Jahreszulage, welche Helmuth während ſeiner Dienſtleiſtung bei der Diviſionsſchule vom Staat empfing.

[16]) Dies Kompendium ſcheint verſchollen zu ſein.

[17]) Näheres über die Entwickelung des Generalſtabs wird der zweite Band bringen.

[18]) Zur Zeit ſteht die Königliche Landesaufnahme nur noch in loſem Zuſammenhange mit dem Generalſtabe. Zwar tragen nach altem Brauche die Vermeſſungsdirigenten der trigonometriſchen und der topographiſchen Abteilung noch jetzt ſeine Uniform; doch ſie gehören eben ſo gut nur zum „Nebenetat des Großen Generalſtabs“ wie die Offiziere der kartographiſchen, geographiſch-ſtatiſtiſchen oder kriegsgeſchichtlichen Abteilungen, denen man jenen Uniformsvorzug nicht mehr bewilligt hat.

[19]) Max Lehmann: Scharnhorſt. II. (Leipzig 1887.)

[20]) „Daheim“ 1866. (Denkwürdigkeiten I.)

[21]) Erzählung der Gräfin Maxa Oriolla. (Denkwürdigkeiten I.)

[22]) Neuabdruck in den „Vermiſchten Schriften“. (Denkwürdigkeiten II.)

[23]) Guſtav Karpeles: Moltke als Schriftſteller. (Sonntagsbeilage der Voſſiſchen Zeitung 1891 Nr. 203.)

[24]) Neuabdruck in den „Vermiſchten Schriften“. (Denkwürdigkeiten II.)

[25]) Denkwürdigkeiten V. — Herr von Kameke nahm infolge eines Gehörleidens ſchon als Major den Abſchied.

[26]) Ganz unzweifelhaft hat Moltke außer der Novelle ‚Die Freunde‘ auch Gedichte verfaßt. Dafür ſpricht ſchon der Umſtand, daß er bis in ſpäte Lebensjahre Freude daran hatte, fremde Poeſien, namentlich engliſche, zu verdeutſchen. Und es ſcheint, als ob ſich einige eigene Gedichte Moltkes gedruckt erhalten hätten. Der erſte (und einzige) Jahrgang eines im Jahre 1828 zu Darmſtadt erſchienenen ‚Allgemeinen Militär-Almanachs‘ bringt nämlich ‚Dichtungen von Julius Holm‘; Holm aber iſt der Name, unter welchem Moltke ſich in ſeiner Novelle ſelbſt geſchildert hat. Die Redaktion des Almanaches bemerkt in ihrer vom September 1827 datierten Vorrede, daß der Verfaſſer jener Dichtungen Militär ſei; die Bibliothekskataloge und Litteraturüberſichten kennen keinen Dichter Julius Holm zu dieſer Zeit; man hat es alſo offenbar mit einem angenommenen Namen zu tun, und da erſcheint es denn in hohem Grade wahrſcheinlich, daß es Moltke iſt, der ſich hinter ihm verbirgt. Die elf Gedichte wären (obgleich ihnen noch einige Unzulänglichkeiten in der Form anhaften) ſeiner wohl würdig; ſie beziehen ſich durchweg auf kriegeriſche Gegenſtände, und atmen die tiefſte Sehnſucht nach rühmlicher Betätigung im Felde, eine Stimmung, wie ſie Moltke damals unzweifelhaft beſeelt hat. Leider ſind die Nachfolger der damaligen Verlagsbuchhandlung (Carl Wilhelm Leske), wie mir Herr Hauptmann Zernin in Darmſtadt gütigſt mitteilt, nicht mehr im Beſitze der Geſchäftsbücher aus jener Zeit, ſo daß es kaum möglich ſcheint, die Vermutung, daß Moltke die Dichtungen verfaßt habe, zur Gewißheit zu erheben.

[27]) Die Wiedergabe eines Teiles dieſer Zeichnungen findet ſich in den „Denkwürdigkeiten“ I.

[28]) Die Grundlagen unſrer Kenntnis von dieſer Zeit ſind Moltkes „Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei“ (1841). Dieſe Briefe laſſen jedoch die politiſchen Verhältniſſe, welche Moltkes Kommandierung zum osmaniſchen Heere herbeiführten und begleiteten, ſowie die Begründung ſeiner mannigfachen Reiſen und überhaupt die eigentlichen Zwecke ſeiner reichen Tätigkeit meiſt abſichtlich im Dunkel, ſodaß gar manches rätſelhaft bleibt. Da hat denn das Werk des Oberſtleutnants Reinhold Wagner ‚Moltke und Mühl-

bach zuſammen unter dem Halbmonde' (1893) Aufklärung gebracht, durch Verwertung der Mühlbachſchen Papiere und andrer bis dahin nicht benutzter Quellen den Zuſammenhang hergeſtellt und ein treffliches Geſamtbild entrollt, deſſen Zügen auch meine Darſtellung vorzugsweiſe und dankbar folgt.

[29]) Herr von Bergh iſt 1860 als Oberſt und Chef des Generalſtabs des Gardekorps geſtorben.

[30]) Hier ſetzen die ‚Briefe' ein; das Vorangegangene findet ſich in dem ‚Tagebuch einer Reiſe nach Konſtantinopel'. (Denkwürdigkeiten I.)

[31]) Nach Reinhold Wagner.

[32]) Bericht des Hauptmanns von Vincke an den Chef des Generalſtabs.

[33]) Chriſtian Belger: Graf Moltkes Verdienſte um die Kenntnis des Altertums. (Preußiſche Jahrbücher 1883. I.)

[34]) R. Wagner a. a. O.

[35]) Denkwürdigkeiten IV.

[36]) Freiherr von Vincke zog ſich 1843 aus dem Dienſt zurück, bewirtſchaftete ſein Gut Olbendorf, ſtand in naher Freundſchaft zum Prinzen von Preußen und hat ſich litterariſch ſowie als tüchtiger Führer der parlamentariſchen Mittelparteien einen hochgeachteten Namen erworben. Er ſtarb 1869. (R. Wagner.)

[37]) von Mühlbach wurde 1840 Major und Generaldirektor von Luxemburg, 1847 Feſtungs-Inſpekteur zu Köln, erlag aber leider ſchon im folgenden Jahre der Halsſchwindſucht. (R. Wagner.)

[38]) Fiſcher, der 1841 als Major zum Generalſtabe des V. Armeekorps kam, übernahm bald darauf den Vortrag über Generalſtabsgeſchäfte an der Berliner Kriegsſchule, bis er 1847 Chef des Generalſtabs des VII. Armeekorps wurde. Im Jahre 1848 als Oberſtleutnant zuerſt Direktor des Militär-Ökonomie-Departements, dann Militärbevollmächtigter bei der deutſchen Centralgewalt in Frankfurt, wurde er 1849 zum militäriſchen Begleiter des Prinzen Friedrich Wilhelm (des ſpäteren Kaiſers Friedrich III.) ernannt und trat zum Prinzen und zur Prinzeſſin von Preußen in ſehr genaue und vertraute Beziehungen. Er wurde 1851 Oberſt, drei Jahre ſpäter Generalmajor,

und die ganze Armee empfand es als einen großen Verluſt, als ihn im März 1857 ein Lungenſchlag dahinraffte. (R. Wagner.)

[39]) Erklärung der Ilias. (Kiel 1884.)

[40]) Vergl. General Schröder: Hundert Jahre Troja-Suche. (Archiv für Artillerie- und Ingenieur-Offiziere. Jan.-Febr. 1894.)

[41]) Bericht von Vinckes an den Chef des Generalſtabs der Armee.

[42]) Abſchrift im Kriegsarchiv zu Berlin.

[43]) Rum Kaleh galt zu Moltkes Zeiten für das alte Zeugma, den wichtigen Brückenort der Seleuciden und Römer; jetzt nimmt man an, daß dieſer weiter abwärts bei Birebſchik gelegen habe, deſſen große Bedeutung übrigens auch Moltke vollauf erkannte.

[44]) Der Bericht über dieſe Waffentat, welchen Moltke dem Chef des preußiſchen Generalſtabs machte, iſt jetzt im Anhang der 6. Auflage von Moltkes „Briefen aus der Türkei" abgedruckt worden.

[45]) R. Wagner a. a. O.

[46]) Denkwürdigkeiten I.

[47]) R. Wagner a. a. O.

[48]) Mühlbach teilte dieſe Anſicht nicht. Vgl. R. Wagner a. a. O.

[49]) Lockroy ſchreibt den Namen des franzöſiſchen Generalſtabschefs Selves.

[50]) Ägyptiſche Nachrichten haben ſpäter beſtätigt, daß Ibrahim am Schlachttage das letzte Brot an ſein Heer ausgegeben hatte.

[51]) Angeſichts dieſer Thatſachen, welche er aus Moltkes ‚Briefen aus der Türkei' kannte, unterſteht ſich Ed. Lockroy folgende Bemerkungen zu machen: „Cette campagne de 1839 a ceci de remarquable et d'intéressant pour nous, qu'on y voit l'armée du padischah, conseillée par M. de Moltke, commetre les mêmes fautes, tomber dans les mêmes erreurs qui allaient, 32 ans plus tard conduire à la défaite et aux capitulations honteuses l'armée du Rhin. Les mêmes manoeuvres qui devaient amener la chute de Metz s'exécutent, dirigées par un colonel français, sur le champ de bataille minuscule dé Nézib. Le futur chef de l'état-major allemand succombe sous les mêmes coups qui devaient plus tard lui assurer la victoire et qu'à ce moment il se trouve impuissant à parer . . La prudence ordinaire de M. de Moltke lui fit défaut. Il commit la faute — il devait le payer bien

cher — de conseiller de quitter les lignes de Biredjik, et, sans attendre Izzet-Pacha qui amenait une réserve, de s'avancer au devant de l'ennemi jusqu'au village de Nézib . . . Il est dans toute la force de l'âge, dans toute la possession de son intelligence et de lui-même; il commande à des soldats turcs, qui, on l'a vu à Plewna, peuvent rivaliser avec les meilleurs de l'Europe . . . A Nézib, le grand professeur de guerre est à l'école. C'est lui qui reçoit une leçon. Elle semble d'ailleurs avoir influé sur toute sa vie. Donnée par un Français, elle lui inspire cette haine de la France qui dictera plus tard tous ses actes." — So ſchreibt man Geſchichte!! Wir aber wiſſen nun, was wir wiſſen ſollen: Moltke hat die Kunſt zu ſiegen von einem Franzoſen gelernt, ſie durch eine Niederlage bezahlt, und haßte darum Frankreich. Der Colonel Selves aber iſt der maître Moltkes.

[52]) Moltkes ‚Darſtellung des türkiſch-ägyptiſchen Feldzugs' für den Chef des preußiſchen Generalſtabs. (1839.)

[53]) Hierzu bemerkt Oberſtleutnant Wagner: „Sehr auffallende Meinung!" Es iſt indeſſen wohl klar und geht aus dem weiteren Wortlaut des Briefes an Vincke ganz unzweifelhaft hervor, daß hier nicht die ſtrategiſche Umgehung der Stellung bei Niſib, ſondern eine etwaige Umgehung taktiſcher Art gemeint iſt. Eine ſolche hat aber tatſächlich nicht ſtattgefunden; denn den Plünderungsritt ägyptiſcher Reiterſcharen in das türkiſche Lager darf man doch nicht als ‚Umgehung' bezeichnen; im übrigen aber fand nur ein ſtarker Druck auf den linken Flügel ſtatt, den die Brigade Heyder Paſchas bildete.

[54]) Ein freches Märchen!

[55]) Moltkes ‚Darſtellung'.

[56]) Asbuſu, den 17. Juli 1839. (Denkwürdigkeiten V.)

[57]) Eine dieſer Autographien, die im Großen Generalſtabe aufbewahrt werden, trägt einen Vermerk Moltkes vom 28. März 1862: „Verfaßt im Jahre 1839 auf Befehl des Chefs des Generalſtabs der Armee durch den damaligen Kapitän Freiherrn von Moltke vom Großen Generalſtabe." Eine andere Muße als die der Wiener Wochen bot das Jahr 1839 dem Verfaſſer nicht.

[58]) Kabinettsordre vom 29. November 1839.

[59]) Curtius: Gedächtnisrede auf den Feldmarschall Graf Moltke in der Akademie der Wissenschaften. (2. Juli 1891.)

[60]) Erinnerungen des Fräuleins Marie Ballhorn. (Denkwürdigkeiten V.)

[61]) ‚Die militärische Sendung der drei königlich preußischen Generalstabsoffiziere nach der Türkei 1837 bis 1839.'

[62]) Brief an den Vater d. d. Magadino, 2. November 1840.

[63]) Desgl. d. d. Neapel, 17. November 1840. (Denkwürdigkeiten V.)

[64]) Als solchen fand ich ihn noch in die große Autographensammlung eingereiht, welche ich um 1870 von meinem Vater übernahm. Bei dieser Gelegenheit bemerke ich, daß ein dort vorhandenes eigenhändiges Werkverzeichnis, welches Moltke im Jahre 1845 für das ‚Gelehrte Berlin' aufgesetzt, nur die türkischen Briefe und die Geschichte des russisch-türkischen Feldzugs aufführt, von allen früheren Schriften nichts. (Jähns.)

[65]) R. Wagner a. a. O. Ebenso Hirschfeld.

[66]) Im Jahre 1893 ist bei E. S. Mittler und Sohn die sechste reich ausgestattete Auflage erschienen, „eingeleitet und mit Anmerkungen versehen von Dr. Gustav Hirschfeld, ordentlicher Professor an der Universität zu Königsberg". Es ist eine kritische Ausgabe in demselben Sinne und mit derselben Einrichtung, wie die Philologen die antiken und neuerdings auch die modernen Klassiker herauszugeben pflegen. Diese Behandlungsweise rechtfertigt sich durchaus; denn Moltkes Werk gehört in der Tat zu den klassischen Büchern unserer Litteratur. Außer den Briefen und Angaben, welche in den sieben Bänden der ‚Gesammelten Schriften und Denkwürdigkeiten' Moltkes veröffentlicht wurden, liegen dieser neuen Auflage noch zu Grunde: Moltkes ‚Darstellung des türkisch-ägyptischen Feldzuges' aus dem Jahre 1839, die nur autographiert, nicht gedruckt worden ist (S. 101), die Berichte der vier nach der Türkei kommandierten Generalstabsoffiziere an ihren Chef, das von ihnen verfaßte ‚Memoir' zur Karte von Kleinasien, die Berichte des Hauptmanns von Mühlbach an den Chef des Ingenieurkorps, die damaligen Gesandtschaftsberichte aus Konstantinopel und der Briefwechsel zwischen Moltkes Kameraden vom Generalstabe, den Hauptleuten von Vincke und Fischer. Die Verlagsbuchhandlung

hat dieſe Auflage durch Pläne und Handzeichnungen Moltkes bereichert, welche die in den vorhergehenden Bänden der ‚Denkwürdigkeiten' bereits veröffentlichten Skizzen ergänzen.

[67]) ‚Marie von Moltke.' (Denkwürdigkeiten V.) Vgl. ferner: F. von Brockdorff: Marie von Moltke. Ein Lebens- und Charakterbild. (Leipzig 1893.)

[68]) F. von B. ſpricht von einer erſten Begegnung zwiſchen Marie Burt und Moltke im Jahre 1839. Dies iſt wohl ein Irrtum. In jenem Jahre kehrte Moltke ja erſt zu Weihnachten aus der Türkei nach Berlin zurück. Daß er da in den Zwölften noch eine Reiſe nach Holſtein gemacht habe, iſt weder wahrſcheinlich noch irgendwo erwähnt.

[69]) Erinnerungen des Fräuleins Marie Ballhorn. (Denkwürdigkeiten V.)

[70]) Helmuth von Moltkes Briefe an ſeine Braut und Frau. I. (Deutſche Verlags-Anſtalt 1894.)

[71]) Brief von Moltkes Vater an die Braut vom 4. Juli 1841. (Ausgabe der Briefe Moltkes an ſeine Braut und Frau von 1894.)

[72]) Briefe Moltkes an ſeine Braut und Frau. (Denkwürdigkeiten VI und Sonderausgabe von 1894.)

[73]) Moltkes Schweſter, Gemahlin des Probſtes Bröker in Ütersen.

[74]) Auch mit ſeinem Freunde Fiſcher tauſchte Moltke damals Gedanken über Eiſenbahnweſen aus. (Ebenda V.)

[75]) Damals ereignete ſich auch jenes ergötzliche Zuſammentreffen Moltkes mit Adolf Stahr, über welches dieſer im IV. Bande ſeiner Kleinen Schriften' berichtet.

[76]) Wieder abgedruckt im II. Bande der ‚Denkwürdigkeiten'.

[77]) Im Spätherbſt 1841 ſchreibt Moltke ſeiner Braut: „Wenn Ihr die Allgemeine Zeitung haltet, ſo habt Ihr heute einen Aufſatz mit meinem Monogramm —|— geleſen: ‚Deutſchland und ſeine germaniſchen Nachbarn'. Das bitte ich aber in däniſchen Landen niemand zu ſagen; ſonſt laſſen ſie mich nicht wieder hinein, ſondern ich werde gleich am Langenfelder Zoll konfisziert." — Dieſer Aufſatz iſt in den ‚Denkwürdigkeiten' nicht wieder abgedruckt.

[78]) Brief vom 19. März 1842. (Denkwürdigkeiten IV.)

[79]) Dies und das Nächſtfolgende aus ‚Marie von Moltke‘. (Denkwürdigkeiten I.)

[80]) F. v. B. a. a. O.

[81]) Neuabdruck in den ‚Denkwürdigkeiten‘ II.

[82]) Man denke z. B. an Jülich!

[83]) Vielleicht war der Aufſatz in der Cottaſchen Zeitſchrift nur die weitere Ausführung eines Aufſatzes über Eiſenbahnen, von welchem Moltke anfangs Februar 1842 ſeiner Braut ſchrieb, daß er in der A. A. Z. erſcheinen ſollte.

[84]) Inwieweit auf die Entſtehung des Werkes etwaige Mitteilungen des Chefs des Generalſtabs, General von Müffling, und ſolche von Moltkes früherem Lehrer, dem Freiherrn von Canitz und Dallwitz, Einfluß hatten, muß dahin geſtellt bleiben. Beide waren in diplomatiſchen Sendungen unmittelbar auf dem Schauplatze des ruſſiſch-türkiſchen Krieges perſönlich tätig geweſen.

[85]) Die Pläne betreffen das Angriffsgelände bei Schumla, die Umgebungen von Warna, die Belagerung von Siliſtria 1828 und 1829, die Dardanellenſtraße von Sultani Hiſſar bis Fort Boghali, den Paß von Prawady, die Orte Tirnowa, Hirſowa und Matſchin. Sie ſind ſämtlich nach Moltkes Aufnahmen von Hauptmann Weber gezeichnet.

[86]) ‚Karte von Kleinaſien, entworfen und gezeichnet nach den neueſten und zuverläſſigſten Quellen, hauptſächlich nach den in den Jahren 1838 bis 1839 von Baron von Vincke, Fiſcher und von Moltke, Majors im königlich preußiſchen Generalſtabe, und 1841—43 von H. Kiepert, A. Schönborn, Profeſſor in Poſen, und K. Koch, Profeſſor in Jena, ausgeführten Rekognoszierungen, ſowie nach den beſten Reiſerouten, vorzüglich der Engländer. 1844.‘ — Neben den Genannten ſind beſonders Hamilton, Ainsworth und Tſchichatſcheff benutzt.

[87]) Vgl. den Aufſatz des Barons von Meerheimb über den Prinzen in der ‚Allgemeinen Deutſchen Biographie‘. General von Meerheimb, der dem Feldmarſchall Moltke perſönlich befreundet war und jahrelang im täglichen Dienſtverkehr mit ihm ſtand, hat die betreffenden Angaben unzweifelhaft aus Moltkes Mund erhalten.

[88]) Brief an Eduard Ballhorn. (Ausgabe der Briefe an Frau v. M. von 1894.)

[89]) Ganz anders wie das Verhältnis des Dichters zum Raum ist das zur Zeit. Nicht mit Unrecht sagt Goethe: alle Poesie verkehre in Anachronismen. „Die Ilias wie die Odyssee, die sämtlichen Tragiker und was uns von wahrer Poesie übrig geblieben ist, lebt und atmet nur in Anachronismen!" (Beurteilung von Manzonis ‚Adelchi'. Bd. 33; S. 262.)

[90]) Zur Veröffentlichung der ‚Einleitung', der physiographischen Studien und der ersten drei geschichtlichen Aufsätze bewog Georg von Bunsen den Feldmarschall und gab diese Abschnitte heraus in dem ‚Wanderbuch. Handschriftliche Aufzeichnungen aus dem Reisetagebuch von H. Graf Moltke, General-Feldmarschall.' (Berlin. Gebr. Paetel 1879.) Die andern drei Aufsätze sowie einige Angaben über die Reise von Berlin nach Rom sind später im I. Bande der ‚Denkwürdigkeiten' abgedruckt worden. — In dem Aufsatze über Saxa Rubra, der von dem Entscheidungskampfe zwischen Konstantin und Maxentius (312) handelt, entwickelt der Verfasser aus dem Gelände (dem fossilen Knochen der Begebenheit) das Irrtümliche der gangbaren Ansicht, welche jene Schlacht mit der milvischen Brücke in Verbindung bringt.

[91]) Es ist der spätere Vize-Admiral und Chef der Marineverwaltung.

[92]) Mitteilung bei R. Wagner a. a. O.

[93]) Diese Reise hat Moltke in einem Briefe an seinen Bruder Fritz d. d. Hamburg, 28. Oktober 1846, eingehend geschildert, welcher seinem wesentlichen Inhalte nach zuerst in dem von Bunsen herausgegebenen ‚Wanderbuche' und dann vollständig im I. Bande der ‚Denkwürdigkeiten' abgedruckt worden ist.

[94]) R. Wagner a. a. O.

[95]) Von Moltke rühren her die Pläne der Stellung bei Biredschik und der Schlacht bei Nisib, die von Mossul, Samsun und Urfa, der des Schlosses Said-Bey-Kalessi, die von Maraasch und Rum-Kaleh, sowie der der Ebene von Mesere. Von Vincke sind die Karten von Amasia und der Umgegend von Angora, von Fischer die Karte der Nordabhänge des Bulgar (Taurus) und Allah-Dagh (Antitaurus), die Pläne von Afium-Kara-Hissar, der Umgegend von Kjutahia, der Städte Karaman und Brussa sowie der Umgegend von Konia.

[96]) F. von B. a. a. O.

[97]) Bis Ende Mai war Sammer auch Ziviladjutant beim Generalkommando des Prinzen Friedrich von Noer und Chef des für die Organisation der Freischaren errichteten Amtes gewesen.

[98]) ‚Cai' ist der Baron von Brockdorff aus dem Hause Kletkamp, der Gemahl von Jeanette Burt, der blonden Schwester der Frau von Moltke.

[99]) Marie Moltke. (Denkwürdigkeiten I.)

[100]) Es ist dieselbe Zuversicht, mit der damals der Prinz von Preußen dem General von Natzmer schrieb: „Daß Preußen bestimmt ist, an die Spitze Deutschlands zu kommen, liegt in unserer ganzen Geschichte."

[101]) Briefwechsel zwischen Moltke und Humboldt. (Denkwürdigkeiten I.)

[102]) Darin hatte Moltke nur allzu recht! Der Reichsverweser Erzherzog Johann hatte im Dezember 1849 sein Amt niedergelegt; um nun eine neue oberste Gewalt in Deutschland zu schaffen, war noch einmal durch die mit Preußen Hand in Hand gehenden Regierungen eine Volksvertretung nach Erfurt berufen worden; aber sie ging ergebnislos auseinander.

[103]) Magdeburg, 29. Mai 1850.

[104]) Wilhelm von Willisen war 1848 königlicher Bevollmächtigter zur Neugestaltung der Verwaltung des Großherzogtums Posen gewesen. Seine Nachgiebigkeit gegen die Polen hatte ihn in ernsten Widerspruch mit den Deutschen gebracht, sodaß er bald darauf den Abschied nahm. Jetzt hatte ihn die provisorische Regierung der Elbherzogtümer zum Oberbefehl ihres Heeres berufen.

[105]) Ähnlich, nur noch viel strenger beurteilte Th. von Bernhardi den Verfasser der ‚Theorie des großen Krieges' (1840). „Von Willisen", so schrieb er an Tieck, „bin ich nicht sehr erbaut. Da kommt die Armseligkeit wieder zum Vorschein, die den Krieg auf einige dürftige geometrische Kombinationen zurückführen möchte. Obgleich man nach dem unsterblichen Werke von Clausewitz dergleichen für ganz unmöglich halten sollte, geschieht es doch immer wieder, und zwar diesmal in dem vornehmen und modernen Gewande der Hegelschen Philosophie .... Sollte Willisen jemals Einfluß auf die Leitung eines deutschen Heeres gewinnen, so wäre dies ein großes Unglück. Er verhält sich zu unserer

Zeit geradeſo wie Pfuel und Maſſenbach zu der ihrigen, und wäre alſo gerade der rechte Mann dazu, ſolche Tage wie die von Jena und Prenzlau wieder heraufzuführen."

[106]) Magdeburg, 18. Juli 1850.

[107]) Ebenda, 6. Auguſt 1850.

[108]) Gemeint iſt hier das erſte minder bekannte Londoner Protokoll vom 2. Juni 1850, in welchem England und Rußland den merkwürdigen Satz aufgeſtellt hatten, die Vereinigung Schleswig-Holſteins mit Dänemark ſei notwendig — im Intereſſe des europäiſchen Gleichgewichts.

[109]) F. von B. a. a. O. Statt ‚Warſchau' ſteht da ‚Olmütz'. Dies muß auf einem Irrtum beruhen; denn die Olmützer Punktation wurde am 29. November feſtgeſtellt, alſo drei Wochen nach Brandenburgs Tode.

[110]) Ein paar Wochen zuvor hatte Moltke ganz ähnlich ſeiner Gemahlin geſchrieben: „Daß wir 500,000 Mann aufſtellen, um in allen Dingen nachzugeben, um den Öſterreichern am Geburtstage Friedrichs des Großen über die Elbe zu helfen, das iſt ſchwer zu begreifen!"

[111]) Die Kahlheit Moltkes trat erſt ſpäter, offenbar infolge einer Haarkrankheit auf.

[112]) F. von B. a. a. O.

[113]) Dieſer Brief iſt im V. Bande der ‚Denkwürdigkeiten' vom 12. Dezember 1854 datiert. Aus dem Inhalt geht unzweifelhaft hervor, daß es 1853 heißen muß. Überdies ſtimmen einige Stellen faſt wörtlich überein mit einem Brief an Ludwig von Moltke vom 23. Dezember 1853, und endlich geſchieht in jenem Briefe an Fiſcher auch zum erſtenmale der Geſichtspunkte Erwähnung, unter denen die alten Kriegsgenoſſen bald darauf zur Herſtellung des ‚Memoirs zur Karte von Kleinaſien' ſchritten, das ſchon im Jahre 1854 erſchien.

[114]) Wie Recht Moltke damit hatte, lehrt die Behandlung, die Preußen ſich bei Gelegenheit des Pariſer Friedenskongreſſes gefallen laſſen mußte.

[115]) Den größten Teil dieſer Abhandlung findet man in den Anmerkungen von Hirſchfelds ‚Anhang' zur 6. Auflage der ‚Schilderungen und Begebenheiten aus der Türkei' wieder abgedruckt.

[116]) Der Helm des Generalstabs hat wie der des 1. Garde-Regiments weißen Beschlag, jener aber auch weiße, dieser gelbe Schuppenketten.

[117]) Die eingeklammerte Stelle ist in dem Abdruck des Briefes in den ‚Denkwürdigkeiten' weggelassen, steht aber in dem Neudruck von 1894.

[118]) Wilhelm von Tümpling, der spätere kommandierende General des VI. Armee-Korps, war damals Kommandeur des 1. Garde-Ulanen-Regiments.

[9]) Friedrich Dohna (geb. 1784) war 1812 bei der Konvention von Tauroggen beteiligt gewesen und hatte später als Befehlshaber verschiedener preußischer Armeekorps eine ausgezeichnete militärische Laufbahn gemacht. Es war ein vornehmer edler Mann, der mit Clausewitz' Lieblingstochter vermählt war.

[120]) An ebendemselben Tage verlobte sich des Prinzen Schwester Luise zu Koblenz mit dem Prinzregenten Friedrich Wilhelm Ludwig von Baden.

[21]) Des Prinzen Friedrich Wilhelm Schwester, Braut des Prinzen-Regenten von Baden.

[122]) Infolge eines Schreibfehlers steht in Moltkes Brief ‚Feldzug von 1838/9'. Seltsamerweise ist das auch in der Briefausgabe von 1894 wieder ohne Bemerkung abgedruckt.

[123]) Die von dieser Reise an seine Gemahlin geschriebenen Briefe kamen durch eine noch nicht ganz aufgeklärte Indiskretion in den Besitz der Kopenhagener Zeitung ‚Dagens Nyheder', welche sie später in dänischer Übersetzung veröffentlichte. Im Februarhefte der ‚Deutschen Rundschau' von 1877 erschien eine Rückübertragung ins Deutsche und bald darauf eine Sonderausgabe auf Grund der Originalbriefe. (Berlin, Gebr. Paetel. 1877.)

[124]) Ein überaus seltenes Wort, das bei Moltke befremdet. Es hängt mit der ursprünglichen Bedeutung von ‚schwelgen', nämlich ‚verschlucken' zusammen. ‚Schwalch' nennt man die Öffnung des Schmelzofens.

[125]) Hier liegt ein Irrtum vor; es muß ‚Nikolaikirche' heißen.

[126]) Jetzt fährt der Kurierzug die Strecke in 23 Stunden, immer noch mehr als doppelt so langsam als entsprechende Züge in Westeuropa.

[127]) Dieſe Vorherſagung iſt längſt eingetroffen!

[128]) Moltke ſpricht hier von den Zuſtänden *vor* der Bauernbefreiung durch den eben damals den Thron beſteigenden ‚Zarbefreier‘. Er ſchildert auch nur die Lichtſeite der ländlichen Zuſtände, welche ſeit jener Befreiung zum Teil ſehr ſchlimm geworden ſind; denn Sozialismus und Kommunismus ſetzen die Sklaverei voraus, und ſobald dieſe aufhört, werden die in ihnen wurzelnden Lebensformen unerträglich und unmöglich.

[129]) In dieſer Lage und Lebenshaltung befindet ſich nun ſeit der Bauernbefreiung faſt die geſamte bäuerliche Bevölkerung.

[130]) *Heinrich Hans Wilhelm Freiherr von Reitzenſtein* war 1796 in Pommern geboren, hatte die Befreiungskriege mit Auszeichnung mitgemacht und war im März 1821 in den Generalſtab verſetzt worden. Neunzehn Jahre ſpäter wurde er Chef eines ‚Kriegstheaters‘ im Großen Generalſtabe, 1842 Chef des Generalſtabs VI. Armeekorps, 1849 Kommandeur einer Infanteriebrigade, im Mai 1854 Kommandeur der 12. Diviſion, aber ſchon im April desſelben Jahres Bevollmächtigter bei der Bundes-Militär-Kommiſſion zu Frankfurt a. M. — Reitzenſtein war eine vielgewandte Perſönlichkeit, von der man als Chef des Generalſtabes der Armee gewiß gutes erwarten durfte. Aber obgleich er im Februar 1858 von Frankfurt abberufen wurde, ſo war ihm jene leitende Stellung doch nicht beſchieden; er wurde vielmehr zum Vize-Gouverneur von Mainz ernannt. Im Juli 1860 als General der Infanterie zur Dispoſition geſtellt, iſt er fünf Jahre ſpäter in Potsdam geſtorben.

[131]) In den gedruckten Briefen ſteht und zwar in beiden Ausgaben ‚Ordonance service Office‘. Offenbar handelt es ſich da um einen Schreib- oder Druckfehler. In Southampton befindet ſich keine artilleriſtiſche Anſtalt, ſondern die der großen britiſchen *Landesaufnahme* (Ordonance Survey and Map Office).

[132]) *Zur Geſchichte des Generalſtabes.* — Nekrolog d. Gen. d. Inf. v. Grolman. (Beiheft z. Milit.-Wochenbl. Okt. 1843.) — Gen. Rühle v. Lilienſtern (B. z. M.-W. Dez. 1847.) — Gen. d. Inf. v. Krauſeneck. (B. z. M.-W. März 1852.) — Die Reorganiſation der preußiſchen Armee nach dem Tilſiter Frieden. (Berl. 1862.) — *Bronſart von Schellendorff*: Der Dienſt des Generalſtabs.

(Berl. 1875.) — v. Ollech: C. F. W. v. Reyher. IV. (Berl. 1879.) — v. Morozowicz: Die Kgl. preuß. Landesaufnahme. (B. z. M.-W. März 1879.) — Max Lehmann: Scharnhorst. II. (Lpzg. 1887.) — Frhr. v. Fircks: F. M. Graf v. Moltke u. der preuß. Generalstab. (Kottbus 1887.) — Max Jähns: Gesch. der Kriegswissenschaften. (München 1889—1891.)

[133]) Berlin 19. Dezbr. 1857. (Denkwürdigkeiten IV.)

[134]) Vgl. dazu: v. Verdy du Vernois: Aus Moltkes militärischer Korrespondenz (Cosmopolis. vol. VIII. Nr. XXII.) und Boriſſow: Die Tätigkeit Moltkes als Chef des Generalstabes (Vorträge, gehalten in der Versammlung der Generalstabsoffiziere des Militärbezirks Warschau. Deutsch in den Jahrbüchern für die deutsche Armee u. Marine. April—August 1899.)

[135]) Generalstabswerk über den deutsch-französ. Krieg. I. S. 72 u. 73.

[136]) } Moltkes milit. Korrespondenz III. Teil. 1. Abteilung.
[137]) } (A.) Nr. 1 u. 2.

[138]) von Sybel: Die Begründung des Deutschen Reiches. II. (München 1889.)

[139]) Aus dem Leben Theod. v. Bernhardis (Lpzg. 1897).

[140]) } Ohne Datum. 7. 59 }
[141]) } Gastein. 29. 8. 59 } Moltkes Denkwürdigkeiten. IV. S. 163 u. 291.

[142]) }
[143]) } Moltkes milit. Werke. III. 2. (Berlin 1899.)

[144]) Briefe Moltkes an seine Braut und Frau und andere Anverwandte. II. (Berlin 1894.)

[145]) Moltkes milit. Korrespondenz. III. Teil. A. Nr. 8.

[146]) „ „ „ II. Teil. Nr. 1.

[147]) Graf Moltkes Ansichten über Flankenstellung. (Bhft. des Milit.-Wochenbl. 1895. I.)

[148]) Moltkes Briefe an seine Frau. II.

[149]) Militär. Korrespondenz. III. A. Nr. 4.

[150]) Ebenda. II. Teil. Nr. 2.

[151]) Moltkes taktische Aufgaben aus den Jahren 1858 bis 1882. (Berlin 1892.)

[152]) Moltkes kriegsgeschichtliche Arbeiten. I. Geschichte des Krieges gegen Dänemark 1848/49. Herausgegeben vom Gr. Generalstabe. (Berlin 1893.)

[153–56]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 1, 2, 3, 5.

[157]) Moltkes Briefe an ſeine Frau. II. Vgl. auch Brief an ſeinen Bruder Adolf. (Denkwürdigkeiten. V.)

[158]) Der Deutſch-Däniſche Krieg. Herausg. vom Gr. Generalſtabe. I. (Berlin 1886.)

[159]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 21.

[160]) Hervorgehoben vom General d. Inf. v. Blume in ‚Die Beſchießung von Paris'. (Berlin 1899)

[161]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 24.

[162]) Ebenda u. Nr. 28. Vgl. auch: Der Deutſch-Däniſche Krieg 1864. Herausg. v. Generalſtabe.

[163]) Denkwürdigkeiten. IV.

[164]) v. Sybel a. a. O. III. 238.

[165]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 38.

[166]) Abdruck in ‚Der Deutſch-Däniſche Krieg'. Anlage 30.

[167]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 39.

[168]) „ „ I. Nr. 41.

[169]) Der Deutſch-Däniſche Krieg. II. S. 386.

[170]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 44—46 u. Denkwürdigkeiten des Grafen Roon. II. 169.

[171]) Der Deutſch-Däniſche Krieg. I. Anlage 39.

[172–75]) Militär. Korreſpondenz. Nr. 65, 76, 70, 75.

[176]) Roons Denkwürdigkeiten. II. 184.

[177]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 82.

[178]) Brief Moltkes an ſeine Gattin v. 21. Juni 1864 u. ſpätere Zeitungsmitteilungen.

[179]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 90.

[180]) Brief Moltkes an ſeine Gattin. (Milit. Korr. Nr. 105.)

[181–84]) Militär. Korreſpondenz. I. Nr. 114, 129, 130, 134.

[185]) Brief Moltkes an ſeine Gattin.

[186]) Militär. Korreſpondenz. II. Nr. 4.

[187]) Roons Denkwürdigkeiten. II. 227.

[188–92]) Militär. Korreſpondenz. II. Nr. 6, 9—13.

[193]) Roons Denkwürdigkeiten. II. 258.

[194]) Militär. Korreſpondenz. II. Nr. 34—41.

[195]) Roons Denkwürdigkeiten. II. 262.

[196]) Militär. Korreſpondenz. II. Nr. 42.

[197]) v. Lettow-Vorbeck: Geſch. d. Krieges von 1866 in Deutſchland. (Berlin 1899.) II. 36.

[198]) Militär. Korreſpondenz. II. Nr. 43—52.

[199]) Friedjung: Der Kampf um die Vorherrſchaft in Deutſchland. (Stuttgart 1899.) I. 231.

[200]) Militär. Korreſpondenz. II. Nr. 54—79.

[201]) Denkwürdigkeiten. V. 162.

[202]) Max Lehmann: Scharnhorſt. (Lpzg. 1886.) 417.

[203]) König Wilhelm auf ſeinem Kriegszuge in Frankreich. (19. Heft der kriegswiſſenſchaftl. Einzelſchriften 1897.)

[204]) Denkwürdigkeiten. III. 424. Anmerkung.

[205]) Dieſe war aus den freigewordenen Beſatzungen der Bundesfeſtungen zuſammengeſetzt.

[206]) Militär. Korreſpondenz. II. 89.

[207]) Fürſt v. Bismarck: Gedanken u. Erinnerungen. II. 92.

[208]) Brief an Adolf v. Moltke. Denkwürdigkeiten. IV. 18.

[209]) Militär. Korreſpondenz. II. 139.

[210]) Erinnerungen des Grafen Wartensleben-Carow. S. 16.

[211]) v. Lettow. II. 117.

[212]) Guerre de la Prusse et de l'Italie contre l'Autriche. (Paris 1868.)

[213]) La vérité sur la campagne de Bohème ou les quatres grandes fautes militaires des Prussiens. (Paris 1867.)

[214]) Öſterr. milit. Ztſchft., hrsg. v. Streffleur. Febr. 1867. Für den Verfaſſer galt der Erzherzog Albrecht.

[215]) Betrachtungen über Konzentrationen im Kriege von 1866. Milit. Wochenblatt 1867, Nr. 18. Der Aufſatz wurde ohne Moltkes Namen veröffentlicht. — Weiteres über die hier einſchlagende kriegswiſſenſchaftliche Literatur vgl. bei Friedjung II. 12.

[216]) Es ſoll dabei nicht behauptet werden, daß der Erfolg, daß die lebendigen Tatſachen gegen die von Napoleon I. gelehrte Theorie an und für ſich entſchieden hätten, wohl aber, daß ſie den Anſpruch auf deren Alleingiltigkeit verurteilt haben. Dieſer Anſicht iſt auch der General Colmar v. d. Goltz in ſeiner ‚Kriegführung‘ (S. 99), wo er den napoleoniſchen Grundſatz der Maſſenbildung vor dem Einbruch mit dem Moltkeſchen der Vereinigung getrennt heranmarſchierender Kolonnen innerhalb des dem Feinde gehörigen Raumes ſorgfältig vergleicht und ohne jede Voreingenommenheit abwägt.

[217]) v. Freytag-Loringhoven: Die Heerführung Napoleons u. Moltkes. (Berlin 1897.) S. 8.

[218]) Friedjung. II. 119.

[219]) Generalſtabswerk über den Feldzug von 1866. 99.

[220]) Denkwürdigkeiten. III. 418.

[221]) Bei der Unterredung Moltkes und Voigts-Rhetz' war Major Graf Wartensleben zugegen. Er ſagt darüber in ſeinen ‚Erinnerungen‘ (S. 29): „General M. war höchſt erfreut über die, wie es nun ſchien, ſich eröffnende Gelegenheit zur Entſcheidungsſchlacht mit verſammelten Kräften und hatte die feſte Überzeugung, daß, wenn der Feind ſich wirklich dort ſtelle, uns ein glänzender Sieg bevorſtehe.“

[222]) Graf Wartensleben. 30/31.

[223]) In dem Berichte über eine perſönliche Beſprechung mit Moltke am 22. September 1889 erzählt Friedjung:

Als ich die Urſachen der unvollſtändigen Ausnützung des Sieges bei Königgrätz zur Sprache brachte und bemerkte, Generalleutnant v. Kirchbach teile mit, der vom Kronprinzen gegebene Befehl zur Verfolgung ſei durch einen Gegenbefehl aus dem Hauptquartier aufgehoben worden, erwiderte Graf Moltke: „Eine ſchärfere Verfolgung war nicht möglich. Wir im Hauptquartier konnten nicht wiſſen, wie die Schlacht bei den einzelnen Heeresteilen ſtand. Wir haben uns immer davor gehütet, mit zu detaillierten Befehlen in die Tätigkeit der drei Heere einzugreifen; den Führern mußten die Anordnungen im einzelnen überlaſſen werden. Wenn alſo Kirchbach Gegenbefehl bekam und die Verfolgung einſtellte, ſo hätte der Befehl nur wieder vom Kronprinzen kommen können. Auch an General Etzel von der Elbarmee wurde die Weiſung, die Verfolgung einzuſtellen, an dieſem

Tage nicht erteilt — es kann das nur am folgenden Tage geschehen sein. Es ist ja richtig, daß die Division Etzel ohne Schwierigkeiten ins Gefecht hätte eingreifen können. Sie blieb während der Schlacht ungenützt, wie überhaupt die Brücke bei Nechanitz von den preußischen Truppen nur langsam überschritten wurde. Ob General v. Hartmann, der die Kavallerie des Kronprinzen befehligte, energischer hätte vorgehen können, könnte ich aus dem Gedächtnis nicht beurteilen: das müßte sich aus den Akten feststellen lassen. Aber es wäre ihm nicht leicht gewesen, mit seiner Kavallerie rasch in die Schlacht einzugreifen, denn vor ihm kämpfte die siegreiche Infanterie des Kronprinzen. Er hätte sich erst durch sie herausdrücken müssen, um den Österreichern nachsetzen zu können. Dazu kam, daß die österreichische Artillerie nach dem Verluste Chlums weiter rückwärts aufs neue Stellung genommen hatte und unser Vordringen mit großer Tapferkeit aufhielt. Überhaupt war unsere Armee nicht mehr geeignet, noch an demselben Tage eine Verfolgung der Österreicher vorzunehmen. Als die drei preußischen Heere konzentrisch gegen die Stellung der Österreicher vordrangen und sie eroberten, mußten sie auf den eroberten Höhen gewissermaßen ineinander eindringen und brachten sich gegenseitig in Verwirrung. So konnten wir an diesem Tage nichts mehr unternehmen und bedurften sogar noch den nächsten Vormittag, um unsere Truppen auseinander zu ziehen und zu ordnen."

[224]) v. Werder, Ehrenritter des Johanniterordens: Erlebnisse eines Johanniterritters. (Halle 1867).

[225]) Dem entspricht auch eine Bemerkung aus dem ersten Berichte des Staatsanzeigers über die Schlacht. Da heißt es: „Der Feind machte (gegen die erste Armee) keinen kräftigeren Offensivstoß, vielleicht weil er für seine Flanken fürchtete, vielleicht weil er die Vorteile seiner Stellung nicht aufgeben wollte. Man dachte daher sogar daran, ihn durch einen verstellten Rückzug des Zentrums dazu einzuladen, in Erwartung, daß dadurch seine Niederlage nach dem Auftreten der Zweiten Armee um so entschiedener werden würde. Die fechtenden Truppen waren indessen zu fest engagiert, als daß man ein solches Scheinmanöver ohne Bedenken hätte anordnen können." — Damit stimmt vollkommen eine Äußerung Moltkes gegen Friedjung. Dieser berichtet: „Die in Österreich verbreitete Anschauung, Benedek hätte die Schlacht

gewinnen können, wenn er vor dem Erſcheinen des Kronprinzen ſeine Reſerven zur Niederwerfung der Armee Friedrich Karls verwendet hätte, wehrte Moltke mit großer Beſtimmtheit ab. „Das iſt gewiß ein Irrtum", ſagte er, „denn wenn Benedek um Mittag einen ſolchen Gegenangriff mit allen ſeinen Streitkräften verſucht hätte, ſo wäre ihm vorerſt ein ganz friſches preußiſches Armeekorps, das III., entgegengeſtellt worden. Gar ſo ſchnell hätte er damit nicht fertig werden können. Während dieſes Kampfes hätte der Kronprinz jedenfalls ſeinen rechten Flügel angegriffen; vermutlich wäre dann die Niederlage der Öſterreicher nur um ſo größer geweſen. Denn je weiter ſie im Zentrum gegen Friedrich Karl vordrangen, deſto verderblicher mußte die Wirkſamkeit des Kronprinzen in ihrem Rücken ſein."

[226]) Denkwürdigkeiten VI, 450.

[227]) Brief Boyens an ſeine Gattin vom 16. Juli (Erinnerungen aus dem Leben des Generaladjutanten Herm. v. Boyen, herausgegeben von Wolf v. Tümpling, Berlin 1898).

[228]) Militär. Korreſpondenz. II. Nr. 329.

[229]) Ebenda. Nr. 364. — Wenn ein Gelehrter ein ernſtes Werk von dem Umfange des zweiten Teils der militäriſchen Korreſpondenz im Laufe eines Jahres ſchreibt, ſo iſt das ſchon eine bemerkenswerte Hervorbringung. Die Arbeitsleiſtung Moltkes iſt aber unter dem Druck ſchwerer Verantwortung für die wichtigſten Entſcheidungen entſtanden, will alſo noch ganz etwas anderes beſagen. Auf die Kriegsvorbereitung beziehen ſich 52, auf Mobilmachung und Aufmarſch 67, auf den Gang des Krieges in Böhmen 85, auf den Feldzug in Weſtdeutſchland 100 Nummern, zuſammen 304, von denen aber ein Teil in mehrfachen Ausfertigungen mit geringen Änderungen vorliegt, ſodaß die Korreſpondenz im ganzen 364 Nummern zählt. Übrigens ſind vermutlich einige Schriftſtücke noch zurückgehalten worden.

[230]) Der erſte Offizier, welcher in dieſen Etat aufgenommen wurde, war der Verfaſſer dieſes Buches.

[231]) Denkwürdigkeiten. V. 297.

[232]) Denkwürdigkeiten. VII. 96—99. Sitzungen vom 3. und 5. April 1857.

[233]) Denkwürdigkeiten des Grafen v. Roon, II. 340.

[234]) Denkwürdigkeiten. VI. 301.

[235]) F. v. B.: Marie v. Moltke. (Lpzg. 1893.)

[236]) Denkwürdigkeiten. IV. 185.

[237]) Roon a. a. O. II. 388.

[238]) Militär. Korreſpondenz. III A. Nr. 8.

[239]) Denkwürdigkeiten. VI. 460 ff.

[240]) Roon a. a. O. II. 389.

[241]) Militär. Korreſpondenz. III A. Nr. 9.

[242]) Vgl. I. Teil, Seiten 35, 134, 167, ſowie Denkwürdigkeiten. I. 225 f.

[243]) Kriegsgeſchichtliche Arbeiten Moltkes. II.

[244]) Aufzeichnungen des Generals der Infanterie v. Verdy. Denkwürdigkeiten. V. 277.

[245]) Denkwürdigkeiten. VII. 95.

[246]) Militär. Korreſpondenz. III A. Nr. 12.

[247]) „ „ III A. Nr. 13—15.

[248]) Denkwürdigkeiten. V. 87.

[249]) „ VII. 11.

[250]) „ VII. Moltke hatte alſo ſeine früher gehegten Bedenken [S. 359] gegen die Verbindung Kiels mit der Elbe überwunden.

[251]) Denkwürdigkeiten. VI. 464—468; V. 65.

[252]) F. v. B.: Marie v. Moltke. (Lpzg. 1893.)

[253]) Denkwürdigkeiten. V. S. 165.

[254]) „ VII. S. 51—63.

[255]) Militär. Korreſpondenz. III A. Nr. 16—18.

[256]) Thilo Krieg: Wilh. v. Doering. (Berlin 1898.) S. 318 f. Doering ſtand damals an der Spitze des Garde-Grenadierregts. Königin Eliſabeth.

[257]) Denkwürdigkeiten. I. S. 231.

[258]) Aufzeichnungen des Generals v. Verdy. Denkwürdigkeiten. V. S. 268.

[259]) Denkwürdigkeiten des Grafen v. Roon. II. 418 u. 419.

[260]) Denkwürdigkeiten. I. S. 233.

[261]) Fürſt Bismarck: Gedanken u. Erinnerungen. II. S. 84 ff.

[262]) Graf Roon a. a. O. S. 425 f.

[263]) Graf Moltke: Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges. (Berlin 1891.) Außer auf diesem Werke beruht die Darstellung der Tätigkeit Moltkes im Kriege wesentlich auf ‚König Wilhelm auf seinem Kriegszuge in Frankreich 1870. Von Mainz bis Sedan'. Zum 22. März 1897 hrsg. vom Gr. Generalstabe. (19. Heft der kriegsgeschichtl. Einzelschriften. 1897) und auf den persönlichen Erinnerungen von J. v. Verdy du Vernois: ‚Im Großen Hauptquartier' (Berlin 1895). General v. Verdy hat diesem Hauptquartier 1870/71 als Oberstleutnant und Abteilungschef im Generalstabe angehört, und sein Werk gewährt den unmittelbarsten Eindruck in das tägliche Leben und Treiben des königlichen Hauptquartiers.

[264]) Fritz Hoenig: 24 Stunden Moltkescher Strategie (Berlin 1891). S. 49. — Hoenig tadelt die Rückkehr nach Pont à Mousson sehr streng und erklärt sie aus dem Ruhebedürfnis der alten Herren, des Königs und Moltkes. Es handelte sich wohl mehr um das Bedürfnis, der Operations-Kanzlei nahe zu sein, die dort eingerichtet war.

[265]) Graf Wartensleben-Carow: Feldzugsbriefe. (Berlin 1898.) S. 161.

[266]) In diesen Klagen steckt ein berechtigter Kern, und das hat einige jener zum Teil recht leidenschaftlichen Kritiker angeblich dahin geführt, zu behaupten, der Ruhmestag von Gravelotte-St. Privat sei ein ‚dunkler Punkt' im Leben Moltkes. Niemand hat dieser schnöden Ungerechtigkeit wärmer widersprochen, als eben der Mann, welcher jene Unterlassung am schärfsten und rücksichtslosesten gerügt hat, Fritz Hoenig. „Eingehendes Studium", so sagt er, „läßt sehr bald erkennen, daß hier kein dunkler Punkt im Leben Moltkes vorliegt, daß jene Tage des 17. und 18. August vielmehr die sorgenvollsten, aber auch die größten im Leben des Generalstabschef im Felde waren, weil er damals mit Schwierigkeiten und Empfindlichkeiten zu kämpfen, die Eigenart und das Ansehen von zweifellos verdienten Männern zu schonen hatte, die den Feldmarschall nicht immer verstanden, während er zugleich alles vermeiden wollte und mußte, was seinen königlichen Herrn verstimmen und einen ernsteren Konflikt gerade in dem Zeitpunkte herbeiführen konnte, da die Operationen zur taktischen Entscheidung heranreiften. Die Gereiztheit hatte bis zum 18. August infolge vorheriger Geschehnisse, Unterlassungen und des Drängens nach

Taten seitens des Oberkommandos der Ersten Armee, ferner infolge der zum Teil nicht beabsichtigt gewesenen taktischen Zusammenstöße bei allen drei Armeen usw. einen Grad erreicht, daß es der Seelengröße, der Feldherrngröße, Ruhe und Besonnenheit Moltkes in diesem Wirrwarr von Wollen und Können bedurfte, um eine große Idee: die durch die Ereignisse bewirkte Trennung der beiden feindlichen Heere zunächst zu erhalten und dann durch die südliche Umgehung von Metz Bazaine gegenüber die innere Linie zu gewinnen, aus all den sie bedrohenden Fährlichkeiten zu retten. Es gehörte dazu jener Takt, jenes Vertrauen in das eigene Können, jener Patriotismus und die seltsame Energie des Geistes Moltkes, um zwischen mächtigen gegeneinander kreisenden Mühlsteinen nicht gerieben zu werden und die Idee selbst durchzudrücken. In diesen Stunden kämpfte und rang nicht nur ein Feldherr von Gottes Gnaden mit Männern, welche so weit nicht sahen wie er, sondern auch ein Held an Charakterstärke, Mut, Tatkraft, Geduld und Demut gegen Eitelkeit, ‚historische' Größe, Popularität, Dienstalter, und man darf sagen, daß jeder andere schon an diesen Dingen einfach gescheitert wäre. Wer dies berücksichtigt und neben der militärischen auch die menschliche Seite in Ansatz bringt, der wird zu dem Ergebnis gelangen, daß Moltke als Feldherr und Mensch niemals größer war, als damals, da er nicht so verstanden wurde, wie er es erwartete. Man hat keinen Grund, der Aufdeckung der Geschichte jener Stunden aus dem Wege zu gehen; ja, wer es ernst und ehrlich mit der Größe Moltkes meint, muß es tun. Nur dann wird man die Seelenkämpfe des Feldherrn würdigen, gerade wegen seiner Stellung als Generalstabschef, der wohl Rat erteilen konnte, zur Ausführung seines Rates aber der Macht eines höheren Willens bedurfte." (Hoenig a. a. O. S. 2—4.)

[267]) Woide: Die Ursachen der Siege und Niederlagen im Kriege 1870/71. Übers. v. Klingender. (Berlin 1895.)

[268]) Militär. Korrespondenz. III A. Nr. 194.

[269]) „ „ III A. Nr. 253.

[270]) Roons Denkwürdigkeiten. II. 473.

[271]) General der Inf. v. Blume: Vom Generalstabe des Gr. Hauptquartiers im Kriege 1870/71. Denkwürdigkeiten. V. 279 f.

[273]) v. Moltke: Über den angeblichen Kriegsrat in den Kriegen König Wilhelms I. (Denkwürdigkeiten. III. S. 428.)

[273]) Deutsche Rundschau. Oktober 1888.

[274]) Aufzeichnungen des Generals der Inf. v. Verdy. (Denkwürdigkeiten. V. S. 278.

[275]) } v. Blume a. a. O. S. 281 u. 285.
[276]) }

[277]) Tagebuch weiland Kaiser Friedrichs a. a. O.

[278]) Denkwürdigkeiten. IV. S. 201 f.

[279]) Vgl. S. 468.

[280]) Denkwürdigkeiten. IV. S. 205.

[281]) Militär. Korrespondenz. III B. hinter Nr. 486.

[282]) „ „ III B. vor Nr. 454, welche Moltkes Antwort enthält.

[283]) v. Moltke: Über den angeblichen Kriegsrat. (Denkwürdigkeiten. III. S. 427.)

[284]) Militär. Korrespondenz. III B. Nr. 515.

[285]) Ebenda. Nr. 473.

[286]) v. Wilmowski: Feldbriefe 1870. (Berlin 1898.)

[287]) Graf Roon a. a. O. II. 515.

[288]) Militär. Korrespondenz. III B. Nr. 486. Die Wiedergabe der Schriftstücke erschien geboten, weil die Beschießungsfrage eine der wenigen Punkte ist, in der die öffentliche Meinung nicht durchweg auf der Seite Moltkes gestanden hat. In diesen Briefen kommt das Für und Wider am einfachsten und klarsten zum Ausdruck. Vgl. dazu noch: Hoenig: Der Volkskrieg an der Loire. III. S. 67—107, und v. Blume: Die Beschießung von Paris. (Berlin 1899.)

[289]) Graf Roon a. a. O. II. 516/7.

[290]) Denkwürdigkeiten. IV. S. 210 f.

[291]) } Tagebuch weiland Kaiser Friedrichs a. a. O.
[292]) }

[293]) Toeche-Mittler: Die Kaiserproklamation in Versailles. (Berlin 1896.)

[294]) Denkwürdigkeiten. IV. 214.

[295]) Militär. Korrespondenz. III C. Nr. 718.

[296]) Abdruck im Milit. Wochenblatt v. 29. Febr. 1896.

[297]) Denkwürdigkeiten. I. S. 269.

[298]) Militär. Korreſpondenz. III C.

[299]) Ebenda. Nr. 803.

[300]) Ebenda. Nr. 807.

[301]) v. Moltke: Geſchichte des deutſch-franzöſiſchen Krieges. (Denkwürdigkeiten. III. Schluß.)

[302]) Der Deutſch-Franzöſiſche Krieg, hrsg. v. Gr. Generalſtabe. I. S. 380.

[303]) Schreiben des F.-M. Moltke an den Kapitän Filippo Gazurelli, Verf. von ‚L'initiativa'. (Perugia 1873.)

[304]) Ebenda.

[305]) Moltkes militäriſche Korreſpondenz zeigt deutlich, wie viele Telegramme ſich verſpäteten oder ganz verloren gingen.

[306]) Näheres über Moltkes Befehlsführung vgl. oben S. 405, ferner bei v. Blume: Über Moltkes militäriſche Korreſpondenz (Milit. Wochenbl. 2. Jan. 1897) und v. Kleiſt: Zur Beurteilung der Moltkeſchen Heerführung im Jahre 1870. (Vortrag in der militär. Geſellſchaft zu Berlin am 14. Oktober 1896.)

[307]) Denkwürdigkeiten. III. 81 u. 424 und Kriegsgeſchichtliche Arbeiten. III, 2. S. 211 f. Es heißt da: „Es erneuerte ſich in dieſem Feldzuge wie in dem von 1866 die Erfahrung, welche Erſchwernis daraus erwächſt, wenn zahlreiche Fürſtlichkeiten oder hohe Militärperſonen, die kein Kommando führen, mit ihrem Gefolge und Troß das Hauptquartier auf die Stärke einer Kavallerie-Diviſion anſchwellen. Ein ſolches Hauptquartier kann nicht mehr nach militäriſchen Rückſichten bewegt werden; es iſt nur in größeren Städten unterzubringen, wo dann noch immer diejenigen, welche die Arbeit haben, das ſchlechtere Unterkommen finden, und ſelbſt die höheren Kommandobehörden ausquartieren müſſen. In Fällen, wo die Teilung eines ſolchen Hauptquartiers durch die Umſtände unabweislich geboten war, brachten dann Etiketterückſichten es mit ſich, daß Generale, die tatſächlich auf das Schlachtfeld gehörten, aus den entfernteren Quartieren ſpät, ja gar nicht dort erſcheinen konnten. Wiewohl trotz ſo vieler mit beſonderer Rückſicht zu behandelnder Anweſenden des Königs Majeſtät Selbſt zu jeder Stunde des Tages wie der Nacht für zu treffende Ent-

ſcheidungen dem Chef des Generalſtabes zugänglich war, und obgleich das Geheimnis der beabſichtigten Operationen ſtets vollſtändig gewahrt geblieben iſt, ſo ließ ſich doch nicht vermeiden, daß das Geſchehene und das Vermutete nach individueller Anſchauung in die Heimat und von dort weiter berichtet, und ſo Anſchauungen verbreitet wurden, die eine beſondere Bedeutung erlangen durch die Quelle ihres Urſprunges. Schon allein die ſtarke Inanſpruchnahme des mit den wichtigſten Befehlen vollauf beſchäftigten Telegraphen bildete einen Übelſtand, und es iſt eins der vielen Verdienſte des Generalquartiermeiſters Generalleutnants v. Podbielski, daß er in dieſer Beziehung ohne Rückſichten auf Perſönlichkeiten immer ſtrenge Kontrolle übte. — Laſſen ſich aus politiſchen Rückſichten dieſe Verhältniſſe wohl auch in Zukunft nicht ganz vermeiden, ſo wird es nötig ſein, das große Hauptquartier gleich anfangs in zwei Staffeln zu trennen, in deren erſte nur der Generalſtab, die Adjutantur und der unmittelbare Hofhalt Seiner Majeſtät, dann der Generalinſpekteur des Etappenweſens, der Chef des Feldeiſenbahnweſens, der Generalintendant der Armee und der Chef des Feldtelegraphen ſowie die Stabswache gehören. Ein ſolches Hauptquartier läßt ſich in jedem Orte unterbringen, wo das militäriſche Bedürfnis es erheiſcht. So oft dies zufällig eine größere Stadt iſt, kann dann ohne Nachteil die großartigſte Gaſtfreundſchaft gegen die zweite Staffel geübt werden."

Mit dem Vorſchlage, auch das Miniſterium der auswärtigen Angelegenheiten von der erſten Staffel des Gr. Hauptquartiers auszuſchließen, wäre freilich Fürſt Bismarck gewiß nicht einverſtanden geweſen, weiſt er doch in ſeinen ‚Gedanken und Erinnerungen' lebhaft auf die politiſche Notwendigkeit hin, unmittelbar in den allgemeinen Gang der kriegeriſchen Ereigniſſe eingeweiht zu werden. Er beklagt ſich, daß dies 1870 nicht genügend geſchehen ſei. „Die Verſtimmung gegen mich, die die höheren militäriſchen Kreiſe aus dem Feldzuge 1866 mitgebracht hatten, dauerte während des franzöſiſchen Krieges fort, gepflegt nicht von Moltke und Roon, aber von den Halbgöttern, wie man damals die höheren Generalſtabsoffiziere nannte. Sie würde noch weiter gegangen ſein, wenn ſie nicht in der immer gleichbleibenden weltmänniſchen Höflichkeit des Grafen Moltke eine Korrektur gefunden hätte."

[308]) v. Moltke: Über Strategie. (Kriegsgeſchichtliche Einzelſchriften. III. Heft 13.)

[309]) Henri Doniol: M. Thiers, le Comte de St. Vallier, le Général de Manteuffel: La libération du territoire 1871—73. (Paris 1898.)

[310]) v. Morozowicz: Die Königl. preuß. Landesaufnahme. (Beiheft z. Milit. Wochenbl. 1879.)

[311]) ‚Stilleben in Creiſau'. Denkwürdigkeiten. I. 223—259. Ein ganz vorzüglicher anonymer Aufſatz.

[312]) Fürſt Bismarck: Gedanken u. Erinnerungen. II. 29.

[313]) Denkwürdigkeiten. VII. 25 f.

[314]) Ebenda. VII. 105 f.

[315]) Graf Roon a. a. O. II. 626 u. 628.

[316]) Denkwürdigkeiten. I. 237.

[317]) Karl Bleibtreu: Feuilleton der Köln. Zeitung. 1875. Nr. 573—576.

[318]) Denkwürdigkeiten. I. 249.

[319]) Denkwürdigkeiten. V. 190.

[320]) „ V. 102.

[321]) „ V. 237.

[322]) Fürſt Bismarck: Gedanken und Erinnerungen. II. 92.

[323]) Briefe Moltkes an ſeine Schweſter Auguſte. (Denkwürdigkeiten. VI. 501 ff.)

[324]) Aus Briefen an ſeine Schweſter und ſeinen Bruder Ludwig. (Ebenda.)

[325]) Denkwürdigkeiten. I. 244 f.

[326]) „ V. 291 f.

[327]) Bamberger: Charakteriſtiken. S. 225. (Berlin 1894.)

[328]) Denkwürdigkeiten. VII. 120.

[329]) Ebenda. V. 191.

[330]) „ V. 183.

[331]) „ VII. 75—77.

[332]) „ V. 121.

[333]) „ VII. 36.

[334]) „ VII. 125.

[335]) „ V. 174.

[336]) Denkwürdigkeiten. V. 194.

[337]) Dies berühmte Wort Moltkes ſtammt nicht eigentlich von ihm, wenn es ihm wohl auch ſchwerlich bewußt war, daß er da eine Leſefrucht aus alten Tagen anführte. In dem 1843 zu Berlin erſchienenen geiſtreichen Werke ‚Wehrverfaſſungen, Kriegslehren und Friedensideen im Jahrhundert der Induſtrie' von O. v. Platen heißt es nämlich: „Der ewige Friede iſt eine Idee, welche nicht allein irrtümlich, ſondern auch, recht betrachtet, nicht einmal ſchön iſt." (S. 62.)

[338]) Denſelben Gedanken hat Moltke ſchon 40 Jahre früher ausgeſprochen in ſeiner Abhandlung ‚Deutſchland und Paläſtina' (Allg. Ztg. 1841). Da heißt es: „Man hat geſagt, wenn es keinen Krieg mehr gäbe, ſo würde die Menſchheit ihre moraliſche Energie einbüßen, indem ſie für eine Idee, ſei es Ehre, Treue, Ruhm, Vaterlandsliebe oder Religion ihr Leben zu opfern verlerne. Dies dürfte nicht ganz unbegründet ſein. Übrigens je ſeltener der Krieg in Europa, je nötiger wird es für die überſprudelnde Kraft der jungen Generationen, ein Feld der Tätigkeit zu finden. England hat ſich in allen Weltteilen und auf allen Meeren einen Schauplatz geſchaffen, wo es die nachgeborenen Söhne ſeines Adels verſorgt, den kriegeriſchen Mut ſeiner Jugend erprobt, ſeinem Handel neue Märkte eröffnet". Vgl. übrigens S. 121.

[339]) Denkwürdigkeiten. V. 199.

[340]) Kabinetsordre vom 22. März 1881. Denkwürdigkeiten. I. 276.

[341]) Im J. 1900 hatte die Akademie 14 auswärtige Mitglieder, darunter vier Deutſche: den Generalfeldmarſchall Grafen Leonh. v. Blumenthal, die Generale der Infanterie Julius v. Verdy du Vernois und Hermann v. Blume ſowie den Oberſtleutnant Dr. Max Jähns.

[342]) Denkwürdigkeiten. V. 289 f.

[343]) „ VII. 28.

[344]) „ I. vor S. 255.

[345]) „ VII. 80.

[346]) „ IV. 313. Brief an Ludwig v. Moltke v. 30. Mai 1884.

[347]) Denkwürdigkeiten. I. 247.

[348]) „ Ebenda und V. 287.

[349]) Briefe an Ludwig und Wilhelm von Moltke. Denkwürdigkeiten. IV. 315 u. V. 123.

[350]) Denkwürdigkeiten. VII. 83.

[351]) Ebenda. 131.

[352]) Denkwürdigkeiten. V. 124.

[353]) Major Helmuth v. Moltke in der Vorrede zur ‚Geschichte des Deutsch-Französischen Krieges vom General-Feldmarschall Grafen v. Moltke'. Berlin 1891. (III. Band der Denkwürdigkeiten.)

[354]) Aufzeichnung vom 12. März 1888. Facsimile in den Denkwürdigkeiten. I. 284.

[355]) Schreiben v. 24. März 1888. (Denkwürdigkeiten. IV. 319.)

[356]) Denkwürdigkeiten. I. 285.

[357]) „ I. 286. Mit Facsimile des kaiserl. Handschreibens.

[358]) Denkwürdigkeiten. I. 327.

[359]) „ V. 300.

[360]) „ I. 259.

[361]) Näheres in ‚Moltkes neunzigste Geburtstagsfeier am 26. Oktober 1890'. Ein Erinnerungsblatt. Als Handschrift gedruckt. 1891. E. S. Mittler u. S. — Ferner in den Denkwürdigkeiten. I. 297—319.

[362]) Für diese Glückwünsche dankte Moltke in einem Schreiben an den Oberbürgermeister von Berlin. v. Forckenbeck, mit den Worten: „Ich fasse die Adressen auf als einen Ausdruck der Erinnerung an jene Zeit, wo unser Vaterland aus trauriger innerer Zersplitterung heraus sich erhob .... In diesem Sinne nahm ich die Huldigung gern an, die mir, als dem ältesten Soldaten der Armee, gebracht worden ist.

[363]) Das vom Generalstabe herausgegebene ‚Erinnerungsblatt' bringt aus zwanzig damals erschienenen Festartikeln Auszüge und druckt den Aufsatz der Kölnischen Zeitung aus der Feder des Oberstleutnants Dr. Max Jähns, „der von allen Äußerungen der Tagespresse als die eingehendste Würdigung gelten darf," in den Anlagen vollständig ab. Es wird das hier ausdrücklich hervorgehoben, weil

jener Aufſatz der Würdigung Moltkes als Feldherr zugrunde liegt, welche ſich auf S. 567—580 dieſes Buches findet.

[364]) Was die Bibel betrifft, ſo handelt es ſich eigentlich nur um das Neue Teſtament, welches Moltke in dem von ſeiner Gemahlin benutzten Exemplare ſtets zur Hand hatte. Auf dem vorgehefteten weißen Blatte hatte er vier Sprüche eingetragen, als erſten das Wort aus dem II. Briefe an die Korinther (12, 9): Meine Kraft iſt in den Schwachen mächtig. — Die Iliade hatte er zuerſt als neunjähriger Knabe, natürlich in einer Überſetzung geleſen. — Die Anführung der Werke von Littrow und Liebig entſpricht ſeiner eingehenden Beſchäftigung mit Naturwiſſenſchaften. Bemerkenswert aber iſt es, daß Clauſewitz' ‚Über den Krieg' überhaupt das einzige militäriſche Buch iſt, das er anführt. Das beſtätigt meine S. 569—572 ausgeſprochene Meinung von dem tiefgreifenden Einfluſſe dieſes Denkers auf Moltke.

[365]) Zuſammengeſtellt von Dr. Theodor Toeche-Mittler in den ‚Denkwürdigkeiten'. I. 337 f.

[366]) Major Helmuth v. Moltke: Der letzte Lebenstag. (Denkwürdigkeiten. I. 329.)

[367]) Dies Wort, das Moltke gern anführte, hatte, ſeiner Erzählung nach, ein Dragoner-Regiment dem großen Könige zugerufen, als es mit vielen eroberten Standarten nach der Schlacht von Roßbach an ihm vorüberzog. Er hatte ſich nämlich kurz vorher ſehr ungnädig über das Regiment geäußert und geſagt: es tauge nichts; die Kerle ſeien alle Säufer! — So war denn faſt das letzte, was ‚der große Schweiger' geſprochen hat, ein derbes ſoldatiſches Scherzwort. Zehn Minuten darauf verſchloß die feinen Lippen das ewige Schweigen.

Personen- und Sachregister

(Die Namen und Titel aus der Bibliographie sind hier nicht aufgeführt.)

(Die Zahlen beziehen sich auf die Seiten.)

A

Abdul Medschid, Sultan 100.
Abschiedsgedanken Moltkes 155. 160. 350.
Abschiedsgesuch 619. 641.
Abteilung für Kriegsgeschichte 245.
Adiaman 68.
Akademie der Kriegswissenschaften in Schweden 618.
Albert, Kronprinz und König von Sachsen 407. 468. 500. 534. 649. 666.
Allg. Kriegsdepartement 243.
Alsen 343.
Alter von Feldherrn 434. 673.
v. Alvensleben, General 399.
Armee-Hauptquartier 287.
v. Auer, Adjutant 352.
Aufmarsch gegen Frankreich 454. 456. 462.
Aufmarsch gegen Frankreich und Österreich 427. 464.
Aufmarsch gegen Österreich 293
Augustenhof 11.

B

Balkan 48.
Ballhorn, Ghrt. 20. 105.
Balmoral 191.
Bar le Duc 504.
Bazaine 477. 588.
Beaumont, Schlacht 507.
Beaune la Rolande, Schlacht 542.
Benedek 378, 401.
v. Bergh, Leutn. 47.
Bericht Moltkes über seine Tätigkeit im Orient 105.
Berlin 18. 180. 194.
v. Bernhardi 221. 274. 300. 357. 374.
Beschießung von Paris 531. 536. 545. 552.
Bestattung Moltkes 666.
Bethusy-Huc, Graf 380.
Bild Moltkes von Lauchert 176.
Biredschik 69. 82. 83. 87.
v. Bismarck, Fürst 392. 415. 425. 471. 515. 638.

v. Blumenthal, General 330. 333. 466.
Bluntſchli 614.
Bourbaki 551.
Bosporus, Karte vom 57, 151.
v. Boyen 424.
Brandenburg, Miniſterium 164.
Bremen 646.
Breslau 220.
‚Briefe über Zuſtände und Begebenheiten in der Türkei‘ 106.
v. Bronſart, Oberſtlt. 513.
Brünn 423.
Bruſſa 56.
Budapeſt 48.
Bujukdere 57. 60.
Bukareſt 48.
Bulgarien 59. 63.
Bundesexekution in Holſtein 332.
Bundeskriegsweſen 443.
Burt, John Heyliger, Esqu. 40. 177.
Burt, Marie, Gattin Moltkes 112 ff. 122. 126. 126. 139. 146. 155. 162. 164. 174. 177. 444. 459. 467.
v. Burt, Henry 177. 461. 625/26.

C

v. Canitz, Major 20.
Canrobert 218.
Caſtrametator 235.
Chanzy, General 551.
Chosref Paſcha 49. 54.
de Claer, Adjutant 468.
v. Clauſewitz, General 20. 242. 568 ff. 654.
Colombey-Nouilly 481.
Conſularius 235.
Coulmiers 536.
Conneſtable 236.
Creiſau 450. 453. 467. 596. 613. 628. 645. 646.

D

Däniſcher Krieg. Allg. Betrachtungen 352.
Dardanellen 56. 63.
‚Darſtellung des Feldzuges 1839‘ 101.
Denkmal Moltkes in Parchim 599, in Köln 619.
Denkſchrift 1857. Bedeutung der oberrhein. Feſtungen 262.
Denkſchrift 1858. Aufmarſch gegen Frankreich 265.
Denkſchrift über den Krieg mit Dänemark 319. 326.
Denkſchrift v. 23. Mai 1864 über Fortführung des Krieges 341.
Denkſchrift v. 14. April 1866 über die Lage 376.
Denkſchrift v. 8. Auguſt 1866 427.
‚Deutſche Grenzfrage‘ 119.
‚Deutſch-franzöſiſcher Krieg‘ 617.
‚Deutſchland und Paläſtina‘ 121.
Diarbekir 70.
Dichtungen Moltkes 41.
Djeſireh 71.
Direktiven 405. 575.
Direktiven vom 17. Dezbr. 1870 544.

Diviſionsſchule zu Frankfurt a. O. 26.
v. Doering, Oberſt 396. 466.
v. Dohna, Graf, Feldmarſchall 188.
‚Donaumündungen‘ 122.
Dotation 433. 585.
Drummond 654.
Düppel 335.

E

Einheitszeit 662.
Einzug in Berlin 432. 566.
‚Eiſenbahnen‘ 128.
Eiſenbahnverſtaatlichung 610.
Eiſenbahnen, ſtrategiſche 447. 579.
Elblinie als Flankenſtellung 296.
Elſaß-Lothringen 121. 220. 275.
Erman, Phyſiker 20.
Eugenie, Kaiſerin 217.
Euphrat 69. 74. 81.
Evangeliſche Alliance 604.

F

Faidherbe, General 551.
Felddienſtordnung 583.
Feldherr 229. 567. 669.
‚Feldzug 1809‘ 289.
Ferrières 524.
Fiſcher, Hauptm. 62.
Flankenſtellung 296. 298.
Florisdorf 425.
Föhr, Seebad 27.
Frankfurt a. O. 19.
Frankreich, Reiſe durch 149.
‚Freunde, die beiden‘ Novelle 23.
Friedrich Karl, Prinz 181. 322. 330. 340. 477. 489.
Friedrich Wilhelm IV., König 187.
Friedrich Wilhelm, Kronprinz 181. 188. 192. 196. 201. 220. 226. 390. 477. 639. 640.
v. Frobel 23.
Frontdienſt 33. 41. 77.

G

Garibaldi 551.
Gaſtein 287.
Gebietiger 235.
Generalquartiermeiſterſtab 239.
Generalſtab 28. 233—251.
Generalſtabsgebäude in der Behrenſtraße 255.
Generalſtabsgebäude am Königsplatz 455. 583.
Generalſtabsreiſe in Sachſen 468.
Geſchichte des deutſch-franzöſ. Krieges 617. 636.
‚Geſch. des Krieges 1866‘ 452.
‚Geſch. des Krieges gegen Dänemark 1848/49‘ 316.
‚Geſch. des ruſſiſch-türk. Feldzuges‘ 129.
Geſellſchaftsleben 630.
Geteilter Vormarſch 401.
v. Geuſau, Generalquartiermeiſter 241.
Gibbon (Überſetzung) 38.
Gitſchin 398. 408.
Glinicke 116.
v. Gliszynski, Major 167.
v. Goeben, General 432, 466.
Goethe 31. 126. 590. 645.

Goubareff 617.
Gravelotte-St. Privat 484.
v. Gneiſenau, Chef des Generalſtabs 244.
v. Grolman, Chef des Generalſtabs 245.
Guides 240.

H

Hadj Ali Paſcha 76.
Hafiß Paſcha 66. 82.
Harz 117.
Hauptquartier 287. 385. 577.
Heereserneuerung Wilhelms I. 299.
Heerführerſchaft in Deutſchland 285.
Hegermann-Lindencrone, General 14.
Heinrich, Prinz von Preußen 133. 145.
Helgoland, 117.
Hochzeit Moltkes 126.
Hofkriegsrat 236.
‚Holland und Belgien' Flugſchrift 35.
Huyns Denkſchrift 332.

I

Ibrahim Paſcha 52. 85.
Idſtedt, Schlacht 171.
Imperatorik 577. 580.
‚Innere Linie' 409. 466. 603.
Initiative 576.
Italieniſcher Hof 595.
Itzehoe 122. 167.
Jülich, Belagerungsübung 292.

K

Kaliſch, Lager 43.
Karput 65. 66. 73.
Kanäle, norddeutſche 626.
Kilikiſche Päſſe 76.
Klein-Aſien, Karte 77. 182. 182.
Knickebein, Paſtor 13.
Koblenz 153.
Kolding 331.
v. Kamecke, Leutnant 38.
Kölner Dom 149.
‚Kompendium über milit. Aufnahmen' 28.
Königgrätz 408 ff.
Konia 76.
Königsmanöver i. J. 1861 302.
Konſtantinopel 49. Aufnahme von 59. 128.
Kopenhagen 13. 41.
v. Kospoth, gräfl. Familie 30.
v. Krauſeneck, Chef des Generalſtabs 33. 39. 248.
Kriegführung 569. 674.
Kriegsminiſterium 243. 388.
Kriegsplan 260.
Kriegsrat 412.
Kriegsſchule in Berlin 20.
Kriegsſpiel 49.
Krigsvetenskaps-Akademien 618.
Krimkrieg 179.
Kurden 71. 74. 121.
Küſtenverteidigung 290.

L

Laeken 192.
Landkadettenkaſerne 14.

Laue, Hauptm. 89. 105.
Lauſitz 42.
v. Lecoq, General 242.
Legaten 234.
Leibwächter Alexanders d. Gr. 234.
Lombardiſcher Krieg 271.
London 192. 196.
Lorenz, General 13.
Lübeck 11.
Luthertum 222.
Luxemburger Frage 441.

M

Mac-Mahon 477. 504. 511.
Magdeburg 162. 167.
Mahmud II., Sultan 51. 57. 79.
Mans, Le 551.
Malatia 68. 74. 75.
v. Marwitz, General 19.
v. Maſſenbach, Oberſt 242.
Maſuren 293.
Mehemed Ali von Ägypten 51.
Metz 500. 503. 534.
‚Milit.-polit. Lage des osman. Reiches‘ 122.
Miniſterrat 1865 362; 1866 370.
Mobilmachungsplan 261.
Mobilmachung von 1850 175.
Mohar 234.
Moltke. Vorfahren 1—3.
Helmuth der Ältere 5.
Friedrich, Vater des Helden 4. 27. 104.
Henriette, Mutter des Helden vgl. Paſchen.
Helmuth Karl Bernhard, Freiherr 9.
Kadett 13.
Page 16.
Dän. Leutnant 16.
Preuß. „ 19.
Kriegsſchüler 20.
Diviſionsſchullehrer 26.
Premierleutnant im Generalſtab 39.
Hauptmann 41.
Müſteſchar 65.
Direktionsmitglied der Hamburger Bahn 115.
Major 126.
Adjutant beim Prinzen Heinrich 134.
Beim Generalſtab VIII. Armeekorps 151.
Abteilungschef im Großen Generalſtab 159.
Chef des Generalſtabs IV. Armeekorps 162.
Oberſtleutnant 176.
Oberſt 178.
Adjutant beim Prinzen Friedrich Wilhelm 189.
Generalmajor 201.
Mit Führung der Geſchäfte des Generalſtabs beauftragt 225.
Chef des Generalſtabs 227.
General-Leutnant 276.
Chef des Stabes beim Oberkommando in Dänemark 340.

General der Infanterie 385.
Chef des Grenadier-Rgts. Kolberg 433.
Ehrendoktor der Univ. Halle 448.
50jähriges Dienſtjubiläum 461.
Chef des Generalſtabs im Großen Hauptquartier S. M. des Königs 475.
Siebzigſter Geburtstag 533.
Erhebung in den Grafenſtand 535.
Ehrenbürger von Magdeburg und Worms 535.
Ehrenbürger von Leipzig, Hamburg, Berlin, Görlitz, Schweidnitz, Lübeck und Bremen 566.
Generalfeldmarſchall 566.
Chef des Infanterie-Regts. Rjäſan 585.
Mitglied der ruſſiſchen Akademie der Wiſſenſchaft 585.
Mitglied des preuß. Herrenhauſes 585.
Mitglied der Akademie der Wiſſenſchaften in Berlin 592.
60jähriges Dienſtjubiläum 607.
Mitglied der Akademie der Kriegswiſſenſchaften 618.
25jähriges Jubiläum als Chef des Generalſtabs 627.
Kanzler des Schwarzen Adlerordens 628.
Präſes der Landesverteidigungskommiſſion 642.
70jähriges Dienſtjubiläum 643.
Chef des öſterr. Infanterie-Regts. Nr. 71. 645.
Neunzigſter Geburtstag 647.
Ehrenbürger von München, Breslau, Chemnitz und Memel 652.
à la suite des Seebataillons 662.
Tod 666.
Vgl. übrigens ‚Orden‘
Marie, Gattin des Helden, vgl. Burt.
Wilhelm, dän. Offizier
Friedrich, Kammerherr
Adolf, desgl. und Landrat
Ludwig, desgl. und Geheimrat
Magdalene, verw. Bröker
Auguſte, verw. Burt
} Geſchwiſter des Helden, beſonders oft als Empfänger ſeiner Briefe genannt.
Wilhelm, Helmuth } Söhne Adolfs 667, 626
Moltke, Fort bei Straßburg 589. Schiffe 589. 602.
Muſik 31. 632.
Moſſul 70.
Moskau 209.
v. Müffling, gen. Weiß, Chef des Generalſtabs 29. 31. 246.
v. Mühlbach, Hauptm. 61.

N

Nachod 407.
Napoleon I. 672.
Napoleon III. 216. 441. 518. 520.
Nationalverſammlung 159.
Nebenetat des Gr. Generalſtabs für wiſſenſchaftl. Zwecke 440.
Neunzigſter Geburtstag 647.
Nicäa 56.
Niel, Marſchall 448. 456.
Niſib 84. 93.
Noiſſeville, Schlacht 522.
Nordoſtſee-Kanal 589.

O

Oberſalzbrunn 21.
Obrocziewska, Staroſtin 22. 32.
d'Olivet, Charlotte 4.
Operationsentwurf gegen Dänemark 321.
Orden.
Johanniterkreuz 41.
Niſchan mit Brillanten 58.
Paſcha-Säbel 65. 132.
Pour le mérite 101.
Roter Adlerorden IV. 132.
„ „ II. 226.
Kronenorden I. mit Schwertern 350.
Schwarzer Adlerorden 426.
Ehrenlegion, Großcordon 448.
St. Georgsorden 526.
Großkreuz des Eiſernen Kreuzes 561.
St. Andreasorden 585.
Schwarzer Adler in Brillanten 589.
Pour le mérite für Wiſſenſchaft und Kunſt 592.
Pour le mérite, Großkreuz 607.
Großkreuz des Hohenzollern in Brillanten 635.
Orſowa 48. 100.

P

Paladine 235.
Parchim 5. 599.
Pardubitz 421.
Paris 216. 275. 277. 464. 523. 552. 555. 558.
Parlamentariſche Tätigkeit 600. 663.
Paſchen, Henriette 4. 9. 60. 111.
St. Petersburg 201. 588. 589.
v. Phull, Oberſt 242.
Podol 207.
Poetiſche Überſetzungen Moltkes 125.
Polemarchen 234.
‚Polen, Darſtellung‘ 36.
Pont à Mouſſon 482.
Präſes der Landesverteidigungs-Kommiſſion 542/43.
Preßburg 425.
Preußen, Provinz 189.

Q

Quartiermeiſter 237.
Quäſtor 234.
St. Quentin, Schlacht 554.

R

Ragaz 593.
‚Raſchied-Izzet u. die Pforte' 122.
Rechtsabmarſch der deutſchen Armee 505.
Reichenbach, Gräfin 22.
Reichsmilitärgeſetz 589. 611. 633. 638.
Reichstag 440. 443. 462. 469.
Reille, Graf, General 513.
v. Reitzenſtein, General 225.
Revolutionszeit 157.
Rezonville 498.
v. Reyher, Chef des Generalſtabs 159. 181. 224. 249.
Ritter, Karl 20. 108.
Riviera 627. 631.
Rom 135. 596.
Römiſche Aufnahme 136. 164. 164. 178.
v. Roon, Kriegsminiſter 257. 489.
Rühle v. Lilienſtern 245/46.
Rumelien 59.
Rum Kaleh 68.
Rusko 32.

S

Saarlouis 446. 449.
Sadowa 413.
San Remo 627.
Samſat 68.
Samſun 66.
Sammer 161.
v. Scharnhorſt, Oberſt 242. 244. 386.
Schlacht 569/70. 574.
Schleswig 40. 342.
Schleswig-Holſtein 155. 165. 169/70. 221.
Schneekoppe 23.
Schön-Briefe 30. 47.
Schriftſteller, von Moltke bevorzugte 654.
Sedan, Schlacht 508.
Seeland 353.
Seereiſe im Mittelmeer 147.
Segeberg 458.
Selim III. Sultan 50.
Sève, Anthelme 85.
Siegesdenkmal in Leipzig 643.
Silberne Hochzeit 444.
Skalitz 407.
Smyrna 56.
Soliman (Sève) 85.
Soor 407.
Sozialiſtengeſetz 605.
Spanien 147.
Sprachkenntniſſe 31.
Spicheren 478.
Staatsdienſt 160.
Stab 233.
v. Steinmetz, General 381. 47 479. 482. 487. 489.
Stilleben in Creiſau 587.
Straßburg 526. 602.
Straßburg, Fort Moltke 589.
Strategen 234.
Strategie 573. 580. 602.
Stridfeld, Stammhaus 1.
Süditalien 105.

T

Taktik 573. 580.
Taktiſche Aufgaben 313. 602.
Taurus-Armee 65.
Telegraphenweſen 580.
Tigris 70.
Tiſchreden 619.
Topographie 29. 580.
Topograph. Bureau 29. 30.
Todestag 664.
Toul 526.
Trier 153. 292.
Trautenau 407.
Trochu, General 522.
Troja 63.
Troſtgedanken 655.
Trouville 173.
Tſchimiſchgeſek 80.
Tuilerien 217.

U

Valerien, Ausfall 554.
Varna 56.
Vendôme 551.
v. Verdy du Vernois, General 452.
Verkündigung des Kaiſertums 554.
Vermeſſungen, Zentraldirektorium der 586.
Verſailles, Leben in 526.
Viktor Emanuel 595.
Villiers-Champigny, Ausfall 543.
v. Vincke, Hauptm. 61.
Vionville-Mars la Tour 482.
Völkerrechtliches 592. 603. 614.
Volksbewaffnung 160.
Vorarbeiten für Feldzüge 258.
Vorarbeit für 1866 364.

W

‚Wegweiſer von Rom' 140.
Weißenburg 478.
v. Werder, General 553.
Wien 47. 356.
Wiener Friede 354.
Wilhelm, Prinz von Preußen, König u. deutſcher Kaiſer 178. 189. 492/93. 498. 512. 514. 520. 527. 539. 561. 635. 639.
Wilhelm II. 641. 649. 666.
Wilhelmsſpende 607.
v. Williſen, General 170. 173. 273.
v. Wimpffen, General 512. 515.
Windſor 223.
Wörth 478.
v. Wrangel, General 326. 334. 340.

Z

Zollparlament, beabſichtigte Reden 457.
Zuvorkommungskrieg 593.

Druck von F. E. Haag, Melle i. H.

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin W 35**, Derfflingerstr. 16

Geisteshelden

Bisher erschienen folgende — einzeln käufliche — Biographien:

Anzengruber. 2. Aufl. Von Dr. Anton Bettelheim. 4
Böcklin. Von Henri Mendelsohn. 40
*__Byron.__ Von Prof. Emil Koeppel. 44
Carlyle. 2. Aufl. Von Prof. G. v. Schulze-Gaevernitz 6
Columbus. 2. Aufl. Von Prof. Sophus Ruge. 5
Cotta. Von Minister Dr. Albert Schäffle. 18
Cromwell. Von Prof. Wolfg. Michael. 50|51
Dante. Von Pfarrer Joh. Andr. Scartazzini. 21
Darwin. Von Prof. Wilhelm Preyer. 19
Friedrich der Große. Von Archivdirektor Georg Winter. 52|54
Görres. Von Prof. J. N. Sepp. 23
Goethe. 3. Aufl. Von Prof. R. M. Meyer. Preisgekrönt. 13*|14|15
Grillparzer. Von Dr. H. Sittenberger. 46
Hebbel. Von Prof. Rich. M. Werner. 47|48
*__Herder.__ Von Superintendent Rich. Bürkner. 45
Hölderlin. Reuter. 2. Aufl. Von Dr. Ad. Wilbrandt 2|3
A. v. Humboldt. L. v. Buch. Von Prof. S. Günther. 39
Jahn. Von Dr. F. G. Schultheiß. Preisgekrönt. 7
Kepler. Galilei. Von Prof. Dr. S. Günther. 22
Lessing. Von Privatdozent Dr. K. Borinski. 34|35
*__List, Friedrich.__ Von Karl Jentsch. 41
Luther. I. II, 1. Von Prof. Arn. E. Berger. 16|17. 27
Molière. Von Prof. H. Schneegans. 42
Montesquieu. Von Prof. Alb. Sorel. 20
Mozart. Von Prof. O. Fleischer. 33
Peter der Große. 2 Bde. Von Dr. K. Waliszewski. 30|*31
Schiller. 2. Aufl. 2 Bde. Von Prof. O. Harnack. 28|29
*__Schopenhauer.__ Von Konsul Dr. Eduard Grisebach. 25|26
*__Shakspere.__ Von Prof. Alois Brandl. (2. Aufl. in Vorbereitg.) 8
*__Smith, Adam.__ Von Karl Jentsch. 49
Spinoza. Von Prof. Wilhelm Bolin. 9
Stanley. Von Paul Reichard. 24
Stein. Von Dr. Fr. Neubauer. Preisgekrönt. 12
Tennyson. Von Prof. E. Koeppel. 32
*__Tizian.__ Von Dr. Georg Gronau. 36
*__Turgenjew.__ Von Dr. Ernst Borkowsky. 43
Walter v. d. Vogelweide. 2. Aufl. Von Prof. A. E. Schönbach. 1

Bei Bestellung genügt Angabe der Bandnummer.

Verlag von **Ernst Hofmann & Co.** in **Berlin W 35**, Derfflingerstr. 16

Für die **„Geisteshelden“** befinden sich u. a. in Vorbereitung:

Richard Wagner, von Professor Max Koch.

Uhland, von Professor Erich Schmidt.

Heine, von Dr. Hans Henning.

Hans Sachs, von Professor Max Hermann.

Leonardo da Vinci, von Professor Ed. Solmi.

Preis jedes Bandes: Geheftet M. 2,40
in feinem **Leinenband** (rotbraun oder blau) **M. 3,20**

Die mit * bezeichneten Bände kosten die Hälfte mehr.

Jeder Band ist selbständig und einzeln käuflich.

Die Sammlung kann auch allmählich in beliebigen Zwischenräumen von Wochen oder Monaten bezogen werden.

Um den Bezug sämtlicher Bände zu erleichtern, gestattet die Verlagsbuchhandlung bei **sofortiger Gesamtlieferung** des umfangreichen Sammelwerks bereitwillig Teilzahlungen.

Deutsche Charaktere

Von

Dr. Richard M. Meyer

Prof. a. d. Universität Berlin

292 Seiten Groß-Oktav. — Geh. ℳ 4,50; fein geb. ℳ 6,—

Inhalt: Der germanische Nationalcharakter — Über den Begriff der Individualität — Tannhäuser — Der Kampf um den Einzelnen — Mich. Reinh. Lenz — Friedrich Wilhelm IV. — K. Immermann — Aug. Graf von Platen — Annette von Droste-Hülshoff — Ferd. Freiligrath — Vict. Hehn — Friedr. Rohmer — Paul de Lagarde — Sechzig Selbstporträts — Die Gerechtigkeit der Nachwelt.

Verlag von Ernst Hofmann & Co. in Berlin W 35, Derfflingerstr. 16

Staatsminister

Albert Schäffle

Aus meinem Leben

Mit sechs Bildnissen in Heliogravure, Lichtdruck usw., Autogrammen und faksimiliertem Briefe, Beilagen, authentischen Dokumenten

In zwei Halblederbände gebunden • Preis 20 Mk.

Mitschöpfer der heutigen Nationalökonomie, einer der gründlichsten Kenner der Finanzwissenschaft und der Währungsfragen, voll fruchtbarer Ideen auf dem Gebiete der Gewerbe- und Handelspolitik, liegt Schäffles unerreichte Größe in der Sozialwissenschaft und Sozialpolitik.

Seine realpolitische Begabung führte ihn von der Professur in das Ministerium als geistiges Haupt des Kabinetts Hohenwart. Welch' seltener Mensch muß es gewesen sein, der aus beengenden Verhältnissen hervorgegangen, in seiner schlichten Einfachheit hier zum Mittelpunkt erbitterter politischer Kämpfe eines großen Reiches wurde.

Stolz und bescheiden zugleich, war es ihm gegeben, „frei vom Banne der Parteien und der Schulen, ohne Rücksicht auf die gleich gebrechlichen Dinge der Fürsten- und der Volksgunst, unempfänglich für die Reizung des Mammons und der äußeren Ehrungen, für die Verwirklichung der Ideen, die ihm als feuriger Kern ins Herz gelegt waren, zu leben, dafür die Schranken des Vorhandenen zu durchbrechen, neuem Leben die Bahn frei machen zu helfen".

Schäffle hat uns als Vermächtnis eine Schilderung seines Lebens hinterlassen. Ein Stück Weltgeschichte wird vor unseren Augen entrollt, bekannte Tatsachen werden in neue Beleuchtung gerückt. Wie Deutschland geworden ist und wie Österreich sich gewandelt hat in den letzten fünfzig Jahren wird uns von einem Zeitgenossen erzählt, der selbst eine hervorragende Rolle dabei gespielt hat.

An allen politischen Ereignissen hat er lebhaften Anteil genommen und geholfen, den stolzen Bau der deutschen sozialpolitischen Arbeitergesetzgebung aufzurichten. Seine letzte Tat galt dem deutschen Volk: es war eine von überlegener Beherrschung des gewaltigen Stoffes zeugende Schrift über den neuen deutschen Zolltarif.

Verlag von Ernſt Hofmann & Co.
Berlin W 35, Derfflingerſtr. 16

Im Mai 1906 wird erſcheinen:

Cromwell

Von

Dr. Wolfg. Michael

Profeſſor an der Univerſität Freiburg

Mit 3 Abbildungen

(Bd. 50/51 der „Geiſteshelden")

Geheftet M. 4,80; fein gebunden M. 6,40

Verlag von Ernſt Hofmann & Co.
Berlin W35, Derfflingerſtr. 16

Im Mai 1906 wird erſcheinen:

Friedrich der Große

Von

Dr. Georg Winter

Direktor des Kgl. Staatsarchivs zu Osnabrück

(Bd. 52—54 der „Geiſteshelden“)

Vorausſichtlicher Preis:

Ausgabe in 3 Bänden:

geheftet M. 8,40; fein gebunden M. 11,20

Illuſtr. Prachtausgabe in 2 Bände gebd.:

M. 12,50

DD219
.M7J2

Fri 1/67, DO

GRADUATE
RESERVE

CANCELLED

3 2000 005 530 748

Digitized by Google